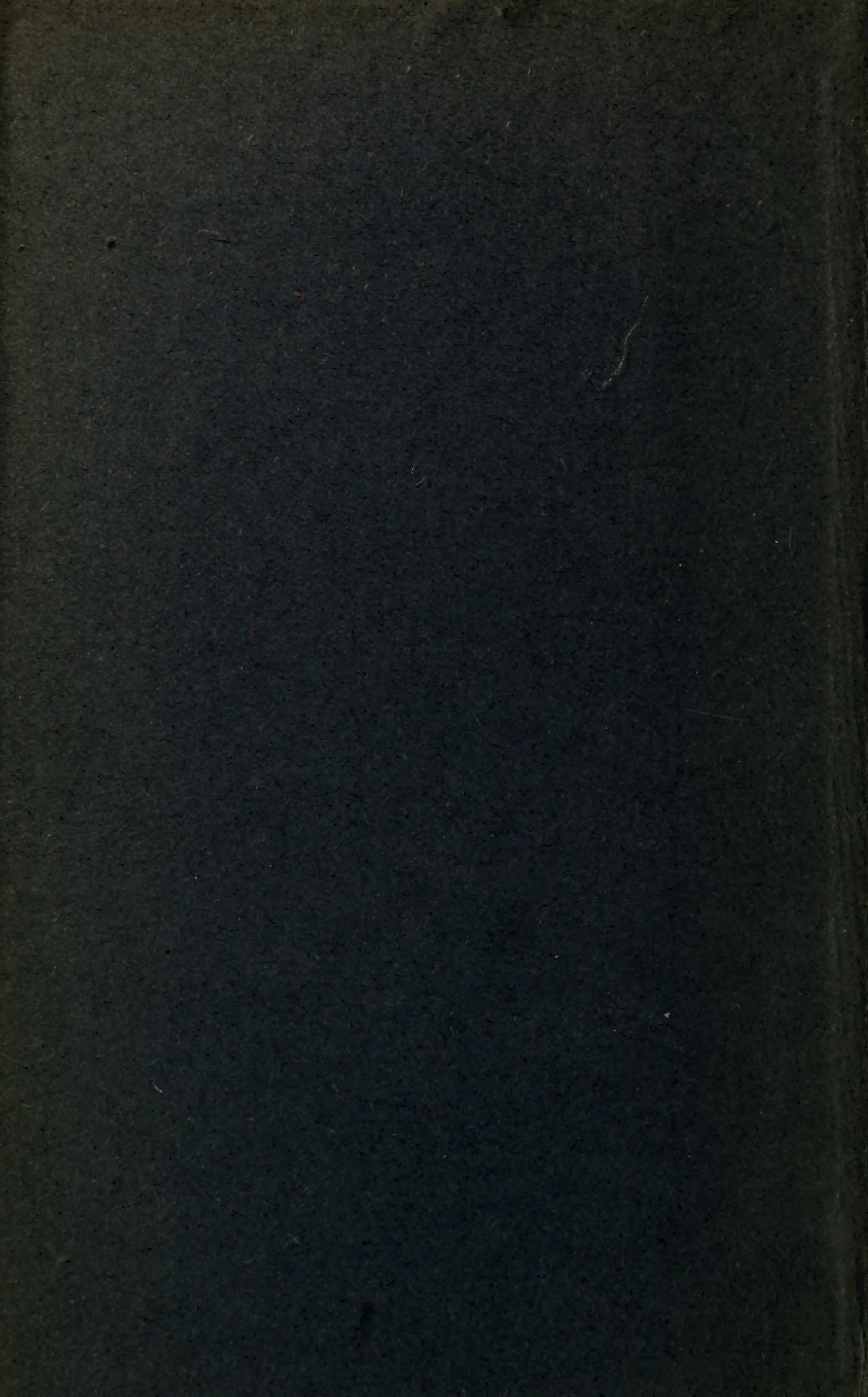
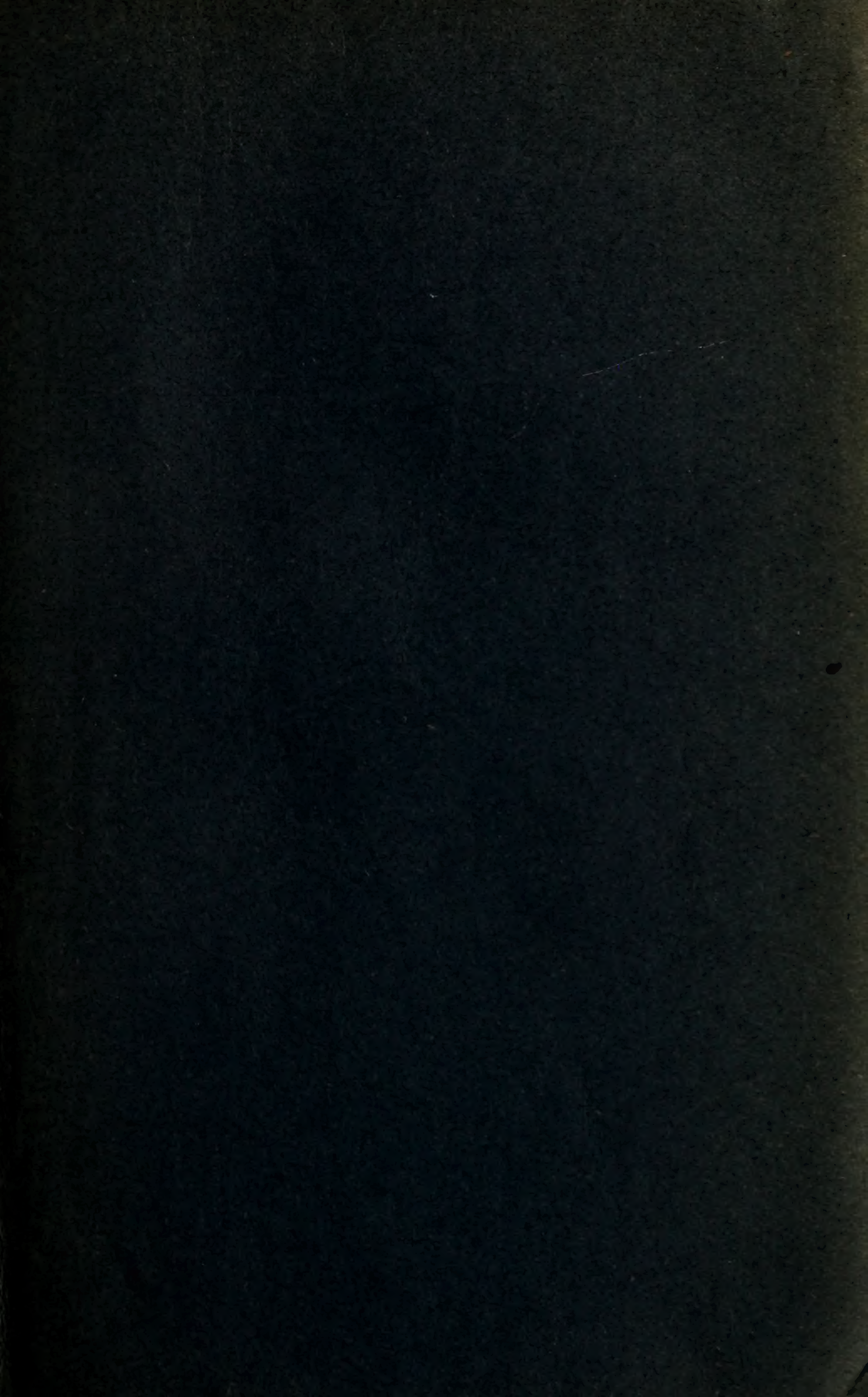
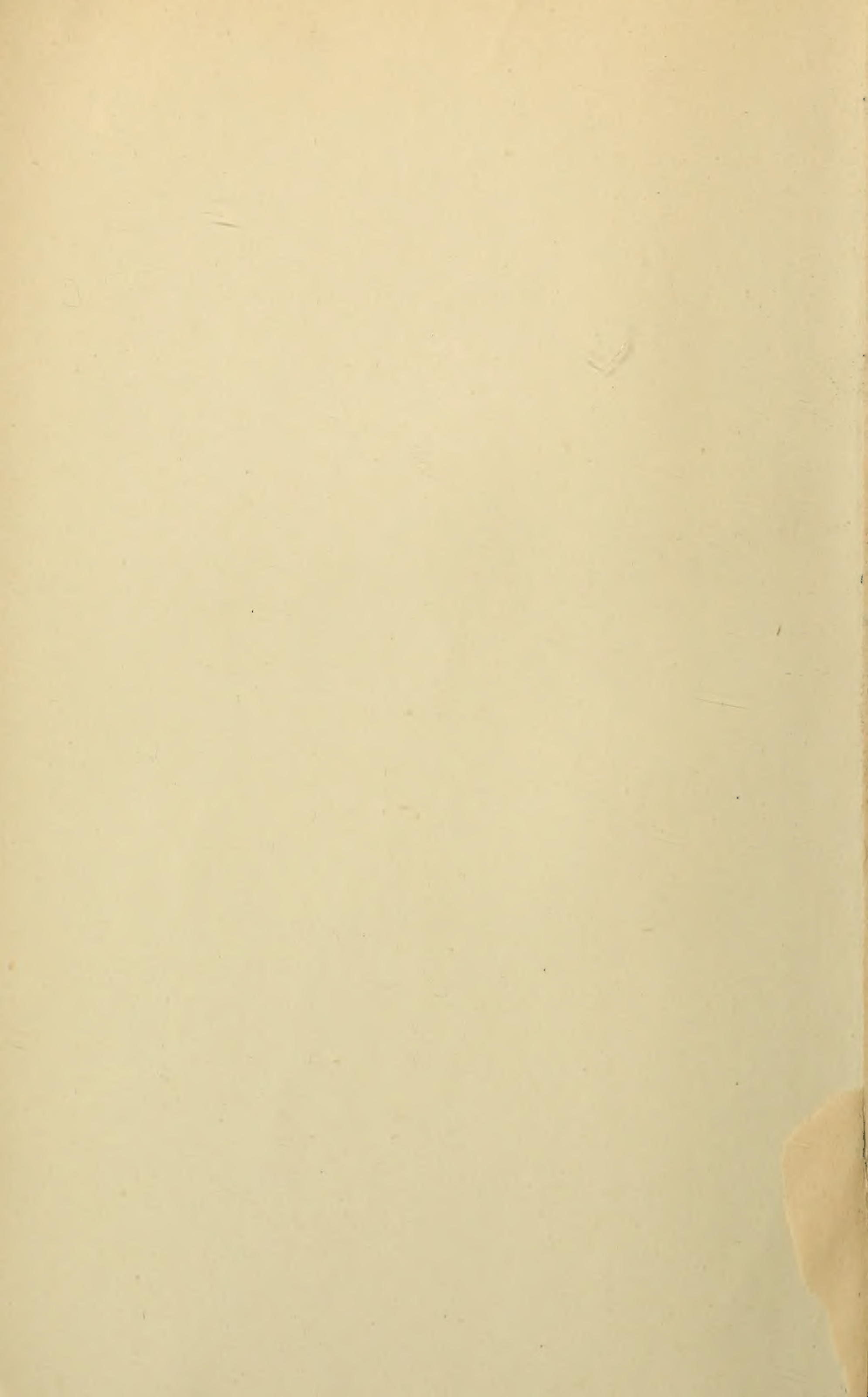


E. T. A. Hoffmann's Schriften







Die

Serapions-Brüder.

Gesammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Dritter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1872.

E. T. A. Hoffmann's

gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

Die Serapions-Brüder.

Dritter Band.

Fünfter Abschnitt.

Aufs neue hatte das Leben in seiner stets wechselnden Gestaltung die Freunde auseinander geworfen. Sylvester war zurückgegangen aufs Land. Ottmar in Geschäften verreiset, Cyprian desgleichen, Vinzenz zwar am Orte, aber wieder einmal nach seiner gewöhnlichen Weise im Gewühl verschwunden und nicht aufzufinden. Nur Lothar pflegte den kranken Theodor, den ein lange bekämpftes Uebel doch zuletzt auf das Lager gebracht, das er nun so bald nicht wieder verlassen durfte.

Mehrere Monate waren vergangen, da kehrte Ottmar, der eigentlich durch seine schnelle unerwartete Abreise die Zerstörung des Klubbs begonnen, zurück und fand, statt wie er gehofft die Serapionsbrüderschaft in vollem Flor anzutreffen, einen kaum genesenen Freund, der die Spuren harter Krankheit noch im bleichen Antlitz trug und den die Brüder verlassen, bis auf einen, der ihm mit allen Ergießungen einer mürrischen Laune gar hart zusetzte.

Lothar befand sich nemlich wieder in der seltsamen Seelenstimmung, in der er überzeugt war, das ganze Leben werde schaal und ungenießbar durch die ewigen moralischen Foppereien des feindlichen Dämons, den die Natur dem Menschen, den sie behandle wie ein unmündiges Kind, zur Seite gestellt als pedantischen Hofmeister, und der nun wie dieser die süßen Makronen versetze mit bittrer Arzenei, damit der Junker einen Ekel davor empfinde, nicht mehr davon genieße und so den guten Magen conservire.

Was für eine heillose Idee, so rief Lothar, als Ottmar ihn bei Theodor traf, im höchsten Unmuth aus, was für eine heillose Idee war es, uns, jede Kluft, die die Zeit geschaffen, schnell überspringend, so nahe wieder aneinander, ineinander, möcht' ich sagen, zu rücken. Dem Cyprian verdanken wir den Grundstein des heiligen Serapion, auf den wir ein Gebäude stützten, das für das Leben gebaut schien und

zusammenstürzte in wenig Monden. Man soll sein Herz an nichts hängen, sein Gemüth nicht hingeben dem Eindruck fremder Erregung, und ich war ein Narr, daß ich es that. Denn gestehen muß ich euch, daß die Art, wie wir an unsern Serapions-Abenden zusammenkamen, mein ganzes Innres, mein ganzes Wesen so in Anspruch genommen hatte, daß, als die würdigen Brüder sich so plötzlich zerstreut in alle Welt, mir wirklich das Leben ohne unsere Brüderschaft eben so erschien wie dem melancholischen Prinzen Hamlet, nehmlich ekel, schaal und oberflächlich!

Da, nahm Ottmar lachend das Wort, da kein Geist aus dem Grabe gestiegen ist und dich in mitternächtlicher Weile zur Rache gemahnt hat, da du keine Geliebte ins Kloster schicken, keinen meuchelmörderischen König mit einem vergifteten Rappier niederstoßen darfst, so magst du auch die Melancholie des Prinzen Hamlet aufgeben und bedenken, daß es der gröbste Egoismus seyn würde, jedem Bunde, den in Herz und Gemüth gleich gestimmte Seelen schließen, deshalb zu entsagen, weil der Sturm des Lebens ihn zerstören kann. Der Mensch darf nicht bei jeder leisesten unsanften Berührung die Fühlhörner einziehen, wie ein schüchternes überempfindliches Käferlein. Und gilt dir die Erinnerung an in froher herrlicher Gemüthlichkeit verlebte Stunden denn für gar nichts? Stets auf meiner ganzen Reise habe ich an Euch gedacht. An den Abenden des Serapions-Klubbs, den ich in vollem Flor glaubte, habe ich mich unter Euch versetzt, allerlei buntes ergötzliches vernommen und Euch auch wohl mit manchem erfreut, was mir gerade der Geist gegeben. — Doch was schwatze ich! — was schwatze ich! — Ist denn wohl in Lothars Seele nur das mindeste von dem, was der augenblickliche Unmuth aus ihm spricht? — Sagt er nicht selbst, daß nur unsere Trennung ihn verstimmt hat?

Theodors Krankheit, fiel Lothar dem Ottmar ins Wort, die ihn dem Grabe nahe brachte, war eben auch nicht dazu geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu versetzen.

Nun, sprach Ottmar, Theodor ist genesen, und was den Serapions-Klubb betrifft, so weiß ich gar nicht, warum er nicht für schön und vollständig geachtet werden sollte, wenn drei würdige Brüder sich versammeln und so die Brüderschaft aufrecht erhalten?

Ottmar, sprach Theodor, hat vollkommen Recht, es ist ganz un-

umgänglich nothwendig, daß wir nächstens uns versammeln auf serapiontische Weise. Was gilts, dem wackern Kern, den wir bilden, entkeimt wieder ein lebensfrischer Baum mit Blüten und Früchten. Ich meine, der Zugvogel Cyprian kehrt wieder heim, dem Sylvester wird es draußen bange und er sehnt sich, wenn die Nachtigallen schweigen, nach anderer Musik, und Vinzenz taucht auch wohl wieder auf aus den Wogen und gackert sein Liedchen!

Thut, sprach Lothar etwas sanfter als zuvor, thut was ihr wollt, nur verlangt nicht, daß ich etwas damit zu schaffen haben soll. Dabei will ich aber seyn, wenn ihr Euch serapiontisch versammelt, und ich schlage vor, daß, da Freund Theodor so viel als möglich in der freien Luft seyn soll, dies im Freien geschehe.

Die Freunde bestimmten den letzten Mai, der in wenigen Tagen einfiel, als die Zeit, einen schönen beinahe gar nicht besuchten Gastgarten aber, als den Ort ihrer nächsten serapiontischen Zusammenkunft.

Ein Gewitter hatte, schnell vorüberziehend und Baum und Gebüsch nur mit einigen schweren Tropfen Himmelsbalsams besprengend, die drückende Schwüle des Tages abgekühlt. Im herrlichsten Glanz stand der schöne Garten, den der liebliche Wohlgeruch des Laubes, der Blumen durchströmte und zwitschernd und trillerirend rauschten die bunten Vögel durch die Büsche und badeten sich in den benetzten Zweigen.

Wie, rief Theodor, nachdem er mit den Freunden in dem Schatten dickbelaubter Linden Platz genommen, wie fühle ich mich so durch und durch erquickt, jede Spur des leisesten Uebelbefindens ist verschwunden, es ist als sey mir ein doppeltes Leben aufgegangen, das in reger Wechselwirkung sich selbst erst recht faßt und empfindet. In der That man muß so krank gewesen seyn als ich, um dieses Gefühls fähig zu werden, das Geist und Gemüth stärkend die eigentliche Lebensarzenei scheint, welche die ewige Macht, der waltende Weltgeist uns selbst unmittelbar spendet. — Aus meiner eigenen Brust weht der belebende Hauch der Natur, es ist mir, als schwämme ich, aller Last entnommen, in dem herrlichen Himmelsblau, das über uns sich wölbt! — Diese Begeisterung, nahm Ottmar das Wort, zeigt, daß du

vollkommen genesen bist, mein lieber theurer Freund, und Dank der ewigen Macht, die dich mit einem Organism ausstattete, stark genug, dergleichen Krankheit, wie sie dich überfiel, zu überstehen. Schon daß du überhaupt genesen, ist zu verwundern, noch mehr aber, daß dies so schnell geschah.

Was mich betrifft, sprach Lothar, so verwundere ich mich über Theodors schnelle Herstellung ganz und gar nicht, da ich auch nicht einen Augenblick daran gezweifelt. Du kannst es mir glauben, Ottmar, so erbärmlich es auch mit Theodors physischem Zustande aussehen mochte, psychisch ist er niemals recht krank gewesen und so lange der Geist sich aufrecht erhält — nun es war eigentlich zum Todtärgern, daß der kranke Theodor sich immer in viel besserer Stimmung befand, als ich kerngesunder Mensch, und daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, sich in tollen Späßen erlustigte, wie er denn auch die seltene geistige Kraft besaß, sich manchmal seiner Fieberfantasien zu erinnern. — Viel zu sprechen, das hatte ihm der Arzt verboten; wollt' ich ihm aber dieses, jenes erzählen in ruhigen Stunden, so winkte er mir Stillschweigen zu, meinte auch wohl, ich solle ihn seinen Gedanken überlassen, er arbeite an einer großen Composition oder sonst. —

Ja, rief Theodor lachend, ja mit Lothars Erzählen, da hatte es eine ganz besondere Bewandtniß! — Daß Lothar gleich, nachdem die Serapionsbrüder sich zerstreut hatten, von dem Dämon der bösen Laune gepackt wurde, weißt du, unmöglich kannst du aber errathen, welchen besonderen Gedanken er in dieser Zeit des Unmuths faßte? — Eines Tages trat er an mein Bett (ich lag schon darnieder) und sprach: die schönsten reichsten Fundgruben für Erzählungen, Mährchen, Novellen, Dramen, sind alte Chroniken. Cyprian hat das längst gesagt, und er hat Recht. — Gleich den andern Tag bemerkte ich, unerachtet mir die Krankheit hart zusetzte, doch sehr gut, daß Lothar da saß, in einen alten Folianten vertieft. Genug, er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek, und schleppte alle Chroniken zusammen, deren er nur habhaft werden konnte. Mochte das nun seyn, aber seine ganze Fantasie wurde erfüllt von den seltsamen tollen Mähren jener verjährten Bücher, und ich bekam, mühte er sich mir in ruhigeren Stunden aufheiternde Dinge zu erzählen, von nichts anderm zu hören, als von Krieg und Pestilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Cometen, Feuer und Wassersnoth, Hexen Auto da Fe's, Zaubereien, Wundern,

vorzüglich aber von den mannigfachen Thaten des Gott sey bei uns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine starke bedeutende Rolle spielt, so daß man gar nicht begreifen kann, warum er sich jetzt so still verhält, hat er vielleicht nicht ein anderes Kostüm angelegt, das ihn zur Zeit unkenntlich macht. Nun sage mir, Ottmar, sind solche Gespräche wohl für einen Kranken meiner Art geeignet?

Ihr möget, nahm Lothar das Wort, ihr möget mich nicht ungehört verdammen. Wahr ist es und keck zu behaupten, daß in alten Chroniken viel Herrliches steckt für schreiblustige Novellisten, aber ihr wißt es, niemals hab' ich mich darum sonderlich bekümmert und am wenigsten um Teufeleien nebst ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novellist fertig werden konnte. Nun gerieth ich aber mit Cyprian den Abend vorher, ehe er uns verließ, in großen Streit darüber, daß er es eben zu viel mit dem Teufel und seiner Familie zu thun habe, und gestand ihm offenherzig, daß ich seine Erzählung, der Kampf der Sänger, die ich damals, als er sie uns vorlas, mit allerlei Scheingründen schützte, für ein durchaus verfehltes Machwerk halte. Da fuhr er aber auf mich los, machte den wahrhaftigen Advocatum diaboli und erzählte mir so viel aus alten Chroniken und andern verschollenen Büchern, daß ich ganz wirr wurde im Kopf. Als nun Theodor erkrankte, als mich gerechter bittrer Unmuth ergriff, da kam mir, selbst weiß ich nicht wie es geschah, Cyprians Kampf der Sänger wieder in den Sinn, ja der Teufel selbst erschien mir in schlafloser Nacht, und indem mir entsetzlich vor dem bösen Kerl graute, konnt' ich ihm doch als stets bereitem Aide de Camp hülfsbedürftiger Novellisten meine Achtung nicht versagen. Ich beschloß Euch allen zum Tort im Grauenhaften und Entsetzlichen unsern Cyprianus noch zu überbieten.

Du, rief Ottmar lachend, du Lothar wolltest grauenhaft seyn und entsetzlich? — Du, dessen grelle skurile Fantasie nur den Jokusstab zu schwingen vermag.

Ja, erwiederte Lothar, so hatt' ich es im Sinn, und der erste Schritt, den ich dazu that, war, daß ich den alten Chroniken nachstöberte, die Cyprian als wahre Schatzkästlein der Teufelei gepriesen. Aber ich will Euchs nur gestehen, daß mir unter der Hand alles ganz anders wurde, als ich es gewollt, gedacht. Das kann, rief Theodor lebhaft, das kann ich bezeugen. O es ist herrlich wie der Teufel, wie

der gräulichste Hexenprozeß sich gefügt hat der Laune des Schöpfers von Nußknacker und Mausekönig! — Vernimm, o mein Ottmar, wie ich zu einem kleinen Teufelsprobestücklein unseres wackern Lothar gekommen! — Lothar hatte mich eines Tages eben verlassen, als ich, der ich schon ziemlich bei Kräften in der Stube auf und abzuwandeln vermochte, auf seinem Schreibtisch das in der That sehr merkwürdige Buch: Hafftitii Microchronicon berolinense, und gerade das Blatt aufgeschlagen fand, auf dem unter andern steht:

„In diesem Jahr wandelte auch der Deuvel öffentlich auf den „Straßen von Berlin, folgte den Leichenbegängnissen und ge„behrdete sich traurig ꝛc.“

Du wirst glauben, mein Ottmar, daß mich diese kurze erbauliche Nachricht sehr erfreute, noch mehr aber zogen mich einige von Lothars Hand beschriebene Blätter an, die daneben lagen, und in denen Lothar, wie ich mich bei schneller Durchsicht überzeugte, jene seltsame Laune des Teufels oder Deuvels mit einer gräulichen Mißgeburt und einem noch gräulicheren Hexenprozeß in die angenehmste artigste Verbindung gesetzt hat. Hier sind diese Blätter, ich habe sie mitgebracht, dir, mein Ottmar, zur Ergötzlichkeit.

Theodor zog ein Paar Blätter aus der Seitentasche und reichte sie Ottmar'n hin.

Was, rief Lothar heftig, was, die Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes, die ich längst vernichtet glaubte als mißlungenes Produkt einer schillernden Laune, die hast du mir malitiöser Weise entwendet und aufbewahrt, um mich in Mißkredit zu setzen bei verständigen Leuten von Bildung und Geschmack? — Her damit! — her mit dem unseeligen Geschreibsel, damit ich es in hunderttausend kleine Stückchen zerreiße und Preis gebe dem Spiel der Winde! —

Mit nichten, sprach Theodor, vielmehr sollst du mir, den du in böser Krankheit hinlänglich gequält mit dem Teufelsspuk deiner Chroniken, zu einiger Genugthuung, deine Nachricht unserm Ottmar vorlesen, indem ich dagegen diesem aufgebe, nichts anders darin zu suchen und zu finden als einen tollen Schwank.

Kann ich dir, sprach Lothar, indem ein seltsames Lächeln auf seinem Gesicht vibrirte, kann ich dir denn etwas abschlagen, o mein Theodor? Du willst, daß ich mich vor diesem ungemein ernsten und sittsamen Mann was weniges blamire. — Wohlan, es geschehe also!

Lothar nahm die Blätter und las.

Im Jahr Eintausend fünfhundert und ein und funfzig ließ sich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gassen von Berlin ein Mann blicken, von feinem stattlichen Ansehen. Er trug ein schönes Wamms mit Zobel verbrämt, weite Pluderhosen und geschlitzte Schuhe, auf dem Kopf aber ein bauschigtes Sammtbarett mit einer rothen Feder. Seine Gebehrden waren angenehm und sittig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl diese mit verbindlichen wohlgesetzten Reden auf anmuthige Weise anzusprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euern unterthänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunsch traget, damit er seine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu seyn!" So sprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge Euch doch einen Eheliebsten bescheeren, der Eurer Schönheit und Tugend ganz würdig!" Eben so artig bezeigte er sich gegen die Männer, und so war es kein Wunder, daß jeder den Fremden lieb gewann und ihm gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an einer breiten Gosse stand und nicht wußte, wie hinüber kommen. Denn unerachtet er sonst groß und schön gewachsen, hatte er doch einen lahmen Fuß und mußte sich auf einen Krückstock stützen. Reichte ihm nun einer die Hand, so sprang er mit ihm wohl an die sechs Ellen hoch in die Luft, und kam über die Gosse hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig und mancher verstauchte sich hin und wieder auch wohl das Bein, der Fremde entschuldigte sich aber damit, daß er sonst, als noch sein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer gewesen, daß ihm daher, verhelfe man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Lust anwandle, und daß er wider seinen Willen dann erklecklich in die Luft fahren müsse, als tanze er noch zu selbiger Zeit. Dabei beruhigten sich die Leute und ergötzten sich zuletzt daran, wenn bald ein Rathsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerther Mann mit dem Fremden hopste. So lustig und guter Laune aber auch der Fremde schien, so änderte sich doch sein Betragen manchmal auf ganz verwunderliche Weise. Denn es begab sich, daß er Nachts umherging auf den Gassen und an die Thüren klopfte. Und öffneten die Leute, so stand er vor ihnen in weißen Todtenkleidern und erhob ein jämmerliches Geheul

und Geschrei, worüber sie sich gar sehr entsetzten. Andern Tages entschuldigte er sich aber, und versicherte, er sey genöthigt, das zu thun, um sich und die guten Bürger an den sterblichen Leib zu erinnern und an ihre unsterbliche Seele, zu deren Besten sie auf ihrer Hut seyn müßten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbniß fand sich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebehrdete sich gar traurig, so daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geistlichen Lieder einzustimmen. So wie er sich aber bei solcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, so war er auch ganz Vergnügen und Lust bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar stattlich auf dem Rathhause ausgerichtet wurden. Da sang er mit lauter anmuthiger Stimme die unterschiedlichsten Weisen, spielte auf der Zither, tanzte wohl stundenlang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem gesunden Beine, das lahme geschickt an sich ziehend, und betrug sich dabei sehr ehrbar und sittig. Das beste und weshalb die Brautleute den Fremden gar gern sahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die schönsten Verehrungen machte, von güldenen Ketten und Spangen und anderm köstlichen Geräth. Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berlin bekannt wurde, und selbst dem Churfürsten zu Ohren kam. Der meinte, ein solcher ehrenwerther Mann, wie der Fremde, müsse seinen Hof gar sehr schmücken, und ließ ihn fragen, ob er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle. Der Fremde schrieb aber mit zinnoberrothen Buchstaben auf einem Pergamentblättlein von anderthalb Ellen in der Breite und eben so viel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigsten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches seinem Gemüth ganz und gar zusage, in Frieden genießen zu lassen. Berlin habe er vor vielen andern Städten zu seinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends so liebe Menschen gefunden und so viel Treue und Aufrichtigkeit, so viel Sinn für feine anmuthige Sitten, wie sie ganz in seiner eignen Art und Weise lägen. Der Churfürst und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die schönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und dabei behielt es sein Bewenden.

Es begab sich, daß zur selben Zeit des Rathsherrn Walther Lütkens Ehefrau zum erstenmal gesegneten Leibes war. Die alte Wehmutter Barbara Roloffin prophezeihte, daß die hübsche gesunde Frau gewiß eines holden Knäbleins genesen würde, und so war Herr Walther Lütkens ganz Freude und Hoffnung.

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit gewesen, pflegte dann und wann bei ihm einzusprechen, und so kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermuthet eintrat, als eben die Barbara Roloffin zugegen.

So wie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob sie ein lautes helles Freudengeschrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angesichts sich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen sich rötheten, kurz als wenn Jugend und Schönheit, der sie längst Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wolle. „Ach, ach, Herr Junker, seh ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ei! — seyd mir doch schönstens gegrüßt!" — so rief die Barbara Roloffin und wäre beinahe dem Fremden zu Füßen gesunken. Der fuhr sie aber an mit zornigen Worten, indem Feuerflammen aus seinen Augen sprühten. Doch niemand verstand, was er mit der Alten sprach, die bleich und runzlicht, wie vorher, sich leise wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

Lieber Herr Lütkens, sprach nun der Fremde zu dem Rathsherrn, seht Euch wohl vor, daß in Eurem Hause nichts Böses geschehe, und daß zumal bei der Niederkunft Eurer lieben Hausfrau alles glücklich von statten gehe. Die alte Barbara Roloffin ist in ihrer Kunst gar nicht so geschickt, wie Ihr wohl vermeinen möget. Ich kenne sie schon lange und weiß es wohl, daß sie schon manchmal Wöchnerin und Kind verwahrloste. Beiden, dem Herrn Lütkens und seiner Hausfrau, war bei dem ganzen Vorgange sehr ängstlich und unheimlich zu Muthe geworden, und schöpften sie gegen die Barbara Roloffin, zumal wenn sie daran dachten, wie die Alte sich in Gegenwart des Fremden so seltsamlich verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß sie wohl gar böse Künste treibe. Deshalb verboten sie ihr, wieder über die Schwelle des Hauses zu kommen, und sahen sich nach einer andern Wehmutter um.

Als dies geschah, wurde die alte Barbara Roloffin sehr zornig und rief: Herr Lütkens und seine Hausfrau sollten das Unrecht, das sie ihr anthäten, noch schwer bereuen.

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bittres Herzeleid und tiefen Gram, als seine Hausfrau statt des holden Knäbleins, das die Barbara Roloffin prophezeiht, einen abscheulichen Wechselbalg zur Welt brachte. Das Ding war ganz kastanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Nase, ein weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf stand ihm zwischen den Schultern, der Leib war runzlicht und geschwollen, die Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dünne Schenkel.

Herr Lütkens klagte und lammentirte gar sehr. O du gerechter Himmel, rief er, was soll denn daraus werden! Kann mein Kleines wohl jemals in des Vaters würdige Fußstapfen treten? Hat man jemals einen kastanienbraunen Rathsherrn gesehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe?

Der Fremde tröstete den armen Herrn Lütkens, so gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Gestaltung beträfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er sich doch zu behaupten, daß er mit seinen dicken großen Augen gar verständig umherblicke, und auf der Stirn zwischen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Rathsherr, so könne doch der Junge ein großer Gelehrter werden, denen oft absonderliche Garstigkeit sehr wohl anstehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

Es konnte wohl nicht anders sein, Herr Lütkens mußte im Herzen sein Unglück der alten Barbara Roloffin zuschreiben, zumal als er vernahm, daß sie während der Niederkunft seiner Hausfrau vor der Thür auf der Schwelle gesessen, und Frau Lütkens unter vielen Thränen versicherte, daß sie während der Geburtsschmerzen das häßliche Gesicht der alten Barbara stets vor Augen gehabt und solches nicht los werden können.

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lütkens nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandthaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab sich nemlich, daß nach einiger Zeit sich um die Mittagsstunde ein grausames Wetter und ungestümer Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen sahen, wie die Barbara Roloffin, die eben

zu einer Kindbetterin gehen wollen, brausend durch die Lüfte über die Hausdächer und Thürme hinweg geführt und auf einer Wiese vor Berlin unversehrt niedergesetzt wurde.

Nun war an den bösen Höllenkünsten der alten Barbara Roloffin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütkens trat mit seiner Anklage hervor und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie läugnete hartnäckig alles, bis man mit der scharfen Frage wider sie verfuhr. Da vermochte sie nicht die Schmerzen zu erdulden und gestand, daß sie im Bündniß mit dem leidigen Satan schon seit langer Zeit allerlei heillose Zauberkünste treibe. Sie hätte allerdings die arme Frau Lütkens verhext, und ihr die abscheuliche Mißgeburt untergeschoben, außerdem aber mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teuflische Galan den Hals umgedreht, viele Christenkinder geschlachtet und gekocht, um Theurung im Lande zu erregen.

Nach dem Urtheilsspruch, der bald erfolgte, sollte das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daselbst erbaute Gerüst geführt. Man befahl ihr, den schönen Pelz, den sie angethan, abzulegen, das wollte sie aber durchaus nicht thun, sondern bestand darauf, daß die Henkersknechte sie, gekleidet wie sie war, an den Pfahl binden sollten, welches denn auch geschah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der riesengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinstarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die schwarzen Rauchwolken auf, die prasselnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da schrie sie mit gellender entsetzlicher Stimme: Satan — Satan! hältst Du so den Pakt, den Du mit mir geschlossen! — Hilf, Satan, hilf! meine Zeit ist noch nicht aus!

Und plötzlich war der Fremde verschwunden, und von dem Ort, wo er gestanden, rauschte eine große schwarze Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob sich kreischend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in sich zusammen und verlöschte.

Grausen und Entsetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der stattliche Fremde kein anderer gewesen, als der Teufel selbst, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt haben mußte, da er sich so lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebehrdet, und mit höllischer Arglist den Rathsherrn Walter Lütkens und viele andere weise Männer und kluge Frauen betrogen.

So groß ist die Macht des Teufels, vor dessen Arglist uns Alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

Als Lothar geendet, schaute er dem Ottmar ins Gesicht mit dem unbeschreiblich komischen süßsauern Blick, der ihm zu Gebote stand in reger Selbstironie.

Nun was sagst du, rief Theodor, als Ottmar schwieg, nun was sagst du, Ottmar, zu Lothars artiger Teufelei, an der das Beste ist, daß sie sich nicht zu breit macht?

Ottmar hatte, während Lothar las, recht aus dem Innern gelächelt, bei dem Schluß war er ganz still und ernst geworden. Ich gestehe, sprach er jetzt, daß in Lothars Erzählung — Schwank — ich weiß nicht, wie ich das Ding nennen soll — ein hin und wieder nicht ganz verfehltes Streben nach einer gewissen drolligen Naivetät vorherrscht, die eigentlich dem Charakter des deutschen Teufels ganz angemessen ist, daß ferner bei dem Hopsen des Teufels mit ehrenwerthen Männern über die Gosse, bei dem kastanienbraunen Schismatiker, der nicht ein schöner glauer Rathsherr, wohl aber ein garstiger Gelehrter werden kann, u. s. w. dasselbe Pferdlein Capriolen macht, das der würdige Lothar ritt, als er den Nußknacker schrieb, doch eben ein anderes Pferdlein, mein' ich, hätte er reiten sollen, und selbst kann ich nicht sagen, worin es liegt, daß immer mehr und mehr der gemüthlich komische Eindruck, den vielleicht die ersten Zeilen hervorbringen könnten, hinschwindet in Nichts, und aus diesem Nichts sich dann zuletzt etwas ganz ungemüthliches, unbehagliches entwickelt, das die Schlußworte, welche wiederum zu jener Naivetät zurückführen sollen, nicht zu vertilgen vermögen.

O du aller weisen Kritiker allerweisester, rief Lothar, der du dem Unbedeutendsten, das ich jemals schrieb, die Ehre anthust, es Brill auf der Nase sorglich zu seciren, vernimm, daß es mir selbst längst

zum anatomischen Präparat gedient hat! — Nannte ich denn nicht selbst mein kleines Machwerk das Produkt einer schillernden Laune, habe ich nicht selbst das Anathem darüber ausgesprochen? — Doch es ist gut, daß ich es Euch vorlas, denn es giebt mir Gelegenheit, über Geschichten der Art mich recht auszusprechen und ich hoffe Euern Beifall einzuärndten, ihr guten Serapionsbrüder! — Zuförderst will ich dir also, geliebter Ottmar, recht genau den Keim des unbehaglichen oder besser unheimlichen Gefühls entwickeln, das dich ergriff, als du dich erst ergötzen wolltest daran, was du drollige Naivetät zu nennen beliebst. — Mag der ehrliche alte Hafftitz Anlaß gehabt haben, jenes seltsame Ereigniß, wie der Teufel in Berlin ein bürgerliches Leben geführt, anzumerken, welchen er will, genug, die Sache bleibt für uns rein fantastisch, und selbst das unheimliche spukhafte, das sonst dem „furchtbar verneinenden Prinzip der Schöpfung" beiwohnt, kann, durch den komischen Contrast in dem es erscheint, nur jenes seltsame Gefühl hervorbringen, das, eine eigenthümliche Mischung des Grauenhaften und Ironischen, uns auf gar nicht unangenehme Weise spannt. Anders verhält es sich mit den leidigen Hexengeschichten. Hier tritt das wirkliche Leben ein mit allen seinen Schrecken. Mir war's als ich von der Hinrichtung der Barbara Roloffin las, als säh' ich noch den Scheiterhaufen auf dem Neumarkt dampfen und alle Gräuel der fürchterlichen Hexenprozesse traten mir vor die Seele. Ein paar roth funkelnde Augen, ein struppiges schwarzes oder graues Haar, ein ausgedörrter Knochenleib, das reichte hin, ein altes armes Weib für eine Hexe zu erklären, alles Unheil ihren Teufelskünsten zuzuschreiben, ihr in aller juristischen Form zu Leibe zu gehen und sie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die scharfe Frage (Tortur) bestätigte die unsinnigsten Anklagen und entschied alles.

Merkwürdig, unterbrach Theodor den Lothar, höchst merkwürdig bleibt es aber doch, daß viele angebliche Hexen ganz freimüthig ohne allen Zwang ihr Bündniß mit dem Bösen eingestanden. Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Original-Akten in die Hände, und ich traute meinen Augen kaum als ich Geständnisse las, vor denen mir die Haut schauderte. Da war von Salben, deren Gebrauch den menschlichen Körper in irgend ein Thier verwandelt, von Ritten auf dem Besenstiel, kurz von allen den Teufelskünsten, wie sie in alten Mähren vorkommen, die Rede. Vorzüglich hatten

aber immer die angeklagten Weiber ganz frei und frech das unzüchtige Verhältniß mit dem unsaubern höllischen Galan, zuweilen sogar unaufgefordert eingestanden. Sagt, wie konnte das geschehen?

Mit, erwiederte Lothar, mit dem Glauben an das teuflische Bündniß kam das Bündniß selbst.

Wie? — was sagst du? riefen beide, Ottmar und Theodor.

Versteht, fuhr Lothar fort, versteht mich nur recht. Gewiß ist es, daß in jener Zeit, als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an seiner sichtbaren Erscheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Wesen, die man so grausam mit Feuer und Schwerdt verfolgte, an alles das wirklich glaubten, dessen man sie beschuldigte. Ja daß manche in bösem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünste nach dem Bündniß mit dem Satan trachteten, Gewinnstes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zustande des Wahnsinns, den Sinn verstörende Tränke, entsetzliche Beschwörungen erzeugt, den Bösen erblickten und jenes Bündniß wirklich schlossen, das ihnen übermenschliche Macht geben sollte, ist eben so gewiß. Die tollsten Hirngespinnste, wie sie jene Geständnisse enthalten, die auf innerer Ueberzeugung beruhten, erscheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche seltsame Einbildungen, ja welche grauenhafte Bethörungen schon der Hysterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So büßten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewohl zu hart, mit dem grausamsten Tode. Es ist unmöglich, jenen alten Hexenprozessen den Glauben abzusprechen, in sofern sie durch Zeugen oder sonst ganz ins Klare gesetzte Thatsachen enthalten, und da findet sich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen. Erinnert Euch der schauderhaften Erzählung unseres herrlichen Tieck, Liebeszauber benannt. Die grauenhafte fürchterliche That des entsetzlichen Weibes, die das unschuldige liebliche Kind schlachtet, kommt auch in jenen gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache, und so war oft der Feuertod nur die gerechte Strafe des grausamsten Mordes.

Mir steigt, nahm Theodor das Wort, die Erinnerung auf an einen Moment, in dem mir eine solche fluchwürdige That recht recht dicht vor Augen gerückt wurde und mich mit dem tiefsten Entsetzen erfüllte! — Während meines Aufenthalts in W. besuchte ich das reizende Lustschloß L., von dem es irgendwo mit Recht heißt, es schwimme in

dem spiegelhellen See, wie ein herrlicher stolzer Schwan. Man hatte mir schon erzählt, daß nach einem dunklen Gerücht der unglückliche Besitzer desselben, der nicht vor gar zu langer Zeit starb, mit Hülfe eines alten Weibes allerlei Zauberkünste getrieben haben solle, und daß der alte Kastellan, verstehe man sein Vertrauen zu gewinnen, manches darüber andeute. Gleich beim Eintritt war mir dieser Alte höchst merkwürdig. Denkt Euch einen eisgrauen Mann, die Spuren des tiefsten Grams im Antlitz, ärmlich nach Art des gemeinen Volks gekleidet, dabei im Betragen ungewöhnliche Bildung verrathend, denkt Euch, daß dieser Mann, den Ihr auf den ersten Blick für einen gemeinen Diener hieltet, mit Euch, die Ihr die Landessprache nicht versteht, wie Ihr wollt, entweder das reinste eleganteste Französisch, oder eben so italiänisch redet! — Es gelang mir, da ich mit ihm allein die Säle durchwanderte, dadurch, daß ich der verworrenen Schicksale seines Herrn gedachte, und mich dabei in die Geschichte jener Zeit eingeweiht zeigte, ihn zu beleben. Er erklärte mir den tieferen Sinn mancher Gemälde, mancher Verzierung, die dem Nichteingeweihten nur als Schmuck erscheinen, und wurde immer wärmer und zutraulicher. Endlich schloß er ein kleines Kabinett auf, dessen Fußboden aus weißen Marmortafeln bestand und in dem nichts weiter als ein einfach gearbeiteter Kessel von Bronze befindlich. Die Wände schienen ihres vormaligen Schmuckes beraubt. Ich wußte, daß ich mich an dem Orte befand, wo der unglückliche Herr des Schlosses verblendet, bethört durch die Lust an den üppigen Genüssen des Lebens, sich herabgewürdigt haben sollte zu höllischen Versuchen. Als ich einige Worte darüber fallen ließ, blickte der Alte mit dem Ausdruck der schmerzlichsten Wehmuth gen Himmel, und sprach dann tief aufseufzend: O heilige Jungfrau, hast du denn verziehen? — Dann wies er schweigend auf eine größere Marmorplatte, die in der Mitte des Fußbodens eingefugt lag. Ich betrachtete die Platte genau und wurde gewahr, daß sich einige röthliche Adern durch den Stein zogen. Als ich aber immer schärfer und schärfer hinblickte, hilf Himmel, da traten, wie aus einem deformirten Gemälde, dessen verstreute Lineamente sich nur einen, wenn man es durch ein besonders vorbereitetes Glas betrachtet, die Züge eines menschlichen Antlitzes hervor. Es war das Antlitz eines Kindes, das mich mit dem herzzerschneidenden Jammer des Todeskampfes aus dem Stein anschaute. Aus der Brust quollen

Blutstropfen, der übrige Theil des Körpers verlor sich wie in ein Gewässer hinein. Mit Mühe überwand ich das Grauen, das Entsetzen, das mich übermannen wollte. Ich war keines Wortes mächtig, schweigend verließen wir den schauerlichen verhängnißvollen Ort. — Erst im Park lustwandelnd überwand ich das unheimliche Gefühl, das mir beinahe das ganze kleine Paradies verleidet hätte. Aus manchen Worten des alten Kastellans konnt' ich schließen, daß jenes verruchte Wesen, das sich dem sonst großherzigen gemüthvollen Herrn anzudrängen wußte, ihm den schönsten seiner Wünsche, unfehlbares dauerndes Glück in der Liebe, ewige Liebeslust zu erfüllen verhieß, mittelst schwarzer Künste, und ihn dadurch verlockte zum Entsetzlichen.

Das ist, rief Ottmar, das ist etwas für unsern Cyprian, der würde sich erfreuen an dem blutigen Kinde in Marmor gebildet, und nebenher den alten Kastellan sehr lieb gewinnen.

Mag, fuhr Theodor fort, mag alles auf thörichter Einbildung beruhen, mag alles eine im Volk verstreute Fabel sein, mag der besonders geaderte Stein das Kind so darstellen, wie eine lebendige Fantasie aus buntem Marmor allerlei Figuren und Bilder herausfindet, irgend etwas unheimliches muß sich doch wirklich begeben haben, da sonst der alte treue Diener unmöglich die Schuld des Herrn so tief in der Seele getragen, ja jenem wunderbaren Stein solch eine gräßliche Bedeutung gegeben hätte.

Wir wollen, sprach Ottmar, wir wollen gelegentlich den heiligen Serapion darüber befragen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der Sache hat, für jetzt aber die Hexen Hexen sein lassen, und uns nur noch einmal zum teutschen Teufel wenden, über den ich noch einiges beizubringen gedenke. — Ich meine nehmlich, daß die wahrhafte teutsche Gemüthlichkeit sich recht in der Art ausspricht, wie der leidige Satan dargestellt wird im menschlichen Leben handthierend. Er versteht sich auf alles Unheil, Grauen und Entsetzen, auf alle Verführungskünste, er vergißt nicht den frommen Seelen nachzustellen, um so viele als möglich für sein Reich zu gewinnen; aber dabei ist er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das genaueste, pünktlichste hält er sich an den geschlossenen Kontrakt, und so kommt es denn, daß er gar oft überlistet wird und wirklich als dummer Teufel erscheint, woher denn auch die Redensart kommen mag: das ist ein dummer Teufel! — Aber noch mehr, der Charakter des teutschen Sa-

tans hat eine wunderbare Beimischung des Burlesken, durch die das eigentlich sinnverstörende Grauen, das Entsetzen, das die Seele zermalmt, aufgelöst, verquickt wird. Die Kunst, den Teufel ganz auf diese deutsch gemüthliche Weise darzustellen, scheint aber verloren, denn in den neuen Teufelsspukgeschichten ist jene Mischung niemals gerathen. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurst, oder das Grauenhafte, Unheimliche, zerreißt das Gemüth.

Du vergissest, unterbrach Lothar den Ottmar, du vergissest eine neue Erzählung, in der jene Mischung des wunderbar Gemüthlichen, das wenigstens an das Komische anstreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich gerathen ist, und die Wirkung jener einfachen alterthümlichen Teufelsspukgeschichten in ganzem Maaß hervorbringt. Ich meine Fouqué's meisterhafte Erzählung: das Galgenmännlein, für dessen Brüderlein, könnt' es noch geboren werden, ich gern einige Harnischmänner eintauschen möchte. Trotz des kleinen grauenhaft muntern Kerls in der Flasche, der in der Nacht herauswächst und sich rauhhaarig an die Backe des von fürchterlichen Träumen geängsteten Herrn legt, trotz des entsetzlichen Mannes in der Bergschlucht, dessen mächtiger Rappe wie eine Fliege die steile Felsenwand hinanklimmt, trotz alles Unheimlichen, das in der Geschichte gar reichlich vorhanden, ist die Spannung, die sie im Gemüth erzeugt, nichts weniger als verstörend. Die Wirkung gleicht der eines starken Getränks, das die Sinne heftig aufreizt, zugleich aber im Innern eine wohlthuende Wärme verbreitet. In dem durchaus gehaltenen Ton, in der Lebenskraft der einzelnen Bilder liegt es, daß, ist man beim Schluß selbst von der Wonne des armen Teufels, der sich glücklich aus den Klauen des bösen Teufels gerettet, durchdrungen, nochmals all' die Scenen, die in das Gebiet des gemüthlich Komischen streifen, z. B. die Geschichte vom Halbheller, hell aufleuchten. Ich erinnere mich kaum, daß irgend eine Teufelsgeschichte mich auf so seltsam wohlthuende Weise gespannt, aufgeregt hätte, als eben Fouqué's Galgenmännlein.

Es ist, nahm Theodor das Wort, es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Fouqué den Stoff seines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen.

Ich will, erwiederte Lothar, ich will nicht glauben, daß du, sollte das wirklich der Fall sein, deshalb das Verdienst des Dichters auch

nur im mindesten geschmälert achtest, und so mit gewöhnlichen Rezensenten gleichen Sinnes bist, deren ganz eigentliche Praxis es erfordert, gleich nachzuspüren, wo etwa der Grundstoff zu diesem und jenem poetischen Werk liegen könne. Den Fund verkündigen sie dann mit vielem Pomp, stolz auf den armen Dichter hinabsehend, der nichts that, als die Figur kneten aus einem Teig, der schon vorhanden war. Als ob es darauf ankommen könnte, daß der Dichter den Keim, den er irgendwo fand, in sein Inneres aufnahm, als ob die Gestaltung des Stoffs nicht eben den wahrhaften Dichter bewähren müsse! — Doch wir wollen uns an unsern Schutzpatron, den heiligen Serapion erinnern, der selbst Geschichtliches so aus seinem Innern herauserzählte, wie er Alles selbst mit eignen Augen lebendig erschaut und nicht wie er es gelesen. —

Du thust, sprach Theodor, du thust mir großes Unrecht, Lothar, wenn du glaubst, ich sei andrer Meinung. Wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig gestaltet werden kann, hat niemand herrlicher bewiesen als Heinrich Kleist in seiner vortrefflichen klassisch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas.

Und, unterbrach Lothar den Freund, und um so mehr gehört der Kohlhaas ganz dem herrlichen Dichter, den ein düstres Verhängniß uns viel zu früh entriß, als die Nachrichten von jenem furchtbaren Menschen, so wie sie im Hafftitz stehen, ganz mager und ungenügend sind. Doch weil ich eben des Hafftitz gedenke, so will ich Euch nur gleich eine Erzählung vorlesen, zu der ich manche Grundzüge eben aus dem Microchronicon entnahm, und die ich in dem Anfall einer durchaus bizarren Laune, der mehrere Tage anhielt, aufschrieb. Magst du, o mein Ottmar, daraus entnehmen, daß es mit dem Spleen, den mir Theodor andichten will, eben nicht so arg ist, als man wohl meinen möchte.

Lothar zog ein Manuscript hervor und las:

Die Brautwahl,

eine Geschichte, in der mehrere ganz unwahrscheinliche Abentheuer vorkommen.

Erstes Kapitel.

Welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Tournieren, Hexenprozessen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.

In der Nacht des Herbst-Aequinoktiums kehrte der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann aus dem Kaffeehause, wo er regelmäßig jeden Abend ein paar Stunden zuzubringen pflegte, nach seiner Wohnung zurück, die in der Spandauerstraße gelegen. In allem, was er that, war der Geheime Kanzlei-Sekretär pünktlich und genau. Er hatte sich daran gewöhnt, gerade während es auf den Thürmen der Marien- und Nikolai-Kirchen eilf Uhr schlug, mit dem Rock- und Stiefelnausziehen fertig zu werden, so daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenschlage sich die Nachtmütze über die Ohren zog.

Um das heute nicht zu versäumen, da die Uhren sich schon zum Eilfschlagen anschickten, wollte er eben mit einem raschen Schritt (beinahe war es ein behender Sprung zu nennen) aus der Königsstraße in die Spandauerstraße hineinbiegen, als ein seltsames Klopfen, das sich dicht neben ihm hören ließ, ihn an den Boden festwurzelte.

Unten an dem Thurm des alten Rathhauses wurde er in dem hellen Schimmer der Reverberen eine lange hagere, in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt gewahr, die an die verschlossene Ladenthüre des Kaufmanns Warnatz, der dort bekanntlich seine Eisenwaaren feil hält, stark und stärker pochte, zurücktrat, tief seufzte, hinaufblickte nach den verfallenen Fenstern des Thurms.

„Mein bester Herr," wandte sich der Geheime Kanzlei-Sekretär gutmüthig zu dem Mann, „mein bester Herr, Sie irren sich, dort oben in dem Thurm wohnt keine menschliche Seele, ja, nehme ich wenige Ratten und Mäuse und ein Paar kleine Eulen aus, kein lebendiges Wesen. Wollen Sie von dem Herrn Warnatz einiges Vortreffliche in Eisen oder Stahl erstehen, so müssen Sie sich morgen wieder herbemühen."

„Verehrter Herr Tusmann" — Geheimer Kanzlei-Sekretär seit mehreren Jahren, fiel Tusmann dem Fremden unwillkührlich ins Wort, ungeachtet er etwas verdutzt darüber war, von dem Fremden gekannt zu seyn. Der achtete darauf aber gar nicht im mindesten, sondern begann von neuem: „Verehrter Herr Tusmann, Sie belieben sich in meinem Beginnen hier ganz und gar zu irren. Weder der Eisen- noch der Stahlwaaren bin ich bedürftig, habe es auch gar nicht mit dem Herrn Warnatz zu thun. Es ist heute das Herbst-Aequinoktium und da will ich die Braut schauen. Sie hat schon mein sehnsüchtiges Pochen, meine Liebesseufzer vernommen, und wird gleich oben am Fenster erscheinen."

Der dumpfe Ton, in dem der Mann diese Worte sprach, hatte etwas seltsam feierliches, ja gespenstisches, so daß es dem Geheimen Kanzlei-Sekretär eiskalt durch alle Glieder rieselte. Der erste Schlag der eilften Stunde dröhnte von dem Marienkirchthurm herab, in dem Augenblick klirrte und rauschte es an dem verfallenen Fenster des Rathhausthurms und eine weibliche Gestalt wurde sichtbar. So wie der volle Laternenglanz ihr ins Antlitz fiel, wimmerte Tusmann ganz kläglich: O du gerechter Gott im Himmel, o all' ihr himmlischen Heerschaaren, was ist denn das!

Mit dem letzten Schlage, und also im selbigen Augenblick, wo Tusmann, wie sonst, die Schlafmütze aufzusetzen gedachte, war auch die Gestalt verschwunden.

Es war, als hätt' die verwunderliche Erscheinung den Geheimen Kanzlei-Sekretär ganz außer sich selbst gebracht. Er seufzte, stöhnte, starrte hinauf nach dem Fenster, lispelte in sich hinein: Tusmann — Tusmann, Geheimer Kanzlei-Sekretär! — besinne dich doch nur! werde nicht verrückt, mein Herz! — Laß dich vom Teufel nicht blenden, gute Seele! —

Sie scheinen, begann der Fremde, von dem, was Sie sahen, sehr ergriffen worden zu seyn, bester Herr Tusmann? — Ich habe blos die Braut schauen wollen, und Ihnen selbst, Verehrter, muß dabei noch anderes aufgegangen seyn.

Bitte, bitte, wimmerte Tusmann, wollen Sie mir nicht meinen schlichten Titel vergönnen, ich bin Geheimer Kanzlei-Sekretär, und zwar in diesem Augenblick ein höchst alterirter, ja wie ganz von Sinnen gekommener. Bitte ergebenst, mein werthester Herr, gebe ich Ih-

nen selbst nicht den gebührenden Rang, so geschieht das lediglich aus völliger Unbekanntschaft mit Ihrer werthen Person; aber ich will Sie Herr Geheimer Rath nennen, denn deren giebt es in unserm lieben Berlin so gar absonderlich viele, daß man mit diesem würdigen Titel selten irrt. Bitte also, Herr Geheimer Rath mögen es mir nicht länger verhehlen, was für eine Braut Sie hier zu der unheimlichen Stunde zu schauen gedachten!

Sie sind, sprach der Fremde mit erhöhter Stimme, Sie sind ein besonderer Mann mit ihren Titeln, mit ihrem Rang. Ist man dann Geheimer Rath, wenn man sich auf manches Geheimniß versteht und auch wohl nebenher guten Rath zu ertheilen vermag, so kann ich wohl billigen Fugs mich so nennen. Mich nimmt es Wunder, daß ein so in alten Schriften und seltenen Manuscripten belesener Mann wie Sie, werthester Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, es nicht weiß, daß wenn ein Kundiger — verstehen Sie wohl! — ein Kundiger, zur eilften Stunde in der Nacht des Aequinoktiums hier unten an die Thüre oder auch nur an die Mauer des Thurms klopft, ihm oben am Fenster dasjenige Mädchen erscheint, das bis zum Frühlings-Aequinoktium die glücklichste Braut in Berlin wird.

Herr Geheimer Rath, rief Tusmann wie plötzlich begeistert von Freude und Entzücken, verehrungswürdigster Herr Geheimer Rath, sollte das wirklich der Fall seyn?

Es ist nicht anders, erwiederte der Fremde, aber was stehen wir hier länger auf der Straße. Sie haben Ihre Schlafstunde bereits versäumt, wir wollen uns stracks in das neue Weinstübchen auf dem Alexander-Platz begeben. Es ist nur darum, daß Sie mehr von mir über die Braut erfahren, wenn Sie wollen, und wieder in die Gemüthsruhe kommen, aus der Sie, selbst weiß ich nicht recht warum, ganz und gar herausgebracht zu seyn scheinen. —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ein höchst mäßiger Mann. Seine einzige Erholung bestand, wie schon erwähnt wurde, darin, daß er jeden Abend ein paar Stunden in einem Kaffeehause zubrachte, und politische Blätter, Flugschriften durchlaufend, ja auch in mitgebrachten Büchern ämsig lesend ein Glas gutes Bier genoß. Wein trank er beinahe gar nicht, nur Sonntags nach der Predigt pflegte er in einem Weinkeller ein Gläschen Malaga mit etwas Zwieback zu sich zu nehmen. Des Nachts zu schwärmen war ihm sonst ein Gräuel;

unbegreiflich schien es daher, daß er sich ohne Widerstand, ja ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen, von dem Fremden fortziehen ließ, der mit starken durch die Nacht dröhnenden Schritten forteilte nach dem Alexander-Platz.

Als sie in die Weinstube eintraten, saß nur noch ein einziger Mann einsam an einem Tisch und hatte ein großes Glas mit Rheinwein gefüllt vor sich stehen. Die tief eingefurchten Züge seines Antlitzes zeugten von sehr hohem Alter. Sein Blick war scharf und stechend, und nur der stattliche Bart verrieth den Juden, der alter Sitte und Gewohnheit treu geblieben. Dabei war er sehr altfränkisch, ungefähr wie man sich ums Jahr Eintausend siebenhundert und zwanzig bis dreißig trug, gekleidet, und daher mocht' es wohl kommen, daß er aus längst vergangener Zeit zurückgekehrt schien.

Noch seltsamer war aber wohl der Fremde anzuschauen, auf den Tusmann getroffen.

Ein großer, hagerer, dabei kräftiger, in Gliedern und Muskeln stark gebauter Mann, scheinbar in den funfziger Jahren. Sein Antlitz mochte sonst für schön gegolten haben, noch blitzten die großen Augen unter den schwarzen buschigten Augenbrauen mit jugendlichem Feuer hervor — eine freie offene Stirn — eine stark gebogene Adlers-Nase — ein fein geschlitzter Mund — ein gewölbtes Kinn — das Alles hätte den Mann vor hundert andern eben nicht ausgezeichnet; während aber Rock und Unterkleid nach Art der neuesten Zeit zugeschnitten waren, gehörten Kragen, Mantel und Baret dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts an; vorzüglich mocht' es aber wohl der eigne, wie aus tiefer schauerlicher Nacht hinaus strahlende Blick des Fremden, der dumpfe Ton seiner Stimme, sein ganzes Wesen, das durchaus gegen jede Form der jetzigen Zeit grell abstach, vorzüglich mochte es das alles seyn, was in seiner Nähe jedem ein seltsames beinahe unheimliches Gefühl einflößen mußte.

Der Fremde nickte dem Alten, der am Tische saß, zu, wie einem alten Bekannten.

Seh' ich Euch einmal wieder nach langer Zeit, rief er, seyd Ihr noch immer wohl auf?

Wie Ihr mich findet, erwiederte der Alte mürrisch, wohl und gesund und noch zur rechten Zeit auf den Beinen, und munter und thätig, wenn es darauf ankommt!

Das fragt sich, das fragt sich, rief der Fremde laut lachend und bestellte bei dem aufwartenden Burschen eine Flasche des ältesten Franzweins, der im Keller vorhanden.

Mein bester, verehrungswürdigster Herr Geheimer Rath! — begann Tusmann deprezirend.

Aber der Fremde fiel ihm schnell in die Rede: Lassen wir doch jetzt alle Titel, bester Herr Tusmann. Ich bin weder Geheimer Rath noch Geheimer Kanzlei-Sekretär, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein Künstler, der in edlen Metallen und köstlichem Gestein arbeitet, und heiße mit Namen Leonhard.

Also ein Goldschmidt, ein Juwelier, murmelte Tusmann vor sich hin. Er besann sich nun auch, daß er bei dem ersten Anblick des Fremden in der erleuchteten Weinstube es hätte wohl einsehen müssen, wie der Fremde unmöglich ein ordentlicher Geheimer Rath seyn könne, da er in altdeutschem Mantel, Kragen und Barett angethan, wie solches bei Geheimen Räthen nicht üblich.

Beide, Leonhard und Tusmann, setzten sich nun hin zu dem Alten, der sie mit einem grinsenden Lächeln begrüßte.

Nachdem Tusmann auf vieles Nöthigen Leonhards ein paar Gläser des gehaltigen Weins getrunken, trat Röthe auf seine blassen Wangen; vor sich hinblickend, den Wein gemüthlich einschlürfend, lächelte und schmunzelte er überaus freundlich, als gingen die angenehmsten Bilder in seinem Inneren auf.

Und nun, begann Leonhard, und nun sagen Sie mir unverholen, bester Herr Tusmann, warum Sie so gar besonders sich gebehrdeten, als die Braut im Fenster des Thurms erschien, und was jetzt so ganz und gar Ihr Inneres erfüllt? Wir sind, Sie mögen das nun glauben oder nicht, alte Freunde und Bekannte, und vor diesem guten Mann brauchen Sie sich gar nicht zu geniren.

O Gott, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o Gott, mein verehrtester Herr Professor — lassen Sie mich Ihnen diesen Titel geben; denn da Sie, wie ich überzeugt bin, ein sehr wackrer Künstler sind, könnten Sie mit Fug und Recht Professor bei der Akademie der Künste seyn — Also! mein verehrtester Herr Professor — vermag ich denn zu schweigen? Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über! — Erfahren Sie es! — Ich gehe, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt, auf Freiers Füßen, und gedenke zum Frühlings-Aequi-

noktium ein glückliches Bräutlein heim zu führen. Konnt' es denn nun wohl fehlen, daß es mir durch alle Adern fuhr, als Sie, verehrtester Herr Professor, beliebten, mir eine glückliche Braut zu zeigen?

Was, unterbrach der Alte den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit kreischender, krächzender Stimme, was? — Sie wollen heirathen? Sie sind ja viel zu alt dazu, und häßlich wie ein Pavian.

Tusmann erschrak über die entsetzliche Grobheit des jüdischen Alten so sehr, daß er kein Wort heraus zu bringen vermochte.

Nehmen Sie, sprach Leonhard, dem Alten da das harte Wort nicht übel, lieber Herr Tusmann, er meint es nicht so böse als es wohl den Anschein haben möchte. Aufrichtig gesagt muß ich aber auch selbst gestehen, wie es mich bedünken will, daß Sie etwas spät sich zur Heirath entschlossen haben, da Sie mir beinahe ein Funfziger zu seyn scheinen.

Auf den 9ten Oktober am Tage des heiligen Dionysius erreiche ich mein acht und vierzigstes Jahr, fiel Tusmann etwas empfindlich ein. Dem sey, wie ihm wolle, fuhr Leonhard fort, es ist auch nicht das Alter allein, das Ihnen entgegen steht. Sie haben bisher ein einfaches, einsames Junggesellen-Leben geführt, Sie kennen das weibliche Geschlecht nicht, Sie werden sich nicht zu rathen, nicht zu helfen wissen.

Was rathen, was helfen, unterbrach Tusmann den Goldschmidt, ei bester Herr Professor. Sie müssen mich für ungemein leichtsinnig und unverständig halten, wenn Sie glauben, daß ich blindlings ohne Rath und Ueberlegung zu handeln im Stande wäre. Jeden Schritt, den ich thue, erwäge und bedenke ich weislich, und als ich mich in der That von dem Liebespfeil des losen Gottes, den die Alten Cupido nannten, getroffen fühlte, sollte da nicht all' mein Dichten und Trachten dahin gegangen seyn, mich für diesen Zustand gehörig auszubilden? — Wird jemand, der ein schweres Examen zu überstehen gedenkt, nicht ämsig alle Wissenschaften studiren, aus denen er befragt werden soll? — Nun, verehrtester Herr Professor, meine Heirath ist ein Examen, zu dem ich mich gehörig vorbereite, und wohl zu bestehen glaube. Sehen Sie, bester Mann, dieses kleine Buch, das ich, seit ich mich zu lieben und zu heirathen entschlossen, beständig bei mir trage, und unaufhörlich studire, sehen Sie es an, und überzeugen Sie sich, daß ich die Sache gründlich und gescheut beginne, und keinesweges als

ein Unerfahrner erscheinen werde, ungeachtet mir, wie ich gestehen will, das ganze weibliche Geschlecht bis dato fremd geblieben.

Mit diesen Worten hatte der Geheime Kanzlei-Sekretär ein kleines, in Pergament gebundenes Buch aus der Tasche gezogen und den Titel aufgeschlagen, welcher folgendermaßen lautete:

„Kurzer Entwurff der politischen Klugheit, sich selbst und an„dern in allen Menschlichen Gesellschafften wohl zu rathen und „zu einer gescheiden Conduite zu gelangen; Allen Menschen, „die sich klug zu seyn dünken, oder noch klug werden wollen, „zu höchst nöthiger Bedürfniß und ungemeinem Nutzen, aus „dem Lateinischen des Herrn Thomasii übersetzt. Nebst einem „ausführlichen Register. Frankfurt und Leipzig. In Verlag „Johann Großens Erben. 1710."

Bemerken Sie, sprach Tusmann mit süßem Lächeln, bemerken Sie, wie der würdige Autor im siebenten Kapitel, das lediglich vom Heirathen und von der Klugheit eines Hausvaters handelt, §. 6. ausdrücklich sagt:

„Zum wenigsten soll man damit nicht eilen. Wer bei voll„kommenem männlichem Alter heirathet, wird so viel klüger, „weil er so viel weiser wird. Frühzeitige Heirathen machen „unverschämte oder arglistige Leute, und werffen sowohl des „Leibes, als des Gemüths Kräffte übern Hauffen. Das männ„liche Alter ist zwar nicht ein Anfang der Jugend, dieselbe „aber soll nicht eher, als mit demselben zugleich sich enden."

Und dann, was die Wahl des Gegenstandes betrifft, den man zu lieben und zu heirathen gesonnen, so sagt der vortreffliche Thomasius §. 9:

„Die Mittelstraße ist die sicherste, man nehme keine allzu Schöne „noch Häßliche, keine sehr Reiche noch sehr Arme, keine Vor„nehmere noch Geringere, sondern, die mit uns gleichen Stan„des ist, und so wird auch bey den meisten übrigen Eigen„schafften die Mittelstraße zu treffen das Beste seyn."

Dem bin ich denn auch gefolgt, und habe mit der anmuthigen Person, die ich erwählet, nach dem Rath, den Herr Thomasius im §. 17. ertheilet, nicht nur einmal Conversation gepfleget, weil man durch Verstellung der Fehler und Annehmung von allerhand Schein-

tugenden leicht hintergangen werden kann, sondern zum öftern, da es denn unmöglich ist, sich gänzlich in die Länge zu bergen.

Aber, sprach der Goldschmidt, aber mein werther Herr Tusmann, eben dieser Umgang, oder wie Sie es zu nennen belieben, diese Conversation mit den Weibern scheint mir, soll man nicht getäuscht werden auf schnöde Weise, langer Erfahrung und Uebung zu bedürfen.

Auch hierin, erwiederte Tusmann, steht der große Thomasius zur Seite, indem er sattsam lehrt, wie eine vernünftige angenehme Conversation einzurichten und wie vorzüglich, konversirt man mit Frauenzimmern, dabei einiger Scherz auf liebliche Art einzumischen. Aber Scherzreden, sagt mein Autor im fünften Kapitel, soll man sich bedienen, wie ein Koch des Salzes, ja selbst der spitzigen Redensarten wie eines Gewehrs, nicht andere damit anzutasten, sondern zu unserer Beschützung, ebenmäßig als ein Igel seine Stacheln zu brauchen pfleget. Und soll man dabei als ein kluger Mann auf die Gebehrden fast noch mehr, als auf die Worte regardiren, indem öfters das, was einer in Discursen verbirget, durch Gebehrden hervorbricht, und die Worte gemeiniglich nicht so viel als die übrige Aufführung zu Erweckung Freund= oder Feindschaft vermögen.

Ich merk' es schon, nahm der Goldschmidt das Wort, man kommt Ihnen auf keine Weise bei, Sie sind gegen Alles gewappnet und gerüstet. Wetten will ich daher auch, daß Sie durch Ihr Betragen die Liebe der von Ihnen erkornen Dame ganz und gar gewonnen.

Ich befleißige mich, sprach Tusmann, nach Thomasii Rath einer ehrerbietigen und freundlichen Gefälligkeit, denn diese ist sowohl das natürlichste Merkmal der Liebe, als der natürlichste Zug und Erweckung der Gegenliebe, gleich wie das Hojanen oder Gähnen eine ganze Gesellschaft zur Nachahmung antreibt. Doch gehe ich in der allzugroßen Ehrerbietung nicht zu weit, denn ich bedenke wohl, daß, wie Thomasius lehrt, die Weiber weder gute noch böse Engel, sondern bloße Menschen, und zwar, den Leibes= und Gemüthskräften nach, schwächere Creaturen sind, als wir, welches der Unterschied des Geschlechts sattsam anzeiget.

Ein schwarz Jahr, rief der Alte ergrimmt, komme über Euch, daß Ihr läppisches Zeug schwatzt ohne Aufhören und mir die gute Stunde verderbt, in der ich hier mich zu erlaben gedachte nach vollbrachtem großen Werk! —

Schweigt nur Alter, sprach der Goldschmidt mit erhöhter Stimme, seid froh, daß wir Euch hier leiden; denn mit Euerm brutalen Wesen seid Ihr ein unangenehmer Gast, den man eigentlich hinauswerfen sollte. — Lassen Sie sich, werthester Herr Tusmann, durch den Alten nicht irren. Sie sind der alten Zeit hold, Sie lieben den Thomasius; was mich betrifft, so gehe ich noch viel weiter zurück, da ich nur auf die Zeit etwas gebe, der, wie Sie sehen, zum Theil meine Kleidung angehört. Ja, Verehrter, jene Zeit war wohl herrlicher, als die jetzige, und aus ihr stammt noch jener schöne Zauber her, den Sie heute am alten Rathhausthurm geschaut haben.

Wie das, werthester Herr Professor? fragte der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Ei, fuhr der Goldschmidt fort, damals gab es gar öfters fröhliche Hochzeit auf dem Rathhause, und solche Hochzeiten sahen ein wenig anders aus, als die jetzigen. — Nun! manche glückliche Braut blickte damals zum Fenster heraus, und so ist es ein anmuthiger Spuk, wenn noch jetzt ein luftiges Gebilde das, was sich jetzt begeben wird, weissagt aus dem, was vor langer Zeit geschehen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß damals unser Berlin bei weitem lustiger und bunter sich ausnahm, als jetzt, wo alles auf einerlei Weise ausgeprägt wird, und man in der Langeweile selbst die Lust sucht und findet, sich zu langweilen. Da gabs Feste, andere Feste, als man sie jetzt ersinnen mag. Ich will nur daran denken, wie im Jahr Eintausend fünfhundert und ein und achtzig zu Oculi in der Fasten der Churfürst Augustus zu Sachsen mit seinem Gemahl und Sohne Christian von allen anwesenden Herrn herrlich und prächtig zu Cölln eingeholt wurde mit etlichen hundert Pferden. Und die Bürger beider Städte, Berlin und Cölln sammt den Spandauischen, standen zu beiden Seiten vom Cöpenicker Thore bis zum Schlosse in vollständiger Rüstung. Tages darauf gab es ein stattliches Ringrennen, bei dem der Churfürst zu Sachsen und Graf Jost zu Barby mit mehreren vom Adel in goldener Kleidung, hohen goldnen Stirnhauben, an Schultern, Ellenbogen und Knien mit goldenen Löwenköpfen, sonst an Armen und Beinen mit fleischfarbener Seide, als wären sie bloß gewesen, angethan, wie man die heidnischen Kämpfer zu malen pflegt. Sänger und Instrumentisten saßen verborgen in einer goldenen Arche Noahs, und darauf ein kleiner Knabe mit fleischfarbener Seide bekleidet, mit

Flügeln, Bogen, Köcher und mit verbundenen Augen, wie der Cupido gemalt wird. Zwei andere Knaben mit schönen weißen Straußfedern bekleidet, goldenen Augen und Schnäbeln wie Täubelein führten die Arche, in welcher, wenn der Fürst gerannt und getroffen, die Musik ertönte. Darauf ließ man etliche Tauben aus der Arche, von denen sich eine auf die spitze Zobelmütze unsers gnädigen Herrn Churfürsten setzte, mit den Flügeln schlug und eine welsche Arie zu singen begann, gar lieblich und viel schöner, als siebenzig Jahre später unser Hofsänger Bernhard Pasquino Grosso aus Mantua zu singen pflegte, wiewohl nicht so anmuthig, als zu jetziger Zeit unsere Theatersängerinnen, die freilich, zeigen sie ihre Kunst, besser placirt sind, als jenes Täubelein. Dann gab es ein Fußturnier, zu dem zog der Churfürst von Sachsen mit dem Grafen von Barby in einem Schiffe auf, das war mit gelbem und schwarzem Zeuge bekleidet, und hatte ein Segel von goldenem Zindel. Und es saß hinter dem Herrn der kleine Knabe, der Tages zuvor Cupido gewesen, mit einem langen bunten Rocke und spitzigem Hute von gelbem und schwarzem Zeuge und langem grauen Barte. Sänger und Instrumentisten waren eben so gekleidet. Aber rings um das Schiff tanzten und sprangen viele Herren vom Adel her, mit Köpfen und Schwänzen von Lachsen, Heringen und andern lustigen Fischen angethan, welches sich gar anmuthig ausnahm. Am Abend um die zehnte Stunde wurde ein schönes Feuerwerk angezündet, welches einige tausend Schüsse hatte, in der Gestalt einer viereckigen Festung mit Landsknechten besetzt, die alle voller Schüsse waren, und trieben die Büchsenmeister viel merkliche Possen mit Stechen und Fechten, und ließen feurige Rosse und Männer, seltsame Vögel und andere Thiere in die Höhe fahren mit schrecklichem Gerassel und Geprassel. Das Feuerwerk dauerte an die zwei Stunden. — Während der Goldschmidt dies alles erzählte, gab der Geheime Kanzlei-Sekretär alle Zeichen der innigsten Theilnahme, des höchsten Wohlgefallens von sich. Er rief mit feiner Stimme: Ei — O — Ach dazwischen, schmunzelte, rieb sich die Hände, rutschte auf dem Stuhle hin und her, und schlürfte dabei ein Glas Wein nach dem andern hinunter.

Mein verehrtester Herr Professor, rief er endlich im Falsett, den ihm die höchste Freude abzunöthigen pflegte, mein theuerster, verehrtester Herr Professor, was sind das für herrliche Dinge, von denen

Sie so lebhaft zu erzählen belieben, als wären Sie selbst persönlich dabei gewesen.

Ei, erwiederte der Goldschmidt, soll ich denn vielleicht nicht dabei gewesen sein?

Tusmann wollte, den Sinn dieser verwunderlichen Rede nicht fassend, eben weiter fragen, als der Alte mürrisch zum Goldschmidt sprach: Vergeßt doch die schönsten Feste nicht, an denen sich die Berliner ergötzten in jener Zeit, die Ihr so hoch erhebt. Wie auf dem Neumarkt die Scheiterhaufen dampften, und das Blut floß der unglücklichen Schlachtopfer, die auf die entsetzlichste Weise gemartert alles gestanden, was der tollste Wahn, der plumpste Aberglaube nur sich erträumen konnte.

Ach, nahm der Geheime Kanzlei-Sekretär das Wort, ach, Sie meinen gewiß die schnöden Hexen- und Zauberprozesse, wie sie in alter Zeit statt fanden, mein bester Herr! — Ja, das war freilich ein schlimmes Ding, dem unsere schöne Aufklärung ein Ende gemacht hat.

Der Goldschmidt warf seltsame Blicke auf den Alten und auf Tusmann, und fragte endlich mit geheimnißvollem Lächeln diesen: kennen Sie die Geschichte vom Münzjuden Lippold, wie sie sich im Jahr Eintausend fünfhundert und zwei und siebenzig zutrug?

Noch ehe Tusmann antworten konnte, fuhr der Goldschmidt weiter fort: großen Betruges und arger Schelmerei war der Münzjude Lippold angeklagt, der sonst das Vertrauen des Churfürsten besaß, dem ganzen Münzwesen im Lande vorstand, und allemal, wenn es Noth that, gleich mit bedeutenden Summen bei der Hand war. Sei es aber nun, daß er sich gut auszureden wußte, oder daß ihm andere Mittel zu Gebote standen, sich vor den Augen des Churfürsten rein zu waschen von aller Schuld, oder daß, wie man damals sich auszudrücken pflegte, etliche, die beim Herrn Thun und Lassen waren, mit der silbernen Büchse geschossen; genug, es war an dem, daß er als unschuldig loskommen sollte; er wurde nur noch in seinem kleinen in der Stralauer Straße belegenen Hause von Bürgern bewacht. Da trug es sich zu, daß er sich mit seinem Weibe erzürnte, und daß diese in zornigem Muthe sprach: Wenn der gnädige Herr Churfürst nur wüßte, was Du für ein böser Schelm bist, und was für Bubenstücke du mit deinem Zauberbuche kannst zu Wege bringen, würdest du lange kalt sein. Das wurde dem Churfürsten berichtet, der ließ

strenge nachforschen in Lippold's Hause nach dem Zauberbuche, das man endlich fand, und das, als es Leute, die dessen Verstand hatten, lasen, seine Schelmerei klar an den Tag brachte. Böse Künste hatte er getrieben, um den Herrn sich ganz zu eigen zu machen, und das ganze Land zu beherrschen, und nur des Churfürsten Gottseligkeit hatte dem satanischen Zauber widerstanden. Lippold wurde auf dem Neumarkt hingerichtet, als aber die Flammen seinen Körper und das Zauberbuch verzehrten, kam unter dem Gerüst eine große Maus hervor, und lief ins Feuer. Viele Leute hielten die Maus für Lippold's Zauberteufel.

Während der Goldschmidt dies erzählte, hatte der Alte beide Arme auf den Tisch gestützt, die Hände vor's Gesicht gehalten, und gestöhnt und geächzt, wie einer, der große unerträgliche Schmerzen leidet.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär schien dagegen nicht sonderlich auf des Goldschmidts Worte zu achten. Er war über die Maßen freundlich, und in dem Augenblick von ganz andern Gedanken und Bildern erfüllt. Als nemlich der Goldschmidt geendet, fragte er schmunzelnd mit süß lispelnder Stimme: Aber sagen Sie mir nur, mein allerwerthester hochverehrtester Herr Professor, war denn das wirklich die Albertine Voßwinkel, die aus dem verfallenen Fenster des Rathhaus-Thurmes mit ihren schönen Augen auf uns herniederblickte?

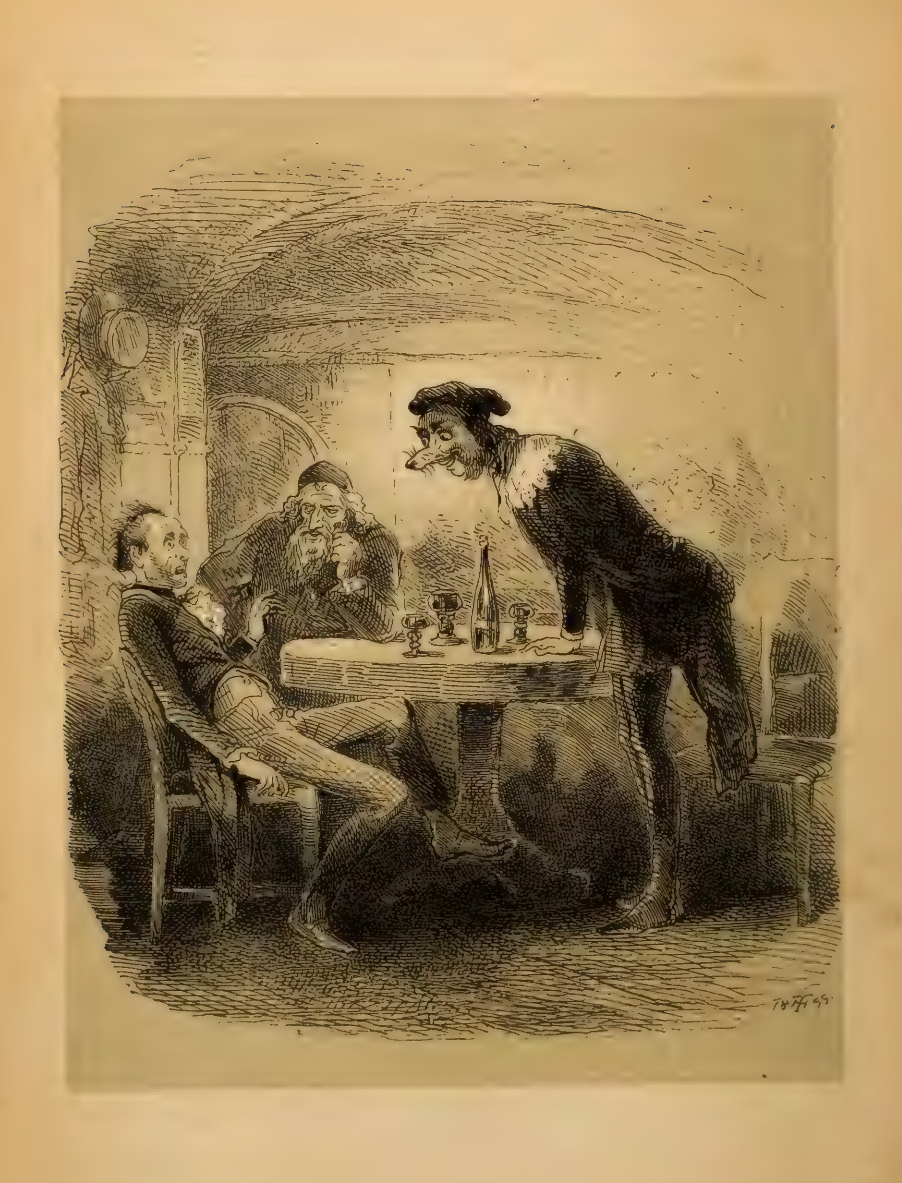
Was, fuhr ihn der Goldschmidt wild an, was haben Sie mit der Albertine Voßwinkel?

Nun, erwiederte Tusmann kleinlaut, nun du mein lieber Himmel, das ist ja eben diejenige holde Dame, die ich zu lieben und zu heirathen unternommen.

Herr, rief nun der Goldschmidt blutroth im ganzen Gesicht und glühenden Zorn in den feuersprühenden Augen, Herr, ich glaube, Sie sind vom Teufel besessen oder total wahnsinnig? Sie wollen die schöne blutjunge Albertine Voßwinkel heirathen? Sie alter abgelebter armseliger Pedant? Sie, der Sie mit all' Ihrer Schulgelehrsamkeit, mit sammt Ihrer aus dem Thomasius geschöpften politischen Klugheit nicht drei Schritt über Ihre eigne Nase wegsehen können? — Solche Gedanken lassen Sie sich nur vergehen, sonst könnte Ihnen noch in dieser Aequinoktial-Nacht das Genick gebrochen werden.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war sonst ein sanfter friedfertiger, ja furchtsamer Mann, der niemanden, wurde er auch angegriffen, ein





hartes Wort sagen konnte. Zu schnöde waren aber wohl des Goldschmidts Worte, und kam noch hinzu, daß Tusmann mehr starken Wein als er gewohnt, getrunken hatte, so konnt' es nicht fehlen, daß er, wie sonst niemals, zornig auffuhr, und mit gellender Stimme rief: Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen, mein unbekannter Herr Goldschmidt, was Sie berechtigt, mir so zu begegnen? — Ich glaube gar, Sie wollen mich äffen durch allerhand kindische Künste, und vermessen sich, die Demoiselle Albertine Voßwinkel selbst lieben zu wollen, und haben die Dame portraitirt auf Glas und mir mittelst einer Laterna magica, die Sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildniß gezeigt am Rathhausthurm! — O mein Herr, auch ich verstehe mich auf solche Dinge, und Sie verfehlen den Weg, wenn Sie glauben, mich durch Ihre Künste, durch Ihre groben Redensarten einzuschüchtern! —

Nehmen Sie sich in Acht, sprach nun der Goldschmidt gelassen und sonderbar lächelnd, nehmen Sie sich in Acht, Tusmann, Sie haben es hier mit kuriosen Leuten zu thun.

Aber in dem Augenblick grinzte, statt des Goldschmidts, ein abscheuliches Fuchsgesicht den Geheimen Kanzlei-Sekretär an, der, von dem tiefsten Entsetzen erfaßt, zurücksank in den Sessel.

Der Alte schien sich über des Goldschmidts Verwandlung weiter gar nicht zu verwundern, vielmehr hatte er auf einmal sein mürrisches Wesen ganz verloren, und rief lachend: Sehen Sie doch, welch hübscher Spaß; — aber das sind brodlose Künste, da weiß ich besseres, und vermag Dinge, die Dir stets zu hoch geblieben sind, Leonhard.

Laß doch sehen, sprach der Goldschmidt, der nun wieder sein menschliches Gesicht angenommen, sich ruhig an den Tisch setzend, laß doch sehen, was Du kannst.

Der Alte holte einen großen schwarzen Rettig aus der Tasche, putzte und schälte ihn mit einem kleinen Messer, das er ebenfalls hervorgezogen, sauber ab, zerschnitt ihn in dünne Scheiben, und legte diese auf den Tisch.

Aber so wie er mit geballter Faust auf eine Rettigscheibe schlug, sprang klappernd ein schön ausgeprägtes flimmerndes Goldstück hervor, das er faßte, und dem Goldschmidt zuwarf. Doch, so wie dieser das Goldstück auffing, zerstäubte es in tausend knisternde Funken. Das schien den Alten zu ärgern, immer rascher und stärker prägte er

die Rettigscheiben aus, immer prasselnder zersprangen sie in des Goldschmidts Hand.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ganz außer sich betäubt von Entsetzen und Angst; endlich raffte er sich mit Gewalt auf aus der Ohnmacht, der er nahe war, und sprach mit bebender Stimme: da will ich mich doch den hochzuverehrenden Herren lieber ganz gehorsamst empfehlen; sprang alsbald, nachdem er Hut und Stock ergriffen, schnell zur Thüre heraus.

Auf der Straße hörte er, wie die beiden Unheimlichen hinter ihm her eine gellende Lache aufschlugen, vor der ihm das Blut in den Adern gefror.

Zweites Kapitel.

Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, sich ein Liebesverständniß erschloß, nachdem die Verliebten schon früher mit den Köpfen an einander gerannt.

Auf weniger verfängliche Weise, als der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann, hatte der junge Maler Edmund Lehsen die Bekanntschaft des alten wunderlichen Goldschmidts Leonhard gemacht.

Edmund entwarf gerade an einer einsamen Stelle des Thiergartens eine schöne Baumgruppe nach der Natur, als Leonhard zu ihm trat, und ohne Umstände ihm über die Schulter ins Blatt hineinsah. Edmund ließ sich gar nicht stören, sondern zeichnete emsig fort, bis der Goldschmidt rief: das ist ja eine ganz sonderbare Zeichnung, lieber junger Mann, das werden ja am Ende keine Bäume, das wird ja ganz etwas anders.

Merken Sie etwas, mein Herr? sprach Edmund mit leuchtenden Blicken. Nun, fuhr der Goldschmidt fort, ich meine, aus den dicken Blättern da kuckten allerlei Gestalten heraus im buntesten Wechsel, bald Genien, bald seltsame Thiere, bald Jungfrauen, bald Blumen. Und doch sollte das Ganze wohl nur sich zu jener Baumgruppe uns gegenüber gestalten, durch die die Strahlen der Abendsonne so lieblich funkeln.

Ei, mein Herr, rief Edmund, Sie haben entweder einen gar tie-

sen Sinn, ein durchschauendes Auge für dergleichen, oder ich war in diesen Augenblicken glücklicher im Darstellen meiner innersten Empfindung, als jemals. Ist es Ihnen nicht auch so, wenn Sie sich in der Natur ganz Ihrem sehnsüchtigen Gefühl überlassen, als schauten durch die Bäume, durch das Gebüsch, allerlei wunderbare Gestalten Sie mit holden Augen an? — Das war es, was ich in dieser Zeichnung recht versinnlichen wollte, und ich merke, es ist mir gelungen.

Ich verstehe, sprach Leonhard etwas kalt und trocken, Sie wollten frei von allem eigentlichen Studium sich Rast geben, und in einem anmuthigen Spiel Ihrer Fantasie sich erheitern und erkräftigen.

Keineswegs, mein Herr! erwiederte Edmund, gerade diese Art nach der Natur zu zeichnen, halte ich für mein bestes, nutzenvollstes Studiren. Aus solchen Studien trag' ich das wahrhaft Poetische, Fantastische in die Landschaft. Dichter muß der Landschaftsmaler eben so gut sein, als der Geschichtsmaler, sonst bleibt er ewig ein Stümper.

Hilf Himmel, rief Leonhard, auch Sie, lieber Edmund Lehsen —

Wie, unterbrach Edmund den Goldschmidt, wie, Sie kennen mich, mein Herr!

Warum, erwiederte Leonhard, soll ich Sie denn nicht kennen? — Ich machte Ihre erste werthe Bekanntschaft in einem Augenblick, auf den Sie sich wahrscheinlich nicht sehr deutlich besinnen werden, nemlich, als Sie so eben geboren waren. Für die wenige Welterfahrung, die Sie damals besitzen konnten, hatten Sie sich überaus sittig und klug betragen, Ihrer Frau Mama ungemein wenig Mühe gemacht, und sogleich ein sehr wohlklingendes Freudengeschrei erhoben, auch heftig ans Tageslicht verlangt, das man Ihnen nach meinem Rath nicht verweigern durfte, da nach dem Ausspruch der neuesten Aerzte dieses den neugebornen Kindern nicht nur keinesweges schadet, sondern vielmehr wohlthätig auf ihren Verstand, auf ihre physischen Kräfte überhaupt wirkt. Ihr Herr Papa war auch dermaßen fröhlich, daß er auf einem Beine im Zimmer herumhopste, und aus der Zauberflöte sang: Bei Männern, welche Liebe fühlen ꝛc. Nachher gab er mir Ihre kleine Person in die Hände und bat mich, Ihr Horoskop zu stellen, welches ich auch that. Dann kam ich noch öfters in Ihres Vaters Haus und Sie verschmähten nicht, manche Tüte Rosinen und Mandeln aufzunaschen, die ich Ihnen mitbrachte. Nachher ging ich auf Reisen, Sie mochten damals sechs oder acht Jahr alt sein. Dann kam ich

3*

hieher nach Berlin, sah Sie und vernahm mit Vergnügen, daß Ihr Vater Sie aus Müncheberg hieher geschickt, um die edle Malerkunst zu studiren, für welches Studium in Müncheberg eben nicht sonderlicher Fond vorhanden an Bildern, Marmorn, Bronzen, Gemmen und andern bedeutenden Kunstschätzen. Ihre gute Vaterstadt kann sich darin nicht mit Rom, Florenz oder Dresden messen, wie vielleicht künftig Berlin, wenn funkelnagelneue Antiken aus der Tiber gefischt und hierher transportirt werden. —

Mein Gott, sprach Edmund, jetzt gehen mir alle Erinnerungen aus meiner frühesten Jugend lebhaft auf. Sind Sie nicht Herr Leonhard?

Allerdings, erwiederte der Goldschmidt, heiße ich Leonhard und nicht anders, indessen möcht' es mich doch wundern, wenn Sie sich aus so früher Zeit meiner noch erinnern sollten.

Und doch, fuhr Edmund fort, ist es der Fall. Ich weiß, daß ich mich jedesmal, wenn Sie in meines Vaters Hause erschienen, sehr freute, weil Sie mir allerlei Näschereien mitbrachten, und sich überhaupt viel mit mir abgaben, und dabei verließ mich nicht eine scheue Ehrfurcht, ja eine gewisse Angst und Beklommenheit, die oft noch fortdauerte, wenn Sie schon weggegangen waren. Aber noch mehr sind es die Erzählungen meines Vaters von Ihnen, die Ihr Andenken in meiner Seele frisch erhalten haben. Er rühmte sich Ihrer Freundschaft, da Sie ihn mit besonderer Gewandtheit aus allerlei verdrießlichen Vorfällen und Verwickelungen, wie sie im Leben wohl vorkommen, glücklich gerettet hatten. Mit Begeisterung sprach er aber davon, wie Sie in die tiefen geheimen Wissenschaften eingedrungen, über manche verborgene Naturkraft geböten nach Willkür, und manchmal — verzeihen Sie — gab er nicht undeutlich zu verstehen, Sie wären wohl am Ende, das Ding bei Lichte besehen, Ahasverus, der ewige Jude! —

Warum nicht gar der Rattenfänger von Hameln, oder der Alte Ueberall und Nirgends, oder das Petermännchen, oder sonst ein Kobold, unterbrach der Goldschmidt den Jüngling; aber wahr mag es sein und ich will es gar nicht leugnen, daß es mit mir eine gewisse eigene Bewandtniß hat, von der ich nicht sprechen darf, ohne Aergerniß zu erregen. Ihrem Herrn Papa habe ich in der That viel Gutes erzeigt durch meine geheimen Künste; vorzüglich erfreute ihn gar sehr das Horoskop, das ich Ihnen stellte nach Ihrer Geburt.

Nun, sprach der Jüngling, indem hohe Röthe seine Wangen überflog, nun, mit dem Horoskop war es eben nicht so sehr erfreulich. Mein Vater hat es mir oft wiederholt, Ihr Ausspruch sey gewesen, es würde was Großes aus mir werden, entweder ein großer Künstler, oder ein großer Narr. — Wenigstens hab' ich es aber diesem Ausspruch zu verdanken, daß mein Vater meiner Neigung zur Kunst freien Lauf ließ, und glauben Sie nicht, daß Ihr Horoskop zutreffen wird?

O ganz gewiß, erwiederte der Goldschmidt sehr kalt und gelassen, es ist gar nicht daran zu zweifeln, denn Sie sind eben jetzt auf dem schönsten Wege, ein großer Narr zu werden.

Wie, mein Herr, rief Edmund betroffen, wie mein Herr, Sie sagen mir das so gerade zu ins Gesicht? Sie —

Es liegt, fiel ihm der Goldschmidt ins Wort, nun gänzlich an Dir, der schlimmen Alternative meines Horoskops zu entgehen und ein tüchtiger Künstler zu werden. Deine Zeichnungen, Deine Entwürfe, verrathen eine reiche lebendige Fantasie, eine rege Kraft des Ausdrucks, eine kecke Gewandtheit der Darstellung; auf diese Fundamente läßt sich ein wackeres Gebäude aufführen. Laß' ab von aller modischen Ueberspanntheit, und gieb Dich ganz hin dem ernsten Studium. Ich rühm' es, daß Du nach der Würde und Einfachheit der alten deutschen Maler trachtest, aber auch hier magst Du sorglich die Klippe vermeiden, an der so viele scheitern. Es gehört wohl ein tiefes Gemüth, eine Seelenkraft, die der Erschlaffung der modernen Kunst zu widerstehen vermag, dazu, ganz aufzufassen den wahren Geist der alten deutschen Meister, ganz einzudringen in den Sinn ihrer Gebilde. Nur dann wird sich aus dem Innersten heraus der Funke entzünden, und die wahre Begeisterung Werke schaffen, die ohne blinde Nachahmerei eines besseren Zeitalters würdig sind. Aber jetzt meinen die jungen Leute, wenn sie irgend ein biblisches Bild mit klapperdürren Figuren, ellenlangen Gesichtern, steifen eckigten Gewändern und falscher Perspektive zusammenstoppeln, sie hätten gemalt in der Manier der alten deutschen hohen Meister. Solche geistestodte Nachähmler mögen dem Bauernjungen zu vergleichen seyn, der in der Kirche bei dem Vater-Unser den Hut vor die Nase hielt, ohne es auswendig beten zu können, angebend, wisse er auch das Gebet nicht, so kenne er doch die Melodie davon.

Der Goldschmidt sprach noch viel Wahres und Schönes über die edle Kunst der Malerei, und gab dem künstlerischen Edmund weise vortreffliche Lehren, so daß dieser, ganz durchdrungen, zuletzt fragte, wie es möglich sey, daß Leonhard so viel Kenntniß habe erwerben können, ohne selbst Maler zu seyn, und daß er so im Verborgenen lebe, ohne sich Einfluß zu verschaffen auf die Kunstbestrebungen aller Art?

Ich habe, erwiederte der Goldschmidt mit sehr mildem ernsten Ton, ich habe Dir schon gesagt, daß eine lange, ja in der That sehr wunderbar lange Erfahrung meinen Blick, mein Urtheil geschärft hat. Was aber meine Verborgenheit betrifft, so bin ich mir bewußt, daß ich überall etwas seltsam auftreten würde, wie es nun einmal nicht nur meine ganze Organisation, sondern auch das Gefühl einer gewissen mir inwohnenden Macht gebietet, und dies könnte mein ganzes ruhiges Leben hier in Berlin verstören. Ich gedenke noch eines Mannes, der in gewisser Hinsicht mein Ahnherr seyn könnte, und der mir so in Geist und Fleisch gewachsen ist, daß ich zuweilen im seltsamen Wahn glaube, ich sey es eben selbst. Niemanden anders meine ich, als jenen Schweizer Leonhard Turnhäuser zum Thurm, der ums Jahr Eintausend fünfhundert und zwei und achtzig hier in Berlin am Hofe des Churfürsten Johann George lebte. Damals war, wie Du wissen wirst, jeder Chemiker ein Alchymist, und jeder Astronom ein Astrolog genannt, und so mochte Turnhäuser auch beides seyn. So viel ist indessen gewiß, daß Turnhäuser die merkwürdigsten Dinge zu Stande brachte, und außerdem sich als tüchtiger Arzt bewies. Er hatte indessen den Fehler, seine Wissenschaft überall geltend machen zu wollen, sich in alles zu mischen, überall mit Rath und That bei der Hand zu seyn. Das zog ihm Haß und Neid zu, wie der Reiche, der mit seinem Reichthum, ist er auch wohl erworben, eitlen Prunk treibt, sich am ersten Feinde auf den Hals zieht. Nun begab es sich, daß man dem Churfürsten eingeredet hatte, Turnhäuser vermöge Gold zu machen, und daß dieser, sey es nun, weil er sich wirklich nicht darauf verstand, oder weil andere Gründe ihn dazu trieben, hartnäckig verweigerte, zu laboriren. Da kamen Turnhäusers Feinde, und redeten zum Churfürsten: Seht Ihr wohl, was das für ein verschmitzter unverschämter Geselle ist? Er prahlt mit Kenntnissen, die er nicht besitzt, und treibt allerlei zauberische Possen und jüdische Händel, die er büßen sollte, mit schmachvollem Tode, wie der Jude Lippolt. Turnhäuser war sonst

wirklich ein Goldschmidt gewesen, das kam heraus, und nun bestritt man ihm vollends alle Wissenschaft, die er doch sattsam an den Tag gelegt. Man behauptete sogar, daß er all' die scharfsinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognostica, die er herausgegeben, nicht selbst verfertigt, sondern sich habe machen lassen von andern Leuten um baares Geld. Genug Haß, Neid, Verläumdung, brachten es dahin, daß er, um dem Schicksal des Juden Lippolt zu entgehen, in aller Stille Berlin und die Mark verlassen mußte. Da schrieen die Widersacher, er habe sich zum päbstischen Haufen begeben, das ist aber nicht wahr. Er ging nach Sachsen und trieb sein Goldschmidts-Handwerk, ohne der Wissenschaft zu entsagen. —

Edmund fühlte sich auf wunderbare Weise zu dem alten Goldschmidt hingezogen, und dieser lohnte ihm das ehrfurchtsvolle Vertrauen, wie er es gegen ihn äußerte, dadurch, daß er nicht allein in seinem Kunststudium sein strenger, aber tief belehrender Kritiker blieb, sondern ihm auch in Ansehung der Bereitung und Mischung der Farben gewisse Geheimnisse, die den alten Malern zu Gebote standen, entdeckte, welche sich in der Ausführung auf das herrlichste bewährten.

So bildete sich nun zwischen Edmund und dem alten Leonhard das Verhältniß, in dem der hoffnungsvolle geliebte Zögling mit dem väterlichen Lehrer und Freunde steht.

Bald darauf begab es sich, daß an einem schönen Sommerabende bei dem Hofjäger im Thiergarten dem Commissionsrath Herrn Melchior Voßwinkel kein einziger von den mitgebrachten Zigarren brennen wollte. Sie hatten sämmtlich keine Luft. Mit steigendem Unwillen warf der Commissionsrath einen nach dem andern an die Erde, und rief zuletzt: O Gott, hab' ich darum mit vieler Mühe und nicht unbedeutenden Kosten Zigarren direkte aus Hamburg verschrieben, damit mich die schmählichen Dinger in meiner besten Lust stören sollten? — Kann ich jetzt wohl auf vernünftige Weise die schöne Natur genießen, und einen nützlichen Diskurs führen? — Es ist doch entsetzlich!

Er hatte diese Worte gewissermaßen an Edmund Lehsen gerichtet, der neben ihm stand, und dessen Zigarro ganz fröhlich dampfte.

Edmund, ohne den Commissionsrath weiter zu kennen, zog sogleich seine gefüllte Zigarrenbüchse hervor und reichte sie freundlich dem Verzweifelnden hin, mit der Bitte, zuzulangen, da er für die Güte und Brennbarkeit der Zigarren einstehe, ungeachtet er sie nicht

direkte von Hamburg bekommen, sondern aus einem Laden in der Friedrichsstraße erkauft habe.

Der Commissionsrath, ganz Freude und Fröhlichkeit, langte mit einem: bitt' ganz ergebenst, wirklich zu, und als nur kaum mit dem brennenden Fidibus berührt die feinen lichtgrauen Wolken aus dem angenehmen Glimmstengel oder Tabacksröhrlein, wie die Puristen den Zigarro benannt haben wollen, sich emporkräuselten, rief der Mann ganz entzückt: O mein werthester Herr, Sie reißen mich wirklich aus arger Verlegenheit! — Tausend Dank dafür, und beinahe möcht' ich unverschämt genug seyn, Sie, wenn dieser Zigarro verraucht, um einen zweiten zu bitten.

Edmund versicherte, daß er über seine Zigarrenbüchse gebieten könne, und beide trennten sich dann.

Als nun aber, da es schon ein wenig zu dämmern begann, Edmund den Entwurf eines Bildes im Kopfe, mithin ziemlich abwesend und die bunte Gesellschaft nicht beachtend, sich durch Tische und Stühle drängte, um ins Freie zu kommen, stand plötzlich der Commissionsrath wieder vor ihm und fragte sehr freundlich, ob er nicht an seinem Tisch Platz nehmen wolle. Im Begriff, es auszuschlagen, weil er sich hinaussehnte in den Wald, fiel ihm ein Mädchen ins Auge, das die Jugend, Anmuth, der Liebreiz selbst, an dem Tische saß, von dem der Commissionsrath aufgestanden war.

Meine Tochter Albertine, sprach der Commmissionsrath zu Edmund, der regungslos das Mädchen anstarrte und beinahe vergaß, sie zu begrüßen. Er erkannte auf den ersten Blick in Albertinen das bildschöne mit der höchsten Eleganz gekleidete Frauenzimmer wieder, das er in der vorjährigen Kunstausstellung vor einer von seinen Zeichnungen antraf. Sie erklärte mit Scharfsinn der ältern Frau und den beiden jungen Mädchen, die mit ihr gekommen, den Sinn des fantastischen Gebildes, sie ging ein auf Zeichnung, Gruppirung, sie rühmte den Meister, der das Werk geschaffen, und bemerkte, daß es ein sehr junger hoffnungsvoller Künstler seyn solle, den sie wohl kennen zu lernen wünsche. Edmund stand dicht hinter ihr, und sog begierig das Lob ein, das von den schönsten Lippen floß. Vor lauter süßer Angst und bangem Herzklopfen vermochte er es nicht über sich, hervorzutreten als Schöpfer des Bildes. — Da läßt Albertine den Handschuh, den sie eben von der Hand gezogen, auf die Erde

fallen; schnell bückt sich Edmund ihn aufzuheben, Albertine ebenfalls, beide fahren mit den Köpfen zusammen, das es knackt und kracht! — Herr Gott im Himmel, ruft Albertine vor Schmerz sich den Kopf haltend.

Entsetzt prallt Edmund zurück, tritt bei dem ersten Schritt den kleinen Mops der alten Dame wund, daß er laut aufquikt, bei dem zweiten einem podagrischen Professor auf die Füße, der ein furchtbares Gebrüll erhebt und den unglücklichen Edmund zu allen tausend Teufeln in die flammende Hölle wünscht. Und aus allen Sälen laufen die Menschen herbei und alle Lorgnetten sind auf den armen Edmund gerichtet, der unter dem trostlosen Wimmern des wunden Mopses, unter dem Fluchen des Professors, unter dem Schelten der alten Dame, unter dem Kickern und Lachen der Mädchen über und über glühend vor Schaam, ganz verzweifelt herausstürzt, während mehrere Frauenzimmer ihre Riechfläschchen öffnen und Albertinen die hoch aufgelaufene Stirn mit starkem Wasser reiben. —

Schon damals, in dem kritischen Augenblick des lächerlichen Auftritts, war Edmund, ohne doch dessen sich selbst deutlich bewußt zu seyn, in Liebe gekommen, und nur das schmerzliche Gefühl seiner Tölpelei hielt ihn zurück, das Mädchen an allen Ecken und Enden der Stadt aufzusuchen. Er konnte sich Albertinen nicht anders denken, als mit rother wunder Stirn und den bittersten Vorwurf, den entschiedensten Zorn im Gesicht, im ganzen Wesen.

Davon war aber heute nicht die mindeste Spur anzutreffen. Zwar erröthete Albertine über und über, als sie den Jüngling erblickte, und schien eben so sehr außer Fassung; als aber der Commissionsrath ihn um Stand und Namen fragte, fiel sie holdlächelnd mit süßer Stimme ein, daß sie sehr irren müßte, wenn sie nicht Herrn Lehsen vor sich sähe, den vortrefflichen Künstler, dessen Zeichnungen, dessen Gemälde ihr tiefstes Gemüth ergriffen.

Man kann denken, daß diese Worte Edmunds Inneres zündend durchfuhren wie ein elektrischer Schlag. Begeistert wollte er ausbrechen in die vortrefflichsten Redensarten, der Commissionsrath ließ es aber nicht dazu kommen, sondern drückte den Jüngling stürmisch an die Brust und sprach: Bester! um den versprochenen Zigarro! — Und dann weiter, während er den Zigarro, den ihm Edmund darbot, geschickt mit dem Brennstoff, der noch in der Asche des eben verrauch-

ten enthalten, anzündete: also ein Maler sind Sie, und zwar ein vortrefflicher, wie meine Tochter Albertine behauptet, die sich auf dergleichen Dinge genau versteht. — Nun das freut mich außerordentlich, ich liebe die Malerei, oder um mit meiner Tochter Albertine zu reden, die Kunst überhaupt ganz ungemein, ich habe einen wahren Narren daran gefressen! — bin auch Kenner — ja wahrhaftig ein tüchtiger Kenner von Gemälden, mir kann eben so wenig, als meiner Tochter Albertine, jemand ein X vor ein U machen, wir haben Augen — wir haben Augen! — Sagen Sie mir, theurer Maler, sagen Sie mirs ehrlich ohne Scheu, nicht wahr, Sie sind der wackre Künstler, vor dessen Gemälden ich täglich vorbeigehe und jedesmal stehen bleibe wohl einige Minuten lang, weil ich vor lauter Freude über die schönen Farben gar nicht loskommen kann?

Edmund begriff nicht recht, wie es der Commissionsrath anstellen sollte, täglich bei seinen Gemälden vorüber zu gehen, da er sich nicht erinnern konnte, jemals Aushängeschilder gemalt zu haben. Nach einigem Hin- und Herfragen kam es aber heraus, daß Melchior Voßwinkel nichts anders meinte, als die lackirten Theebretter, Ofenschirme und dergleichen in dem Stobwasserschen Laden unter den Linden, die er in der That jeden Morgen um eilf Uhr, wenn er bei Sala Tarone vier Sardellen gegessen und ein Gläschen Danziger genommen, mit wahrem Entzücken betrachtete. Diese Kunstfabrikate galten ihm für das höchste, was jemals die Kunst geleistet. — Das verschnupfte den Edmund nicht wenig, er verwünschte den Commissionsrath, der mit seinem faden Wortschwall ihm jede Annäherung an Albertinen unmöglich machte.

Endlich erschien ein Bekannter des Commissionsraths, der ihn in ein Gespräch zog. Diesen Moment nutzte Edmund und setzte sich hin dicht neben Albertinen, die das gar gern zu sehen schien.

Jeder, der die Demoiselle Albertine Voßwinkel kennt, weiß, daß sie, wie gesagt, die Jugend, Schönheit und Anmuth selbst ist, daß sie sich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der besten Mode sehr geschmackvoll zu kleiden weiß, daß sie in der Zelterschen Akademie singt, von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält, in den niedlichsten Sprüngen der ersten Tänzerin nachtanzt, schon eine schön gestickte Tulpe nebst diversen Vergißmeinnicht und Veilchen zur Kunstausstellung geliefert hat, und, von Natur heitern aufgeweck-

ten Temperaments, doch, zumal beim Thee, genügende Empfindsamkeit an den Tag legen kann. Jeder weiß auch endlich, daß sie mit niedlicher, sauberer Perlschrift Gedichte und Sentenzen, die ihr in Göthe's, Jean Paul's und anderer geistreicher Männer und Frauen Schriften vorzüglich wohlgefallen, in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt, und das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechselt.

Wohl war es natürlich, daß Albertine an der Seite des jungen Malers, dem das Entzücken der scheuen Liebe aus dem Herzen strömte, in noch höhere als in die gewöhnliche Thee- und Vorlese-Empfindsamkeit gerathen mußte, und daß sie daher von Kindlichkeit, poetischem Gemüth, Lebenstiefe u. d. g. auf die artigste Weise melodisch lispelnd sprach.

Der Abendwind hatte sich erhoben und wehte süße Blüthendüfte vor sich her, und im dichten dunkeln Gebüsch duettirten zwei Nachtigallen in den zärtlichsten Liebesklagen.

Da begann Albertine aus Fouqué's Gedichten:

Ein Flüstern, Rauschen, Klingen,
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liebesschlingen
Geist, Sinn und Leben ein!

Kühner geworden in der tiefen Dämmerung, die nun eingebrochen, faßte Edmund Albertinens Hand, drückte sie an seine Brust und sprach weiter:

Säng' ich es nach, was leise
Solch stilles Leben spricht,
So schien' aus meiner Weise
Das ew'ge Liebeslicht. —

Albertine entzog ihm ihre Hand, aber nur, um sie von dem feinen Glacé-Handschuh zu befreien, und dann dem Glücklichen wieder zu überlassen, der sie eben feurig küssen wollte, als der Commissionsrath dazwischen fuhr: Potz tausend, das wird kühl! — Ich wollte, ich hätt' einen Mantel oder einen Ueberrock zu mir gesteckt, oder mit mir genommen, will ich vielmehr sagen. Hülle Dich in Deinen Shawl, Tinchen, — es ist ein türkischer, bester Maler, und kostet 50 baare Dukaten. — Hülle Dich wohl ein, sag' ich, Tinchen, wir wollen uns auf den Weg machen. Leben Sie wohl, mein Bester. —

Von einem richtigen Takt getrieben, griff in diesem Augenblick Edmund nach der Zigarrenbüchse und bot dem Commissionsrath den dritten Glimmstengel an.

O ich bitte ganz gehorsamst, rief Voßwinkel, Sie sind ja ein überaus artiger gefälliger Mann. Die Polizei will nicht erlauben, daß man im Thiergarten wandelnd rauche, daß man das schöne Gras nicht versenge; aber deshalb schmeckt ein Pfeifchen oder ein Zigarro nur desto schöner.

In dem Augenblick, als der Commissionsrath sich der Laterne nahte, um den Zigarro anzuzünden, bat Edmund leise und scheu, Albertinen nach Hause begleiten zu dürfen. Sie nahm seinen Arm, beide schritten vor, und der Commissionsrath schien, als er hinantrat, es vorausgesetzt zu haben, daß Edmund mit ihnen nach der Stadt gehen würde.

Jeder, der jung war und verliebt, oder beides noch ist (manchem passirt das niemals) wird es sich einbilden können, daß es dem Edmund an Albertinens Seite dünkte, er gehe nicht durch den Wald, sondern schwebe hoch über den Bäumen im schimmernden Gewölk mit der Schönsten daher. —

Nach Rosalindens Ausspruch in Shakspeare's: Wie es Euch gefällt, sind die Kennzeichen eines Verliebten: Eingefallene Wangen, Augen mit blauen Rändern, ein gleichgültiger Sinn, ein verwilderter Bart, lose hängende Kniegürtel, eine ungebundene Mütze, aufgeknüpfte Aermel, nicht zugeschnürte Schuhe und eine nachlässige Trostlosigkeit in allem Thun und Lassen. Dies alles traf nun zwar bei Edmund eben so wenig zu, als bei dem verliebten Orlando, aber so wie dieser die junge Baumzucht ruinirte, indem er den Namen Rosalinde in alle Rinden grub, Oden an Weißdornen hing und Elegien an die Brombeersträuche; so verdarb Edmund eine Menge Papier, Pergament, Leinwand und Farben, seine Geliebte in hinlänglich schlechten Versen zu besingen und sie zu zeichnen, zu malen, ohne sie jemals zu treffen, da seine Fantasie seine Kunstfertigkeit überflügelte. Kam nun noch der seltsam somnambule Blick des Liebeskranken und ein erkleckliches Seufzen zu jeder Zeit und Stunde hinzu, so konnte es nicht fehlen, daß der alte Goldschmidt den Zustand seines jungen Freundes sehr bald errieth. Als er ihn darüber befragte, nahm Edmund gar keinen Anstand, ihm sein ganzes Herz zu erschließen.

Ei, rief Leonhard, als Edmund geendet, ei Du denkst wohl nicht daran, daß es ein schlimmes Ding ist, sich in eine Braut zu verlieben: Albertine Voßwinkel ist so gut wie versprochen an den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann.

Edmund gerieth über diese entsetzliche Nachricht sogleich in ganz ungemeine Verzweiflung. Leonhard wartete sehr ruhig den ersten Paroxismus ab und fragte dann, ob er wirklich die Demoiselle Albertine Voßwinkel zu heirathen gedenke? Edmund versicherte, daß die Verbindung mit Albertinen der höchste Wunsch seines Lebens sei, und beschwor den Alten, ihm beizustehen mit aller Kraft, um den Geheimen Kanzlei-Sekretär aus dem Felde zu schlagen, und die Schönste für sich zu gewinnen.

Der Goldschmidt meinte, verlieben könne ein blutjunger Künstler sich wohl, aber ganz unersprießlich sei es für denselben, wenn er gleich ans Heirathen dächte. Eben deshalb habe auch der junge Sternbald zur Heirath sich durchaus nicht bequemen wollen, und er sei, so viel er wisse, bis dato unverheirathet geblieben.

Der Stich traf; denn Tieck's Sternbald war Edmund's Lieblings-Buch, und er wäre gar zu gern selbst der Held des Romans gewesen. Daher kam es denn, daß er ein gar betrübtes Gesicht schnitt, und beinahe ausgebrochen wäre in herbe Thränen.

Nun, sprach der Goldschmidt, mag es kommen wie es will, den Geheimen Kanzlei-Sekretär schaff' ich Dir vom Halse; in das Haus des Commissionsraths auf diese oder jene Weise zu bringen und dich Albertinen mehr und mehr anzunähern, das ist Deine Sache. Uebrigens können meine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär erst in der Aequinoktial-Nacht beginnen.

Edmund war über des Goldschmidts Zusicherung außer sich vor Freuden, denn er wußte, daß der Alte Wort hielt, wenn er etwas versprach.

Auf welche Weise der Goldschmidt seine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär begann, hat der geneigte Leser bereits im ersten Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel.

Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann, so wie die Ursache, warum derselbe vom Pferde des großen Kurfürsten herabsteigen mußte, nebst andern lesenswerthen Dingen.

Eben aus dem allen, was du, mein sehr günstiger Leser! über den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann bereits erfahren, magst Du den Mann wohl ganz und gar vor Augen haben nach seinem ganzen Sinn und Wesen. Doch will ich, was sein Aeußeres betrifft, noch nachbringen, daß er von kleiner Statur war, kahlköpfig, etwas krummbeinig und ziemlich grotesk im Anzuge. Zu einem altväterisch zugeschnittenen Rock mit unendlich langen Schößen und einem überlangen Gillet trug er lange weite Beinkleider und Schuhe, die aber im Gehen den Klang von Kourierstiefeln von sich gaben, wobei zu bemerken, daß er nie gemessenen Schrittes über die Straße ging, vielmehr in großen unregelmäßigen Sprüngen mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpfte, so daß oben besagte Schöße vom Winde erfaßt sich ausbreiteten wie ein Paar Flügel. Ungeachtet in seinem Gesicht etwas unbeschreiblich drolliges lag, so mußte das sehr gutmüthige Lächeln, das um seinen Mund spielte, doch jeden für ihn einnehmen, so daß man ihn lieb gewann, während man über seine Pedanterie, über sein linkisches Benehmen, das ihn der Welt entfremdete, von Herzen lachte. Seine Hauptleidenschaft war — Lesen! — Er ging nie aus, ohne beide Rocktaschen voll Bücher gestopft zu haben. Er las wo er ging und stand, auf dem Spaziergange, in der Kirche, in dem Kaffeehause, er las ohne Auswahl alles was ihm vorkam, wiewohl nur aus der ältern Zeit, da ihm das Neue verhaßt war. So studirte er heute auf dem Kaffeehause ein algebraisches Buch, morgen das Cavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms des ersten, und dann das merkwürdige Buch: Cicero, als großer Windbeutel und Rabulist dargestellt in zehn Reden, aus dem Jahre 1720. Dabei war Tusmann mit einem ungeheuren Gedächtnißvermögen begabt. Er pflegte alles, was ihm bei dem Lesen eines Buchs auffiel, zu zeichnen und dann das Gezeichnete wieder zu durchlaufen, welches er nun nie wieder vergaß. Daher kam es, daß Tusmann ein Polyhistor, ein lebendiges Conversations-Lexikon wurde, das man aufschlug, wenn es auf irgend eine historische

oder wissenschaftliche Notiz ankam. Traf es sich ja etwa einmal, daß er eine solche Notiz nicht auf der Stelle zu geben vermochte, so stöberte er so lange unermüdet in allen Bibliotheken umher, bis er das, was man zu wissen verlangte, aufgefunden, und rückte dann mit der verlangten Auskunft ganz fröhlich heran. Merkwürdig war es, daß er in Gesellschaft lesend und scheinbar ganz in sein Buch vertieft, doch alles vernahm was man sprach. Oft fuhr er mit einer Bemerkung dazwischen, die ganz an ihrem Orte stand, und wurde irgend etwas witziges, humoristisches vorgebracht, gab er, ohne von dem Buche aufzublicken, durch eine kurze Lache im höchsten Tenor seinen Beifall zu erkennen.

Der Commissionsrath Voßwinkel war mit dem Geheimen Kanzlei-Sekretär zusammen auf der Schule im grauen Kloster gewesen, und von dieser Schulkameradschaft schrieb sich die enge Verbindung her, in welcher sie geblieben. Tusmann sah Albertinen aufwachsen und hatte ihr wirklich an ihrem zwölften Geburtstage, nachdem er ihr ein duftendes Blumenbouquet, das der berühmteste Kunstgärtner in Berlin selbst mit Geschmack geordnet, überreicht, zum erstenmal die Hand geküßt mit einem Anstande, mit einer Galanterie, die man ihm gar nicht hätte zutrauen sollen. Von diesem Augenblick an entstand bei dem Commissionsrath der Gedanke, daß sein Schulfreund wohl Albertinen heirathen könne. Er meinte, so würde Albertinens Verheirathung, die er wünschte, am wenigsten Umstände machen und der genügsame Tusmann sich auch mit einem geringen Heirathsgut abfinden lassen. Der Commissionsrath war über die Maßen bequem, fürchtete sich vor jeder neuen Bekanntschaft und hielt dabei als Commissionsrath das Geld viel mehr zu Rathe als nöthig. An Albertinens achtzehntem Geburtstage eröffnete er diesen Plan, den er so lange für sich behalten, dem Geheimen Kanzlei-Sekretär. Der erschrak erst darüber gewaltig. Er vermochte den kühnen Gedanken zur Ehe zu schreiten, und noch dazu mit einem blutjungen bildschönen Mädchen gar nicht zu ertragen. Nach und nach gewöhnte er sich daran, und als ihm eines Tages auf des Commissionsraths Veranlassung Albertine eine kleine Börse, die sie selbst in den anmuthigsten Farben gestrickt, überreichte und ihn dabei mit: Lieber Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär anredete, entzündete sich sein Inneres ganz und gar in Liebe zu der Holden. Er erklärte sofort insgeheim dem Commissionsrath, daß er

Albertinen zu heirathen gesonnen, und da dieser ihn als seinen Schwiegersohn umarmte, sah er sich als Albertinens Bräutigam an, wiewohl der kleine Umstand vielleicht noch zu berücksichtigen gewesen wäre, daß Albertine von dem ganzen Handel zur Zeit auch nicht ein Sterbenswörtchen wußte, ja wohl nicht gut eine Ahnung davon haben konnte.

Am frühsten Morgen, als in der Nacht vorher sich das seltsame Abentheuer am Rathhausthurme und in der Weinstube auf dem Alexanderplatz begeben, stürzte der Geheime Kanzlei-Sekretär bleich und entstellt in des Commissionsraths Zimmer. Der Commissionsrath erschrak nicht wenig, da Tusmann noch niemals ihn um diese Zeit besucht hatte, und sein ganzes Wesen irgend ein unglückliches Ereigniß zu verkünden schien.

„Geheimer! (so pflegte der Commissionsrath den Geheimen Kanzlei-Sekretär abgekürzt zu benennen) Geheimer! wo kommst Du her? wie siehst Du aus? was ist geschehen?"

So rief der Commissionsrath, aber Tusmann warf sich erschöpft in den Lehnsessel, und erst, nachdem er ein paar Minuten Athem geschöpft, begann er mit fein wimmernder Stimme:

„Commissionsrath, wie Du mich hier siehst in diesen Kleidern, mit der politischen Klugheit in der Tasche, komme ich her aus der Spandauer Straße, wo ich die ganze Nacht auf und ab gerannt seit gestern Punkt zwölf Uhr! — Nicht mit einem Schritt bin ich in mein Haus gekommen, kein Bette habe ich gesehen, kein Auge zugethan!" —

Und nun erzählte Tusmann dem Commissionsrath genau, wie sich in der abgewichenen Nacht alles begeben von dem ersten Zusammentreffen mit dem fabelhaften Goldschmidt an, bis zu dem Augenblick, als er entsetzt über das tolle Treiben der unheimlichen Schwarzkünstler aus dem Weinhause herausstürzte.

„Geheimer," rief der Commissionsrath, „Du hast Deiner Gewohnheit zuwider starkes Getränk zu Dir genommen am späten Abend und verfielst nachher in wunderliche Träume."

„Was sprichst Du," erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „was sprichst Du Commissionsrath? — Geschlafen, geträumt sollt' ich haben? Meinst Du, daß ich nicht wohl unterrichtet bin über den Schlaf und den Traum? Ich will Dirs aus Nudows Theorie des Schlafes beweisen, was Schlaf heißt, und daß man schlafen

kann ohne zu träumen, weshalb denn auch der Prinz Hamlet sagt: Schlafen, vielleicht auch träumen. Und was es mit dem Traume für eine Bewandtniß hat, würdest Du eben so gut wissen als ich, wenn Du das Somnium Scipionis gelesen hättest und Artemidori berühmtes Werk von Träumen, und das Frankfurter Traumbüchlein. Aber Du liesest nichts und daher schießest Du fehl überall auf schnöde Weise."

Nun, nun Geheimer, nahm der Commissionsrath das Wort, ereifre Dich nur nicht; ich will Dirs schon glauben, daß Du gestern Dich bereden ließest, etwas über die Schnur zu hauen und unter schadenfrohe Taschenspieler geriethest, die Unfug mit Dir trieben, als der Wein Dir zu sehr geschmeckt hatte. Aber sage mir Geheimer, als Du nun glücklich zur Thüre heraus warest, warum in aller Welt gingst Du nicht gerade zu nach Hause, warum triebst Du Dich auf der Straße umher?

O Commissionsrath, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o theurer Commissionsrath, getreuer Schulkamerad aus dem grauen Kloster! — Insultire mich nicht mit schnöden Zweifeln, sondern vernimm ruhig, daß der tolle unselige Teufelsspuk erst recht losging, da ich mich auf der Straße befand. Als ich nämlich an das Rathhaus komme, bricht durch alle Fenster helles blendendes Kerzenlicht und eine lustige Tanzmusik mit der Janitscharen-, oder richtiger gesprochen, Jenjitscherik-Trommel schallt herab. Ich weiß selbst nicht wie es geschah, daß, ungeachtet ich mich nicht einer sonderlichen Größe erfreue, ich doch auf den Zehen mich so hoch aufzurichten vermochte, daß ich in die Fenster hineinschauen konnte. Was sehe ich! — O du gerechter Schöpfer im Himmel! — wen erblicke ich! — niemanden anders als Deine Tochter, die Demoiselle Albertine Voßwinkel, welche im saubersten Brautschmuck mit einem jungen Menschen unmäßig walzt. Ich klopfe ans Fenster, ich rufe: Wertheste Demoiselle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie hier in später Nacht! — Aber da kommt eine niederträchtige Menschenseele die Königsstraße herab, reißt mir im Vorbeigehen beide Beine unterm Leibe weg, und rennt damit laut lachend spornstreichs fort. Ich armer Geheimer Kanzlei-Sekretär plumpe nieder in den schnöden Gassenkoth, ich schreie: Nachtwächter — hochlöbliche Polizei — verehrbare Patrouille — — lauft herbei — lauft herbei —

haltet den Dieb, haltet den Dieb! er hat mir meine Beine gestohlen! Aber oben im Rathhause ist alles plötzlich still und finster geworden, und meine Stimme verhallt unvernommen in den Lüften! — Schon will ich verzweifeln, als der Mensch zurückkehrt, und wie rasend vorbeilaufend mir meine Beine ins Gesicht wirft. Nun raffe ich mich, so schnell es in der totalen Bestürzung gehen will, vom Boden auf, renne in die Spandauer Straße hinein. Aber so wie ich, den herausgezogenen Hausschlüssel in der Hand, an meine Hausthür gelange, stehe ich — ja ich selbst — schon vor derselben und schaue mich wild an mit denselben großen schwarzen Augen, wie sie in meinem Kopf befindlich. Entsetzt pralle ich zurück und auf einen Mann zu, der mich mit starken Armen umfaßt. An dem Spieß, den er in der Hand trägt, gewahre ich, daß es der Nachtwächter ist. Getröstet spreche ich, theurer Nachtwächter, Herzensmann, treiben Sie mir doch gefälligst den Filu von Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann dort von der Thüre weg, damit der ehrliche Kanzlei-Sekretär Tusmann, der ich selbst bin, in seine Wohnung hinein kann. „Ich glaube, Ihr seid besessen, Tusmann!" So schnarcht mich der Mann an mit hohler Stimme und ich merke, daß es nicht der Nachtwächter, nein, daß es der furchtbare Goldschmidt ist, der mich umfaßt hält. Da übernimmt mich die Angst, die kalten Schweißtropfen stehen mir auf der Stirne, ich spreche: mein verehrungswürdiger Herr Professor, verübeln Sie es mir doch nur ja nicht, daß ich Sie in der Finsterniß für den Nachtwächter gehalten. O Gott! nennen Sie mich wie Sie wollen, nennen Sie mich auf die schnödeste Weise — Monsieur Tusmann oder gar, mein Lieber, traktiren Sie mich barbarisch per Ihr, wie Sie es so eben zu thun belieben, alles, alles will ich mir gefallen lassen, nur befreien Sie mich von diesem entsetzlichen Spuk, welches ganz in Ihrer Macht steht. „Tusmann," beginnt der schnöde Schwarzkünstler, mit seiner fatalen hohlen Stimme, „Tusmann, Ihr sollt fortan unangetastet bleiben, wenn Ihr hier auf der Stelle schwört, an die Heirath mit der Albertine Voßwinkel gar nicht mehr zu denken." Commissionsrath, du kannst es dir vorstellen, wie mir zu Muthe wurde bei dieser abscheulichen Proposition. Allerliebster Herr Professor, bitte ich, Sie greifen mir ans Herz, daß es blutet. Das Walzen ist ein häßlicher, unanständiger Tanz, und eben walzte die Demoiselle Albertine Voßwinkel, und noch dazu als meine Braut,

mit einem jungen Menschen auf eine Weise, daß mir Hören und Sehen verging; doch kann ich indessen von der Schönsten nicht lassen, nein ich kann nicht von ihr lassen. Kaum habe ich aber diese Worte ausgesprochen, als mir der verruchte Goldschmidt einen Stoß giebt, daß ich mich sofort zu drehen beginne. Und wie von unwiderstehlicher Gewalt gehetzt, walze ich die Spandauer Straße auf und ab, und halte in meinen Armen statt der Dame einen garstigen Besenstiel, der mir das Gesicht zerkratzt, während unsichtbare Hände mir den Rücken zerbläuen, und um mich her wimmelt es von Geheimen Kanzlei-Sekretären Tusmanns, die mit Besenstielen walzen. Endlich sinke ich erschöpft, ohnmächtig nieder. Der Morgen dämmert mir in die Augen, ich schlage sie auf und — Commissionsrath, entsetze dich mit mir, fall' in Ohnmacht, Schulkamerad! — und finde mich wieder sitzend hoch oben auf dem Pferde vor dem großen Churfürsten, mein Haupt an seine kalte eherne Brust gelehnt. Zum Glück schien die Schildwache eingeschlafen, so daß ich unbemerkt mit Lebensgefahr hinabklettern und mich davon machen konnte. Ich rannte nach der Spandauer Straße, aber mich überfiel auf's neue unsinnige Angst, die mich dann endlich zu Dir trieb.

Geheimer, nahm nun der Commissionsrath das Wort, Geheimer, und Du vermeinest, daß ich all' das tolle abgeschmackte Zeug glauben soll, was du da vorbringst? — Hat man jemals von solchen Zauberpossen gehört, die sich hier in unserm guten aufgeklärten Berlin ereignet haben sollten?

Siehst Du, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, siehst Du nun wohl Commissionsrath, in welche Irrthümer Dich der Mangel aller Lektüre stürzt? Hättest Du wie ich Haftitii, des Rektors beider Schulen zu Berlin und Cölln an der Spree, Microchronicon marchicum gelesen, so würdest Du wissen, daß sich sonst noch ganz andere Dinge begeben haben. — Commissionsrath, am Ende glaube ich schier, daß der G o l d s c h m i d t der verruchte Satan selbst ist, der mich foppt und neckt.

Ich bitte Dich, sprach der Commissionsrath, ich bitte Dich, Geheimer, bleibe mir vom Leibe mit den dummen abergläubischen Possen. Besinne Dich! — nicht wahr, Du hattest Dich berauscht und stiegst im Uebermuth der Betrunkenheit zum großen Churfürsten hinauf? —

Dem Geheimen Kanzlei-Sekretär traten die Thränen in die Augen über Voßwinkels Verdacht, den er sich bemühte, mit aller Kraft zu widerlegen.

Der Commissionsrath wurde ernster und ernster. Endlich als der Geheime Kanzlei-Sekretär nicht aufhörte zu betheuern, daß sich wirklich alles so begeben wie er es erzählt, begann er: hör' einmal, Geheimer, je mehr ich darüber nachdenke, wie Du mir den Goldschmidt und den alten Juden, mit denen Du ganz Deiner sonst sittigen und frugalen Lebensart zuwider, in später Nacht zechtest, beschrieben, desto klarer wird es mir, daß der Jude unbezweifelt mein alter Manasse ist, und daß der schwarzkünstlerische Goldschmidt niemand anders seyn kann, als der Goldschmidt Leonhard, der sich zuweilen in Berlin sehen läßt. Nun habe ich zwar nicht so viel Bücher gelesen als du Geheimer, dessen bedarf es aber auch nicht, um zu wissen, daß beide, Manasse und Leonhard, einfache ehrliche Leute sind und nichts weniger als Schwarzkünstler. Es wundert mich ganz ungemein, daß Du, Geheimer, der Du doch in den Gesetzen erfahren seyn solltest, nicht weißt, daß der Aberglaube auf das strengste verboten ist und ein Schwarzkünstler nimmer mehr von der Regierung einen Gewerbschein erhalten würde, auf dessen Grund er seine Kunst treiben dürfte. — Höre, Geheimer, ich will nicht hoffen, daß der Verdacht gegründet ist, der in mir aufsteigt! — Ja! — ich will nicht hoffen, daß Du die Lust verloren hast zur Heirath mit meiner Tochter? — daß Du nun Dich hinter allerlei tolles Zeug verbergen, mir seltsame Dinge vorfabeln, daß Du sagen willst: Commissionsrath, wir sind geschiedene Leute, denn heirathe ich Deine Tochter, so stiehlt mir der Teufel die Beine weg und zerbläut mir den Rücken! Geheimer, es wäre arg, wenn Du so mit Lug und Trug umgehen solltest.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär gerieth ganz außer sich über des Commissionsrathes schlimmen Verdacht. Er betheuerte einmal übers andere, daß er die Demoiselle Albertine ganz ungemessen liebe, daß er ein zweiter Leander, ein zweiter Troilus in den Tod gehen für sie und sich daher als ein unschuldiger Märtyrer vom leidigen Satan sattsam zerbläuen lassen wolle, ohne seiner Liebe zu entsagen.

Während dieser Betheurungen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs klopfte es stark an die Thür und hinein trat der alte Manasse, von dem der Commissionsrath vorher gesprochen.

So wie Tusmann den Alten erblickte, rief er: O du Herr des Himmels, das ist ja der alte Jude, der gestern aus dem Rettig Goldstücke prägte und dem Goldschmidt ins Gesicht warf! — Nun wird auch wohl gleich der alte verruchte Schwarzkünstler hereintreten!

Er wollte schnell zur Thüre hinaus, der Commissionsrath hielt ihn aber fest, indem er sprach: nun werden wir ja gleich hören.

Dann wandte der Commissionsrath sich zu dem alten Manasse und erzählte, was Tusmann von ihm behauptet und was sich zur Nachtzeit in der Weinstube auf dem Alexanderplatz zugetragen haben sollte.

Manasse lächelte den Geheimen Kanzlei-Sekretär von der Seite hämisch an und sprach: Ich weiß nicht, was der Herr will, der Herr kam gestern ins Weinhaus mit dem Goldschmidt Leonhard, eben als ich mich erquickte mit einem Glase Wein nach mühseligem Geschäft, das bis beinahe Mitternacht gedauert. Der Herr trank über den Durst, konnte nicht auf den Füßen stehn und taumelte hinaus auf die Straße.

Siehst Du wohl, rief der Commissionsrath, siehst Du wohl, Geheimer, ich hab' es gleich gedacht. Das kommt von dem abscheulichen Saufen, das Du lassen mußt ganz und gar, wenn Du meine Tochter heirathest.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, ganz vernichtet von dem unverdienten Vorwurf, sank athemlos in den Lehnsessel, schloß die Augen und quäckte auf unverständliche Weise.

Da haben wirs, sprach der Commissionsrath, erst die Nacht durchschwärmt und dann matt und elend.

Aller Protestationen ungeachtet mußte Tusmann es leiden, daß der Commissionsrath ein weißes Tuch um sein Haupt band und ihn in eine herbeigerufene Droschke packte, in der er fortrollte nach der Spandauer Straße.

Was bringen Sie neues, Manasse, fragte der Commissionsrath nun den Alten.

Manasse schmunzelte freundlich und meinte, daß der Commssionsrath wohl nicht ahnen werde, welches Glück er ihm zu verkünden gekommen.

Als der Commissionsrath eifrig weiter forschte, eröffnete ihm Manasse, daß sein Neffe Benjamin Dümmerl, der schöne junge Mann,

der Besitzer von beinahe einer Million, den man seiner unglaublichen Verdienste halber in Wien baronisirt, der nicht längst aus Italien zurückgekehrt — ja! daß dieser Neffe sich plötzlich in die Demoiselle Albertine sterblich verliebt habe und sie zur Frau begehre.

Den jungen Baron Dümmerl sieht man häufig im Theater, wo er sich in einer Loge des ersten Rangs brüstet, noch häufiger in allen nur möglichen Konzerten; jeder weiß daher, daß er lang und mager ist wie eine Bohnenstange, daß er im schwarzgelben Gesicht von pechschwarzen krausen Haaren und Backenbart beschattet, im ganzen Wesen den ausgesprochensten Charakter des Volks aus dem Orient trägt, daß er nach der letzten bizarrsten Mode der englischen Stutzer gekleidet geht, verschiedene Sprachen in gleichem Dialekt unserer Leute spricht, die Violine kratzt, auch wohl das Piano hämmert, miserable Verse zusammenstoppelt, ohne Kenntniß und Geschmack den ästhetischen Kunstrichter spielt und den litterarischen Mäzen gern spielen möchte, ohne Geist witzig und ohne Witz geistreich seyn will, dummdreist, vorlaut, zudringlich, kurz, nach dem derben Ausdruck derjenigen verständigen Leute, denen er gar zu gern sich annähern möchte — ein unausstehlicher Bengel ist. Kommt nun noch hinzu, daß trotz seines vielen Geldes aus Allem, was er beginnt, Geldsucht und eine schmutzige Kleinlichkeit hervorblickt, so kann es nicht anders geschehen, als daß selbst niedere Seelen, die sonst vor dem Mammon sich beugen, ihn bald einsam stehen lassen.

Dem Commissionsrath fuhr nun freilich in dem Augenblick, wo Manasse ihm die Absicht seines liebenswürdigen Neffen kund that, sehr lebhaft der Gedanke an die halbe Million, die Benschchen wirklich besaß, durch den Kopf, aber auch zugleich kam ihm das Hinderniß ein, welches seiner Meinung nach die Sache ganz unmöglich machen müßte.

Lieber Manasse, begann er, Sie bedenken nicht, daß Ihr werther Herr Neveu von altem Glauben ist und — Ei, unterbrach ihn Manasse, ei Herr Commissionsrath, was thut das? — Mein Neffe ist nun einmal verliebt in Ihre Demoiselle Tochter und will sie glücklich machen, auf ein paar Tropfen Wasser wird es ihm daher wohl nicht ankommen, er bleibt ja doch derselbe. Ueberlegen Sie sich die Sache, Herr Commissionsrath, in ein Paar Tagen komm ich wieder mit meinem kleinen Baron und hole mir Bescheid.

Damit ging Manasse von dannen.

Der Commissionsrath fing sofort an zu überlegen. Trotz seiner gränzenlosen Habsucht, seiner Charakter- und Gewissenlosigkeit, empörte sich doch sein Inneres, wenn er sich lebhaft Albertinens Verbindung mit dem widerwärtigen Bensch vorstellte. In einem Anfall von Rechtlichkeit beschloß er dem alten Schulkameraden Wort zu halten.

Viertes Kapitel.

Handelt von Porträts, grünen Gesichtern, springenden Mäusen und jüdischen Flüchen.

Bald, nachdem sie bei dem Hofjäger mit Edmund Lehsen bekannt geworden, fand Albertine, daß des Vaters großes, in Oel gemaltes Bildniß, welches in ihrem Zimmer hing, durchaus unähnlich und auf unausstehliche Weise geklext sey. Sie bewies dem Commissionsrath, daß, ungeachtet mehrere Jahre darüber vergangen, als er gemalt worden, er doch noch in diesem Augenblicke viel jünger und hübscher aussehe, als ihn der Maler damals aufgefaßt, und tadelte vorzüglich den finstern, mürrischen Blick des Bildes, so wie die altfränkische Tracht und das unnatürliche Rosenbouquet, welches der Commissionsrath auf dem Bilde sehr zierlich zwischen zwei Fingern hielt, an denen stattliche Brillantringe prangten.

Albertine sprach so viel und so lange über das Bild, daß der Commissionsrath zuletzt selbst fand, das Gemälde sei abscheulich und nicht begreifen konnte, wie der ungeschickte Maler seine liebenswürdige Person in solch' ein häßliches Zerrbild habe umwandeln können. Und je länger er das Porträt anblickte, desto mehr ereiferte er sich über die fatale Subelei; er beschloß das Bild herunter zu nehmen und in die Polterkammer zu werfen.

Da meinte nun Albertine, das schlechte Bild verdiene dies wohl, indessen habe sie sich so daran gewöhnt, Väterchens Bildniß in ihrem Zimmer zu haben, daß die leere Wand sie gänzlich stören würde in all' ihrem Thun. Kein anderer Rath sey vorhanden, Väterchen müsse sich noch einmal malen lassen von einem geschickten, im genauen Treffen glücklichen Künstler und dieser dürfe kein anderer seyn, als

der junge Edmund Lehsen, der schon die schönsten, wohlgetroffensten Bildnisse gemalt.

Tochter, fuhr der Commissionsrath auf, Tochter, was verlangst du! Die jungen Künstler kennen sich nicht vor Stolz und Uebermuth, wissen gar nicht, was sie für ihre geringen Arbeiten an Geld fordern sollen, sprechen von nichts anderm als blanken Friedrichsd'oren, sind mit dem schönsten Courant, sollten es sogar neue Thalerstücke seyn, nicht zufrieden!

Albertine versicherte dagegen, daß Lehsen, da er die Malerei mehr aus Neigung als aus Bedürfniß treibe, gewiß sich sehr billig finden lassen würde, und mahnte den Commissionsrath so lange, bis er sich entschloß, zu Lehsen hinzugehen, und mit ihm über das Gemälde zu sprechen.

Man kann denken, mit welcher Freude Edmund sich bereit erklärte, den Commissionsrath zu malen, und zum hohen Entzücken stieg diese Freude, als er vernahm, daß Albertine den Commissionsrath auf den Gedanken gebracht, sich von ihm malen zu lassen. Er ahnte richtig, daß Albertine auf diese Weise ihm die Annäherung an sie verstatten wollen. Ganz natürlich war es auch, daß Edmund, als der Commissionsrath etwas ängstlich von dem zu bezahlenden Preise des Gemäldes sprach, versicherte, daß er durchaus gar kein Honorar nehmen werde, sondern sich glücklich schätze, durch seine Kunst Eingang zu finden in das Haus eines so vortrefflichen Mannes als der Commissionsrath sey.

Gott! begann der Commissionsrath im tiefsten Erstaunen, was höre ich? — bester Herr Lehsen — gar kein Geld, gar keine Friedrichsd'ore für Ihr Bemühen? — nicht einmal eine Entschädigung für verbrauchte Leinwand und Farben in gutem Courant?

Edmund meinte lächelnd, diese Auslage sey zu unbedeutend, als daß davon nur im mindesten die Rede seyn könne.

Aber, fiel der Commissionsrath kleinlaut ein, aber Sie wissen vielleicht nicht, daß hier von einem Kniestück in Lebensgröße — Das sey alles gleich, erwiederte Lehsen.

Da drückte ihn der Commissionsrath stürmisch an die Brust und rief, indem ihm die Thränen vor inniger Rührung in die Augen traten: O Gott im Himmel! — giebt es denn auf dieser im Argen liegenden Welt noch solche erhabene uneigennützige Menschenseelen! —

Erst die Zigarren, dann das Gemälde! — Sie sind ein vortrefflicher Mann oder Jüngling vielmehr, bester Herr Lehsen, in Ihnen wohnt deutsche Tugend und Biederkeit, von der, wie sie zu unserer Zeit aufgeblüht seyn soll, in mehreren Schriften viel angenehmes zu lesen. Doch glauben Sie mir, ungeachtet ich Commissionsrath bin und mich durchaus französisch kleide, dennoch hege ich gleichen Sinn, weiß Ihren Edelmuth zu schätzen, und bin uneigennützig und gastfrei wie einer. —

Die schlaue Albertine hatte die Art, wie sich Edmund bei des Commissionsrathes Antrag nehmen würde, vorausgesehen. Ihre Absicht war erreicht. Der Commissionsrath strömte über vom Lobe des vortrefflichen Jünglings, der entfernt sey von jeder gehässigen Habsucht, und schloß damit, daß, da junge Leute, vorzüglich Maler, immer etwas fantastisches, romanhaftes in sich trügen, viel auf verwelkte Blumen, Bänder; die an ein hübsches Mädchen geheftet gewesen, hielten, über irgend ein von schönen Händen verfertigtes Fabrikat aber ganz außer sich gerathen könnten, Albertine dem Edmund ja ein Geldbeutelchen häkeln möchte, und, sey es ihr nicht unangenehm, sogar eine Locke von ihrem schönen kastanienbraunen Haar hinein thun, so aber jede etwanige Verpflichtung gegen Lehsen quitt machen könne. Er erlaube das ausdrücklich und wolle es schon bei dem Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann verantworten.

Albertine, noch immer nicht von des Commissionsraths Absichten und Plänen unterrichtet, verstand nicht, was er mit dem Tusmann wollte, und fragte auch weiter nicht darnach.

Noch denselben Abend ließ Edmund seine Malergeräthschaften ins Haus des Commissionsraths tragen, und am andern Morgen fand er sich ein zur ersten Sitzung.

Er bat den Commissionsrath, sich im Geist in den heitersten, frohsten Moment seines Lebens zu versetzen, etwa wie ihm seine verstorbene Gattin zum erstenmal ihre Liebe versichert, oder wie ihm Albertine geboren, oder wie er vielleicht einen verloren geglaubten Freund unvermuthet wieder gesehen. —

Halt, rief der Commissionsrath, halt Herr Lehsen, vor ungefähr drei Monaten erhielt ich den Aviso aus Hamburg, daß ich in der dortigen Lotterie einen bedeutenden Gewinnst gemacht. — Mit dem offnen Briefe in der Hand lief ich zu meiner Tochter! — Einen froheren Augenblick habe ich in meinem Leben nicht gehabt; wählen

wir also denselben, und damit mir und Ihnen alles besser vor Augen komme, will ich den Brief holen und ihn wie damals offen in der Hand halten.

Edmund mußte den Commissionsrath wirklich in dieser Stellung malen, auf den offnen Brief aber ganz deutlich und leserlich dessen Inhalt hinschreiben:

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre zu avertiren u. s. w.

Auf einem kleinen Tisch daneben mußte (so wollt' es der Commissionsrath) das geöffnete Couvert liegen, so daß man die Aufschrift:

Des Herrn Commissionsraths, Stadtverordneten und
Feuerherrn Melchior Voßwinkel, Wohlgeboren
zu
Berlin

deutlich lesen konnte und auch das Postzeichen: Hamburg durfte Edmund nicht vergessen nach dem Leben zu copiren. Edmund malte übrigens einen sehr hübschen, freundlichen, stattlich gekleideten Mann, der in der That einige entfernte Züge von dem Commissionsrath im Gesichte trug, so daß jeder, der jenes Brief-Couvert las, unmöglich in der Person irren konnte, welche das Bild vorstellen sollte.

Der Commissionsrath war ganz entzückt über das Bild. Da sehe man, sprach er, wie ein geschickter Maler die anmuthigen Züge eines hübschen Mannes, sey er auch schon etwas in die Jahre gekommen, aufzufassen wisse, und nun erst merke er, was der Professor gemeint, den er einmal in der Humanitäts-Gesellschaft behaupten gehört, daß ein gutes Portrait zugleich ein tüchtiges historisches Bild seyn müsse. Blicke er nämlich sein Bildniß an, so falle ihm jedesmal die angenehme Historie von dem gewonnenen Lotterieloos ein und er verstehe das liebenswürdige Lächeln seines Ichs, das sich auf seinem eigenen Gesicht dann abspiegle.

Noch ehe Albertine ausführen konnte, was weiter in ihrem Plane lag, kam der Commissionsrath ihren Wünschen zuvor, indem er Edmund bat, nun auch seine Tochter zu malen.

Edmund begann sogleich das Werk. Indessen schien es mit Albertinens Bildniß gar nicht so leicht, so glücklich von Statten gehen zu wollen, als es bei des Commissionsraths Portrait der Fall gewesen.

Er zeichnete, löschte aus, zeichnete wieder, fing an zu malen,

verwarf das Ganze, begann von neuem, veränderte die Stellung, bald war es ihm zu hell im Zimmer, bald zu dunkel rc., bis der Commissionsrath, der so lange den Sitzungen beigewohnt, die Geduld verlor und davon blieb.

Edmund kam nun Vormittags und Nachmittags und rückte auch das Bild auf der Staffelei nicht sonderlich vor, so geschah dies doch mit dem innigen Liebesverständniß, das sich zwischen Edmund und Albertinen immer fester und fester knüpfte.

Du wirst es, vielgeneigter Leser! ganz gewiß selbst erfahren haben, daß, ist man verliebt, es oftmals durchaus nöthig wird, um allen Betheurungen, allen süßen, schmachtenden Worten und Redensarten, allen sehnsüchtigen Wünschen die gehörige Kraft zu geben, so daß sie eindringen mit unwiderstehlicher Gewalt ins tiefste Herz, die Hand der Geliebten zu fassen, zu drücken, zu küssen, und daß dann im Liebkosen, wie vermöge eines elektrischen Prinzips, unvermuthet Lipp' an Lippe schlägt und dies Prinzip sich entladet im glühenden Feuerstrom des süßesten Kusses. Nicht allein, daß Edmund deshalb oft das Malen ganz lassen mußte, er wurde auch oft sogar gezwungen, von der Staffelei aufzustehen.

So kam es denn, daß er an einem Vormittage mit Albertinen an dem mit weißen Gardinen verzogenen Fenster stand und um, wie gesagt, seinen Betheurungen mehr Kraft zu geben, Albertinen umfaßt hielt und ihre Hand unaufhörlich an den Mund drückte.

Zu selbiger Stunde und zu selbigem Augenblick ging der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann mit der politischen Klugheit und andern pergamentnen Büchern, worin das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, in der Tasche, vor dem Hause des Commissionsrathes vorüber. Ungeachtet er scharf zusprang, da gerade die Uhr auf dem Punkt stand die Stunde zu schlagen, mit der er in das Büreau einzutreten gewohnt war, hielt er doch einen Augenblick an und warf den schmunzelnden Blick hinauf nach dem Fenster seiner vermeintlichen Braut.

Da gewahrte er wie im Nebel Albertinen mit Edmund, und ungeachtet er durchaus nichts deutlich zu erkennen vermochte, schlug ihm doch das Herz, er wußte selbst nicht warum. Eine seltsame Angst trieb ihn an, das Unerhörte zu beginnen, nämlich zu ganz ungewöhnlicher Stunde hinauf und geradezu nach Albertinens Zimmer zu steigen.

Als er hineintrat, sprach Albertine so eben sehr vernehmlich: Ja Edmund! ewig, ewig werd' ich dich lieben! Und damit drückte sie Edmund an seine Brust und ein ganzes Feuerwerk von elektrischen Schlägen, wie sie oben beschrieben, begann zu rauschen und zu knistern.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär schritt unwillkürlich vor und blieb dann starr, sprachlos, wie von der Katalepsie befallen, in der Mitte des Zimmers stehen.

Im Taumel des höchsten Entzückens hatten die Liebenden den eisenschweren Tritt der Stiefelschuhe des Geheimen Kanzlei-Sekretärs nicht vernommen, nicht gehört, wie er die Thür öffnete, wie er ins Zimmer trat, bis in dessen Mitte vorschritt.

Nun quäkte er plötzlich im höchsten Falsett: aber Demoiselle Albertine Voßwinkel! —

Erschrocken fuhren die Liebenden auseinander, Edmund an die Staffelei, Albertine auf den Stuhl, wo sie Behufs des Malens sitzen sollte.

Aber, begann der Geheime Kanzlei-Sekretär nach einer kleinen Pause, in der er Athem geschöpft, aber Demoiselle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie? Erst walzen Sie mit dem jungen Herrn da, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, auf dem Rathhause in tiefer Mitternacht, daß mir armen Geheimen Kanzlei-Sekretär und geschlagenen Bräutigam Hören und Sehen vergeht, und nun am hellen lichten Tage hier am Fenster hinter den Gardinen — o Gerechter! — Ist das ein ziemliches, sittiges Betragen für eine Demoiselle Braut? „Wer ist Braut," fuhr Albertine auf, „wer ist Braut? — von wem sprechen Sie, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, reden Sie!"

O du mein Schöpfer im Himmelsthrone, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, Sie fragen noch wertheste Demoiselle, wer Braut ist, von wem ich spreche? — Von wem anders kann ich denn hier jetzt reden als von Ihnen. Sind Sie denn nicht meine verehrte, im Stillen angebetete Braut? Hat nicht Ihr werthester Herr Papa mir Ihre liebe, weiße, küssenswürdige Hand zugesagt schon seit langer Zeit?

Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, rief Albertine ganz außer sich, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, entweder sind Sie schon am Vormittage in die Weinstube gerathen, die Sie, wie mein Vater sagt, jetzt so häufig besuchen sollen, oder von einem seltsamen Wahnsinn

heimgesucht. Mein Vater hat, kann nicht daran gedacht haben, Ihnen meine Hand zuzusagen.

Allerliebste Demoiselle Voßwinkel, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär ein, bedenken Sie doch nur! — Sie kennen mich ja schon seit so vielen Jahren, bin ich denn nicht jederzeit ein mäßiger, besonnener Mann gewesen und soll jetzt auf einmal mich dem schnöden Weintrinken und ungeziemlicher Verrücktheit hingeben? Beste Demoiselle, ein Auge will ich zudrücken, schweigen soll mein Mund darüber, was hier so eben geschehen! — Alles vergeben und vergessen! — Aber besinnen Sie sich doch, angebetete Braut, daß Sie mir ja schon Ihr Jawort gaben, aus dem Fenster des Rathhausthurms zur mitternächtlichen Stunde, und wenn Sie daher auch im Brautschmuck mit diesem jungen Herrn da stark walzten, so —

Sehn Sie wohl, unterbrach Albertine den Geheimen Kanzlei-Sekretär, sehn Sie wohl, merken Sie wohl, daß Sie unsinniges Zeug durch einander schwatzen, wie ein der Charité Entsprungener? — Gehen Sie — es wird mir bange in Ihrer Gegenwart — gehen Sie, sag' ich, verlassen Sie mich!

Die Thränen stürzten dem armen Tusmann aus den Augen. O Gerechter, schluchzte er, solche schnöde Behandlung von der verehrtesten Demoiselle Braut! — Nein, ich gehe nicht, ich bleibe so lange, bis Sie, wertheste Demoiselle Voßwinkel, was meine geringe Person betrifft, zu besserer Ueberzeugung gekommen sind.

Gehen Sie! sprach Albertine mit halb erstickter Stimme, indem sie das Schnupftuch vor die Augen gedrückt in eine Ecke des Zimmers flüchtete.

Nein, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, nein, wertheste Demoiselle Braut, nach Thomasii politisch klugem Rath muß ich bleiben, ich gehe nun durchaus nicht eher bis — Er machte Miene Albertinen zu verfolgen.

Edmund hatte kochend vor Wuth indessen an dem dunkelgrünen Hintergrunde des Gemäldes hin und her gestrichen. Nun konnte er sich nicht länger halten. „Verrückter, überlästiger Satan!“ — So schrie er ganz außer sich, sprang los auf Tusmann, fuhr ihm mit dem dicken, in jene dunkelgrüne Farbe getunkten Pinsel drei, viermal übers Gesicht, faßte ihn, gab ihm, nachdem er die Thür geöffnet, solch einen derben Stoß, daß er hinausflog wie ein abgeschossener Pfeil.

Entsetzt prallte der Commissionsrath, der eben aus der Thür gegenüber heraustreten wollte, zurück, als der grüne Schulkamerad in seine Arme stürzte.

Geheimer, rief er aus, Geheimer, um des Himmels willen, wie siehst Du aus?

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, beinahe von Sinnen über alles, was sich eben zugetragen, erzählte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie Albertine ihn behandelt, was er von Edmund erlitten.

Der Commissionsrath, ganz Aerger und Zorn, nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm zurück in Albertinens Zimmer, fuhr los auf das Mädchen: Was muß ich hören, was muß ich vernehmen? Führt man sich so auf, behandelt man so den Bräutigam?

Bräutigam? schrie Albertine auf im jähsten Schreck.

Nun ja, sprach der Commissionsrath, Bräutigam freilich. Ich weiß gar nicht, was Du dich alterirst über eine Sache, die ja längst beschlossen. Mein lieber Geheimer ist dein Bräutigam und in wenigen Wochen feiern wir die vergnügte Hochzeit.

Nimmermehr, rief Albertine, nimmermehr heirathe ich den Geheimen Kanzlei-Sekretär. Wie sollt' ich ihn denn lieben können den alten Mann — nein —

Was lieben, was alter Mann, fiel der Commissionsrath ins Wort, von Lieben ist gar nicht die Rede, sondern von Heirathen. Freilich ist mein lieber Geheimer kein leichtsinniger Jüngling mehr, aber so wie ich, eben in den Jahren, die man mit Recht die besten nennt und dabei ein rechtschaffener, gescheuter, belesener, liebenswürdiger Mann und mein Schulkamerad.

Nein, sprach Albertine in der heftigsten Bewegung, indem ihr die Thränen aus den Augen stürzten, nein, ich kann ihn nicht leiden, er ist mir unausstehlich, ich hasse, ich verabscheue ihn! — O mein Edmund —

Und damit fiel das Mädchen ganz außer sich, beinahe ohnmächtig dem Edmund in die Arme, der sie mit Heftigkeit an seine Brust drückte.

Der Commissionsrath, ganz erstarrt, riß die Augen weit auf, als säh' er Gespenster, dann brach er los: Was ist das, was gewahre ich —

Ja, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär mit kläglicher Stimme ein, ja die Demoiselle Albertine scheinen ganz und gar nichts von

mir wissen zu wollen, scheinen eine ungemeine Inklination zu dem jungen Herrn Maler zu hegen, da sie ihn ohne Scheu küssen, mir ärmsten aber kaum die liebe Hand reichen wollen, da ich doch bald den Trauring an Dero angenehmen Goldfinger zu stecken gedenke.

„Heda — Heda, aus einander sage ich," schrie der Commissionsrath und riß Albertinen aus Edmunds Armen. Der rief aber, daß er Albertinen nicht lassen werde und solle es ihm das Leben kosten. — So? sprach der Commissionsrath mit spottendem Ton, seht doch, eine saubere Liebesgeschichte hinter meinem Rücken! — Schön, herrlich, mein junger Herr Lehsen, darum Ihre Uneigennützigkeit, darum die Zigarren und die Bilder. — Sich in mein Haus einzuschleichen, mit losen Künsten meine Tochter zu verführen. Feiner Gedanke, daß ich meine Tochter an den Hals hängen soll einem dürftigen, armseligen, nichtswürdigen Farbenkleckser! —

Außer sich vor Wuth über des Commissionsraths Schimpfreden, ergriff Edmund den Malerstock, hob ihn in die Höhe; da rief mit donnernder Stimme der zur Thüre hereinbrechende Leonhard: Halt Edmund! Keine Uebereilung, Voßwinkel ist ein alberner Narr und wird sich besinnen.

Der Commissionsrath, erschrocken über Leonhards unvermuthete Erscheinung, rief aus dem Winkel, in den er zurückgeprallt: Ich weiß gar nicht, Herr Leonhard, wie Sie sich unterfangen können —

Aber der Geheime Kanzlei-Sekretär war schnurstracks hinter den Sopha geflüchtet, so wie er den Goldschmidt erblickt, hatte sich tief niedergeduckt und quäkte mit ängstlicher, weinerlicher Stimme: O du Gott im Himmel! — Commissionsrath sieh Dich vor — schweige — halt das Maul, geliebter Schulkamerad. — O du Gott im Himmel, das sind ja der Herr Professor — der grausame Ball-Entrepreneur aus der Spandauer Straße —

Kommt nur hervor, sprach der Goldschmidt lachend, kommt nur hervor, Tusmann, fürchtet Euch nicht, Euch soll nichts mehr angethan werden, Ihr seid ja schon bestraft genug für Eure alberne Heiraths-lust, da Ihr nun Euer Lebelang ein grünes Gesicht behaltet.

„O Gott," schrie der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer sich, „o Gott, ein grünes Gesicht immerdar! — Was werden die Leute, was wird Sr. Excellenz der Herr Minister sagen? Werden Sr. Excellenz nicht glauben, ich hätte mir aus purer, schnöder, weltlicher Eitelkeit

das Gesicht grün gefärbt? — Ich bin ein geschlagener Mann, ich komme um meinen Dienst, denn nicht dulden kann der Staat Geheime Kanzlei-Sekretärs mit grünen Gesichtern — O ich Aermster —

Nun, nun, unterbrach der Goldschmidt Tusmann's Klagen, nun, nun, Tusmann, lamentirt nur nicht so sehr, es kann doch wohl noch Rath geben für Euch, wenn Ihr gescheut seid und dem tollen Gedanken, Albertinen zu heirathen, entsagt.

Das kann ich nicht — das soll er nicht, so riefen beide durcheinander, der Commissionsrath und der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Der Goldschmidt sah beide an mit funkelndem, durchbohrendem Blick; doch eben als er losbrechen wollte, öffnete sich die Thür und hinein trat der alte Manasse mit seinem Neffen, dem Baron Benjamin Dümmerl aus Wien. — Bensch ging gerade los auf Albertinen, die ihn zum erstenmal in ihrem Leben sah und sprach in schnarrendem Ton, indem er ihre Hand faßte: Ha, bestes Mädchen, da bin ich nun selbst, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen. — Verstehen Sie! das ist nur solch' eine Redensart, der Baron Dümmerl wirft sich niemanden zu Füßen, auch nicht Sr. Majestät dem Kaiser. Ich meine, Sie sollen mir einen Kuß geben. — Damit trat er noch näher an Albertinen heran und beugte sich nieder, doch in demselben Moment geschah etwas, worüber sich alle, den Goldschmidt ausgenommen, tief entsetzten.

Bensch's ansehnliche Nase schoß plötzlich zu einer solchen Länge hervor, daß sie dicht bei Albertinens Gesicht vorbeifahrend mit einem lauten Knack hart anstieß an die gegenüber stehende Wand. Bensch prallte einige Schritte zurück, sogleich zog sich die Nase wieder ein. Er näherte sich Albertinen, dasselbe Ereigniß; kurz hinaus, hinein schob sich die Nase wie eine Baßposaune.

Verruchter Schwarzkünstler, brüllte Manasse, und indem er einen verschlungenen Strick aus der Tasche zog und ihn dem Commissionsrath zuwarf, rief er: Ohne Umstände, werfen Sie dem Kerl die Schlinge über den Hals, dem Goldschmidt, mein ich, dann ziehen wir ihn ohne Widerstand zur Thür hinaus und alles ist in Ordnung. — Der Commissionsrath ergriff den Strick, statt aber dem Goldschmidt warf er dem alten Juden den Strick über den Hals, und sogleich prallten beide auf in die Höhe bis an die Stubendecke und wieder herab, und so immerfort herauf und herab, während Bensch sein

Nasen=Conzert fortsetzte und Tusmann wie wahnsinnig lachte und plapperte, bis der Commissionsrath ohnmächtig, ganz erschöpft in den Lehnsessel niedersank.

Nun ists Zeit, nun ists Zeit, schrie Manasse, schlug an die Tasche und mit einem Satze sprang eine übergroße abscheuliche Maus hervor und gerade los auf den Goldschmidt. Aber noch im Sprunge durchstach sie der Goldschmidt mit einer spitzen, goldnen Nadel, worauf sie mit einem gellenden Schrei verschwand, man wußte nicht wohin.

Da ballte Manasse die Fäuste gegen den ohnmächtigen Commissionsrath und rief, indem Zorn und Wuth aus seinen feuerrothen Augen sprühten: Ha, Melchior Voßwinkel, du hast dich gegen mich verschworen, du bist im Bunde mit dem verruchten Schwarzkünstler, den du in dein Haus gelockt; aber verflucht, verflucht sollst du seyn, du und dein ganzes Geschlecht hinweggenommen wie die hülflose Brut eines Vogels. Gras soll vor deiner Thür wachsen und alles, was du unternimmst, soll gleichen dem Thun des Hungernden, der sich im Traum ersättigen will an erdichteten Speisen und der Dales soll sich einlagern in dein Haus und wegzehren deine Habe, und du sollst betteln in zerrissenen Kleidern vor den Thüren des verachteten Volks Gottes, das dich verstößt wie einen räudigen Hund. Und du sollst seyn wie ein verachteter Zweig zur Erde geworfen und statt des Klanges der Harfen Motten deine Gesellschaft! — Verflucht, verflucht, verflucht du Commissionsrath Melchior Voßwinkel! — Damit faßte der wüthende Manasse den Neffen und stürmte mit ihm zur Thüre hinaus.

Albertine hatte im Grausen und Entsetzen ihr Gesicht verborgen an Edmunds Brust, der sie umschlungen hielt mit Mühe Fassung erringend.

Der Goldschmidt trat nun hin zu dem Paar und sprach lächelnd mit sanfter Stimme: Laßt Euch nur durch alle diese Narrenstreiche nicht irren. Es wird alles gut werden, ich stehe Euch dafür. Aber nun ist es nöthig, daß Ihr Euch trennt, ehe Voßwinkel und Tusmann aus ihrer Schreckenserstarrung erwachen.

Darauf verließ er mit Edmund Voßwinkels Haus.

Fünftes Kapitel.

Worin der geneigte Leser erfährt, wer der Dales ist, auf welche Weise aber der Goldschmidt den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom schmachvollen Tode und den verzweifelnden Commissionsrath tröstet.

Der Commissionsrath war durch und durch erschüttert von Manasse's Fluch mehr, als von dem tollen Spuk, den, wie er wohl einsah, der Goldschmidt getrieben. Jener Fluch war auch in der That gräßlich genug, da er dem Commissionsrath den Dales über den Hals geschickt.

Ich weiß nicht, ob Du sehr geneigter Leser die Bewandtniß kennst, die es mit diesem Dales der Juden hat?

Das Weib eines armen Juden (so erzählt ein Talmudist) fand, als sie eines Tages auf den Boden ihres kleinen Hauses stieg, daselbst einen dürren, ganz ausgemergelten, nackten Menschen, der sie bat, ihm Obdach zu gönnen, ihn zu nähren mit Speis' und Trank. Erschrocken lief das Weib herab und sprach wehklagend zu ihrem Mann: Ein nackter, ausgehungerter Mensch ist in unser Haus gekommen und verlangt von uns Obdach und Nahrung. Wie sollen wir aber den Fremden nähren, da wir selbst kaum unser mühseliges Leben von Tag zu Tag durchfristen. Ich will, erwiederte der Mann, hinaufsteigen zu dem fremden Menschen und sehen wie ich ihn hinausschaffe aus unserm Hause. Warum, sprach er dann zu dem fremden Menschen, warum bist du geflüchtet in mein Haus, der ich arm bin und nicht vermag Dich zu ernähren? Hebe Dich fort und gehe in das Haus des Reichthums, wo die Schlachtthiere längst gemästet und die Gäste längst geladen sind zum Gastmahl. Wie kannst Du, erwiederte der Mensch, mich forttreiben wollen aus dem Obdach, das ich gefunden? Du siehst, daß ich nackt bin und bloß, wie kann ich fortziehen in das Haus des Reichthums? Doch laß mir ein Kleid machen, das mir paßt und ich will Dich verlassen. — Besser ist es, dachte der Jude, daß ich mein Letztes daran wende, den Menschen bald fortzuschaffen, als daß er bliebe und verzehre, was ich mit Noth zu erwerben vermag. Er schlachtete sein letztes Kalb, wovon er mit seinem Weibe viele Tage hindurch sich zu nähren gedachte, verkaufte das Fleisch und schaffte von dem gelösten Gelde ein gutes Kleid an für

den fremden Menschen. Als er aber hinaufging mit dem Kleide, war der Mensch, der erst klein und dürr gewesen, groß geworden und stark, so daß das Kleid ihm überall zu kurz war und zu enge. Darüber entsetzte sich der arme Jude gar sehr, aber der fremde Mensch sprach: Laß ab von der Thorheit mich fortschaffen zu wollen aus Deinem Hause, denn wisse, ich bin der Dales. Da rang der arme Jude die Hände und jammerte und schrie: Gott meiner Väter, so bin ich gezüchtigt mit der Ruthe des Zorns und elend immerdar, denn bist Du der Dales, so wirst Du nicht weichen, sondern all' unser Hab und Gut wegzehrend, immer größer und stärker werden. Der Dales ist aber die Armuth, die, wo sie sich einmal eingenistet, niemals wieder weicht und immer mehr zunimmt. —

Entsetzte sich nun der Commissionsrath darüber, daß ihm Manasse in der Wuth die Armuth auf den Hals geflucht, so fürchtete er dagegen auch den alten Leonhard, der, die seltsamen Zauberkünste abgerechnet, die ihm zu Gebote standen, auch außerdem in seinem ganzen Wesen etwas hatte, was wohl eine scheue Ehrfurcht erwecken mußte. Gegen beide, das fühlte er, konnte er nichts sonderliches ausrichten; sein ganzer Zorn fiel daher auf Edmund Lehsen, dem er alles Unheil, was ihm widerfahren, in die Schuhe schob. Kam noch hinzu, daß Albertine ganz unverholen und mit entschiedener Festigkeit erklärte, wie sie Edmund über die Maßen liebe und niemals weder den alten, pedantischen Geheimen Kanzlei-Sekretär, noch den unausstehlichen Baron Bensch heirathen werde, so konnt' es gar nicht fehlen, daß der Commissionsrath sich über die Gebühr erboßte und den Edmund fort wünschte, dahin, wo der Pfeffer wächst. Da er aber diesen Wunsch nicht so verwirklichen konnte, wie es unter der vorigen französischen Regierung geschah, welche Leute, die sie los seyn wollte, in der That fortschickte nach dem Ort, wo der Pfeffer wächst, so begnügte er sich damit, dem Edmund ein angenehmes Billet zu schreiben, worin er all' sein Gift, all' seine Galle ergoß und damit endete, daß er sich nicht unterfangen solle, jemals die Schwelle seines Hauses zu betreten.

Man kann denken, daß Edmund über diese grausame Trennung von Albertinen sofort in die gehörige Verzweiflung gerieth, in welcher ihn denn Leonhard fand, als er ihn seiner Gewohnheit gemäß in der Abenddämmerung besuchte.

„Was habe ich," rief Edmund dem Goldschmidt entgegen, „was

habe ich nun von euerm Schutz, von euerm Mühen, mir die gehässigen Nebenbuhler vom Leibe zu schaffen? Durch eure unheimlichen Taschenspielerkünste verwirrt und entsetzt ihr alle, selbst mein holdes Mädchen, und euer Treiben ist es allein, das mir als ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg tritt. Ich fliehe, ich fliehe den Dolch im Herzen fort nach Rom!"

Nun, sprach der Goldschmidt, nun dann thätest du ja wirklich das, was ich recht von Herzen wünsche. Erinnere Dich, daß ich schon damals, als Du zum erstenmale von Deiner Liebe zu Albertinen sprachst, Dir versicherte, daß meiner Meinung nach ein junger Künstler sich wohl verlieben könne, aber nicht gleich ans Heirathen denken müsse, da dies ganz unersprießlich sei. Ich rückte Dir damals halb im Scherz das Beispiel des jungen Sternbald vor Augen, aber ganz ernsthaft sage ich Dir jetzt, daß, gedenkst Du ein tüchtiger Künstler zu werden, Du durchaus alle Heirathsgedanken Dir aus dem Kopf schlagen mußt. Frei und froh ziehe in das Vaterland der Kunst, studire in voller Begeisterung ihr innerstes Wesen und dann erst wird Dir die technische Fertigkeit, die Du vielleicht auch hier erlangen kannst, etwas nützen.

Ha, rief Edmund, was für ein Thor war ich, euch meine Liebe anzuvertrauen! Nun sehe ich es wohl ein, daß gerade Ihr, von dem ich Beistand erwarten durfte mit Rath und That, daß gerade Ihr, sage ich, absichtlich mir entgegen handelt und meine schönsten Hoffnungen mit hämischer Schadenfreude zerstört. —

Hoho, erwiederte der Goldschmidt, hoho, junger Herr! mäßigt Euch in euren Ausdrücken, seyd weniger heftig und bedenkt, daß Ihr viel zu unerfahren seyd, um mich zu durchschauen. Aber ich will Euern irren Zorn Eurer wahnsinnigen Verliebtheit zu Gute halten —

Und, fuhr Edmund fort, und was die Kunst betrifft, so sehe ich gar nicht ein, warum ich, da es mir dazu, wie Ihr wißt, gar nicht an Mitteln fehlt, der innigen Verbindung mit Albertinen unbeschadet, nicht nach Rom gehen und dort die Kunst studiren sollte. Ja, ich gedachte gerade dann, wenn ich Albertinens Besitz gewiß sein konnte, nach Italien zu wandern und dort ein ganzes Jahr hindurch zu verweilen, dann aber bereichert mit wahrer Kunstkenntniß zurückzukehren in die Arme meiner Braut.

Wie, rief der Goldschmidt, wie Edmund, war das in der That dein wirklicher, ernster Vorsatz?

Allerdings, erwiederte der Jüngling, so sehr mein Inneres entbrannt ist in Liebe zu der holden Albertine, so sehr erfüllt mich doch die Sehnsucht nach dem Lande, das die Heimath meiner Kunst ist.

Könnet, fuhr der Goldschmidt fort, könnet Ihr euer treues Wort mir darauf geben, daß, wird Albertine Euer, Ihr sogleich die Reise nach Italien antreten wollt?

Warum sollte ich das nicht, erwiederte der Jüngling, da es mein fester Entschluß war und es bleiben würde, sollte das geschehen, woran ich zweifeln muß.

Nun, rief der Goldschmidt lebhaft, nun Edmund, so sey guten Muthes, diese feste Gesinnung erwirbt Dir die Geliebte. Ich gebe Dir mein Wort, daß in wenigen Tagen Albertine Deine Braut sein soll. Daß ich das zu bewirken verstehen werde, daran magst Du nicht zweifeln.

Die Freude, das Entzücken strahlte aus Edmunds Augen. Der räthselhafte Goldschmidt überließ, schnell davon eilend, den Jüngling all' den Hoffnungen und Träumen, die er in seinem Innern aufgeregt. —

In einem abgelegenen Theil des Thiergartens, unter einem großen Baum, lag, um mit Celia in Wie es Euch gefällt zu reden, wie eine abgefallene Eichel, oder wie ein verwundeter Ritter der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und klagte sein tiefes Herzleid den treulosen Herbstwinden.

„O Gott gerechter! lamentirte er, unglücklicher, bedauernswürdiger Geheimer Kanzlei-Sekretär, womit hast Du all' diese Schmach verdient, die Dir über den Hals gekommen. Sagt denn nicht Thomasius, daß der Ehestand an Erlangung der Weisheit keineswegs hindern solle und doch hast Du schon jetzt, da Du nur den Ehestand zu intendiren begonnen, beinahe Deinen ganzen angenehmen Verstand verloren. Woher der entsetzliche Widerwille der werthen Demoiselle Albertine Voßwinkel gegen Deine geringe, aber mit löblichen Eigenschaften sattsam ausgestattete Person? Bist Du etwa ein Politikus, der keine Frau haben, oder gar ein Rechtsgelehrter, der nach der Lehre des Cleobulus seine Frau, sobald sie unartig, was weniges prügeln soll, daß die Schönste deshalb einige Scheu tragen könnte,

Dich zu ehelichen? O Gerechter, welchem Jammer gehst Du entgegen! — Warum mußt Du, o geliebter Geheimer Kanzlei-Sekretär, in offne Fehde gerathen mit schnöden Schwarzkünstlern und malerischen Wüthrichen, die Dein zartes Gesicht für ein aufgespanntes Pergament halten und mit frechem Pinsel einen wilden Salvator Rosa darauf schmeißen, ohne Geschick, Haltung und Manier! Ja, das ist das ärgste! Alle meine Hoffnung hatte ich auf meinen intimen Freund gesetzt, auf den Herrn Streccius, der in der Chemie wohl erfahren ist und in jedem Malheur zu helfen weiß, aber es ist alles vergebens. Je mehr ich mich mit dem Wasser wasche, das er mir angerathen, desto grüner werde ich, wiewohl das Grün sich in den verschiedensten Nüancen und Schattirungen ändert, so daß es bereits Frühling, Sommer und Herbst auf meinem Antlitz gewesen! — Ja, dieses Grün ist es, was mich ins Verderben stürzt, und erlange ich nicht den weißen Winter wieder, welcher die schicklichste Jahreszeit für mein Gesicht, so gerathe ich in Desperation, stürze mich hier in den schnöden Froschlaich und sterbe einen grünen Tod!" —

Tusmann hatte wohl Recht, so bittre Klagen auszustoßen, denn in der That war es arg mit der grünen Farbe seines Antlitzes, die gar nicht gewöhnliche Oelfarbe, sondern irgend eine künstlich zusammengesetzte Tinktur zu seyn schien, die, in die Haut eingedrungen, durchaus nicht verschwinden wollte. Zur Tageszeit durfte der arme Geheime Kanzlei-Sekretär gar nicht anders ausgehen, als mit tief in die Augen gedrücktem Hut und vorgehaltenem Schnupftuch, und selbst wenn die Dämmerung eingebrochen, wagte er es nur in gestrecktem Galopp durch die entlegenen Gassen zu rennen. Theils fürchtete er den Hohn der Straßenbuben, theils mußte er sich ängstigen, irgend jemanden aus dem Büreau, in dem er arbeitete, zu begegnen, da er sich krank melden lassen.

Es geschieht wohl, daß wir das Ungemach, welches uns getroffen, stärker und tödtender fühlen in der stillen, schwarzen Nacht, als am geräuschvollen Tage. So kam es auch, daß, so wie immer dunkler und dunkler die Wolken heraufzogen, wie schwärzer und schwärzer die Schatten des Waldes sich ausbreiteten, wie recht schauerlich verhöhnend der rauhe Herbstwind durch Bäume und Gebüsche pfiff, Tusmann sein ganzes Elend bedenkend in vollkommene Trostlosigkeit gerieth.

Der entsetzliche Gedanke, in den grünen Froschlaich zu springen und so ein verstörtes Leben zu enden, trat dem Geheimen Kanzlei-Sekretär so lebendig in die Seele, daß er ihn für einen entscheidenden Wink des Schicksals hielt, dem er folgen müsse.

„Ja," rief er mit gellender Stimme, indem er hastig aufsprang vom Boden, wo er sich hingelagert, „ja, Geheimer Kanzlei-Sekretär, mit Dir ist es aus! — Verzweifle guter Tusmann! — Kein Thomasius kann Dich retten, fort mit Dir in den grünen Tod! — Leben Sie wohl, grausame Demoiselle Albertine Voßwinkel! — Sie sehen Ihren Bräutigam, den Sie verschmäht auf schnöde Weise, niemals wieder! — Er wird sogleich in den Froschlaich springen!" —

Wie rasend rannte er fort nach dem nahe gelegenen Bassin, das in der tiefen Dämmerung anzusehen war wie ein breiter, schön bewachsener Weg und blieb dicht am Rande stehen.

Der Gedanke an den nahen Tod mochte wohl seine Sinne zerrütten, denn er sang mit hoher, durchdringender Stimme das englische Volkslied, dessen Refrain lautet: Grün sind die Wiesen, warf dann die politische Klugheit, das Handbuch für Hof und Staat, so wie Hufelands Kunst das Leben zu verlängern, in das Wasser und war eben im Begriff, mit einem tüchtigen Ansatz nachzuspringen, als er sich von hinten her mit starken Armen umfaßt fühlte.

Zugleich vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des schwarzkünstlerischen Goldschmidts: Tusmann, was habt Ihr vor? Ich bitte Euch, seyd doch kein Esel und macht doch nicht tolle Streiche!

Der Geheime Kanzlei-Sekretär bot alle Kraft auf, sich aus des Goldschmidts Armen loszuwinden, indem er, kaum der Sprache mehr mächtig, krächzte: Herr Professor, ich bin in der Desperation und da hören alle Rücksichten auf, Herr Professor, nehmen Sie es einem desperaten Geheimen Kanzlei-Sekretär, der sonst wohl weiß, was Anstand und Sitte heischt, nicht übel, aber Herr Professor — ich sag' es unverholen, ich wünschte, daß Sie der Teufel hole sammt Ihren Hexenkünsten, sammt Ihrer Grobheit, sammt Ihrem verdammten Ihr — Ihr — Ihr und Tusmann! —

Der Goldschmidt ließ den Geheimen Kanzlei-Sekretär los und alsbald taumelte er erschöpft nieder in das hohe durch und durch feuchte Gras.

Wähnend, er liege im Bassin, rief er: O kalter Tod, o grüne

Wiese — Adieu! — Mich ganz gehorsamst zu empfehlen, wertheste Demoiselle Albertine Voßwinkel — Lebe wohl, wackrer Commissionsrath — Der unglückliche Bräutigam liegt bei den Fröschen, die den Herrn loben zur Sommerszeit! —

Seht Ihr wohl, sprach der Goldschmidt mit starker Stimme, seht Ihr wohl Tusmann, daß Ihr von Sinnen seyd, und matt und elend dazu! — Zum Teufel wollt Ihr mich schicken, wie wenn ich nun selbst der Teufel wäre und Euch den Hals umdrehte hier auf der Stelle, wo Ihr wähnt im Bassin zu liegen?

Tusmann ächzte, stöhnte, schüttelte sich wie im stärksten Fieberfrost. —

Aber, fuhr der Goldschmidt fort, aber ich mein' es gut mit Euch, Tusmann, und vergebe Eurer Desperation alles, richtet Euch auf, kommt mit mir.

Der Goldschmidt half dem armen Geheimen Kanzlei-Sekretär auf die Beine. Ganz vernichtet lispelte er: Ich bin in Ihrer Gewalt, verehrtester Herr Professor, machen Sie mit meinem geringen sterblichen Leichnam was Sie wollen, aber meine unsterbliche Seele bitte ich ganz gehorsamst gütigst verschonen zu wollen.

Schwatzt nicht solch aberwitziges Zeug, sondern kommt rasch fort, rief der Goldschmidt, faßte den Geheimen Kanzlei-Sekretär unterm Arm und schritt mit ihm von dannen. Doch mitten in dem Wege, der quer durch den Thiergarten nach den Zelten führt, hielt er inne und sprach: Halt Tusmann! Ihr seyd ganz naß und seht abscheulich aus, ich will Euch wenigstens das Gesicht abtrocknen.

Damit holte der Goldschmidt ein blendend weißes Tuch aus der Tasche, und that, wie er verheißen.

Als nun schon die hellen Laternen des Weberschen Zeltes durch die Gebüsche funkelten, rief Tusmann plötzlich ganz erschrocken: um tausend Gotteswillen, verehrtester Herr Professor, wo führen Sie mich denn hin? — Nicht nach der Stadt? Nicht nach meiner Wohnung? — Doch nicht etwa in Gesellschaft? unter Menschen? — Gerechter! Ich kann mich ja gar nicht blicken lassen — Ich errege ja Aergerniß — ein Scandalum —

Ich weiß nicht, erwiederte der Goldschmidt, ich weiß nicht Tusmann, was Ihr wollt mit euerm menschenscheuen Wesen, seyd doch kein Hase! Ihr müßt durchaus etwas starkes genießen. — Vielleicht

ein Glas warmen Punsch, sonst bekommt Ihr das Fieber vor Erkältung. Kommt nur mit! —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär lamentirte, sprach unaufhörlich von seinem grünen Gesicht, von seinem schnöden Salvator Rosa im Antlitz, der Goldschmidt achtete aber nicht im mindesten darauf, sondern zog ihn fort mit unwiderstehlicher Gewalt.

Als sie nun in den erleuchteten Saal traten, bedeckte Tusmann mit dem Schnupftuch sein ganzes Gesicht, da noch ein paar Gäste an der langen Tafel speisten.

Was habt Ihr denn, sprach der Goldschmidt dem Geheimen Sekretär ins Ohr, was habt Ihr denn, Tusmann, daß Ihr euer rechtschaffenes Antlitz so verhüllen wollt und verbergen?

Ach Gott, stöhnte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ach Gott, verehrtester Herr Professor, Sie wissen es ja, mein Gesicht, das der jähzornige junge Herr Maler mit grüner Farbe überstrichen —

Possen, rief der Goldschmidt aus, indem er den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit gewaltiger Faust packte und hinstellte vor den großen Spiegel am Ende des Saals und hinleuchtete mit der Kerze, die er ergriffen.

Tusmann schaute unwillkürlich hinein und konnte sich eines lauten Ach! nicht erwehren.

Nicht allein, daß die häßliche grüne Farbe gänzlich verschwunden war, Tusmanns Gesicht hatte überdies noch ein lebhafteres Colorit erhalten als jemals, so daß er in der That um einige Jahre jünger aussah, als sonst. Im Uebermaß des Entzückens sprang der Geheime Kanzlei-Sekretär mit beiden Füßen zugleich in die Höhe und sprach dann mit süßweinerlicher Stimme: O Gerechter, was sehe, was erblicke ich! — Werthester, ungemein verehrter Herr Professor, das Glück habe ich gewiß Ihnen allein zu verdanken! — Ja! — nun wird die Demoiselle Albertine Voßwinkel, um derentwillen ich beinahe hinabgesprungen in den Abgrund zu den Fröschen, gewiß keinen Anstand nehmen, mich zu ihrem Gemahl zu erkiesen! — Ja, werthester Herr Professor, Sie haben mich geborgen aus tiefem Elend! — Ich fühlte sogleich eine gewisse Behaglichkeit, als Sie über mein geringes Antlitz mit Dero schneeweißem Schnupftuch zu fahren beliebten. — O sprechen Sie, gewiß waren Sie mein Wohlthäter? —

Nicht läugnen, erwiederte der Goldschmidt, nicht läugnen will

ich, Tusmann, daß ich es war, der Euch die grüne Farbe wegwusch und Ihr könnt daraus abnehmen, daß ich gar nicht so feindlich wider Euch gesinnt bin, als Ihr es wohl vermeinen möget. Bloß eure alberne Faselei, daß Ihr Euch von dem Commissionsrath überreden lasset, Ihr könntet Euch noch mit einem blutjungen, hübschen Mädchen, welche aufsprudelt vor Lebenslust, verheirathen, bloß diese Faselei, sage ich, kann ich an Euch gar nicht leiden und möchte Euch, da Ihr selbst jetzt, kaum den Schabernack los, den man Euch anthat, wiederum gleich ans Heirathen denkt, den Appetit dazu auf nachdrückliche Weise vertreiben, welches ganz und gar in meiner Macht steht. Doch will ich das nicht thun, sondern Euch rathen, ruhig zu seyn bis zum künftigen Sonntag in der Mittagsstunde, da werdet Ihr denn das Weitere hören. Wagt Ihr es, früher Albertinen zu sehen, so laß ich Euch vor ihren Augen erst tanzen, daß Euch Sinn und Athem vergeht, verwandle Euch dann in den grünsten Frosch und schmeiße Euch hier im Thiergarten in das Bassin oder gar in die Spree, wo Ihr quaken könnet bis an Euer Lebensende! — Gehabt Euch wohl! Ich habe heute noch etwas vor, das mich nach der Stadt eilen heißt. Ihr würdet meinen Schritten nicht folgen können. Gehabt Euch wohl!

Der Goldschmidt hatte Recht, daß wohl keiner so leicht ihm hätte folgen können, denn als hätte er Schlemihls berühmte Siebenmeilen-Stiefel an den Füßen, war er mit einem einzigen Schritt, den er zur Saalthür hinausmachte, dem bestürzten Geheimen Kanzlei-Sekretär aus den Augen verschwunden. —

So mochte es denn auch geschehen, daß er schon in der nächsten Minute wie ein Gespenst plötzlich in dem Zimmer des Commissionsrathes stand und ihm mit ziemlich rauher Stimme einen guten Abend bot.

Der Commissionsrath erschrak heftig, faßte sich jedoch bald zusammen und fragte den Goldschmidt ungestüm, was er so spät in der Nacht noch wolle, er möge sich fortscheren und ihn in Ruhe lassen mit den albernen Taschenspielerstückchen, die ihm vorzugaukeln er vielleicht im Sinne habe.

So sind, erwiederte der Goldschmidt sehr gelassen, so sind nun die Menschen und vorzüglich die Commissionsräthe. Gerade diejenigen Personen, die sich Ihnen wohlwollend nähern, denen Sie sich

zutrauensvoll in die Arme werfen sollten, gerade diese Personen stoßen Sie von sich; — Sie sind, bester Commissionsrath, ein armer, unglücklicher, bedauernswürdiger Mann, ich komme — renne her noch in tiefer Nacht, um mich mit Ihnen zu berathen, wie vielleicht noch der tödtende Schlag abzuwenden ist, der Sie eben treffen will und Sie —

O Gott, schrie der Commissionsrath ganz außer sich, o Gott, gewiß schon wieder ein Falliment in Hamburg, Bremen oder London, das mich vollends zu ruiniren droht, o ich geschlagener Commissionsrath — das fehlte noch —

Nein, unterbrach der Goldschmidt Voßwinkels Klagen, nein, es ist hier noch von etwas anderm die Rede. Sie wollen also Albertinens Hand durchaus nicht dem jungen Edmund Lehsen geben?

Wie kommen Sie, rief der Commissionsrath, auf diesen albernen, ärgerlichen Schnack? Ich! meine Tochter dem armseligen Pinsler!

Nun, sprach der Goldschmidt, er hat doch Sie und Albertinen recht wacker gemalt.

Hoho! erwiederte der Commissionsrath, das wäre ein schöner Kauf, meine Tochter für ein Paar bunte Bilder! — Ich habe ihm die Dinger ins Haus zurückgeschickt.

Edmund, fuhr der Goldschmidt fort, Edmund wird, versagen Sie ihm Albertinen, sich rächen.

Nun, rief der Commissionsrath, nun das möcht' ich doch wissen, welche Rache der Schlucker, der Kiek in die Welt an dem Commissionsrath Melchior Voßwinkel zu nehmen vermöchte!

Das will, erwiederte der Goldschmidt, das will ich Ihnen gleich sagen, mein sehr wackrer Herr Commissionsrath. Edmund ist eben im Begriff, Ihr liebes Bild auf würdige Weise zu retouchiren. Das fröhliche, lächelnde Antlitz verkehrt er in ein bittergrämliches, mit heraufgezogenen Brauen, trüben Augen, herunter hängenden Lippen. Stärker markirt er die Runzeln auf Stirn und Wangen, vergißt nicht die vielen grauen Haare, die der Puder verbergen soll, hinlänglich anzudeuten durch gehörige Färbung. Statt der freudigen Botschaft von dem Lotteriegewinnst schreibt er die höchst betrübte Nachricht in den Brief, die Sie vorgestern erhielten, nämlich: daß das Haus Campbell et Compagnie in London fallirt und auf dem Couvert steht: An den verfehlten Stadt- und Commissionsrath u. s. f., denn er weiß,

daß Sie vor einem halben Jahre vergebens darnach trachteten, Stadtrath zu werden. Aus den zerrissenen Westentaschen fallen Dukaten, Thaler und Tresorscheine heraus, den Verlust andeutend, den Sie erlitten. So wird das Bild dann ausgehängt bei dem Bilderhändler am Bankgebäude in der Jägerstraße. —

Der Satan, schrie der Commissionsrath, der Hallunke, nein, das soll er nicht unternehmen! — Polizei, Justiz rufe ich zu Hülfe —

Haben, fuhr der Goldschmidt gelassen fort, haben nur funfzig Menschen eine Viertelstunde hindurch das Bild gesehen, dann dringt die Kunde davon mit tausend stärkeren Nüancen, die dieser, jener Witzbold hinzufügt, durch die ganze Stadt. Alles Lächerliche, alles Alberne, das man von Ihnen erzählt hat und noch erzählt, wird aufgefrischt mit neuen, glänzenden Farben, jeder, dem Sie begegnen, lacht Ihnen ins Gesicht und was das schlimmste ist, man spricht dabei unaufhörlich von dem Verlust, den Sie durch Campbells Fall erlitten und Ihr Credit ist hin.

O Gott, rief der Commissionsrath, o Gott! — Aber er muß mir das Bild herausgeben, der Bösewicht, ja das muß er morgen mit dem frühsten Tage.

Und, sprach der Goldschmidt weiter, und thäte er das wirklich, woran ich sehr zweifle, was würd' es Ihnen helfen? Er radirt Ihre werthe Person, wie ich es erst beschrieben, auf eine Kupferplatte, besorgt viele hundert Abdrücke, illuminirt sie selbst recht con amore und schickt sie in die ganze Welt, nach Hamburg, Bremen, Lübeck, Stettin, ja nach London —

Halten Sie ein, unterbrach der Commissionsrath den Goldschmidt, halten Sie ein! — Gehen Sie hin zu dem entsetzlichen Menschen, bieten Sie ihm funfzig — ja — bieten Sie ihm hundert Thaler, wenn er die Sache mit meinem Bilde ganz unterläßt —

Ha ha ha! lachte der Goldschmidt, Sie vergessen, daß sich Lehsen ganz und gar nichts macht aus dem Gelde, daß seine Eltern wohlhabend sind, daß seine Großtante, die Demoiselle Lehsen, die in der breiten Straße wohnt, ihm längst ihr ganzes Vermögen vermacht hat, das nicht weniger als baare achtzig tausend Thaler beträgt! —

Was, rief der Commissionsrath erbleicht vor plötzlichem Erstaunen, was sagen Sie — achtzig — Hören Sie, Herr Leonhard, ich glaube, Albertinchen ist ganz vernarrt in den jungen Lehsen — Ich

bin nun einmal ein guter Kerl — ein weichmüthiger Vater — kann keinen Thränen, keinen Bitten widerstehen — Zudem gefällt mir der junge Mensch. Er ist ein tüchtiger Künstler — Sie wissen, was die Kunst betrifft, da bin ich ein rechter Narr mit meiner Vorliebe — Er hat hübsche Eigenschaften, der liebe, gute Lehsen — Achtzig — Nun, wissen Sie was, Leonhard, aus purer Herzensgüte geb' ich ihm meine Tochter, dem artigen Jungen! —

Hm, sprach der Goldschmidt, ich muß Ihnen doch etwas Spaßhaftes erzählen. So eben komme ich aus dem Thiergarten. Dicht an dem großen Bassin fand ich Ihren Freund und Schulkameraden, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann, der darüber, daß ihn Albertine verschmäht, in wilde Verzweiflung gerathen, sich ins Wasser stürzen wollte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn von der Ausführung seines schrecklichen Entschlusses abzuhalten, indem ich ihm vorstellte, daß Sie, mein wackrer Commissionsrath, gewiß Ihr treugegebenes Wort halten und durch väterliche Ermahnungen Albertinen dahin bringen würden, ihm unverweigerlich die Hand zu reichen. Geschicht dies nun nicht, geben Sie Albertinens Hand dem jungen Lehsen, so springt Ihr Geheimer in das Bassin, das ist so gut wie gewiß. Denken Sie, was dieser entsetzliche Selbstmord des soliden Mannes für Aufsehn erregen würde? — Jeder klagt Sie — Sie allein als Tusmanns Mörder an und begegnet Ihnen mit tiefer Verachtung. Sie werden nirgends mehr zur Tafel geladen und finden Sie sich auf irgend einem Kaffeehause ein, um Neues zu erwischen, so wirft man Sie zur Thür hinaus — die Treppe hinunter. Aber noch mehr! — Der Geheime Kanzlei-Sekretär ist hochgeachtet von allen seinen Vorgesetzten, sein Ruf als tüchtiger Geschäftsmann hat alle Büreaus durchdrungen. Haben Sie nun durch Ihren Wankelmuth, durch Ihre Falschheit den Aermsten zum Selbstmorde gebracht, so ist gar nicht daran zu denken, daß Sie jemals in Ihrem ganzen Leben noch einen Geheimen Legations-, einen Geheimen Ober-Finanz-Rath zu Hause finden sollten, die Wirklichen am allerwenigsten. Keine Behörde, deren Geneigtheit Ihr Geschäft bedarf, nimmt sich hinfort Ihrer mehr im mindesten an. Von simplen Commerzien-Räthen werden Sie verhöhnt, Expedienten verfolgen Sie mit Mordwaffen und Kanzleiboten drücken, Ihnen begegnend, die Hüte fester auf den Kopf. Man nimmt Ihnen den Titel als Commissionsrath, Stoß erfolgt auf Stoß, Ihr Credit

ist hin, Ihr Vermögen geräth in Verfall, schlechter und schlechter gehts, bis Sie zuletzt in Verachtung, Armuth und Elend —

Hören Sie auf, schrie der Commissionsrath, Sie martern mich! — Wer hätte denken sollen, daß der Geheime noch in seinen Jahren solch ein verliebter Affe seyn würde! — Aber Sie haben Recht. — Mag es nun gehen, wie es in der Welt will, ich muß dem Geheimen Wort halten, sonst bin ich ein ruinirter Mann. — Ja, es ist beschlossen, der Geheime erhält Albertinens Hand. —

Sie vergessen, sprach der Goldschmidt, die Bewerbung des Barons Dümmerl. Sie vergessen den fürchterlichen Fluch des alten Manasse! — An diesem haben Sie, wird Bensch verschmäht, den fürchterlichsten Feind. In allen Ihren Spekulationen tritt Ihnen Manasse entgegen. Er scheut kein Mittel, Ihren Credit zu schmälern, er benutzt jede Gelegenheit Ihnen zu schaden, er ruht nicht, bis er Sie in Schimpf und Schande heruntergebracht hat, bis der Dales, den er Ihnen auf den Hals geflucht hat, wirklich eingekehrt ist in Ihr Haus. — Genug, Sie mögen nun Albertinens Hand diesem oder jenem der drei Freier geben, immer gerathen Sie in Noth und eben deshalb nannte ich Sie vorhin einen armen, bedauernswürdigen Mann.

Der Commissionsrath rannte wie unsinnig im Zimmer auf und ab, rief einmal über das andere: Ich bin verloren — ein unglücklicher Mensch, ein ruinirter Commissionsrath — Hätt' ich nur das Mädchen gar nicht auf dem Halse. Möge sie alle der Satan davon führen, den Lehsen, den Bensch und — meinen Geheimen dazu —

Nun, nun, begann der Goldschmidt, noch giebt es wohl ein Mittel, Sie aus aller Verlegenheit zu reißen.

Welches, sprach der Commissionsrath, indem er plötzlich still stand und den Goldschmidt starr anblickte, welches? Ich gehe alles ein.

Haben Sie, fragte der Goldschmidt, haben Sie in dem Theater den Kaufmann von Venedig gesehen?

Das ist, erwiederte der Commissionsrath, das ist das Stück, in welchem Herr Devrient einen mordsüchtigen Juden spielt, Namens Shylock, dem es gelüstet nach frischem Negozianten-Fleisch. — Allerdings habe ich dies Stück gesehen, aber was sollen jetzt die Possen?

Kennen Sie, fuhr der Goldschmidt fort, den Kaufmann von Venedig, so werden Sie sich erinnern, daß darin ein gewisses reiches Fräulein Porzia vorkommt, deren Vater vermöge testamentlicher Ver-

fügung die Hand seiner Tochter zum Gewinnst in einer Art von Lotterie gemacht hatte. Drei Kästchen werden hingestellt, unter denen die Bewerber eins wählen und öffnen müssen. Derjenige von den Bewerbern erhält Porzia's Hand, der in dem Kästchen, das er gewählt, ihr Porträt eingeschlossen findet. Machen Sie es, Commissionsrath, als lebendiger Vater wie Porzia's verstorbener. Sagen Sie den drei Freiern, daß, da Ihnen einer so lieb wäre als der andere, Sie die Entscheidung dem Zufall überlassen wollten. Drei verschlossene Kästchen werden hingestellt den Freiern zur Wahl und der, der Albertinens Bildniß gefunden, erhält ihre Hand.

Welch ein abenteuerlicher Vorschlag, rief der Commissionsrath. Und ging ich wirklich darauf ein, glauben Sie denn, werther Herr Leonhard, daß mir das im mindesten etwas helfen, daß ich mir nicht, hat auch der Zufall entschieden, den Zorn und Haß derjenigen auf den Hals laden würde, die das Porträt nicht getroffen, hinfolglich abziehen müssen? —

Halt, sprach der Goldschmidt, das ist eben der wichtigste Punkt! — Sehn Sie Commissionsrath, ich verspreche Ihnen hiermit feierlichst, die Sache mit den Kästchen so einzurichten, daß sich alles glücklich und friedlich enden soll. Die beiden, welche fehlgegriffen, werden in ihren Kästchen keinesweges, wie die Prinzen von Marocco und Aragon, eine schnöde Abfertigung finden, vielmehr etwas erhalten, welches sie dermaßen befriedigt, daß sie an die Heirath mit Albertinen gar nicht mehr denken, und noch dazu Sie, Commissionsrath, für den Schöpfer eines gar nicht geahnten Glücks halten.

Wäre das möglich! rief der Commissionsrath.

Nicht allein möglich, erwiederte der Goldschmidt, es wird, es muß so kommen, wie ich es Ihnen sage, mein festes Wort darauf.

Nun nahm der Commissionsrath keinen Anstand mehr einzugehen in des Goldschmidts Plan und beide kamen darin überein, daß in der Mittagsstunde des nächsten Sonntags die Wahl vor sich gehen solle.

Die drei Kästchen versprach der Goldschmidt herbeizuschaffen.

Sechstes Kapitel.

Worin von der Art, wie die Brautwahl vor sich ging, gehandelt, dann aber die Geschichte geschlossen wird.

Man kann denken, daß Albertine ganz und gar in Verzweiflung gerieth, als der Commissionsrath sie mit der unglückseligen Lotterie, in der ihre Hand gewonnen werden sollte, bekannt machte, als alles Bitten, alles Flehen, alles trostlose Weinen nicht vermochte, ihn von dem einmal gefaßten Entschluß abzubringen. Dazu kam, daß Lehsen ihr so gleichgültig, so indolent schien, wie es keiner seyn kann, der wirklich liebt, da er nicht das mindeste versuchte, sie heimlich zu sehen, oder ihr wenigstens eine Liebesbotschaft zuzustecken. Am Sonnabend vor dem verhängnißvollen Sonntage, der ihr Schicksal entscheiden sollte, saß, als schon tiefe Abenddämmerung eingebrochen, Albertine einsam in ihrem Zimmer. Ganz erfüllt von dem Gedanken an das Unglück, von dem sie bedroht, kam es ihr ein, ob es nicht besser sey, einen raschen Entschluß zu fassen, schnell aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, als das fürchterlichste abzuwarten, zur Heirath gezwungen zu werden mit dem alten, pedantischen Geheimen Kanzlei=Sekretär, oder gar mit dem ekelhaften Baron Bensch. Da kam ihr aber auch plötzlich der räthselhafte Goldschmidt in den Sinn und die seltsame zauberische Art, wie er den zudringlichen Bensch ihr vom Leibe gehalten. Es war ihr nur zu gewiß, daß er dem Lehsen beigestanden und so dämmerte in ihr die Hoffnung auf, daß es eben der Goldschmidt seyn müsse, von dem Hülfe zu hoffen in dem kritischen Moment. Sie empfand den lebhaften Wunsch, den Goldschmidt zu sprechen und war im Innern überzeugt, daß sie sich nicht im mindesten entsetzen würde, sollte der Goldschmidt sich ihr auch im Augenblick offenbaren auf gespenstige Weise.

Es geschah auch wirklich, daß Albertine nicht im mindesten erschrak, als sie gewahrte, daß das, was sie für den Ofen gehalten, eigentlich der Goldschmidt Leonhard war, der sich ihr näherte und mit sanfter, sonorer Stimme folgendermaßen begann:

„Laß, mein liebes Kind! all' Deine Traurigkeit, all' Dein Herzeleid fahren. Wisse, daß Edmund Lehsen, den Du wenigstens jetzt zu lieben vermeinst, wisse, daß er mein Schützling ist, dem ich mit aller Macht beistehe. Wisse ferner, daß ich es bin, der Deinen Vater

auf den Gedanken der Lotterie gebracht, daß ich es bin, der die verhängnißvollen Kästchen besorgt hat, und nun kannst Du es Dir doch wohl denken, daß niemand anders Dein Bild finden wird, als eben Edmund." — Albertine wollte aufjauchzen vor Entzücken; der Goldschmidt fuhr fort:

„Edmund Deine Hand zu verschaffen, wäre mir auch auf andere Weise gelungen; es war mir aber daran gelegen, zu gleicher Zeit die Mitbewerber, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann und den Baron Bensch ganz und gar zufrieden zu stellen. Auch das wird geschehen, und ihr beide, Du und Dein Vater, werdet vor jeder Anfechtung der verschmähten Freier sicher sein."

Albertine strömte über in heißen Dank. Sie wäre dem alten Goldschmidt beinahe zu Füßen gesunken, sie drückte seine Hand an ihre Brust, sie versicherte, daß sie trotz aller Zauberkünste, die er treibe, ja selbst bei der gespenstigen Art, wie er auch heute Abend plötzlich in ihrem Zimmer erschienen, durchaus nichts unheimliches in seiner Nähe fühle und schloß mit der naiven Frage, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm habe, wer er denn eigentlich sei?

Ei, mein liebes Kind, begann der Goldschmidt lächelnd, sehr schwer wird es mir zu sagen, wer ich eigentlich bin. Mir geht es so wie Vielen, die weit besser wissen, wofür sie die Leute halten, als was sie eigentlich sind! — Erfahre also, mein liebes Kind, daß manche mich für niemand anders halten, als für jenen Goldschmidt Leonhard Turnhäuser, der in den funfzehnhundert und achtziger Jahren am Hofe des Churfürsten Johann George in solch großem Ansehen stand, und der, als Neid und Bosheit ihn zu verderben trachteten, verschwunden war, man wußte nicht wie und wohin. Geben mich nun solche Leute, die man Romantiker oder Fantasten zu nennen pflegt, für jenen Turnhäuser, mithin für einen gespenstischen Mann aus, so kannst Du Dir denken, welchen Verdruß ich von den soliden, aufgeklärten Leuten, die als tüchtige Bürger und Geschäftsmänner den Teufel was nach Romantik und Poesie fragen, auszustehen habe. Ja selbst handfeste Aesthetiker wollen mir zu Leibe, verfolgen mich wie die Doktoren und Schriftgelehrten zu Johann Georgs Zeiten, und suchen mir das Bischen Existenz, das ich mir anmaße, zu verbittern und zu verkümmern, wie sie nur können.

Ach, mein liebes Kind, ich merk es schon, ungeachtet ich mich

des jungen Edmund Lehsen und Deiner so sorglich annehme und überall wie ein ächter Deus ex machina erscheine; so werden doch viele, die mit jenen Aesthetikern gleichen Sinnes sind, mich in der Geschichte gar nicht leiden wollen, da sie an meine wirkliche Existenz nun einmal durchaus nicht glauben können! — Um mich nur einigermaßen sicher zu stellen, habe ich niemals geradehin zugestehen mögen, daß ich der schweizerische Goldschmidt Leonhard Turnhäuser aus dem sechzehnten Jahrhundert bin. Jenen Leuten bleibt es daher vergönnt anzunehmen, ich sei ein geschickter Taschenspieler und die Erklärung aller Spukereien, wie sie vorgekommen, in Wieglebs natürlicher Magie oder sonst aufzusuchen. Freilich habe ich in diesem Augenblick noch ein Kunststück vor, das mir kein Philidor, kein Philadelphia, kein Cagliostro nachmacht, und das als durchaus unerklärlich jenen Leuten ein ewiger Anstoß bleiben wird; indessen kann ich davon deshalb keinesweges abstehen, da es zur Vollendung der Berlinischen Geschichte, welche von der Brautwahl dreier bekannten Personen, die sich um die Hand der hübschen Demoiselle Albertine Voßwinkel bewerben, handelt, unumgänglich nöthig ist. — Nun also Muth gefaßt, mein liebes Kind, stehe morgen fein früh auf, ziehe das Kleid an, das Du am liebsten trägst, weil es Dir am besten steht, flechte Dein Haar auf in den zierlichsten Zöpfen und erwarte das übrige, wie es sich dann begeben mag, ruhig und in bescheidener Geduld. —

Hierauf verschwand der Goldschmidt wie er gekommen.

Sonntags um die bestimmte Stunde, d. h. Punkt eilf Uhr, fanden sich ein der alte Manasse mit seinem hoffnungsvollen Neffen, der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und Edmund Lehsen mit dem Goldschmidt. Die Freier, den Baron Bensch nicht ausgenommen, erschraken beinahe, als sie Albertinen erblickten, denn noch niemals war sie ihnen so überaus schön und anmuthig vorgekommen. Jedem Mädchen, jeder Dame, die etwas hält auf geschmackvollen Anzug und zierlichen Schmuck (und wo wäre diejenige hier in Berlin zu finden, die das nicht thäte), kann ich aber auch versichern, daß die Garnitur des Kleides, welches Albertine trug, von ausnehmender Eleganz, das Kleid aber gerade kurz genug war, um den niedlichen, weiß beschuhten Fuß zu zeigen, daß die kurzen Aermel, so wie der Busenstreif aus den kostbarsten Spitzen bestanden, daß die weißen französischen Glacé-Handschuhe nur was weniges über die Ellbogen heraufgestreift, den

schönsten Oberarm sehen ließen, daß der Kopfputz in nichts weiter, als in einem zierlichen, goldenen, mit Steinen besetzten Kamm bestand, kurz, daß zu dem bräutlichen Schmuck nichts weiter fehlte, als die Myrthenkrone in den dunkeln Flechten. Warum aber Albertine eigentlich viel reizender aussah als sonst, kam wohl daher, daß Liebe und Hoffnung in den Augen strahlten, auf den Wangen blühten.

In einem Anfall von Gastlichkeit hatte der Commissionsrath ein Gabelfrühstück bereiten lassen. Mit hämischen, scheelen Blicken betrachtete der alte Manasse den gedeckten Tisch, und da der Commissionsrath ihn einlud, zuzulangen, las man auf seinem Antlitz jene Antwort Shylocks: „Ja, um Schinken zu riechen, von der Behausung zu essen, wo euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeschwor. Ich will mit Euch handeln und wandeln, mit Euch stehen und gehen und was dergleichen mehr ist; aber ich will nicht mit Euch essen, mit Euch trinken, noch mit Euch beten!“ —

Baron Bensch war weniger gewissenhaft, denn er aß viel mehr Beefstakes als ziemlich, und schwatzte dabei sehr läppisches Zeug wie es in seiner Art lag.

Der Commissionsrath verläugnete in der verhängnißvollen Stunde ganz und gar seine Natur; denn außerdem, daß er rücksichtslos Madera und Portwein einschenkte, ja sogar verrieth, daß er hundertjährigen Malaga im Keller habe, machte er auch, nachdem das Frühstück beendet, den Freiern die Art, wie über die Hand seiner Tochter entschieden werden sollte, in einer solchen wohlgesetzten Rede bekannt, wie man es ihm gar nicht hätte zutrauen sollen. Die Freier mußten es sich einprägen, daß nur der Albertinens Besitz errungen, der das Kästchen, worin ihr Bild befindlich, gewählt.

Mit dem Glockenschlage zwölf ging die Thüre des Saals auf und man erblickte in der Mitte desselben einen mit einem reichen Teppich behängten Tisch, auf welchem drei kleine Kästchen standen.

Das eine von gleißendem Gold hatte auf dem Deckel einen Kranz von funkelnden Dukaten, in dessen Mitte die Worte standen:

Wer mich erwählt, Glück ihm nach seines Sinnes Art!

Das zweite Kästchen war sehr zierlich in Silber gearbeitet. Auf dem Deckel standen zwischen mancherlei Schriftzügen fremder Sprachen die Worte:

Wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft!

Das dritte Kästchen, sauber aus Elfenbein geschnitzt, trug die Aufschrift:

Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seeligkeit!

Albertine nahm Platz auf einem Lehnsessel hinter dem Tisch, ihr zur Seite stellte sich der Commissionsrath; Manasse und der Goldschmidt zogen sich zurück in den Hintergrund des Zimmers.

Als das Loos entschieden, daß der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann zuerst wählen sollte, mußten Bensch und Lehsen abtreten ins Nebenzimmer.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär trat bedächtig an den Tisch, betrachtete mit Sorgfalt die Kästchen, las einmal über das andere die Inschriften. Bald fühlte er sich aber durch die schönen verschlungenen Schriftzüge, die auf dem silbernen Kästchen befindlich, unwiderstehlich angezogen. „Gerechter, rief er begeistert aus, welch' schöne Schrift, wie angenehm paart sich hier das Arabische mit römischer Fraktur! Und „wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft." — „Habe ich denn noch gehofft, daß Demoiselle Albertine Voßwinkel mich mit ihrer werthen Hand jemals beglücken werde? Bin ich nicht vielmehr in totale Verzweiflung gerathen? Habe ich mich nicht — im Bassin — Nun! hier ist Trost, hier ist mein Glück! — Commissionsrath! — Demoiselle Albertine — ich wähle das silberne Kästchen!" —

Albertine stand auf und reichte dem Geheimen Kanzlei-Sekretär einen kleinen Schlüssel, mit dem er sofort das Kästchen öffnete. Doch wie erschrak er, als er keinesweges Albertinens Bild, wohl aber ein kleines, in Pergament gebundenes Buch vorfand, das, als er es aufschlug, nur leere, weiße Blätter enthielt.

Dabei lag ein Zettel mit den Worten:

War Dein Treiben auch verkehrt,
Großes Heil Dir widerfährt.
Was Du findest, ist bewährt,
Ignorantiam machts gelehrt,
Sapientiam Dir's bescheert!

Gerechter, stammelte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ein Buch — nein kein Buch — gebundenes Papier statt des Bildes — alle Hoffnung zerstört. — O geschlagener Geheimer Kanzlei-Sekretär! mit Dir ist es aus, rein aus! — fort in den Froschteich! —

Tusmann wollte davon, da vertrat ihm aber der Goldschmidt

den Weg und sprach: Tusmann, Ihr seid nicht gescheut, kein Schatz kann Euch ersprießlicher sein, als der, den Ihr gefunden! Die Verse hätten Euch schon darauf aufmerksam machen sollen. Thut mir den Gefallen und steckt das Buch, das Ihr aus dem Kästchen nahmt, in die Tasche. — Tusmann that es.

Nun, fuhr der Goldschmidt fort, nun denkt Euch ein Buch, das Ihr gern in diesem Augenblick bei Euch tragen möchtet.

O Gott, sprach der Geheime Kanzlei-Sekretär verdutzt, o Gott, unbesonnener, unchristlicher Weise warf ich Thomasii kurzen Entwurf der politischen Klugheit in den Froschteich! —

Faßt in die Tasche, zieht das Buch hervor, rief der Goldschmidt.

Tusmann that, wie ihm geheißen und siehe — das Buch war eben kein anderes, als Thomasii Entwurf.

Ha, was ist das, rief der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer sich, o Gott, mein lieber Thomasius gerettet vor den feindlichen Rachen schnöder Frösche, die doch nimmermehr daraus Conduite gelernt!

Still, unterbrach ihn der Goldschmidt, steckt das Buch wieder in die Tasche. — Tusmann that es.

Denkt, fuhr der Goldschmidt fort, denkt Euch jetzt irgend ein seltnes Werk, dem Ihr vielleicht lange vergebens nachgetrachtet, das Ihr aus keiner Bibliothek erhalten konntet.

O Gott, sprach der Geheime Kanzlei-Sekretär beinahe wehmüthig, o Gott, da ich nun auch zu meiner Erheiterung bisweilen die Oper zu besuchen gesonnen, wollte ich mich vorher etwas in der edlen **Musica** feststellen und trachtete bis jetzt vergebens, ein kleines Büchlein zu erhalten, das allegorischer Weise die ganze Kunst des Komponisten und Virtuosen darlegt. Ich meine nichts anders, als Johannes Beer's musikalischen Krieg oder die Beschreibung des Haupttreffens zwischen beiden Heroinen, als der Composition und Harmonie, wie diese gegen einander zu Felde gezogen, gescharmutziret und endlich nach blutigem Treffen wieder verglichen worden. —

Faßt in die Tasche, rief der Goldschmidt, und vor Freude jauchzte der Geheime Kanzlei-Sekretär laut auf, als er das Buch aufschlug, das nun eben wieder Johannes Beer's musikalischen Krieg enthielt.

Seht Ihr wohl, sprach nun der Goldschmidt, mittelst des Buchs, das Ihr in dem Kästchen gefunden, habt Ihr die reichste, vollständigste Bibliothek erlangt, die jemals einer besessen und die ihr noch dazu

beständig bei Euch tragen könnt. Denn habt Ihr dieses merkwürdige Buch in der Tasche, so wird es, zieht Ihr es hervor, jedesmal das Werk sein, das Ihr eben zu lesen wünscht.

Ohne auf Albertine, ohne auf den Commissionsrath zu achten, sprang der Geheime Kanzlei-Sekretär schnell in die Ecke des Zimmers, warf sich in einen Lehnsessel, steckte das Buch in die Tasche, zog es wieder hervor, und man sah an dem Entzücken, das in seinen Augen strahlte, wie herrlich eintraf, was der Goldschmidt verheißen.

Nun kam die Reihe der Wahl an den Baron Bensch. Er trat hinein, schritt nach seiner läppischen tölpelhaften Manier geradezu los auf den Tisch, beschaute mit der Lorgnette die Käſtchen und murmelte die Inschriften her. Aber bald fesselte ihn ein natürlicher unwiderstehlicher Instinkt an das goldene Käſtchen mit den blinkenden Dukaten auf dem Deckel. „Wer mich erwählt, Glück ihm nach seines Sinnes Art — Nun ja Dukaten, die sind nach meinem Sinn, und Albertine, die ist auch nach meinem Sinn, was ist da lange zu wählen und zu überlegen!“ So sprach Bensch, griff nach dem goldenen Käſtchen, empfing von Albertinen den Schlüssel, öffnete und fand — eine kleine saubere englische Feile! Dabei lag ein Zettel mit den Versen:

Hast gewonnen was Dein Herz
Wünschen konnt' mit wehem Schmerz.
Alles andre ist nur Scherz,
Immer vor, niemals rückwärts
Geht ein blühendes Commerz.

He, rief er erboßt, was thu' ich mit der Feile? — ist die Feile ein Portrait, ist die Feile Albertinens Portrait? Ich nehm' das Käſtchen und schenk es Albertinen als Brautgabe — Kommen Sie, mein Mädchen —

Damit wollt er los auf Albertinen, aber der Goldschmidt hielt ihn bei den Schultern zurück, indem er sprach: Halt mein Herr, das ist wider die Abrede. Sie müssen mit der Feile zufrieden seyn und werden es unbezweifelt seyn, sobald Sie den Werth, den unschätzbaren Werth des köstlichen Kleinods, das Sie erhalten, erkannt haben, den schon die Verse andeuten. — Haben Sie einen schönen rändigen Dukaten in der Tasche? —

Nun ja, erwiederte Bensch verdrießlich, nun ja, was solls?

Nehmen Sie, fuhr der Goldschmidt fort, einen solchen Dukaten aus der Tasche und feilen Sie den Rand ab. —

Bensch that es mit einer Geschicklichkeit, die von langer Uebung zeugte. Und siehe — noch schöner kam der Rand des Dukatens zum Vorschein und so ging es mit dem zweiten, dritten Dukaten, je mehr Bensch feilte, desto rändiger wurden sie.

Manasse hatte bis jetzt ruhig alles, was sich begeben, mit angesehen, doch jetzt sprang er mit wildfunkelnden Augen los auf den Neffen und schrie mit hohler entsetzlicher Stimme: Gott meiner Väter — was ist das — mir her die Feile — mir her die Feile — es ist das Zauberstück, für das ich meine Seele verkauft vor mehr als dreihundert Jahren. — Gott meiner Väter — her mit der Feile.

Damit wollte er die Feile dem Bensch entreißen, der stieß ihn aber zurück und schrie: Weg von mir alter Narr, ich habe die Feile gefunden, nicht du —

Darauf Manasse in voller Wuth: Natter — wurmstichige Frucht meines Stammes, her mit der Feile! — Alle Teufel über Dich, verfluchter Dieb! —

Unter einem Strom hebräischer Schimpfwörter krallte sich Manasse nun fest an den Baron und strengte knirschend und schäumend alle seine Kraft an, ihm die Feile zu entwinden. Bensch vertheidigte aber das Kleinod wie die Löwin ihr Junges, bis zuletzt Manasse schwach ward. Da packte der Neffe den lieben Onkel mit derben Fäusten, warf ihn zur Thüre hinaus, daß ihm die Glieder knackten, kehrte pfeilschnell zurück, schob einen kleinen Tisch in die Ecke des Zimmers dem Geheimen Kanzlei-Sekretär gegenüber, schüttete eine ganze Handvoll Dukaten aus und fing mit Eifer an zu feilen.

„Nun, sprach der Goldschmidt, nun sind wir den entsetzlichen Menschen, den alten Manasse auf immer los. Man will behaupten, er sey ein zweiter Ahasverus, und spuke seit dem Jahre Eintausend fünf hundert und zwei und siebzig umher. Damals wurde er unter dem Namen des Münzjuden Lippold wegen teuflischer Zauberei hingerichtet. — Aber der Teufel rettete ihn vom Tode um den Preis seiner unsterblichen Seele. Viele Leute, die sich auf so etwas verstehen, haben ihn hier in Berlin unter verschiedenen Gestalten bemerkt, woher denn die Sage entsteht, daß es noch zur Zeit nicht einen, sondern viele, viele Lippolds gäbe. — Nun! — ich habe ihm,

da ich auch einige Erfahrung in geheimnißvollen Dingen besitze, den Garaus gemacht! —

Es würde dich, sehr geliebter Leser, ungemein langweilen müssen, wenn ich nun noch weitläuftig erzählen wollte, was Du, da es sich von selbst versteht, schon längst weißt. Ich meine, daß Edmund Lehsen das elfenbeinerne Kästchen mit der Aufschrift:

„Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seeligkeit,“

wählte und darin Albertinens wohlgetroffenes Miniaturbild mit den Versen fand:

Ja Du trafst es, lies Dein Glück
In der Schönsten Liebesblick.
Was da war, kommt nie zurück,
So wills irdisches Geschick.
Was Dein Traum Dir schaffen muß,
Lehrt Dich der Geliebten Kuß.

Daß ferner Edmund dem Bassanio gleich der Anweisung der letzten Worte folgte, und die in glühendem Purpur erröthende Geliebte an sein Herz drückte — küßte und daß der Commissionsrath ganz vergnügt war und glücklich über den fröhlichen Ausgang der verwickeltsten aller Heiraths-Angelegenheiten.

Der Baron Bensch hatte eben so emsig fortgefeilt als der Geheime Kanzlei-Sekretär fortgelesen. Beide nahmen von dem, was sich eben begeben, nicht eher Notiz, als bis der Commissionsrath laut verkündete, daß Edmund Lehsen das Kästchen, worin Albertinens Portrait befindlich, gewählt, folglich ihre Hand erhalte. Der Geheime Kanzlei-Sekretär schien darüber außer sich vor Freuden, indem er nach der Art, wie er sein Vergnügen zu äußern pflegte, sich die Hände rieb, zwei, drei Mal etwas weniges in die Höhe sprang und eine feine Lache aufschlug. Den Baron Bensch schien die Heirath gar nicht weiter zu interessiren; dafür umarmte er aber den Commissionsrath, nannte ihn einen vortrefflichen Gentleman, der ihn durch das solide Geschenk der Feile ganz und gar glücklich gemacht habe und versicherte, daß er in jedem Geschäft auf ihn rechnen könne. Dann entfernte er sich schnell.

Eben so dankte der Geheime Kanzlei-Sekretär dem Commissionsrath unter vielen Thränen der innigsten Rührung, daß er ihn durch das seltenste aller Bücher, welches er ihm aus seiner Bibliothek ver-

ehrt habe, zum glücklichsten aller Menschen gemacht und folgte, nachdem er sich noch in galanter Höflichkeit gegen Albertine, Edmund und den alten Goldschmidt erschöpft, dem Baron eiligst nach.

Bensch quälte von nun an nicht mehr die literarische Welt mit ästhetischen Mißgeburten, wie er sonst gethan, sondern verwandte lieber die Zeit Dukaten abzufeilen. Tusmann fiel dagegen nicht mehr den Bibliothekaren zur Last, die ihm sonst Tage lang alte längst vergessene Bücher herbeischaffen mußten.

Nach einigen Wochen des Entzückens und der Freude ging in des Commissionsraths Hause aber schreckliches Herzeleid los. Der Goldschmidt hatte nehmlich den jungen Edmund dringend ermahnt seiner Kunst, sich selbst zur Ehre, sein gegebenes Wort zu halten und nach Italien zu gehen.

Edmund, so schmerzlich ihm die Trennung von der Geliebten werden mußte, fühlte doch den dringenden Trieb zu wallfahrten nach dem Lande der Kunst und auch Albertine dachte, während sie die bittersten Thränen vergoß, daran, wie interessant es seyn würde, in diesem, jenem Thee, Briefe, die sie aus Rom erhalten, aus dem Strickkörbchen hervorzuziehen.

Edmund ist nun schon länger als ein Jahr in Rom und man will behaupten, daß der Briefwechsel mit Albertinen immer seltener und kälter werde. Wer weiß, ob am Ende einmal gar aus der Heirath der beiden jungen Leute etwas wird. Ledig bleibt Albertine auf keinen Fall, dazu ist sie viel zu hübsch, viel zu reich. Ueberdies bemerkt man auch, daß der Referendarius Glo x in, ein hübscher junger Mann, mit schmaler engeingeschnürter Taille, zwei Westen und auf englische Art geknüpftem Halstuch, die Demoiselle Albertine Voßwinkel, mit der er den Winter hindurch auf den Bällen die angenehmsten Françoisen getanzt, häufig nach dem Thiergarten führt und daß der Commissionsrath dem Pärchen nachtrippelt mit der Miene des zufriedenen Vaters. Zudem hat der Referendarius Gloxin schon das zweite Examen bei dem Kammergericht gemacht und ist nach der Aussage der Examinatoren, die ihn in der frühsten Morgenstunde sattsam gequält, oder wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn gefühlt haben, welches weh thut, vorzüglich wenn der Zahn hohl, vortrefflich bestanden. Eben aus diesem Examen soll sich denn auch ergeben haben, daß der Referendarius offenbar Heirathsgedanken im

Kopfe hat, da er in der Lehre von gewagten Geschäften ganz vorzüglich bewandert.

Vielleicht heirathet Albertine gar den artigen Referendarius, wenn er einen guten Posten erschwungen. — Nun! man muß abwarten, was geschieht! —

Das ist, sprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, das ist ein wunderlich tolles Ding, was Du da aufgeschrieben hast. Mir will Deine sogenannte Geschichte mit den unwahrscheinlichen Abentheuern vorkommen, wie eine aus allerlei bunten Steinen willkürlich zusammengefügte Mosaik, die das Auge verwirrt, so daß es keine bestimmte Figur zu erfassen vermag. Was mich betrifft, nahm Theodor das Wort, so läugne ich nicht, daß ich manches in Lothars Erzählung ergötzlich genug finde und es ist sogar möglich, daß das Ganze hätte ziemlich gut gerathen können, wenn Lothar nicht unvorsichtiger Weise den Hafftitz las. Die beiden spukhaften Männer aus jener Zeit, der Goldschmidt und der Münzjude, mußten nun einmal hinein in die Brautwahl, es half nichts und nun erscheinen die beiden unglückseligen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weise einwirken in die Handlung. Es ist gut, daß deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, sonst würdest Du schlecht wegkommen vor dem strengen Richterstuhl der Kritik.

Könnte, sprach Lothar nach seiner skurilen Art lächelnd, könnte meine angenehme Geschichte von den seltsamen Drangsalen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann nicht wenigstens einen Berliner Almanach zieren? Ich würde nicht unterlassen, die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen und mir so den Beifall wenigstens des literarisch-ästhetischen Theaterpublikums erwerben*). Doch nun im Ernste gesprochen, Leute! Habt Ihr nicht,

---

*) Diese Aeußerung Lothars zeigt, was er schon damals im Sinne trug. Seine Erzählung, die Brautwahl erschien nemlich in der That abgedruckt in dem Berliner Taschenbuch für das Jahr 1820, und es sind wirklich celebre Namen aus der Berliner Kunstwelt genannt und manche Lokalitäten hinzugefügt. Wie gerecht aber der Tadel der Freunde, beweiset der Umstand, daß die Redaktion jenes Taschenbuchs den Verfasser dringend bat, sich künftig doch im Gebiet der Möglichkeit zu halten. D. H.

während ich las, manchmal recht herzlich gelacht und sollte das nicht die Strenge Eurer Kritik beugen? — Vergleichst Du, Ottmar, meine Geschichte mit einer bunten willkürlich zusammengefügten Mosaik, so sey wenigstens nachgiebig genug, dem Dinge, das Du wunderlich toll nennst, eine kaleidoscopische Natur einzuräumen, nach welcher die heterogensten Stoffe willkürlich durcheinander geschüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Wenigstens für artig sollt Ihr nemlich manche Figur in meiner Brautwahl erkennen und an die Spitze dieser artigen Personen stelle ich den liebenswürdigen Baron Bensch, der durchaus der Familie des Münzjuden Lippolt entsprossen seyn muß. — Doch schon viel zu viel von meinem Machwerk, das Euch nur als ein bizarrer Scherz für den Augenblick aufregen sollte. Uebrigens gewahrt Ihr, daß ich meinem Hange das Mährchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu versetzen, wiederum treulich gefolgt bin.

Und diesen Hang, begann Theodor, nehme ich gar sehr in Schutz. Sonst war es üblich, ja Regel, alles was nur Mährchen hieß, ins Morgenland zu verlegen und dabei die Mährchen der Dschehezerade zum Muster zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, schuf man sich eine Welt, die haltlos in den Lüften schwebte und vor unsern Augen verschwamm. Deshalb geriethen aber jene Mährchen meistens frostig, gleichgültig und vermochten nicht den innern Geist zu entzünden und die Phantasie aufzuregen. Ich meine, daß die Basis der Himmelsleiter, auf der man hinaufsteigen will in höhere Regionen, befestigt seyn müsse im Leben, so daß jeder nachzusteigen vermag. Befindet er sich dann, immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantastischen Zauberreich, so wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in sein Leben hinein, und sey eigentlich der wunderbar herrlichste Theil desselben. Es ist ihm der schöne prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu seinem hohen Ergötzen lustwandeln kann, hat er sich nur entschlossen, die düstern Mauern der Stadt zu verlassen.

Vergiß, sprach Ottmar, vergiß aber nicht, Freund Theodor! daß mancher gar nicht die Leiter besteigen mag, weil das Klettern einem verständigen gesetzten Manne nicht ziemt, mancher schon auf der dritten Sprosse schwindligt wird, mancher aber auch wohl die auf der breiten Straße des Lebens befestigte Leiter, bei der er täglich, ja stünd-

lich vorübergeht, gar nicht bemerkt! — Was aber die Mährchen der Tausend und Eine Nacht betrifft, so ist es seltsam genug, daß die mehrsten Nachahmer gerade das übersehen, was ihnen Leben und Wahrheit giebt und was eben auf Lothars Prinzip hinausläuft. All' die Schuster, Schneider, Lastträger, Derwische, Kaufleute ꝛc., wie sie in jenen Mährchen vorkommen, sind Gestalten, wie man sie täglich auf den Straßen sah und da nun das eigentliche Leben nicht von Zeit und Sitte abhängt, sondern in der tieferen Bedingung ewig dasselbe bleibt und bleiben muß, so kommt es, daß wir glauben, jene Leute, denen sich mitten in der Alltäglichkeit der wunderbarste Zauber erschloß, wandelten noch unter uns. So groß ist die Macht der Darstellung in jenem ewigen Buch. —

Der Abend wurde kühler und kühler. Des kaum genesenen Theodors halber fanden es daher die Freunde gerathen in den Gartensaal zu treten und statt jedes starken nervenreizenden Getränks in aller Demuth und Milde Thee zu genießen.

Als die Theemaschine auf dem Tische stand und wie gewöhnlich ihr Liedchen zischte und summte, sprach Ottmar: Wahrhaftig, keinen bessern Anlaß hätte ich finden können, Euch eine Erzählung vorzulesen, die ich schon vor langer Zeit aufschrieb und die gerade mit einem Thee beginnt. Zum Voraus bemerke ich, daß sie in Cyprians Manier abgefaßt ist.

Ottmar las:

Der unheimliche Gast.

Der Sturm brauste durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die schwarzen Wolken vor sich her, die zischende, prasselnde Ströme von Regen und Hagel hinabschleuderten.

„Wir werden, sprach, als die Wanduhr sieben schlug, die Obristin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, wir werden heute allein bleiben, das böse Wetter verscheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte.“ In dem Augenblick trat der Rittmeister Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch seinen geistreichen unerschöpflichen Humor den Zirkel belebte, der sich jeden Donnerstag im Hause des Obristen zu versammeln

pflegte, und so war, wie Angelika bemerkte, ein einheimischer Kreis beisammen, der die größere Gesellschaft gern vermissen ließ. — Es war kalt im Saal, die Obristin ließ Feuer im Kamin anschüren und den Theetisch hinanrücken: „Euch beiden Männern, sprach sie nun, Euch beiden Männern, die ihr mit wahrhaft ritterlichem Heroismus durch Sturm und Braus zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zumuthen, daß ihr vorlieb nehmen sollt mit unserm nüchternen, weichlichen Thee, darum soll Euch Mademoiselle Marguerite das gute nordische Getränk bereiten, das allem bösen Wetter widersteht."

Marguerite, Französin, der Sprache, anderer weiblicher Kunstfertigkeiten halber, Gesellschafterin des Fräuleins Angelika, dem sie an Jahren kaum überlegen, erschien und that, wie ihr geheißen.

Der Punsch dampfte, das Feuer knisterte im Kamin, man setzte sich enge beisammen an den kleinen Tisch. Da fröstelten und schauerten alle, und so munter und laut man erst im Saal auf und niedergehend gesprochen, entstand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchfängen aufgestört hatte, recht vernehmbar pfiffen und heulten.

Es ist, fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte, endlich an, es ist nun einmal ausgemacht, daß Herbst, Sturmwind, Kaminfeuer und Punsch ganz eigentlich zusammen gehören, um die heimlichsten Schauer in unserm Innern aufzuregen. — Die aber gar angenehm sind, fiel ihm Angelika in die Rede. Ich meines Theils kenne keine hübschere Empfindung, als das leise Frösteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der Himmel weiß wie, mit offnen Augen einen jähen Blick in die seltsamste Traumwelt hineinwirft. „Ganz recht, fuhr Dagobert fort, ganz recht. Dieses angenehme Frösteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blick, den wir dabei unwillkürlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig stille. Wohl uns, daß das vorüber ist, und daß wir sobald aus der Traumwelt zurück gekehrt sind in die schöne Wirklichkeit, die uns dies herrliche Getränk darbietet!" Damit stand er auf und leerte, sich anmuthig gegen die Obristin verneigend, das vor ihm stehende Glas. „Ei, sprach nun Moritz, ei, wenn Du, so wie das Fräulein, so wie ich selbst, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumerischen Zustandes empfindest, warum nicht gerne darin verweilen?" — Erlaube, nahm Dagobert das Wort, erlaube, mein Freund, zu bemerken, daß hier

von jener Träumerei, in welcher der Geist sich in wunderlichem wirrem Spiel selbst erlustigt, gar nicht die Rede ist. Die ächten Sturmwind-, Kamin- und Punschschauer sind nichts anders, als der erste Anfall jenes unbegreiflichen geheimnißvollen Zustandes, der tief in der menschlichen Natur begründet ist, gegen den der Geist sich vergebens auflehnt, und vor dem man sich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Gespensterfurcht. Wir wissen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeister nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei bösem Unwetter der dunklen Heimath entsteigt und seine irre Wanderung beginnt; billig ist's daher, daß wir zu solcher Zeit irgend eines grauenhaften Besuchs gewärtig sind. Sie scherzen, sprach die Obristin, Sie scherzen Dagobert, und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das kindische Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unserer Natur begründet seyn sollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmährchen und tollen Spukgeschichten zu, mit denen uns in der frühesten Jugend unsere Wärterinnen überschütteten.

Nein, rief Dagobert lebhaft, nein, gnädige Frau! Nie würden jene Geschichten, die uns als Kinder doch die allerliebsten waren, so tief und ewig in unserer Seele wiederhallen, wenn nicht die wiedertönenden Saiten in unserm eignen Innern lägen. Nicht wegzuläugnen ist die geheimnißvolle Geisterwelt, die uns umgiebt, und die oft in seltsamen Klängen, ja in wunderbaren Visionen sich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entsetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdischen Organismus. Es ist das Weh des eingekerkerten Geistes, das sich darin ausspricht. „Sie sind, sprach die Obristin, ein Geisterseher wie alle Menschen von reger Phantasie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Ideen, glaube ich wirklich, daß es einer unbekannten Geisterwelt erlaubt sey, in vernehmbaren Tönen, ja in Visionen sich uns zu offenbaren, so sehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vasallen jenes geheimnißvollen Reichs so feindselig uns gegenüber gestellt haben sollte, daß sie nur Grauen, zerstörendes Entsetzen über uns zu bringen vermögen." Vielleicht, fuhr Dagobert fort, vielleicht liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldnen Zeit, als unser Geschlecht noch im innigsten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entsetzen uns

verstörte, eben weil es in dem tiefsten Frieden, in der seligsten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte. Ich sprach von seltsamen Geisterstimmen, aber wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Ursprung wir genau anzugeben wissen, uns wie der schneidendste Jammer tönen und unsere Brust mit dem tiefsten Entsetzen erfüllen? — Der merkwürdigste jener Naturtöne ist die Luftmusik oder sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in seinen Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft gedenkt. Diese Naturstimme läßt sich in stillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menschenstimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherschwebend, bald ganz in der Nähe schallend, vernehmen. Sie äußert eine solche Wirkung auf das menschliche Gemüth, daß die ruhigsten, verständigsten Beobachter sich eben des tiefsten Entsetzens nicht erwehren können. „So ist es, unterbrach hier Moritz den Freund, so ist es in der That. Nie war ich auf Ceylon, noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entsetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung, wie sie Dagobert beschrieben.“ So wirst Du, erwiederte Dagobert, mich recht erfreuen und am besten die Frau Obristin überzeugen, wenn Du erzählst, wie sich alles begeben.

Sie wissen, begann Moritz, daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzosen focht. Mit einer Abtheilung spanischer und englischer Kavallerie bivouaquirte ich vor der Schlacht bei Viktoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war von dem Marsch am gestrigen Tage bis zum Tode ermüdet, fest eingeschlafen, da weckte mich ein schneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß sich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, dessen Todesseufzer ich vernommen, doch schnarchten die Cameraden um mich her, und nichts ließ sich weiter hören. Die ersten Strahlen des Frühroths brachen durch die dicke Finsterniß, ich stand auf und schritt über die Schläfer wegsteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine stille Nacht, nur leise, leise fing sich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu schütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als schwängen sich die Geister der Erschlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr

entsetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Brust erbebte, mich erfaßte ein tiefes namenloses Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menschlicher Kehle ertönen gehört, gegen diesen herzzerschneidenden Laut! Die Cameraden rappelten sich nun auf aus dem Schlafe. Zum dritten Mal erfüllte stärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erstarrten im tiefsten Entsetzen, selbst die Pferde wurden unruhig und schnaubten und stampften. Mehrere von den Spaniern sanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein englischer Offizier versicherte, daß er dies Phänomen, das sich in der Atmosphäre erzeuge und elektrischen Ursprungs sey, schon öfters in südlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrscheinlich die Witterung sich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geisterstimmen überirdischer Wesen, die das Ungeheure verkündeten, das sich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben bestätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all' ihren Schrecken daher donnerte.

Dürfen wir, sprach Dagobert, dürfen wir denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klagetöne der Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwinds, das Geprassel des herabstürzenden Hagels, das Aechzen und Krächzen der Windfahnen nicht eben so gut, wie jener Ton mit tiefem Grausen erfüllen? — Ei! gönnen wir doch nur ein geneigtes Ohr der tollen Musik, die hundert abscheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur was weniges auf das gespenstische Liedlein, das eben jetzt die Theemaschine zu singen beginnt!

O herrlich! rief die Obristin, o überaus herrlich! — Sogar in die Theemaschine bannt unser Dagobert Gespenster, die sich uns in grausigen Klagelauten offenbaren sollen! Ganz unrecht, nahm Angelika das Wort, ganz unrecht, liebe Mutter, hat unser Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen und Knattern und Zischen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liedchen, was die Theemaschine so tiefklagend absingt, ist mir so unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöschen will, damit es schnell ende.

Angelika stand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte sich schnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den seelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Inbrunst an die Lippen.

In demselben Augenblicke zitterte Marguerite wie berührt von einem elektrischen Schlag, heftig zusammen, und ließ das Glas Punsch, das sie so eben eingeschenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tausend Stücke zerklirrte. Laut schluchzend warf sie sich der Obristin zu Füßen, nannte sich ein dummes ungeschicktes Ding, und bat sie, zu vergönnen, daß sie sich in ihr Zimmer entferne. Alles, was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet sie es keinesweges ganz verstanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angst hier am Kamin sey unbeschreiblich, sie fühle sich krank, sie wolle sich ins Bett legen. — Und dabei küßte sie der Obristin die Hände, und benetzte sie mit den heißen Thränen, die ihr aus den Augen stürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Nothwendigkeit, der Sache einen andern Schwung zu geben. Auch er stürzte plötzlich der Obristin zu Füßen und flehte mit der weinerlichsten Stimme, die ihm nur zu Gebote stand, um Gnade für die Verbrecherin, die sich unterfangen, das köstlichste Getränk zu verschütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genetzt und sein frostiges Herz erwärmt. Was den Punschfleck auf dem gebohnten Fußboden betreffe, so schwöre er morgenden Tages sich Wachsbürsten unter die Füße zu schrauben und in den göttlichsten Touren, die jemals in eines Hoftanzmeisters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchrutschen.

Die Obristin, die erst sehr finster Marguerite angeblickt, erheiterte sich bei Dagoberts klugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und sprach: Steht auf, und trocknet Eure Thränen, ihr habt Gnade gefunden vor meinem strengen Richterstuhl! — Du, Marguerite, hast es allein Deinem geschickten Anwalt und seiner heroischen Aufopferung Rücksichts des Punschflecks zu verdanken, daß ich Dein ungeheures Verbrechen nicht schwer ahnde. Aber ganz erlassen kann ich Dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß Du ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibest, unsern Gästen fleißiger als bisher Punsch einschenkest, vor allen Dingen aber Deinem Retter zum Zeichen der innigsten Dankbarkeit einen Kuß giebst!

So bleibt die Tugend nicht unbelohnt, rief Dagobert mit komischem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. Glauben Sie, sprach er dann, glauben Sie nur, Holde! daß es noch auf der Erde heroische

Jurisconsulten giebt, die sich rücksichtslos aufopfern für Unschuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unserer strengen Richterin nach — vollziehen wir ihr Urtheil, von dem keine Appellation möglich. Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen, und führte sie sehr feierlich auf den Platz zurück, den sie vorher eingenommen. Marguerite über und über roth, lachte laut auf, indem ihr noch die hellen Thränen in den Augen standen. „Alberne Thörin, rief sie auf französisch, alberne Thörin, die ich bin! — muß ich denn nicht alles thun, was die Frau Obristin befiehlt? Ich werde ruhig seyn, ich werde Punsch einschenken und von Gespenstern sprechen hören, ohne mich zu fürchten." „Bravo, nahm Dagobert das Wort, bravo englisches Kind, mein Heroismus hat Dich begeistert, und mich die Süßigkeit Deiner holden Lippen! — Meine Phantasie ist neu beschwingt und ich fühle mich aufgelegt, das Schauerlichste aus dem regno di pianto aufzutischen zu unserer Ergötzlichkeit." Ich dächte, sprach die Obristin, ich dächte, wir schwiegen von dem fatalen unheimlichen Zeuge. Bitte, fiel ihr Angelika ins Wort, bitte, liebe Mutter, lassen Sie unsern Freund Dagobert gewähren. Gestehen will ich's nur, daß ich recht kindisch bin, daß ich nichts lieber hören mag, als hübsche Spukgeschichten, die so recht durch alle Glieder fröstelн. O wie mich das freut, rief Dagobert, o wie mich das freut! Nichts ist liebenswürdiger bei jungen Mädchen, als wenn sie recht graulich sind, und ich möchte um Alles in der Welt keine Frau heirathen, die sich nicht vor Gespenstern recht tüchtig ängstigt. Du behauptetest, sprach Moritz, Du behauptetest, lieber Freund Dagobert, vorhin, daß man sich vor jedem träumerischen Schauer, als dem ersten Anfall der Gespensterfurcht, wohl hüten müsse, und bist uns die nähere Erklärung weshalb? noch schuldig. Es bleibt, erwiederte Dagobert, sind nur die Umstände darnach, niemals bei jenen angenehmen träumerischen Schauern, die der erste Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todesangst, haarsträubendes Entsetzen und so scheint jenes angenehme Gefühl nur die Verlockung zu seyn, mit der uns die unheimliche Geisterwelt bestrickt. Wir sprachen erst von uns erklärlichen Naturtönen und ihrer gräßlichen Wirkung auf unsere Sinne. Zuweilen vernehmen wir aber seltsamere Laute, deren Ursache uns durchaus unerforschlich ist, und die in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle beschwichtigende Gedanken, daß irgend ein verstecktes Thier, die Zugluft oder sonst etwas jenen Ton auf ganz natürliche

Art hervorbringen könne, hilft durchaus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das kleinste Geräusch, was in abgemessenen Pausen wiederkehrt, allen Schlaf verjagt, und die innerliche Angst steigert und steigert bis zur Verstörtheit aller Sinne. — Vor einiger Zeit stieg ich auf der Reise in einem Gasthof ab, dessen Wirth mir ein hohes freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf seine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenster, so daß ich alle Möbel, auch den kleinsten Gegenstand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiele in ein metallnes Becken. Ich horchte auf! — In abgemessenen Pausen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der sich unter dem Bette gelagert, kroch hervor und schnupperte winselnd und ächzend im Zimmer umher und kratzte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie Eisströme mich durchglitten, wie kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne hervortröpfelten. Doch, mich mit Gewalt ermannend, rief ich erst laut, sprang dann aus dem Bette und schritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfen dicht vor mir, ja wie durch mein Inneres nieder in das Metall, das in gellendem Laut erdröhnte. Uebermannt von dem tiefsten Entsetzen taumelte ich nach dem Bett, und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemessenen Pausen zurückkehrende Ton leiser und immer leiser hallend in den Lüften verschwebe. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erst am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte sich dicht an mich geschmiegt, und sprang erst, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette lustig blaffend, als sey auch ihm jetzt erst alle Angst entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Ursache jenes wunderbaren Klangs verborgen geblieben seyn könne, und ich erzählte dem Wirth mein wichtiges Abentheuer, dessen Grausen ich in allen Gliedern fühlte. Er werde, schloß ich, gewiß mir alles erklären können und habe Unrecht gethan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirth erblaßte, und bat mich um des Himmels willen, doch niemanden mitzutheilen, was sich in jenem Zimmer begeben, da er sonst Gefahr laufe, seine Nahrung zu verlieren. Mehrere Reisende, erzählte er, hätten schon vormals über jenen Ton, den sie in mondhellen Nächten vernommen, geklagt. Er habe alles auf das Genaueste untersucht, ja selbst die Dielen in diesem Zimmer und den anstoßen-

den Zimmern aufreißen lassen, so wie in der Nachbarschaft emsig nachgeforscht, ohne auch im Mindesten der Ursache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon seit beinahe Jahresfrist sey es still geblieben, und er habe geglaubt, von dem bösen Spuck befreit zu seyn, der nun, wie er zu seinem großen Schrecken vernehmen müsse, sein unheimliches Wesen aufs Neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgend einen Gast in jenem verrufenen Zimmer beherbergen! —

Ach, sprach Angelika, indem sie sich wie im Fieberfrost schüttelte, das ist schauerlich, das ist sehr schauerlich, nein ich wäre gestorben, wenn mir dergleichen begegnet. Oft ist es mir aber schon geschehen, daß ich aus dem Schlaf plötzlich erwachend eine unbeschreibliche innere Angst empfand, als habe ich irgend etwas Entsetzliches erfahren. Und doch hatte ich nicht die leiseste Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung irgend eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtlosen todähnlichen Zustande.

Diese Erscheinung kenne ich wohl, fuhr Dagobert fort. Vielleicht deutet gerade das auf die Macht fremder psychischer Einflüsse, denen wir uns willkürlos hingeben müssen. So wie die Somnambule sich durchaus nicht ihres somnambulen Zustandes erinnert und dessen, was sich in demselben mit ihr begeben, so kann vielleicht jene grauenhafte Angst, deren Ursache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgend eines gewaltigen Zaubers seyn, der uns uns selbst entrückte.

Ich erinnere mich, sprach Angelika, noch sehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her seyn, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem solchen Zustande erwachte, dessen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach mich auf den Traum zu besinnen, der mich so entsetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen schrecklichen Traum diesem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfters erzählt habe, aber nur, daß ich jenen Traum erzählt hatte, ohne mich auf seinen Inhalt besinnen zu können, war mir beim Erwachen erinnerlich. Dieses wunderbare psychische Phänomen, erwiederte Dagobert, hängt genau mit dem magnetischen Prinzip zusammen. Immer ärger, rief die Obristin, immer ärger wird es mit unserm Gespräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich ist. Ich fordere Sie auf, Moritz, sogleich etwas recht Lustiges, Tolles zu er-

zählen, damit es nur mit den unheimlichen Spukgeschichten einmal ende.

Wie gern, sprach Moritz, wie gern will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obristin, fügen, wenn es erlaubt ist, nur noch einer einzigen schauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir schon lange auf den Lippen schwebt. Sie erfüllt in diesem Augenblick mein Inneres so ganz und gar, daß es ein vergebliches Mühen seyn würde, von andern heitern Dingen zu sprechen.

So entladen Sie sich denn, erwiederte die Obristin, alles Schauerlichen, von dem Sie nun einmal befangen. Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der That recht gern irgend ein Gefecht noch einmal mit Euch durchkämpfen, oder mit verliebtem Enthusiasmus von schönen Pferden sprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das spukhafte Zeug versetzt, wie ich nicht läugnen mag.

In dem letzten Feldzuge, begann Moritz, machte ich die Bekanntschaft eines russischen Obristlieutenants, Liefländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hindurch vereint dem Feinde gegenüber standen, sehr bald zur engsten Freundschaft wurde. Bogislav, so war der Obristlieutenant mit Vornamen geheißen, hatte alle Eigenschaften, um sich überall die höchste Achtung, die innigste Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Gestalt, geistreichem, männlich schönem Antlitz, seltner Ausbildung, die Gutmüthigkeit selbst, und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flasche sehr heiter seyn, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entsetzliches, das ihm begegnet seyn mußte, und das die Spuren des tiefsten Grams auf seinem Gesicht zurück gelassen hatte. Er wurde dann still, verließ die Gesellschaft und streifte einsam umher. Im Felde pflegte er Nachts rastlos von Vorposten zu Vorposten zu reiten, nur nach der erschöpfendsten Anstrengung überließ er sich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Noth sich der drohendsten Gefahr aussetzte, und den Tod in der Schlacht zu suchen schien, der ihn floh, da im härtsten Handgemenge ihn keine Kugel, kein Schwertstreich traf, so war es wohl gewiß, daß irgend ein unersetzlicher Verlust, ja wohl gar eine rasche That sein Leben verstört hatte.

Wir nahmen auf französischem Gebiet ein befestigtes Schloß mit

Sturm, und harrten dort ein Paar Tage, um den erschöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen sich Bogislav einquartiert hatte, lagen nur ein Paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leises Pochen an meine Stubenthüre. Ich forschte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, stand auf und öffnete. Da stand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entstellt — bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern, — keines Wortes mächtig! — Um des Himmels willen — was ist geschehen — was ist Dir, mein theuerster Bogislav! So rief ich, führte den Ohnmächtigen zum Lehnstuhl, schenkte ihm zwei — drei — Gläser von dem starken Wein ein, der gerade auf dem Tische stand, hielt seine Hand in der meinigen fest, sprach tröstende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Ursache seines entsetzlichen Zustandes zu wissen.

Bogislav erholte sich nach und nach, seufzte tief auf und begann mit leiser, hohler Stimme. Nein! — Nein! — Ich werde wahnsinnig, faßt mich nicht der Tod, dem ich mich sehnend in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Moritz, vertraue ich mein entsetzliches Geheimniß. Ich sagte Dir schon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort sah ich die Tochter eines der angesehensten Häuser und kam in glühende Liebe. Das Engelsbild gab sich mir ganz hin, und von den Eltern begünstigt wurde der Bund geschlossen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeittag bestimmt, da erschien ein sizilianischer Graf, und drängte sich zwischen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich stellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir schlugen uns, ich stieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte ich zu meiner Braut. Ich fand sie in Thränen gebadet, sie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, stieß mich von sich mit allen Zeichen des Abscheus, schrie auf in trostlosem Jammer, sank ohnmächtig nieder wie vom giftigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte! — Wer schildert mein Entsetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte sie den Bewerbungen des Grafen Gehör gegeben. Der Vater versteckte mich in seinem Pallast, und sorgte mit großmüthigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlassen konnte. Von allen Furien gepeitscht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furchtbares Geheimniß

ist es, das mein Leben verstört! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entsetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es ist die Stimme des getödteten Grafen, die mein Innerstes mit dem tiefsten Grausen durchbebt. Durch den stärksten Kanonendonner, durch das prasselnde Musketenfeuer der Bataillone, vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wuth, alle Verzweiflung des Wahnsinns erwacht in meinem Busen! — Eben in dieser Nacht — Bogislav hielt inne und mich, wie ihn, faßte das Entsetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzerschneidender Jammerton ließ sich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raffe sich jemand ächzend und stöhnend mühsam vom Boden empor, und nahe sich schweren, unsichern Trittes. Da erhob sich Bogislav plötzlich von aller Kraft beseelt vom Lehnstuhl und rief, wilde Gluth in den Augen, mit donnernder Stimme: Erscheine mir, Verruchter! wenn Du es vermagst — ich nehm' es auf mit Dir und mit allen Geistern der Hölle, die Dir zu Gebote stehn. — Nun geschah ein gewaltiger Schlag. —

In dem Augenblick sprang die Thüre des Saals auf mit dröhnendem Gerassel.

— So wie Ottmar diese Worte las, sprang auch die Thüre des Gartensaals wirklich dröhnend auf und die Freunde erblickten eine dunkle verhüllte Gestalt, die sich langsam mit unhörbaren Geisterschritten nahte. Alle starrten etwas entsetzt hin, jedem stockte der Athem.

„Ist es recht, schrie endlich Lothar, als der volle Schein der Lichter der Gestalt ins Gesicht fiel und den Freund Cyprianus erkennen ließ, ist es recht, ehrbare Leute foppen zu wollen mit schnöder Geisterspielerei? — Doch ich weiß es, Cyprian, du begnügst Dich nicht mit Geistern und allerlei seltsamen Visionen und tollem Spuk zu handthieren, Du möchtest selbst gern manchmal ein Spuk, ein Gespenst seyn. Aber sage, wo kamst Du so plötzlich her, wie hast Du uns hier auffinden können?“ Ja! das sage, das sage! wiederholten Ottmar und Lothar.

Ich komme, begann Cyprian, heute von meiner Reise zurück, ich laufe zu Theodor, zu Lothar, zu Ottmar, keinen treffe ich an! In

vollem Unmuth renne ich heraus ins Freie und der Zufall will, daß ich, nach der Stadt zurückkehrend, den Weg einschlage, der bei dem Gartenhause dicht vorbeiführt. Es ist mir, als höre ich eine wohlbekannte Stimme, ich gucke durchs Fenster und erblicke meine würdigen Serapionsbrüder und höre meinen Ottmar den unheimlichen Gast vorlesen.

Wie, unterbrach Ottmar den Freund, wie Du kennst schon meine Geschichte?

Du vergissest, fuhr Cyprian fort, daß Du die Ingredienzien zu dieser Erzählung von mir selbst empfingest. Ich bin es, der Dich mit der Teufelsstimme, mit der Luftmusik bekannt machte, der Dir sogar die Idee der Erscheinung des unheimlichen Gastes gab, und ich bin begierig, wie Du mein Thema ausgeführt hast. Uebrigens werdet Ihr finden, daß als Ottmar die Thüre des Saals aufspringen ließ, ich nothwendig ein Gleiches thun, und Euch erscheinen mußte.

Doch, nahm Theodor das Wort, doch gewiß nicht als unheimlicher Gast, sondern als treuer Serapionsbruder, der, unerachtet er mich, wie ich gern gestehen will, nicht wenig erschreckt hat, mir tausendmal willkommen seyn soll.

Und wenn, sprach Lothar, er durchaus heute ein Geist seyn will, so soll er wenigstens nicht zu den unruhigen Geistern gehören, sondern sich niederlassen Thee trinkend, ohne zu sehr mit der Tasse zu klappern, dem Freunde Ottmar zuhorchen, auf dessen Geschichte ich um so begieriger bin, da er diesmal ein ihm gegebenes fremdes Thema bearbeitet hat.

Auf Theodor, der von seiner Krankheit her noch sehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der That mehr gewirkt als dienlich. Er war todtenbleich und man gewahrte, daß er sich einige Gewalt anthun mußte, um heiter zu scheinen.

Cyprian bemerkte dies und war nun über das, was er begonnen, nicht wenig betreten. In der That, sprach er, ich dachte nicht daran, daß mein theurer Freund kaum von einer bösen Krankheit erstanden. Ich handelte gegen meinen eignen Grundsatz, welcher total verbietet, dergleichen Scherz zu treiben, da es sich oft schon begeben, daß der fürchterliche Ernst der Geisterwelt eingriff in diesen Scherz und das Entsetzliche gebar. Ich erinnere mich zum Beispiel —

Halt, halt, rief Lothar, ich leide durchaus keine längere Unter-

brechung. Cyprian steht im Begriff, uns nach seiner gewöhnlichen Weise zu entführen in seinen einheimischen schwarzen Zauberwald. Ich bitte Dich, Ottmar, fahre fort.

Ottmar las weiter: Hinein trat ein Mann von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, bleichen Antlitzes, ernsten, festen Blickes. Er nahte sich mit dem edelsten Anstande der vornehmen Welt der Obristin, und bat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er früher geladen, so spät komme, ein Besuch, den er nicht los werden können, habe ihn zu seinem Verdruß aufgehalten. — Die Obristin, nicht fähig, sich von dem jähen Schreck zu erholen, stammelte einige unvernehmliche Worte, die ungefähr andeuten sollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben der Obristin, Angelika gegenüber, hin, setzte sich, ließ seinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müsse er sich entschuldigen, einmal daß er in so später Stunde, und dann daß er mit so vielem Ungestüm eingetreten sey. Nicht seine Schuld sey aber auch das letzte, da nicht er, sondern der Diener, den er auf dem Vorsaal getroffen, die Thüre so heftig aufgestoßen. Die Obristin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem sie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen sie bei sich zu sehen das Vergnügen habe. Der Fremde schien die Frage zu überhören auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Wesen plötzlich verändert, laut auflachte, dicht an den Fremden hinantänzelte, und immerfort kichernd auf französisch erzählte, daß man sich eben in den schönsten Spukgeschichten erlustigt, und daß nach dem Willen des Herrn Rittmeisters eben ein böses Gespenst erscheinen sollen, als er, der Fremde, hineingetreten. Die Obristin, das Unschickliche fühlend, den Fremden, der sich als eingeladen angekündigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von seiner Gegenwart beängstigt, wiederholte nicht ihre Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anstand verletzte. Der Fremde machte Marguerítens Geschwätz ein Ende, indem er sich zur Obristin, dann zu den übrigen wendend, von irgend einer gleichgültigen Begebenheit zu sprechen begann, die sich gerade am Orte zugetragen. Die Obristin antwortete, Dagobert versuchte sich ins Gespräch zu mischen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühsam fortschlich. Und dazwischen trillerte Marguerite einzelne Couplets französischer Chansons und

figurirte, als besönne sie sich auf die neuesten Touren einer Gavotte, während die andern sich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte seine Brust beengt, jeden drückte, wie eine Gewitterschwüle, die Gegenwart des Fremden, jedem erstarb das Wort auf den Lippen, wenn er in das todtbleiche Antlitz des unheimlichen Gastes schaute. Und doch hatte dieser in Ton und Gebehrde durchaus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte sein ganzes Betragen den vielerfahrnen, gebildeten Weltmann. Der fremde scharfe Accent, mit dem er deutsch und französisch sprach, ließ mit Recht schließen, daß er weder ein Deutscher, noch ein Franzose seyn konnte.

Auf athmete die Obristin, als endlich Reiter vor dem Hause hielten, und die Stimme des Obristen sich vernehmen ließ.

Bald darauf trat der Obrist in den Saal. So wie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: Herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Graf! — Auf das Herzlichste willkommen. Dann sich zur Obristin wendend: Graf S — i, ein theurer, treuer Freund, den ich mir im tiefen Norden erwarb, und im Süden wiederfand.

Die Obristin, der nun erst alle Bangigkeit entnommen, versicherte dem Grafen mit anmuthigem Lächeln, nur der Schuld ihres Mannes, der unterlassen, sie auf seinen Besuch vorzubereiten, habe er es beizumessen, wenn er vielleicht etwas seltsam und gar nicht auf die Weise, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden. Dann erzählte sie dem Obristen, wie den ganzen Abend über von nichts anderem, als von Spukereien und unheimlichem Wesen die Rede gewesen sey, wie Moritz eine schauerliche Geschichte erzählt, die ihm und einem seiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moritz gesprochen: Nun geschah ein entsetzlicher Schlag, die Thüre des Saales aufgesprungen und der Graf eingetreten sey.

Allerliebst! rief der Obrist lachend, allerliebst, man hat Sie, lieber Graf, für ein Gespenst gehalten! In der That mir scheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schrecks im Gesicht trüge, als wenn der Rittmeister sich noch nicht ganz von den Schauern seiner Geschichte erholen könnte, ja als wenn sogar Dagobert seine Munterkeit verloren. Sagen Sie, Graf! ist es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen schnöden Revenant zu nehmen?

Sollte ich, erwiederte der Graf mit seltsamem Blick, sollte ich vielleicht etwas Gespenstisches an mir tragen? — Man spricht ja jetzt

viel von Menschen, die auf Andere vermöge eines besonderen psychischen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zu Muthe werden soll. Vielleicht bin ich gar solchen Zaubers mächtig.

Sie scherzen, lieber Graf, nahm die Obristin das Wort, aber wahr ist es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderlichsten Geheimnisse.

So wie, erwiederte der Graf, so wie man überhaupt wieder an Ammenmährchen und wunderlichen Einbildungen kränkelt. Ein Jeder hüte sich vor dieser sonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Herrn Rittmeister bei dem spannendsten Punkt seiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von seinen Zuhörern den Schluß — die Auflösung gern missen würde, fortzufahren.

Dem Rittmeister war der fremde Graf nicht nur unheimlich, sondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in seinen Worten, zumal da er recht fatal dabei lächelte, etwas Verhöhnendes und erwiederte mit flammendem Blick und scharfem Ton, daß er befürchten müsse, durch sein Ammenmährchen die Heiterkeit, die der Graf in den düster gestimmten Zirkel gebracht, zu verstören, er wolle daher lieber schweigen.

Der Graf schien nicht sonderlich des Rittmeisters Worte zu beachten. Mit der goldenen Dose, die er zur Hand genommen, spielend, wandte er sich an den Obristen mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborne Französin sey?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obrist trat an sie heran und fragte halblaut, ob sie wahnsinnig geworden? Marguerite schlich erschrocken an den Theetisch, und setzte sich still hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weise von diesem, jenem, was sich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moritz stand da über und über roth, mit blitzenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika schien ganz in die weibliche Arbeit vertieft, die sie begonnen, sie schlug kein Auge auf! — Man schied in vollem Mißmuth auseinander.

Du bist ein glücklicher Mensch, rief Dagobert, als er sich mit Moritz allein befand, zweifle nicht länger, daß Angelika Dich innig liebt. Tief habe ich es heute in ihren Blicken erschaut, daß sie ganz

und gar in Liebe ist zu Dir. Aber der Teufel ist immer geschäftig und säet sein giftiges Unkraut unter den schön blühenden Weizen. Marguerite ist entbrannt in toller Leidenschaft. Sie liebt Dich mit allem wüthenden Schmerz, wie er nur ein brünstiges Gemüth zerreißen kann. Ihr heutiges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der rasendsten Eifersucht. Als Angelika das Tuch fallen ließ, als Du es ihr reichtest, als Du ihre Hand küßtest, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran bist Du Schuld. Du bemühtest Dich sonst mit aller möglichen Galanterie um die bildhübsche Französin. Ich weiß, daß Du immer nur Angelika meintest, daß alle Huldigungen, die Du an Margueriten verschwendetest, nur ihr galten, aber die falsch gerichteten Blitze trafen und zündeten. — Nun ist das Unheil da und ich weiß in der That nicht, wie das Ding enden soll ohne schrecklichen Tumult und gräßlichen Wirrwarr! —

Geh doch nur, erwiederte der Rittmeister, geh doch nur mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich — ach! woran ich wohl noch zweifle — so bin ich glücklich und selig, und frage nichts nach allen Margueriten in der Welt mit sammt ihrer Tollheit! Aber eine andere Furcht ist in mein Gemüth gekommen! Dieser fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düstres Geheimniß eintrat, der uns alle verstörte, scheint er nicht sich recht feindlich zwischen uns zu stellen? — Es ist mir, als träte aus dem tiefsten Hintergrunde eine Erinnerung — fast möcht' ich sagen — ein Traum hervor, der mir diesen Grafen darstellt unter grauenvollen Umständen! Es ist mir, als müsse da, wo er sich hinwendet, irgend ein entsetzliches Unheil von ihm beschworen aus dunkler Nacht vernichtend hervorblitzen. — Hast Du wohl bemerkt, wie oft sein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Roth seine bleichen Wangen färbte, und schnell wieder verschwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgesehen, darum klangen die Worte, die er an mich richtete, so höhnend, aber ich stelle mich ihm entgegen auf den Tod! —

Dagobert nannte den Grafen einen gespenstischen Patron, dem man aber keck unter die Augen treten müsse, doch vielleicht sey auch, meinte er, viel weniger dahinter, als man glaube und alles unheimliche Gefühl nur der besonderen Spannung zuzuschreiben, in der man sich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns, so schloß Dagobert,

allem verstörenden Wesen mit festem Gemüth, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finstere Macht wird das Haupt beugen, das sich kräftig und mit heiterm Muth emporhebt!“ —

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte sich, immer öfter und öfter das Haus des Obristen besuchend, beinahe unentbehrlich gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Wesens auf die zurückfalle, die ihm diesen Vorwurf gemacht. „Konnte, sprach die Obristin, konnte der Graf nicht mit Recht uns selbst mit unsern blassen Gesichtern, mit unserm seltsamen Betragen unheimliche Leute nennen?“ — Der Graf entwickelte in jedem Gespräch einen Schatz der reichhaltigsten Kenntnisse, und sprach er, Italiener von Geburt, zwar im fremden Accent, so war er doch des geübtesten Vortrags vollkommen mächtig. Seine Erzählungen rissen in lebendigem Feuer unwiderstehlich hin, so daß selbst Moritz und Dagobert, so feindlich sie gegen den Fremden gesinnt, wenn er sprach und über sein blasses, aber schön geformtes ausdrucksvolles Gesicht ein anmuthiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen, und wie Angelika, wie alle übrige, an seinen Lippen hingen.

Des Obristen Freundschaft mit dem Grafen war auf eine Weise entstanden, die diesen als den edelmüthigsten Mann darstellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall zusammen, und hier half der Graf dem Obristen auf die uneigennützigste Weise aus einer Verlegenheit, die was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre betrifft, die verdrüßlichsten Folgen hätte haben können. Der Obrist, tief fühlend, was er dem Grafen verdankte, hing an ihm mit ganzer Seele.

Es ist, sprach der Obrist eines Tages zu der Obristin, als sie sich eben allein befanden, es ist nun an der Zeit, daß ich Dir sage, was es mit dem Hiersein des Grafen für eine tiefere Bewandtniß hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger an einander geschlossen, so daß wir zuletzt zusammen in an einander stoßenden Zimmern wohnten. Da geschah es, daß der Graf mich einst an einem frühen Morgen besuchte, und auf meinem Schreibtisch das kleine Miniatur-Bild Angelika's gewahrte, das ich mitgenommen. So wie er es schärfer anblickte, gerieth er auf seltsame Weise außer aller Fassung. Nicht vermögend, mir zu antworten, starrte er es an, er

konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeistert aus: Nie habe er ein schöneres, herrlicheres Weib gesehen, nie habe er gefühlt, was Liebe sey, die erst jetzt tief in seinem Herzen in lichten Flammen aufgelodert. Ich scherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den Grafen einen neuen Kalaf und wünschte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigstens keine Turandot sey. Endlich gab ich ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß in seinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich diese romantische Art, sich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun schwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenschaftlichen Wahnsinns, wie er seiner Nation eigen, daß er Angelika unaussprechlich liebe und daß ich, solle er nicht in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung stürzen, ihm erlauben müsse, sich um Angelika's Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb ist nun der Graf hieher und in unser Haus gekommen. Er glaubt der Zuneigung Angelika's gewiß zu seyn, und hat gestern seine Bewerbung förmlich bei mir angebracht. Was hältst Du von der Sache?

Die Obristin wußte selbst nicht, warum des Obristen letzte Worte sie wie ein jäher Schreck durchbebten. Um des Himmels willen, rief sie, der fremde Graf unsere Angelika?

Fremd, erwiederte der Obrist mit verdüsterter Stirn, der Graf fremd, dem ich Ehre, Freiheit, ja vielleicht das Leben verdanke? — Ich gestehe ein, daß er im hohen Mannesalter, vielleicht Rücksichts der Jahre, nicht ganz für unser blutjunges Täubchen paßt, aber er ist ein edler Mensch, und dabei reich — sehr reich —

Und ohne Angelika zu fragen? fiel ihm die Obristin ins Wort, und ohne Angelika zu fragen, die vielleicht gar nicht solche Neigung zu ihm hegt, als er sich in verliebter Thorheit einbildet.

Habe ich, rief der Obrist, indem er vom Stuhle aufsprang, und sich mit glühenden Augen vor die Obristin hinstellte, habe ich Dir jemals Anlaß gegeben, zu glauben, daß ich, ein toller, tyrannischer Vater, mein liebes Kind auf schnöde Weise verkuppeln könnte? — Aber mit Euren romanhaften Empfindeleien und Euren Zartheiten bleibt mir vom Halse. Es ist gar nichts Ueberschwengliches, das tausend phantastische Dinge voraussetzt, wenn sich ein Paar heirathet! — Angelika ist ganz Ohr, wenn der Graf spricht, sie blickt ihn an mit

der freundlichsten Güte, sie erröthet, wenn er die Hand, die sie gern in der seinigen läßt, an die Lippen drückt. So spricht sich bei einem unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die den Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romanesken Liebe, die manchmal auf recht verstörende Weise in Euren Köpfen spukt!

Ich glaube, nahm die Obristin das Wort, ich glaube, daß Angelika's Herz nicht mehr so frei ist, als sie vielleicht noch selbst wähnen mag.

Was? — rief der Obrist erzürnt, und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Thür auf, und Angelika trat ein mit dem holdseligsten Himmelslächeln der unbefangensten Unschuld.

Der Obrist, plötzlich von allem Unmuth, von allem Zorn verlassen, ging auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte sie in den Sessel, setzte sich traulich hin dicht neben das liebe süße Kind. Nun sprach er von dem Grafen, rühmte seine edle Gestalt, seinen Verstand, seine Sinnesart, und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiederte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erschienen sey, daß sie dieß Gefühl aber ganz überwunden und ihn jetzt recht gern sähe! —

Nun, rief der Obrist voller Freude, nun, dem Himmel sey es gedankt, so mußt' es kommen zu meinem Trost, zu meinem Heil! — Graf S — i, der edle Mann liebt Dich, mein holdes Kind, aus dem tiefsten Grunde seiner Seele, er bewirbt sich um Deine Hand, Du wirst sie ihm nicht verweigern — kaum sprach aber der Obrist diese Worte, als Angelika mit einem tiefen Seufzer wie ohnmächtig zurücksank. Die Obristin faßte sie in ihre Arme, indem sie einen bedeutenden Blick auf den Obristen warf, der verstummt das arme todtbleiche Kind anstarrte. — Angelika erholte sich, ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen, sie rief mit herzzerschneidender Stimme: der Graf — der schreckliche Graf! — Nein, nein — nimmermehr! —

Mit aller Sanftmuth fragte der Obrist einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr so schrecklich sey? Da gestand Angelika, in dem Augenblick, als der Obrist es ausgesprochen, daß der Graf sie liebe, sey ihr mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Seele gekommen, den sie vor vier Jahren in der Nacht ihres vierzehnten Geburtstages geträumt und aus dem sie in entsetzlicher Todesangst erwacht, ohne sich auf seine Bilder auch nur im Mindesten

besinnen zu können. „Es war mir, sprach Angelika, als durchwandle ich einen sehr anmuthigen Garten, in dem fremdartige Büsche und Blumen standen. Plötzlich stand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, seltsam duftenden Blüthen, beinahe dem Hollunder ähnlich. Der rauschte mit seinen Zweigen so lieblich, und winkte mir zu, wie mich einladend in seine Schatten. Von unsichtbarer Kraft unwiderstehlich hingezogen, sank ich hin auf die Rasen unter dem Baume. Da war es, als gingen seltsame Klagelaute durch die Lüfte und berührten, wie Windeshauch, den Baum, der in bangen Seufzern aufstöhnte. Mich befing ein unbeschreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte sich in meiner Brust, selbst wußte ich nicht weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerspaltend! — Der Schrei, den ich ausstoßen wollte, konnte sich nicht der, mit namenloser Angst belasteten Brust entwinden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrt, war aber der Blick eines menschlichen Augenpaars, das mich aus dem dunklen Gebüsch anstarrte. In dem Augenblick standen die Augen dicht vor mir, und eine schneeweiße Hand wurde sichtbar, die Kreise um mich her beschrieb. Und immer enger und enger wurden die Kreise und umspannen mich mit Feuerfäden, daß ich zuletzt in dem dichten Gespinnst mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfasse nun der furchtbare Blick der entsetzlichen Augen mein innerstes Wesen und bemächtige sich meines ganzen Seyns; der Gedanke, an dem es nur noch, wie an einer schwachen Faser, hing, war mir marternde Todesangst. Der Baum neigte seine Blüthen tief zu mir herab und aus ihnen sprach die liebliche Stimme eines Jünglings: Angelika, ich rette Dich — ich rette Dich! — Aber —

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeister von R., der den Obristen in Geschäften sprechen wollte. So wie Angelika des Rittmeisters Namen nennen hörte, rief sie, indem ihr auf's Neue die Thränen aus den Augen strömten, mit dem Ausdruck des schneidendsten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefsten Liebesschmerz wunden Brust stöhnt: Moritz — ach Moritz! —

Der Rittmeister hatte eintretend diese Worte gehört. Er erblickte Angelika, in Thränen gebadet, die Arme nach ihm ausstreckend. Wie außer sich stieß er das Kaskett vom Haupte, daß es klirrend zu Boden

fiel, stürzte Angelika zu Füßen, faßte sie, als sie von Wonne und Schmerz übermannt niedersank, in seine Arme, drückte sie mit Inbrunst an seine Brust. — Der Obrist betrachtete sprachlos vor Erstaunen die Gruppe. „Ich habe geahnet, lispelte die Obristin leise, ich habe es geahnet, daß sie sich lieben, aber ich wußte kein Wort davon."

Rittmeister v. R., fuhr nun der Obrist zornig heraus, was haben Sie mit meiner Tochter?

Moritz, schnell zu sich selbst kommend, ließ die halbtodte Angelika sanft in den Lehnstuhl nieder, dann raffte er das Kaskett vom Boden auf, trat gluthroth im Antlitz mit niedergesenktem Blick vor den Obristen hin, und versicherte auf Ehre, daß er Angelika unaussprechlich, aus der Tiefe seines Herzens liebe, daß aber auch bis zu diesem Augenblick nicht das leiseste Wort, das einem Geständnisse seines Gefühls gleiche, über seine Lippen gekommen sey. Nur zu sehr habe er gezweifelt, daß Angelika sein Gefühl erwiedern könne. Erst dieser Moment, dessen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Seligkeit des Himmels erschlossen, und er hoffe nicht von dem zärtlichsten Vater zurückgestoßen zu werden, wenn er ihn anflehe, einen Bund zu segnen, den die reinste, innigste Liebe geschlossen.

Der Obrist maß den Rittmeister, maß Angelika mit finstern Blicken, dann schritt er, die Arme über einander geschlagen, im Zimmer schweigend auf und ab, wie einer, der ringt, irgend einen Entschluß zu fassen. Er blieb stehen vor der Obristin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröstend zuredete: „Was für einen Bezug, sprach er dumpf mit zurückgehaltenem Zorn, was für einen Bezug hat Dein alberner Traum auf den Grafen?"

Da warf sich Angelika ihm zu Füßen, küßte seine Hände, benetzte sie mit Thränen, sprach mit halb erstickter Stimme: Ach mein Vater! — mein geliebtester Vater, jene entsetzlichen Augen, die mein Innerstes erfaßten, es waren die Augen des Grafen, seine gespenstische Hand umwob mich mit dem Feuergespinnst! — Aber die tröstende Jünglingsstimme, die mir zurief aus den duftenden Blüthen des wunderbaren Baumes — das war Moritz — mein Moritz!

Dein Moritz? rief der Obrist, indem er sich rasch umwandte, so daß Angelika beinahe zu Boden gestürzt. Dann sprach er dumpf vor sich hin: Also kindischen Einbildungen, verstohlner Liebe wird der weise Beschluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes ge-

opfert! — Wie zuvor schritt er nun schweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moritz: Rittmeister von R., Sie wissen, wie hoch ich Sie achte, keinen lieberen Eidam, als eben Sie, hätte ich mir gewünscht, aber ich gab mein Wort dem Grafen von S — i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Mensch seyn kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigensinnigen tyrannischen Vater spielen werde. Ich will hin zum Grafen, ich entdecke ihm Alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Fehde, vielleicht das Leben kosten, doch es sey nun einmal so — ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft! —

Der Rittmeister versicherte mit Begeisterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen, als dulden werde, daß der Obrist sich auch nur der mindesten Gefahr aussetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obrist von dannen.

Kaum hatte der Obrist das Zimmer verlassen, als die Liebenden im Uebermaß des Entzückens sich in die Arme fielen, und sich ewige unwandelbare Treue schworen. Dann versicherte Angelika, erst in dem Augenblick, als der Obrist sie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe sie es in der tiefsten Seele gefühlt, wie unaussprechlich sie Moritz liebe, und daß sie lieber sterben, als eines andern Gattin werden könne. Es sey ihr gewesen, als wisse sie ja längst, daß auch Moritz sie eben so sehr liebe. Nun erinnerten sich beide jedes Augenblicks, in dem sie ihre Liebe verrathen, und waren entzückt, alles Widerspruchs, alles Zorns des Obristen vergessend, und jauchzten wie frohe selige Kinder. Die Obristin, die die aufkeimende Liebe längst bemerkt und mit vollem Herzen Angelika's Neigung billigte, gab tief gerührt ihr Wort, ihrer Seits Alles aufzubieten, daß der Obrist abstehe von einer Verbindung, die sie, selbst wisse sie nicht warum, verabscheue.

Es mochte eine Stunde vergangen seyn, als die Thüre aufging, und zum Erstaunen aller, der Graf S — i eintrat. Ihm folgte der Obrist mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte sich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte sie mit bitterm schmerzlichem Lächeln an. Angelika bebte zusammen und murmelte kaum hörbar einer Ohnmacht nahe: Ach — diese Augen! —

Sie verblassen, begann nun der Graf, Sie verblassen, mein Fräulein, wie damals, als ich zum erstenmal in diesen Kreis trat. —

Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Gespenst? — Nein! — entsetzen Sie sich nicht, Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmlosen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunst des Jünglings liebte, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verschenkt, der thörigt genug war, sich um Ihre Hand zu bewerben. — Nein! — selbst das Wort des Vaters giebt mir nicht das kleinste Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu spenden vermögen. Sie sind frei, mein Fräulein! — Selbst mein Anblick soll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen schon kehre ich zurück in mein Vaterland! — Moritz — mein Moritz, rief Angelika im Jubel der höchsten Wonne, und warf sich dem Geliebten an die Brust. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, seine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, seine Lippen bebten, er stieß einen leisen unartikulirten Laut aus. Sich schnell zur Obristin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, sein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obrist rief einmal über das andere: Welch ein Edelmuth! — welch hoher Sinn! wer gleicht diesem herrlichen Mann! — meinem Herzensfreunde immerdar! — Dann drückte er den Rittmeister, Angelika, die Obristin an sein Herz, und versicherte lachend, er wolle nun von dem garstigen Complott, das sie im Augenblick gegen ihn geschmiedet, nichts weiter wissen, und hoffe übrigens, daß Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von gespenstischen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obrist lud den Rittmeister, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen. Man schickte hin nach Dagobert, der sich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einstellte.

Als man sich zu Tische setzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und erklärt habe, sie fühle sich krank und sey unfähig in der Gesellschaft zu erscheinen. „Ich weiß nicht, sprach die Obristin, was sich mit Margueriten seit einiger Zeit begiebt, sie ist voll der eigensinnigsten Launen, sie weint und lacht ohne Ursache, ja voller seltsamer Einbildung kann sie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ Dein Glück, lispelte Dagobert dem Rittmeister leise ins Ohr, Dein Glück ist Margueritens Tod! „Geisterseher, erwiederte der Rittmeister eben so leise, Geisterseher, störe mir nicht meinen Frieden.“

Nie war der Obrist froher gewesen, nie hatte auch die Obristin, manchmal wohl um ihr liebes Kind besorgt und nun dieser Sorge entnommen, sich so in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit schwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geschlagenen Wunde vergessend, das vollste Leben seines vielgewandten Geistes herausstrahlen ließ, so konnt' es nicht fehlen, daß alle sich um das selige Paar schlossen, wie ein heitrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelste Wein perlte in den Gläsern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaars. Da ging die Thüre des Vorsaals leise auf und hinein schwankte Marguerite, im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entstellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche," rief der Obrist, doch ohne auf ihn zu achten, schritt Marguerite langsam gerade los auf den Rittmeister, legte ihre eiskalte Hand auf seine Brust, drückte einen leisen Kuß auf seine Stirne, murmelte dumpf und hohl: Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam! und sank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil, sprach Dagobert leise zu dem Grafen, die Thörin ist verliebt in den Rittmeister." „Ich weiß es, erwiederte der Graf, wahrscheinlich hat sie die Narrheit so weit getrieben, Gift zu nehmen." „Um Gotteswillen!" schrie Dagobert entsetzt, sprang auf und eilte hin zu dem Lehnsessel, in den man die Arme hineingetragen. Angelika und die Obristin waren um sie beschäftigt, sie besprengend, ihr die Stirn reibend mit geistigen Wassern. Als Dagobert hinzutrat, schlug sie gerade die Augen auf. Die Obristin sprach: Ruhig, mein liebes Kind, Du bist krank, es wird vorüber gehen! Da erwiederte Marguerite mit dumpfer hohler Stimme: Ja! bald ist es vorüber — ich habe Gift! — Angelika, die Obristin schrien laut auf, der Obrist rief wild: Tausend Teufel, die Wahnsinnige! — Man renne nach dem Arzt — fort! den ersten besten, der aufzutreiben ist, hergebracht zur Stelle! — Die Bedienten, Dagobert selbst wollten forteilen. — „Halt! — rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war, und mit Behaglichkeit den mit seinem Lieblingswein, dem feurigen Syrakuser, gefüllten Pokal geleert hatte, halt! — Hat Marguerite Gift genommen, so bedarf es keines Arztes, denn ich bin in diesem Fall der beste, den es geben kann. Man lasse mich ge-

währen.“ Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag und nur zuweilen krampfhaft zuckte. Er bückte sich über sie hin, man bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Tasche zog, etwas heraus und zwischen die Finger nahm, und leise hinstrich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann sprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch ist sie zu retten durch besondere Mittel, die mir zu Gebote stehen.“ Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß in ihr Zimmer heraufgebracht, er blieb allein bei ihr. — Die Kammerfrau der Obristin hatte indessen in Margueritens Gemach das Fläschchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obristin vor einiger Zeit verschrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

Der Graf, sprach Dagobert mit etwas ironischem Ton, der Graf ist wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles errathen. Wie er Margueriten nur erschaute, wußte er gleich, daß sie Gift genommen, und dann erkannte er gar von welcher Sorte und Farbe.

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal und versicherte, daß alle Gefahr für Margueritens Leben vorüber sey. Mit einem Seitenblick auf Moritz setzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Uebels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünsche, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er selbst werde die Nacht über in dem anstoßenden Zimmer bleiben, um so bei jedem Zufall, der sich noch etwa ereignen sollte, gleich bei der Hand seyn zu können. Zu dieser ärztlichen Hülfe wünschte er sich aber noch durch ein Paar Gläser edlen Weins zu stärken.

Damit setzte er sich zu den Männern an den Tisch, während Angelika und die Obristin im Innersten ergriffen von dem Vorgang sich entfernten.

Der Obrist ärgerte sich über den verfluchten Narrenstreich, wie er Margueritens Beginnen nannte, Moritz, Dagobert fühlten sich auf unheimliche Weise verstört. Je verstimmter aber diese waren, desto mehr ließ der Graf eine Lustigkeit ausströmen, die man sonst gar nicht an ihm bemerkt hatte, und die in der That etwas Grauenhaftes in sich trug.

Dieser Graf, sprach Dagobert zu seinem Freunde, als sie nach Hause gingen, bleibt mir unheimlich auf seltsame Weise. Es ist, als wenn es irgend eine geheimnißvolle Bewandtniß mit ihm habe.

Ach! erwiederte Moritz, zentnerschwer liegt es mir auf der Brust — die finstre Ahnung irgend eines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Innres! —

Noch in derselben Nacht wurde der Obrist durch einen Courier aus der Residenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obristin: Wir werden, sprach er mit erzwungener Ruhe, wir werden abermals getrennt, mein liebes Kind! — der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von Neuem. In der Nacht erhielt ich die Ordre. Sobald als es nur möglich ist, vielleicht schon in künftiger Nacht, breche ich auf mit dem Regiment. Die Obristin erschrak heftig, sie brach in Thränen aus. Der Obrist sprach tröstend, daß er überzeugt sey, wie dieser Feldzug eben so glorreich enden werde, als der frühere, daß der frohe Muth im Herzen ihn an kein Unheil denken lasse, das ihm widerfahren könne. Du magst, setzte er dann hinzu, Du magst indessen, bis wir den Feind aufs Neue gedemüthigt und der Friede geschlossen, mit Angelika auf unsere Güter gehen. Ich gebe Euch einen Begleiter mit, der Euch alle Einsamkeit, alle Abgeschiedenheit Eures Aufenthalts vergessen lassen wird. Der Graf S—i geht mit Euch! — Wie, rief die Obristin, um des Himmels willen! Der Graf soll mit uns gehen? Der verschmähte Bräutigam? — der ränkesüchtige Italiener, der tief im Innersten seinen Groll zu verschließen weiß, um ihn bei der besten Gelegenheit mit aller Macht ausströmen zu lassen? Dieser Graf, der mir in seinem ganzen Wesen, selbst weiß ich nicht warum, seit gestern wieder aufs Neue widerwärtiger geworden ist, als jemals! — Nein, fiel der Obrist ihr ins Wort, nein, es ist nicht auszuhalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! — Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von festem Sinn! — Der Graf ist die ganze Nacht, so wie er sich vorgesetzt, in dem Nebenzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erste, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland ist nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler Weigerung entschloß er sich dazu und gab mir sein Ehrenwort, Alles aufzubieten, Euch zu beschirmen, Euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in seiner Macht stehe. Du weißt, was ich dem Grafen schuldig, meine Güter sind ihm jetzt eine Freistatt, darf ich die versagen? — Die Obristin konnte — durfte hierauf nichts mehr erwiedern. —

Der Obrist hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblasen, und aller namenlose Schmerz und herzzerschneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite völlig genesen, reiste die Obristin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerschaft.

Mit der schonendsten Zartheit ließ sich der Graf in der ersten Zeit nur bei den Frauen sehen, wenn sie es ausdrücklich wünschten, sonst blieb er in seinem Zimmer, oder machte einsame Spaziergänge.

Der Feldzug schien erst dem Feinde günstig zu seyn, bald wurden aber glorreiche Siege erfochten. Da war nun der Graf immer der erste, der die Siegesbotschaften erhielt, ja der die genauesten Nachrichten über die Schicksale des Regiments hatte, das der Obrist führte. In den blutigsten Kämpfen hatte weder den Obristen, noch den Rittmeister eine Kugel, ein Schwerdtstreich getroffen; die sichersten Briefe aus dem Hauptquartier bestätigten das.

So erschien der Graf bei den Frauen immer wie ein Himmelsbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß sein ganzes Betragen die innigste reinste Zuneigung aussprach, die er für Angelika hegte, daß er sich wie der zärtlichste, um ihr Glück besorgteste Vater zeigte. Beide, die Obristin und Angelika, mußten sich gestehen, daß der Obrist wohl den bewährten Freund richtig beurtheilt hatte, und daß jenes Vorurtheil gegen ihn die lächerlichste Einbildung gewesen. Auch Marguerite schien von ihrer thörigten Leidenschaft geheilt, sie war wieder ganz die muntere gesprächige Französin.

Ein Brief des Obristen an die Obristin, dem ein Brief vom Rittmeister an Angelika beilag, verscheuchte den letzten Rest der Besorgniß. Die Hauptstadt des Feindes war genommen, der Waffenstillstand geschlossen.

Angelika schwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffenthaten des braven Moritz, von dem Glück sprach, das der holden Braut entgegen blühe. Dann ergriff er Angelikas Hand, und drückte sie an seine Brust und fragte, ob er ihr denn noch so verhaßt sey, als ehemals? Vor Scham hoch erröthend, Thränen im Auge versicherte Angelika, sie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu sehr mit ganzer Seele ihren Moritz geliebt, um sich nicht vor jeder andern Be-

werbung zu entsetzen. Sehr ernst und feierlich sprach dann der Graf: Sieh mich an, Angelika, für Deinen treuen väterlichen Freund, und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne, welches sie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als sey es ihr Vater selbst, der sie auf diese Weise zu küssen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen. der Obrist werde wenigstens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichste enthielt. Der Rittmeister war, als er mit seinem Reitknecht ein Dorf passirte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reiters, dem es gelang sich durchzuschlagen, niederschossen und fortschleppten. — So wurde die Freude, die das ganze Haus beseelte, plötzlich in Entsetzen, in tiefes Leid, in trostlosen Jammer verkehrt.

Das ganze Haus des Obristen war in geräuschvoller Bewegung. Trepp auf Trepp ab liefen die in reicher Staats-Liverei geputzten Diener, rasselnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit den geladenen Gästen, die der Obrist, die neuen Ehrenzeichen auf der Brust, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einsamen Zimmer saß Angelika bräutlich geschmückt in der vollendetsten Schönheit üppiger Jugendblüthe prangend, neben ihr die Obristin.

Du hast, sprach die Obristin, Du hast mein liebes Kind, in voller Freiheit den Grafen S—i zu Deinem Gatten gewählt. So sehr ehemals Dein Vater diese Verbindung wünschte, so wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moritz darauf bestanden. Ja, es ist mir jetzt, als theile er mit mir dasselbe schmerzliche Gefühl, das ich Dir nicht verhehlen darf. — Es bleibt mir unbegreiflich, daß Du so bald Deinen Moritz vergessen konntest. — Die entscheidendste Stunde naht — Du giebst Deine Hand dem Grafen — prüfe wohl Dein Herz — noch ist es Zeit! — Möge nie das Andenken an den Vergessenen wie ein finstrer Schatten Dein heitres Leben vertrüben!

Niemals! rief Angelika, indem Thränen wie Thautropfen in ihren Augen perlten, niemals werde ich meinen Moritz vergessen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes seyn! — Ich weiß

nicht, wie der Graf meine innigste Zuneigung so ganz und gar gewonnen! Nein! — ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moritz liebte, aber es ist mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geisterstimme sagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anschließen muß, daß sonst es kein Leben mehr hienieden für mich giebt — Ich folge dieser Stimme, die ich für die geheimnißvolle Sprache der Vorsehung halte. —

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die seit dem frühen Morgen vermißt worden, noch immer nicht gefunden, doch habe der Gärtner so eben ein kleines Briefchen an die Obristin gebracht, das er von Margueriten erhalten mit der Anweisung, es abzugeben, wenn er seine Geschäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schlosse getragen.

In dem Billet, das die Obristin öffnete, stand:

Sie werden mich nie wiedersehen. — Ein düstres Verhängniß treibt mich fort aus Ihrem Hause. Ich flehe Sie an, Sie, die mir sonst eine theure Mutter waren, lassen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Versuch, mir den Tod zu geben, würde besser gelingen als der erste. — Möge Angelika das Glück genießen, in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig. — Vergessen Sie die unglückliche

Marguerite.

Was ist das, rief die Obristin heftig, was ist das? Hat es die Wahnsinnige darauf abgesehen, unsere Ruhe zu verstören? — Tritt sie immer feindselig dazwischen, wenn Du die Hand reichen willst dem geliebten Gatten? — Möge sie hinziehen, die undankbare Thörin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge sie hinziehen, nie werd' ich mich um sie kümmern.

Angelika brach in laute Klagen aus um die verlorene Schwester, die Obristin bat sie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Andenken an eine Wahnsinnige in diesen wichtigen entscheidenden Stunden. — Die Gesellschaft war im Saal versammelt, um, da eben die bestimmte Stunde schlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholischer Geistlicher das Paar trauen sollte. Der Obrist führte die Braut herein, alles erstaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete

den Grafen. Eine Viertelstunde verging nach der andern, er ließ sich nicht blicken. Der Obrist begab sich nach seinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe sich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem Park gemacht, um sich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbst wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen so schwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entsetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein sagen, der Graf würde in weniger Zeit erscheinen, und den berühmten Arzt, der sich in der Gesellschaft befand, insgeheim herausrufen. Mit diesem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzusuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen sie nach einem von dichtem Gebüsch umgebenen Platz, der, wie sich der Obrist erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da saß der Graf ganz schwarz gekleidet, den funkelnden Ordensstern auf der Brust, mit gefalteten Händen auf einer Rasenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Hollunderbaums gelehnt, und starrte sie regungslos an. Sie erbebten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düster funkelnde Augen schienen ohne Sehkraft. „Graf S—i! — was ist geschehen!“ rief der Obrist, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiser Athemzug! — Da sprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weste auf, die Halsbinde, den Rock herab, rieb ihm die Stirne. — Er wandte sich zum Obristen mit den dumpfen Worten: „hier ist menschliche Hülfe nutzlos — er ist todt — der Nervenschlag hat ihn getroffen in diesem Augenblick“ — der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obrist, mit aller Manneskraft sein tiefes Entsetzen niederkämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir tödten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorsicht handeln.“ So sprach der Obrist, packte die Leiche an, trug sie auf einsamen Nebenwegen zu einem entfernten Pavillon, dessen Schlüssel er bei sich hatte, ließ sie dort unter Acht des Kammerdieners, begab sich mit dem Arzt nach dem Schlosse zurück. Von Entschluß zu Entschluß wankend, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entsetzliche, was geschehen, verschweigen, ob er es wagen sollte, ihr Alles mit ruhiger Fassung zu sagen.

Als er in den Saal trat, fand er Alles in größter Angst und

Bestürzung. Mitten im heitern Gespräch hatte Angelika plötzlich die Augen geschlossen, und war in tiefer Ohnmacht niedergesunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sopha. — Nicht bleich — nicht entstellt, nein höher, frischer als je blühten die Rosen ihrer Wangen, eine unbeschreibliche Anmuth, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Gesicht verbreitet. Sie schien von der höchsten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er sie lange mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet, versicherte, es sey hier nicht die mindeste Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde sich, freilich auf eine unbegreifliche Weise, in einem magnetischen Zustande. Sie gewaltsam zu erwecken, getraue er sich nicht, sie werde bald von selbst erwachen.

Indessen entstand unter den Gästen ein geheimnißvolles Flüstern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgend eine Weise bekannt geworden seyn. Alle entfernten sich nach und nach still und düster, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obristin, über Angelika hingebeugt, fing jeden ihrer Athemzüge auf. Es war, als lispele sie leise Worte, die niemandem verständlich. Der Arzt litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja daß man sie auch nur von den Handschuhen befreie, jede Berührung könne ihr schädlich seyn.

Plötzlich schlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, sprang mit dem gellenden Ruf: Er ist da — er ist da! — vom Sopha, rannte in voller Furie zur Thüre hinaus — durch den Vorsaal — die Stiegen hinab. — „Sie ist wahnsinnig, schrie die Obristin entsetzt, o Herr des Himmels, sie ist wahnsinnig!“ — „Nein, nein, tröstete der Arzt, das ist nicht Wahnsinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag sich begeben!“ Und damit stürzte er dem Fräulein nach! —

Er sah wie Angelika durch das Thor des Schlosses auf dem breiten Landweg mit hoch empor gestreckten Armen pfeilschnell fortlief, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften flatterte und das Haar sich losnestelte, ein Spiel der Winde.

Ein Reiter sprengte ihr entgegen, warf sich herab vom Pferde, als er sie erreicht, schloß sie in seine Arme. Zwei andere Reiter folgten, hielten und stiegen ab.

Der Obrist, der in voller Hast dem Arzte gefolgt, stand in sprachlosem Erstaunen vor der Gruppe, rieb sich die Stirne, als mühe er sich die Gedanken festzuhalten!

Moritz war es, der Angelika fest gedrückt hielt an seiner Brust; bei ihm standen Dagobert und ein junger schöner Mann in reicher russischer Generalsuniform.

„Nein, rief Angelika einmal über das andere, indem sie den Geliebten umklammerte, nein! niemals war ich Dir untreu, mein geliebter, theurer Moritz!“ Und Moritz: Ach ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelsbild. Er hat Dich verlockt durch satanische Künste! —

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schlosse, während die andern schweigend folgten. Erst im Thor des Schlosses seufzte der Obrist tief auf, als gewänne er nun erst seine Besinnung wieder, und rief sich mit fragenden Blicken umschauend: Was für Erscheinungen, was für Wunder! —

Alles wird sich aufklären, sprach Dagobert und stellte dem Obristen den Fremden vor als den russischen General Bogislav von S—en, des Rittmeisters vertrautesten innigsten Freund.

In den Zimmern des Schlosses angekommen, fragte Moritz, ohne der Obristin schreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: Wo ist der Graf S—i? „Bei den Todten! erwiederte der Obrist dumpf, vor einer Stunde traf ihn der Nervenschlag!“ — Angelika bebte zusammen. „Ja, sprach sie, ich weiß es, in demselben Augenblick, als er starb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Crystall klingend zusammen — ich fiel in einen sonderbaren Zustand — ich mag wohl jenen entsetzlichen Traum fortgeträumt haben, denn als ich mich wieder besann, hatten die furchtbaren Augen keine Macht mehr über mich, das Feuergespinnst zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelsseligkeit umfing mich — ich sah Moritz — meinen Moritz — er kam — ich flog ihm entgegen!“ — Und damit umklammerte sie den Geliebten, als fürchte sie, ihn aufs Neue zu verlieren.

„Gelobt sey Gott, sprach die Obristin mit zum Himmel gerichtetem Blick, nun ist mir die Last vom Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte, ich bin frei von der unaussprechlichen Angst, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unseligen Grafen reichen sollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht.“

Der General von S—en verlangte die Leiche zu sehen, man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt,

hinabzog und der General das zum Tode erstarrte Antlitz des Grafen schaute, bebte er zurück, indem er laut ausrief: Er ist es! — Bei Gott im Himmel, er ist es! — In des Rittmeisters Arme war Angelika in sanften Schlaf gesunken. Man brachte sie zur Ruhe. Der Arzt meinte, daß nichts wohlthätiger über sie kommen könne, als dieser Schlaf, der die bis zur Ueberspannung gereizten Lebensgeister wieder beruhige. So entgehe sie gewiß bedrohlicher Krankheit.

Keiner von den Gästen war mehr im Schlosse. Nun ist es, rief der Obrist, nun ist es einmal Zeit, die wunderbaren Geheimnisse zu lösen. Sage, Moritz, welch' ein Engel des Himmels rief Dich wieder ins Leben.

Sie wissen, begann Moritz, auf welche meuchelmörderische Weise ich, als schon der Waffenstillstand geschlossen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, sank ich entseelt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im ersten Erwachen des dunklen Bewußtseyns hatte ich die Empfindung des Fahrens. Es war finstre Nacht. Mehrere Stimmen flüsterten leise um mich her. Es war fränzösisch, was sie sprachen. Also schwer verwundet und in der Gewalt des Feindes! — Der Gedanke faßte mich mit allen Schrecken, und ich versank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zustand, der mir nur einzelne Momente des heftigsten Kopfschmerzes als Erinnerung zurückgelassen hat. Eines Morgens erwachte ich zum hellsten Bewußtseyn. Ich befand mich in einem saubern, beinahe prächtigen Bette mit seidenen Gardinen und großen Quasten und Troddeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit seidenen Tapeten und schwer vergoldeten Tischen und Stühlen auf altfränkische Weise ausstaffirt. Ein fremder Mensch schaute mir, ganz hingebeugt, ins Gesicht und sprang dann an eine Klingelschnur, die er stark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Thüre aufging und zwei Männer hinein traten, von denen der bejahrtere ein altmodisch gesticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und sprach zu dem ältern auf französisch: Alle Gefahr ist vorüber — er ist gerettet!

Nun kündigte sich mir der Aeltere als den Chevalier von T. an, in dessen Schloß ich mich befände. Auf einer Reise begriffen, so erzählte er, kam er durch das Dorf gerade in dem Augenblick, als die

meuchelmörderischen Bauern mich niedergestreckt hatten und mich aus=zuplündern im Begriff standen. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach seinem Schloß, das weit entfernt aus aller Communikation mit den Militairstraßen lag, bringen. Hier unterzog sich sein geschickter Haus=Chirurgus mit Erfolg der schwierigen Cur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebe, beschloß er, meine Nation, die ihm einst in der verworrenen bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeigt, und freue sich, daß er mir nützlich seyn könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Trost gereichen könne, stehe mir in seinem Schloß zu Diensten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlasse, als bis alle Gefahr, die meine Wunde sowohl, als die fortdauernde Unsicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber sey. Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zur Zeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.

Der Chevalier war Wittwer, seine Söhne abwesend, so daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerschaft das Schloß bewohnte. Ermüden könnt' es nur, wenn ich weitläuftig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeschickten Chirurgus immer mehr und mehr gesundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einsiedlerische Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geistreicher und sein Blick tiefer, als man es sonst bei seiner Nation findet. Er sprach über Kunst und Wissenschaft, vermied aber so wie es nur möglich war, sich über die neuen Ereignisse auszulassen. Darf ichs denn versichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, sie in Schmerz versunken zu wissen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu besorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er für die Richtigkeit der Besorgung nicht einstehen könne, zumal der neue Feldzug so gut als gewiß sey. Er vertröstete mich, daß er, so wie ich nur ganz genesen, dafür sorgen werde, mich, geschehe auch was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus seinen Aeußerungen mußt' ich beinahe schließen, daß der Krieg wirklich aufs Neue begonnen und zwar zum Nachtheil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verschwiege.

Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die seltsamen Vermuthungen zu rechtfertigen, die Dagobert in sich trägt.

Beinahe fieberfrei war ich schon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumerischen Zustand verfiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich sah Angelika, aber es war, als verginge die Gestalt in zitternden Schimmer, und vergebens ränge ich darnach sie festzuhalten. Ein anderes Wesen drängte sich dazwischen und legte sich an meine Brust, und erfaßte in meinem Innersten mein Herz, und in der glühendsten Qual untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wonnegefühl. — Andern Morgens fiel mein erster Blick auf ein Bild, das dem Bette gegenüber hing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erschrak bis in tiefster Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren schwarzen, lebendigen Augen anstrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme und wen es vorstelle? Er versicherte, es sey des Chevaliers Nichte, die Marquise von T. und das Bild habe immer da gehangen, nur sey es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erst gestern vom Staube gereinigt. Der Chevalier bestätigte dies. So wie ich nun Angelika, wachend, träumend erschauen wollte, stand Marguerite vor mir. Mein eignes Ich schien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Seyn, und in dem tiefen Entsetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht lassen. Nie vergesse ich die Qual dieses grauenhaften Zustandes.

Eines Morgens liege ich im Fenster, mich erlabend in den süßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht; da erschallen in der Ferne Trompetenklänge. — Ich erkenne den fröhlichen Marsch russischer Reiterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Lust, es ist, als wenn auf den Tönen freundliche Geister zu mir wallen und zu mir sprechen mit lieblichen tröstenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reicht, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verschlossen! — Mit Blitzesschnelle sprengen einzelne Reiter daher — auf den Schloßhof! — Ich schaue herab — Bogislav! — mein Bogislav! schrie ich auf im Uebermaaß des höchsten Entzückens! — Der Chevalier tritt ein, bleich — verstört — von unverhoffter Einquartierung — ganz fataler Unruhe stammelnd! — Ohne auf ihn zu achten, stürze ich hinab und liege meinem Bogislav in den Armen! —

Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nun, daß der Friede schon

längst geschlossen und der größte Theil der Truppen in vollem Rückmarsch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verschwiegen und mich auf dem Schlosse wie seinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav konnten irgend ein Motiv dieser Handlungsweise ahnen, aber Jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlauteres im Spiel seyn müsse. Der Chevalier war von Stund' an nicht mehr derselbe, bis zur Unart mürrisch, langweilte er uns mit Eigensinn und Kleinigkeitskrämerei, ja, als ich im reinsten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthusiasmus davon sprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämisch dazwischen und gebehrdete sich wie ein launischer Grillenfänger.

Nach acht und vierzigstündiger Rast brach Bogislav auf, ich schloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altväterische Burg, die mir nun vorkam wie ein düstres, unheimliches Gefängniß, im Rücken hatten. — Aber nun fahre Du fort, Dagobert, denn recht eigentlich ist nun an Dir die Reihe, die seltsamen Ereignisse, die uns betroffen, fortzuspinnen.

Wie mag, begann Dagobert, wie mag man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menschlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geist, der in Träumen verständlich aus dem Innern zu uns spricht, sagte es mir, daß Moritz lebe, und daß die geheimnißvollsten Bande ihn irgendwo umstrickt hielten. Angelika's Verbindung mit dem Grafen zerschnitt mir das Herz. — Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich gestehe es, ein inneres Entsetzen erregte, weil ich, wie in einem magischen Spiegel, ein fürchterliches Geheimniß zu erblicken glaubte — ja! da reifte in mir der Entschluß, das fremde Land so lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moritz gefunden. — Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich schon in A. auf deutschem Grund und Boden meinen Moritz wieder fand und mit ihm den General von S — en.

Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Brust, als er Angelika's Verbindung mit dem Grafen vernahm. Aber alle Verwünschungen, alle herzzerschneidende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, schwiegen, als ich ihm gewisse Vermuthungen mittheilte, als ich ihm versicherte, daß es in seiner Macht stehe, alles Unwesen auf einmal zu zerstören. Der General S — en bebte zusammen, als

ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf sein Geheiß, sein Antlitz, seine Figur beschrieben, rief er aus, ja, kein Zweifel mehr, er ist es, er ist es selbst. —

Vernehmen Sie, unterbrach hier der General den Redner, vernehmen Sie mit Erstaunen, daß Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine theure Geliebte raubte durch satanische Künste, die ihm zu Gebote standen. Ja, in dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib stieß, erfaßte sie und mich ein Höllenblendwerk, das uns auf ewig trennte! — Längst wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich gewesen, daß er sich um meiner Geliebten Hand beworben, ach! — daß sie an demselben Tage, als sie getraut werden sollte, vom Nervenschlag getroffen, niedersank! —

Gerechter Gott, rief die Obristin, drohte denn nicht wohl gleiches Schicksal meinem Herzenskinde? — Doch wie komme ich denn darauf, dies zu ahnen?

Es ist, sprach Dagobert, es ist die Stimme des ahnenden Geistes, Frau Obristin, die wahrhaft zu Ihnen spricht.

Und die gräßliche Erscheinung, fuhr die Obristin fort, von der uns Moritz erzählte an jenem Abende, als der Graf so unheimlich bei uns eintrat?

Es fiel, nahm Moritz das Wort, es fiel, so erzählte ich damals, ein entsetzlicher Schlag, ein eiskalter Todeshauch wehte mich an, und es war als rausche eine bleiche Gestalt in zitternden, kaum kenntlichen Umrissen durch das Zimmer. Mit aller Kraft des Geistes bezwang ich mein Entsetzen. Ich behielt die Besinnung, mein Bogislav war erstarrt zum Tode. Als er nach vielem Mühen zu sich selbst gebracht wurde vom herbeigerufenen Arzt, reichte er mir wehmüthig die Hand und sprach: Bald — morgen schon enden meine Leiden! — Es geschah, wie er vorausgesetzt, aber wie die ewige Macht des Himmels es beschlossen, auf ganz andere Weise, als er es wohl gemeint. Im dicksten wüthendsten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätschenkugel auf die Brust, und warf ihn vom Pferde. Die wohlthätige Kugel hatte das Bild der Ungetreuen, das er noch immer auf der Brust trug, in tausend Stücke zersplittert. Leicht war die Contusion geheilt, und seit der Zeit hat mein Bogislav niemals etwas Unheimliches verspürt, das verstörend in sein Leben getreten seyn sollte.

So ist es, sprach der General, und selbst das Andenken an die verlorne Geliebte erfüllt mich nur mit dem milden Schmerz, der dem innern Geist so wohl thut. — Doch mag unser Freund Dagobert nur erzählen, wie es sich weiter mit uns begab.

Wir eilten, nahm Dagobert das Wort, wir eilten fort von A. Heute in der frühesten Morgendämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städchen P., das sechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten einige Stunden zu rasten, und dann weiter zu reisen geradesweges hieher. Wie ward uns, meinem Moritz und mir, als aus einem Zimmer des Gasthofes uns Marguerite entgegen stürzte, den Wahnsinn im bleichen Antlitz. Sie fiel dem Rittmeister zu Füßen, umschlang heulend seine Knie, nannte sich die schwärzeste Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, sie auf der Stelle zu ermorden. Moritz stieß sie mit dem tiefsten Abscheu von sich und rannte fort. — Ja! fiel der Rittmeister dem Freunde ins Wort, ja, als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, kamen alle Qualen jenes entsetzlichen Zustandes, den ich im Schlosse des Chevaliers erlitten, über mich und entzündeten eine nie gekannte Wuth in mir. Ich war im Begriff Margueriten den Degen durch die Brust zu stoßen, als ich mich mit Gewalt bezähmend, davon rannte.

Ich hob, fuhr Dagobert fort, ich hob Margueriten von der Erde auf, ich trug sie in das Zimmer, es gelang mir, sie zu beruhigen und in abgerissenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnt. Sie gab mir einen Brief, den sie von dem Grafen gestern um Mitternacht erhalten. Hier ist er!

Dagobert zog einen Brief hervor, schlug ihn auseinander und las:

Fliehen Sie, Marguerite! — Alles ist verloren! — Er naht der Verhaßte. Alle meine Wissenschaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängniß, das mich erfaßt am höchsten Ziel meines Seyns. — Marguerite! ich habe Sie in Geheimnisse eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das darnach strebte, vernichtet haben würden. Aber mit besonderer geistiger Kraft, mit festem starkem Willen ausgerüstet, waren Sie eine würdige Schülerin des tief erfahrnen Meisters. Sie haben mir beigestanden. Durch Sie herrschte ich über Angelika's Gemüth, über ihr ganzes inneres Wesen. Dafür wollt' ich Ihnen das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnißvollsten gefährlichsten Kreise, begann Operationen,

vor denen ich oft mich selbst entsetzte. Umsonst! — fliehen Sie, sonst ist Ihr Untergang gewiß. — Bis zum höchsten Moment trete ich kühn der feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieser Moment giebt mir den jähen Tod! — Ich werde einsam sterben. So wie der Augenblick gekommen, wandre ich zu jenem wunderbaren Baum, unter dessen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimnissen zu Ihnen sprach, die mir zu Gebote stehen. Marguerite! — entsagen Sie für immer diesen Geheimnissen. Die Natur, die grausame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwitzigen Spähern, die mit kecker Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das sie verlockt und seine verderbliche Kraft gegen sie selbst richtet. — Ich erschlug einst ein Weib, in dem Augenblick, als ich wähnte, es in der höchsten Inbrunst aller Liebe zu umfangen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnsinniger Thor noch auf irdisches Glück! — Leben Sie wohl, Marguerite! — Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. — Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück sorgen — Leben Sie wohl! —

Als Dagobert den Brief gelesen, fühlten sich Alle von innerm Schauer durchbebt.

So muß ich, begann endlich die Obristin leise, so muß ich an Dinge glauben, gegen die sich mein innerstes Gemüth sträubt. Aber gewiß ist es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika sobald ihren Moritz vergessen und sich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen ist mir indessen, daß sie sich fast beständig in einem exaltirten Zustande befand, und eben dies erfüllte mich mit den quälendsten Besorgnissen. Ich erinnere mich, daß sich Angelika's Neigung zum Grafen zuerst äußerte auf besondere Weise. Sie vertraute mir nämlich, wie sie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen sehr lebhaft und angenehm träume.

Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, Marguerite gestand mir ein, daß sie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelika zugebracht und leise, leise, mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht. Ja, der Graf selbst sey manchmal um Mitternacht in die Thüre getreten, habe Minuten lang den starren Blick auf die schlafende Angelika gerichtet, und sich dann wieder entfernt. — Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vor-

gelesen, wohl noch eines Commentars? — Gewiß ist es, daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künste auf das innere Gemüth psychisch zu wirken, und daß ihm dies vermöge besonderer Naturkraft gelang. Er stand mit dem Chevalier von T. in Verbindung, und gehörte zu jener unsichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt, und aus der alten P—schen Schule entstanden seyn soll. — Auf seinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeister fest in seinem Schlosse, und übte an ihm allerlei bösen Liebeszauber. — Ich könnte weiter eingehen in die geheimnißvollen Mittel, vermöge deren der Graf wußte, sich des fremden psychischen Prinzips zu bemeistern, wie sie Marguerite mir entdeckte, ich könnte Manches erklären aus einer Wissenschaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag, aus Furcht mißverstanden zu werden — doch man erlasse mir dieses wenigstens für heute. — O für immer, rief die Obristin mit Begeisterung, nichts mehr von dem finstern unbekannten Reich, wo das Grauen wohnt und das Entsetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gast, der so verstörend in unser Haus trat. — Man beschloß andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obrist und Dagobert blieben, um die Beerdigung des Grafen zu besorgen.

Längst war Angelika des Rittmeisters glückliche Gattin. Da geschah es, daß an einem stürmischen Novemberabend die Familie mit Dagobert in demselben Saal am lodernden Kaminfeuer saß wie damals, als Graf S—i so gespenstisch durch die Thür hineinschritt. Wie damals heulten und pfiffen wunderliche Stimmen durch einander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schlafe aufgestört. „Wißt Ihr wohl noch, fragte die Obristin mit leuchtenden Blicken — erinnert Ihr Euch noch?“ — „Nur keine Gespenstergeschichten!“ rief der Obrist, aber Angelika und Moritz sprachen davon, was sie an jenem Abende empfunden, und wie sie schon damals sich über alle Maßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des kleinsten Umstandes zu erwähnen, der sich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe sich abgespiegelt, und wie selbst die süßen Schauer des Grauens sich nur aus liebender sehnsüchtiger Brust erhoben, und wie nur der unheimliche Gast, von den gespenstischen Unkenstimmen verkündigt, alles Entsetzen über sie gebracht. Ist es, sprach Angelika,

ist es mein Herzens-Moritz denn nicht so, als wenn die seltsamen Töne des Sturmwindes, die sich eben jetzt hören lassen, gar freundlich zu uns von unserer Liebe sprächen? Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, ganz recht, und selbst das Pfeifen und Zirpen und Zischen der Theemaschine klingt gar nicht im Mindesten mehr graulich, sondern, wie mich dünkt, ungefähr so, als besänne sich das darin verschlossene artige Hausgeistlein auf ein hübsches Wiegenlied.

Da barg Angelika das in hellen Rosenflammen aufglühende Antlitz im Busen des überglücklichen Moritz. Der schlang aber den Arm um die holde Gattin und lispelte leise: Giebt es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als diese?

Ich merk' es wohl, sprach Ottmar, als er die Erzählung geendet hatte und die Freunde in mürrischem Stillschweigen verharrten, ich merk' es wohl, ihr seyd von meinem Geschichtlein eben nicht sonderlich erbaut. Wir wollen daher nicht weiter viel darüber reden, sondern es der Vergessenheit hingeben.

Das beste, was wir thun können, erwiederte Lothar.

Und doch, nahm Cyprian das Wort, und doch muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. Zwar könntet Ihr sagen, daß ich in gewisser Art Parthei bin, da Ottmar zu seinem Gericht manches Gewürz von mir empfing und diesmal eigentlich in meiner Küche kochte, mir also gar kein Urtheil anmaßen darf, indessen werdet Ihr doch selbst, wollt Ihr nicht ächte Radamanthen, alles schonungslos verdammen, zugestehen müssen, daß manches in Ottmars Erzählung für serapiontisch gelten kann, wie zum Beispiel gleich der Anfang —

Ganz recht, unterbrach Theodor den Freund, die Gesellschaft bei der Theemaschine mag für lebendig gelten, so wie manches andere im Verlauf der Geschichte, aber aufrichtig gestanden, mit dergleichen gespenstischen unheimlichen Gestalten, wie der fremde Graf, sind wir schon ein wenig stark geschoren worden, und es möchte schwer fallen, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben. Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiseur (ihr kennt die Geschichte), so wie überhaupt diese Erzählung mit Ottmars seiner eigentlich dieselbe Basis hat. Ich möchte daher sowohl unsern Ottmar als Dich,

mein Cyprianus, bitten, dergleichen Unholde künftig ganz aus dem Spiel zu lassen. Ottmar'n wird das möglich seyn, Dir Cyprian aber, glaub' ich, niemals. Dir werden wir daher wohl erlauben müssen, dann und wann solch einen Spuk aufzustellen, und nur die Bedingung machen können, daß er wahrhaft serapiontisch, das heißt, recht aus der Tiefe deiner Phantasie hervorgegangen sey. Außerdem aber scheint der Magnetiseur rhapsodisch, der unheimliche Gast ist es aber in der That.

Auch hier, sprach Theodor, muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. — Wißt, daß unlängst hier ganz in der Nähe sich wirklich eine Begebenheit zutrug, die ähnliches hat mit dem Inhalt des unheimlichen Gastes. In einen stillen gemüthlichen Familienkreis trat, als eben allerlei Gespenstergeschichten aufgetischt wurden, plötzlich ein Fremder, der allen unheimlich und grauenhaft erschien, seiner scheinbaren Flachheit und Alltäglichkeit unerachtet. Dieser Fremde verstörte aber durch sein Erscheinen nicht nur den frohen Abend, sondern dann das Glück, die Ruhe der ganzen Familie auf lange Zeit. Ein glückliches Weib ergreifen noch heute Todesschauer, wenn sie an die Arglist und Bosheit denkt, mit der jener Fremde sie in sein Netz verlocken wollte. Diese Begebenheit erzählte ich nun damals Ottmar'n und nichts wirkte auf ihn mehr, als der Moment, wie der Fremde plötzlich gespenstisch hineintritt und mit dem jähen Schreck, zu dem das aufgeregte Gemüth geneigt, die Ahnung des feindlichen Prinzips alle ergreift. Dieser Moment ging lebendig auf in Ottmar's Innern und schuf die ganze Erzählung.

Da aber, unterbrach Ottmar lächelnd den Freund, ein einzelner Moment, eine Situation noch lange keine Erzählung ist, vielmehr diese in ihrem ganzen Umfange mit allen Einzelnheiten, Beziehungen u. s. f. fix und fertig hervorspringen muß wie Minerva aus Jupiters Haupt, so konnte das Ganze nicht besonders gerathen und es half mir wenig, daß ich einzelne Züge aus der Wirklichkeit nutzte und doch vielleicht nicht ohne alles Geschick in das Phantastische hineinschob.

Ja, sprach Lothar, Du hast Recht, mein Freund! Ein einzelner frappanter Moment ist noch lange keine Erzählung, so wie eine einzelne glücklich erfundene dramatische Situation noch lange kein Theaterstück. Mir fällt dabei die Art ein, wie ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt und dessen Schauer und Entsetzen er=

regender Tod wohl seine ärgsten Widersacher versöhnt, sein Schuldbuch vertilgt haben mag, wie der seine Theaterstücke zu fabriziren pflegte. In einer Gesellschaft, der ich selbst beiwohnte, gestand er ohne Hehl, daß er irgend eine gute dramatische Situation, die ihm aufgegangen, erfasse, und dann dieser allein zu Gefallen irgend einen Cannevas zusammenleime, gleichsam so drum herum hinge. — Seine eigenen Worte! — Diese Erklärung gab mir den vollständigsten Aufschluß über das innerste Wesen, den eigenthümlichsten Charakter der Stücke jenes Dichters, vorzüglich aus der letzten Zeit. Keinem derselben fehlt es an irgend einer sehr glücklich, ja oft genial erfundenen Situation. Um diese herum sind aber die Szenen, welche einen magern alltäglichen Stoff mühsam fortschleppen, gewoben wie ein lockres loses Gespinnst, jedoch ist die im Technischen vielgeübte Hand des Webers niemals zu verkennen.

Niemals? sprach Theodor, ich dächte doch jedesmal da, wo der nur Gemeinplätzen und alltäglicher Erbärmlichkeit huldigende Dichter sich ins romantische, wahrhaft poetische versteigen wollte. Das merkwürdigste traurigste Beispiel davon giebt das sogenannte romantische Schauspiel Deodata, ein kurioser Wechselbalg, an dem ein wackrer Komponist nicht gute Musik hätte verschwenden sollen. Es giebt kein naiveres Bekenntniß des gänzlichen Mangels an innerer Poesie, des gänzlichen Nichtahnens höheren dramatischen Lebens, als wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort die Oper deshalb verwirft, weil es unnatürlich sey, daß die Leute auf dem Theater sängen und dann versichert, er habe sich bemüht in folgendem romantischem Schauspiel den Gesang, den er eingemischt, natürlich herbeizuführen. —

Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten, rief Cyprian.

Und das, sprach Lothar, und das um so mehr, als wie mich dünkt, schon die Mitternachtsstunde naht, die der selige Mann nutzen könnte, uns wie er es im Leben seinen Rezensenten anzuthun pflegte, einige Ohrfeigen zuzutheilen mit unsichtbarer Krallenfaust. In dem Augenblick rollte der Wagen heran, den Lothar des noch entkräfteten Theodors halber herausbestellt hatte und in dem die Freunde zurückkehrten nach der Stadt.

Sechster Abschnitt.

Den Sylvester, den sonst nichts in der Welt zu bewegen vermochte, zur schönen Jahreszeit das Land zu verlassen, hatte doch eine unwiderstehliche psychische Gewalt nach der Stadt gezogen. Es sollte nehmlich ein kleines Theaterstück, das er unlängst gedichtet, aufgeführt werden, und es scheint unmöglich, daß ein Dichter die erste Darstellung seines Werks versäume, hat er auch dabei mit vieler Angst und Noth zu kämpfen.

Auch Vinzenz hatte sich wieder aus dem Gewühl hervorgefunden, so war aber der Serapionsklubb wenigstens für den Augenblick wieder hergestellt und die Brüder versammelten sich in demselben freundlichen Gastgarten, in dem sie ihre letzte Zusammenkunft gehalten.

Sylvester schien nicht derselbe, er war heitrer, gesprächiger als jemals und schien überhaupt wie einer, dem ein großes Glück widerfahren.

War es, sprach Lothar, war es nicht vernünftig, daß wir unsere Zusammenkunft aufschoben, bis unseres Freundes Stück aufgeführt worden? — Wir hätten unsern guten Serapionsbruder zerstreut, theilnahmlos, ja wie von einer schweren Last gedrückt gefunden. Immer hätte ihn sein eignes Werk wie ein böser Popanz geneckt und gefoppt, aber nun nachdem es eigentlich erst entpuppt und als schöner Schmetterling emporgeflattert, der um mannigfache Gunst nicht umsonst gebuhlt hat, nun ist alles klar und hell in seinem Gemüth. Er steht verklärt in dem Glanz des verdienten, ihm reichlich gespendeten Beifalls, und wir wollen es ihm nicht einen Augenblick verdenken, wenn er heute etwas stolz auf uns herabsieht, da keiner im Stande, es ihm nachzumachen und sechs oder acht hundert Menschen mit einem Schlage zu elektrisiren. — Aber jedem das Seine, dein kleines Stück ist gut, Sylvester, aber Du mußt es gestehen, daß die vortreffliche Aufführung

dem Werk erst recht tüchtige Flügel ansetzte. Du bist gewiß mit den Schauspielern im höchsten Grade zufrieden.

Allerdings, erwiederte Sylvester, wiewohl es sehr schwer ist, daß ein Theaterdichter mit der Aufführung seines Werks zufrieden seyn sollte. Ist er nicht selbst jede Person seines Stücks, deren eigenthümlichste Charakteristik mit allen ihren Bedingungen sich in seinem eignen Innern erzeugt hat, und scheint es nicht unmöglich, daß ein anderer sich jenen innersten Gedanken, der die Person geboren, so aneigne oder vielmehr so ganz in sich aufnehme, um ihn rein und unverstört zum regen Leben herauszufördern? — Aber der störrische Dichter will, daß dies geschehe und je lebendiger die Person des Stücks in ihm aufgegangen, desto unzufriedener wird er mit der geringsten Abweichung seyn, die er in der Gestaltung, in dem Spiel des Schauspielers findet. Gewiß ist es, daß daher der Dichter an einer Befangenheit leidet, die ihm den Genuß seines Werks verdirbt und daß nur dann, wenn er sich dieser Befangenheit zu entschwingen, wenn er seine Dichtung, seine Personen als losgelöst von seinem Innern, objektiv zu betrachten vermag, sein Werk ihn nach Umständen erfreuen kann.

Aber, nahm Ottmar das Wort, aller Aerger, den ein Theaterdichter empfinden mag, wenn er statt seiner, andere und noch dazu den seinen ganz unähnliche Personen auftreten sieht, wird reich aufgewogen durch den Beifall des Publikums, für den sich kein Künstler verschließen kann und soll.

Allerdings, sprach Sylvester weiter, allerdings, und da der Beifall zunächst dem darstellenden Künstler gezollt wird, so überzeugt sich der Dichter, der auf seinem entfernten Plätzchen mit Zittern und Zagen, ja oft mit Aerger und Unmuth zuschaut, zuletzt: auch die fremde Person, die auf den Brettern der seinigen wenigstens die Worte nachspricht, sey gar nicht so übel, wie man denken solle. Gewiß ist es auch, und kein humaner, nicht in sich selbst ganz versessener Dichter wird es läugnen, daß mancher geniale Schauspieler, dem die Person des Stücks in wahrer Lebensfarbe aufgegangen, dem Dichter eine Charakteristik zu erschließen vermag, an die er selbst, wenigstens nicht deutlich dachte, und dennoch für wahr anerkennen muß. Der Dichter schaut eine Person, die aus seinen innersten Elementen geboren, jedoch in ihm fremdartiger Gestaltung, aber eben diese Gestaltung entspricht

jenen Elementen, ja es scheint unmöglich, daß sie anders seyn könne, und er geräth über das, was ohne sein zu scheinen, doch sein ist, in ein freudiges Erstaunen, als ob er im engen Stüblein plötzlich einen Schatz gefunden, dessen Existenz er nicht geahnet.

Da, nahm Ottmar das Wort, da höre ich meinen lieben gutmüthigen Sylvester, dem jene Eitelkeit völlig fremd ist, an der manches große wahrhafte Talent den Erstickungstod stirbt. Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverholen geäußert, daß es durchaus keine Schauspieler gebe, die im Stande seyn sollten, den ihm inwohnenden Geist zu erkennen, und die Personen, die er schaffe, darzustellen. — Wie so ganz anders war es mit unserm großen herrlichen Schiller! Der gerieth einmal wirklich in jenes freudige Erstaunen, von dem Sylvester spricht, als er den Wallenstein darstellen sah, und versicherte, nun erst stehe sein Held ihm recht lebendig in Fleisch und Blut vor Augen. Der den Wallenstein darstellte, war aber Fleck, der ewig unvergeßliche Heros unsrer Bühne.

Ueberhaupt, sprach Lothar, bin ich überzeugt, und das Beispiel, welches Ottmar so eben anführt, giebt den besten Beweis davon, daß der Dichter, dem in der Tiefe des Gemüths die wahrhaftige Erkenntniß der Kunst und mit ihr auch die Andacht aufgegangen, die den schaffenden Geist im Universum anbetet, sich nicht herabzuwürdigen vermag zu dem schnöden Götzendienst, der nichts verehrt als sein eignes Ich, als einzig alles Vortreffliche gebährenden Fetisch. — Sehr leicht wird ein großes Talent für ein wahrhaftes Genie geachtet, aber die Zeit vernichtet jede Täuschung, indem das Talent ihren Angriffen erliegt, während sie über das wahrhafte Genie, das in unverletzlicher Schönheit und Stärke fortlebt, nichts vermag! — Um aber wieder auf unsern Sylvester und sein Theaterstück zurückzukommen, so muß ich Euch bekennen, daß ich gar nicht zu begreifen vermag, wie jemand zu dem heroischen Entschluß kommen kann, ein Opus, das er seiner regen Phantasie und glücklichen schöpferischen Augenblicken verdankt, vor sich auf den schlüpfrigen schwankenden Brettern des Theaters heragiren zu lassen!

Die Freunde lachten und meinten, daß Lothar nach seiner gewöhnlichen Art und Weise wieder mit einer ganz absonderlichen Meinung hervortreten würde.

Bin ich, sprach Lothar, bin ich denn solch ein absonderlicher

Mensch, der manchmal meint, was kein anderer zu meinen gerade aufgelegt ist? — Nun mag es dem seyn wie ihm wolle, ich wiederhole, daß wenn ein ordentlicher Dichter mit treuem wahrhaftem Gemüth, wie unser Sylvester, ein Stück aufs Theater bringt, es mich bedünken will, als entschlösse er sich auf gut Glück durchs Fenster zu springen aus dem dritten Stock des Hauses! — Ich will es Euch nur gestehen! — Als ich Euch versicherte, ich sey, da Sylvesters Stück gegeben wurde, gar nicht im Theater gewesen, sondern urtheile nur von Hörensagen, so habe ich Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß belogen! — Allerdings saß ich auf einem entfernten Plätzchen, ein zweiter Sylvester, ein zweiter Dichter des Stücks. Denn unmöglich war bei ihm selbst die Spannung, das seltsame aus Lust und Unmuth, aus beinahe bis zur Angst gesteigerter Befangenheit zusammengesetzte Gefühl stärker als bei mir. Jedes Wort des Schauspielers, jede seiner Bewegungen, die mir nicht richtig schien, versetzte mir den Athem und ich dachte: o du mein Himmel, kann das wirken, kann das gefallen? — und ist denn der Dichter daran Schuld?

Du machst, nahm Sylvester das Wort, das Ding zu arg. Auch mir versetzt, vorzüglich fängt das Stück an, eine schlimme Beklommenheit den Athem, die sich, geht das Ding gut von Statten, äußert sich das Publikum gnädig, aber immer mehr und mehr verliert und einem sehr angenehmen Gefühl Platz macht, woran freilich das egoistische Wohlgefallen an der eignen Schöpfung den größten Antheil haben mag.

O Ihr Theaterdichter, rief Vinzenz, Ihr seyd die eitelsten, die es giebt, Euch ist der Beifall der Menge der wahre Honig von Hybla, den Ihr genießt mit süßen Mienen! — Doch ich will den Advocatum diaboli machen und beibringen, daß Euch Eure Angst, Eure Beklommenheit, die mancher bloß für den Krampf der Eitelkeit, der Gefallsucht halten möchte, eben so wenig zu verdenken ist, als jedem, der ein hohes gewagtes Spiel spielt. Ihr setzt Euer Ich ein, und Beifall ist der Gewinn, der Verlust aber nicht allein verwundender Tadel, sondern noch, steigt dieser bis zu unverholner öffentlicher Aeußerung, jener Makel des Lächerlichen, der das ärgste und wenigstens nach der Meinung der Franzosen die fürchterlichste Verdammniß ist, die ein Mensch hienieden dulden kann. — Tugendhafte Franzmänner wollen daher ja auch viel lieber für ausgemachte Schurken gelten, als lächerlich

erscheinen. — Ganz gewiß ist es, daß den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft, den er oft Zeit seines Lebens nicht abschüttelt. Selbst nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und schon mancher, dem dergleichen geschah, ist verzweiflungsvoll in die triste Einöde jener Dichtungen geflohen, die sich wie Schauspiele gebehrden, indessen wie der Autor auf das heiligste versichert, durchaus nicht für das Theater bestimmt sind.

Ich gebe, sprach Theodor, Euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Ueberzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Componisten, ein gar gewagtes Spiel ist, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt sein Eigenthum Preis geben dem Winde und den Wellen. Bedenkt man nemlich, von welchen tausend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stücks abhängt, wie oft der gedachte und wohlberechnete Effekt irgend einer Stelle an dem Ungeschick eines einzigen Sängers, eines einzigen Instrumentalisten scheitert, wie oft —

Hört! hört! unterbrach Vinzenz den Freund, hört! hört! rufe ich wie die edlen Lords im englischen Parlament, wenn ein edler Lord im Begriff steht, recht aus der Schule zu schwatzen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein Paar Jahren auf das Theater brachte! Da ich nun, sprach er, ein Dutzend mißlungene Proben angeschaut habe, da noch selbst in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im Reinen war, so wie mit dem Verständniß des ganzen Werks überhaupt, so bin ich über die Zweideutigkeit des Schicksals, das gleich einer schwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz beruhigt. Fällt mein Werk, so falle es denn! mir ist alle Besorgniß deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angst und Beklommenheit des Autors — und was dergleichen schöne Redensarten noch mehr waren. Genug, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund sah, und die Zeit da war, nach dem Theater zu gehen, wurde er plötzlich leichenblaß, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, versicherte sehr heftig, beinahe habe er vergessen, daß seine Oper heute gegeben würde, wollte durchaus, als er den Ueberrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Aermel stecken, so daß ihm meine Beihülfe nöthig, rannte dann, ohne ein Wort zu sprechen, wie besessen über die Straße, und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der

erste Akkord der Ouverture losschlug, dem erschrockenen Logenschließer in die Arme, dann aber —

Still! still! rief Theodor, was meine Oper und deren Aufführung betrifft, so will ich Euch, sollt' es Euch einmal wieder gemüthlich seyn über Musik zu sprechen, manches darüber sagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen —

Schon viel zu viel, nahm Lothar das Wort, haben wir überdem über ein und dasselbe geschwatzt und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdötchen von Voltaire sehr wohl gefällt, der einmal als ein Trauerspiel — irr' ich nicht, so war es Zaire — gegeben werden sollte, über das Schicksal seines Werks in solch schrecklicher Angst war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu seiner Wohnung waren aber Boten ausgestellt, die von Moment zu Moment ihm telegraphische Nachrichten von dem Gange des Stücks zubringen mußten, so daß er auf seiner Stube im Schlafrock alle Qualen, alle Lust des Autors gemächlich zu empfinden im Stande war.

Sollte, sprach Sylvester, sollte dies Anekdötlein nicht eine gute Theaterszene geben, und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauspieler seyn, der die sogenannten Charakterrollen spielt? — Man denke sich Voltaire auf der Bühne — er empfängt die Nachrichten — „das Publikum ist unruhig! —“ „Ha, ruft er, ist es möglich, deine Theilnahme zu erregen, leichtsinniges Volk! —“ Das Publikum applaudirt, schreit vor Entzücken! — „Ha! wackre Franzosen, ihr versteht Euern Voltaire und habt ihn —“ das Publikum zischt, auch lassen sich Pfeiflein hören! — „Verräther, treulose! — das mir, das mir —“

Halt, halt, rief Ottmar, Sylvester macht uns hier in der Begeisterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Lustspiel, statt daß er als ein würdiger Serapionsbruder für uns sorgen und die Erzählung vorlesen soll, deren sehr anziehenden Stoff er mir vor einiger Zeit mittheilte und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat.

Wir haben, sprach Sylvester, so eben an Voltaire gedacht, Ihr möget daher, meine theuren Serapionsbrüder, an sein Siècle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt selbst denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demüthigst Eurer gütigen Aufnahme empfehle.

Sylvester las:

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honorée war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verse, durch die Gunst Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbste des Jahres 1680 seyn — wurde an dieses Haus hart und heftig angeschlagen, daß es im ganzen Flur laut wiederhallte. — Baptiste, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Thürsteher zugleich vorstellte, war mit Erlaubniß seiner Herrschaft über Land gegangen zur Hochzeit seiner Schwester, und so kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hause noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiste fortgegangen, und sie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hause geblieben sey; aller Frevel von Einbruch, Diebstahl und Mord wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einsamkeit des Hauses unterrichtet, da draußen tobe, und eingelassen ein böses Vorhaben gegen die Herrschaft ausführen wolle, und so blieb sie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiste verwünschend sammt seiner Schwester Hochzeit. Unterdessen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwischen: So macht doch nur auf um Christuswillen, so macht doch nur auf! Endlich in steigender Angst ergriff die Martiniere schnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm sie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: Um Christuswillen, so macht doch nur auf! „In der That, dachte die Martiniere, so spricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht sucht bei meiner Herrschaft, die ja geneigt ist zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorsichtig seyn!" — Sie öffnete ein Fenster und rief hinab, wer denn da unten in später Nacht so an der Hausthür tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem sie ihrer tiefen Stimme so viel Männliches zu geben sich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesstrahlen, die eben durch die finstern Wolken brachen, gewahrte sie eine lange,

in einen hellgrauen Mantel gewickelte Gestalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, so, daß es der unten vernehmen konnte: Baptiste, Claude, Pierre, steht auf, und seht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einschlagen will! Da sprach es aber mit sanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es seyd, liebe Frau, so sehr Ihr Eure Stimme zu verstellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiste über Land gegangen ist, und Ihr mit Eurer Herrschaft allein im Hause seyd. Macht mir nur getrost auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein sprechen, noch in dieser Minute. „Wo denkt Ihr hin, erwiederte die Martiniere, mein Fräulein wollt Ihr sprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß sie längst schläft, und daß ich sie um keinen Preis wecken werde aus dem ersten süßesten Schlummer, dessen sie in ihren Jahren wohl bedarf.“ „Ich weiß, sprach der Untenstehende, ich weiß, daß Euer Fräulein so eben das Manuscript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem sie rastlos arbeitet, bei Seite gelegt hat, und jetzt noch einige Verse aufschreibt, die sie morgen bei der Marquise de Maintenon vorzulesen gedenkt. Ich beschwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit, und öffnet mir die Thüre. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menschen abhängt von diesem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein sprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterin Zorn ewig auf Euch lasten würde, wenn Sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu erflehen, hartherzig von der Thüre wieset.“ „Aber warum sprecht ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieser ungewöhnlichen Stunde, kommt morgen zu guter Zeit wieder,“ so sprach die Martiniere herab; da erwiederte der unten: „Kehrt sich denn das Schicksal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einschlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich ist, die Hülfe aufgeschoben werden? Oeffnet mir die Thüre, fürchtet doch nur nichts von einem Elenden, der schutzlos, verlassen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geschick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr!“ Die Martiniere vernahm, wie der Untenstehende bei diesen Worten vor tiefem Schmerz stöhnte und schluchzte; dabei war der Ton von seiner Stimme der eines Jünglings, sanft

und eindringend tief in die Brust. Sie fühlte sich im Innersten bewegt, ohne sich weiter lange zu besinnen, holte sie die Schlüssel herbei.

So wie sie die Thüre kaum geöffnet, drängte sich ungestüm die im Mantel gehüllte Gestalt hinein und rief, der Martiniere vorbeischreitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!“ Erschrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenschimmer fiel in ein todtbleiches, furchtbar entstelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden sinken mögen, als nun der Mensch den Mantel auseinanderschlug, und der blanke Griff eines Stilets aus dem Brustlatz hervorragte. Es blitzte der Mensch sie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch!“ Nun sah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendsten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrschaft, in der sie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte stärker auf im Innern, und erzeugte einen Muth, dessen sie wohl selbst sich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Thüre ihres Gemachs, die sie offen gelassen, schnell zu, trat vor dieselbe und sprach stark und fest: „In der That, Euer tolles Betragen hier im Hause paßt schlecht zu Euern kläglichen Worten da draußen, die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden sehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein sollt und werdet ihr jetzt nicht sprechen. Habt Ihr nichts Böses im Sinn, dürft ihr den Tag nicht scheuen, so kommt morgen wieder, und bringt Eure Sache an! — jetzt schert Euch aus dem Hause!“ Der Mensch stieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere starr an mit entsetzlichem Blick, und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befahl im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb sie standhaft, und sah dem Menschen keck ins Auge, indem sie sich fester an die Thüre des Gemachs drückte, durch welches der Mensch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch,“ rief der Mensch nochmals. „Thut was ihr wollt, erwiederte die Martiniere, ich weiche nicht von diesem Platz, vollendet nur die böse That, die ihr begonnen, auch ihr werdet den schmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgesellen.“ „Ha, schrie der Mensch auf, ihr habt recht, la Martiniere! ich sehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgesellen sind nicht gerichtet, sind nicht gerichtet!“ — Und damit zog er, giftige Blicke schießend auf die zum

Tode geängstete Frau, das Stilet heraus. Jesus! rief sie, den Todesstoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ sich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechaussee — die Marechaussee. Hülfe, Hülfe!" schrie die Martiniere. „Entsetzliches Weib, du willst mein Verderben — nun ist Alles aus, alles aus! — nimm! — nimm; gieb das dem Fräulein heute noch — morgen wenn du willst" — dieß leise murmelnd hatte der Mensch der Martiniere den Leuchter weggerissen, die Kerzen verlöscht und ihr ein Kästchen in die Hände gedrückt. Um deiner Seligkeit willen, gieb das Kästchen dem Fräulein, rief der Mensch und sprang zum Hause hinaus. Die Martiniere war zu Boden gesunken, mit Mühe stand sie auf, und tappte sich in der Finsterniß zurück in ihr Gemach, wo sie ganz erschöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnstuhl sank. Nun hörte sie die Schlüssel klirren, die sie im Schloß der Hausthüre hatte stecken lassen. Das Haus wurde zugeschlossen und leise unsichere Tritte nahten sich dem Gemach. Fest gebannt, ohne Kraft sich zu regen, erwartete sie das Gräßliche; doch wie geschah ihr, als die Thüre aufging und sie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den ersten Blick den ehrlichen Baptiste erkannte; der sah leichenblaß aus und ganz verstört. „Um aller Heiligen willen, fing er an, um aller Heiligen willen, sagt mir Frau Martiniere, was ist geschehen? Ach die Angst! die Angst! — Ich weiß nicht was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit gestern Abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk ich, hat einen leisen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leise und säuberlich anpoche an die Hausthüre, und mich hineinlassen. Da kommt mir eine starke Patrouille entgegen, Reiter, Fußvolk bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlassen. Aber zum Glück ist Desgrais dabei, der Marechaussee-Lieutnant, der mich recht gut kennt; der spricht, als sie mir die Laterne unter die Nase halten: Ei Baptiste, wo kommst du her des Wegs in der Nacht? Du mußt fein im Hause bleiben und es hüten. Hier ist es nicht geheuer, wir denken noch in dieser Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir diese Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, da stürzt ein verhüllter Mensch aus dem Hause, das blanke Stilet in der Faust, und rennt mich um und um — das Haus ist offen, die Schlüssel stecken im Schlosse — sagt, was hat das Alles

zu bedeuten?“ Die Martiniere, von ihrer Todesangst befreit, erzählte, wie sich Alles begeben. Beide, sie und Baptiste, gingen in den Hausflur, sie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Mensch ihn im Entfliehen hingeworfen. „Es ist nur zu gewiß, sprach Baptiste, daß unser Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden sollte. Der Mensch wußte, wie ihr erzählt, daß ihr allein wart mit dem Fräulein, ja sogar, daß sie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis ins Innere der Häuser dringen, alles listig auskundschaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teuflischen Anschläge dienlich. Und das kleine Kästchen, Frau Martiniere, das, denk ich, werfen wir in die Seine, wo sie am tiefsten ist. Wer steht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unserm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß sie, das Kästchen öffnend, nicht todt niedersinkt, wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! —“ Lange rathschlagend beschlossen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Kästchen einzuhändigen, das ja mit gehöriger Vorsicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten sie genau jeden Umstand der Erscheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein besonderes Geheimniß im Spiele seyn könne, über das sie eigenmächtig nicht schalten dürften, sondern die Enthüllung ihrer Herrschaft überlassen müßten. —

Baptiste's Besorgnisse hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchtesten Greuelthaten, gerade zu der Zeit bot die teuflischste Erfindung der Hölle die leichtesten Mittel dazu dar.

Glaser, ein teutscher Apotheker, der beste Chemiker seiner Zeit, beschäftigte sich, wie es bei Leuten von seiner Wissenschaft wohl zu geschehen pflegt, mit alchymistischen Versuchen. Er hatte es darauf abgesehen, den Stein der Weisen zu finden. Ihm gesellte sich ein Italiener zu, Namens Exili. Diesem diente aber die Goldmacherkunst nur zum Vorwande. Nur das Mischen, Kochen, Sublimiren der Giftstoffe, in denen Glaser sein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das

ohne Geruch, ohne Geschmack, entweder auf der Stelle oder langsam tödtend, durchaus keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt, und alle Kunst, alle Wissenschaft der Aerzte täuscht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Ursache zuschreiben müssen. So vorsichtig Exili auch zu Werke ging, so kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs, und wurde nach der Bastille gebracht. In dasselbe Zimmer sperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieser hatte mit der Marquise de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältnisse gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen seiner Gemahlin, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Civil-Lieutnant zu Paris, nöthigte, das verbrecherische Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenschaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Lastern aller Art geneigt von Jugend auf, eifersüchtig, rachsüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann nichts willkommner seyn als Exili's teuflisches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle seine Feinde zu vernichten. Er wurde Exili's eifriger Schüler, und that es bald seinem Meister gleich, so daß er, aus der Bastille entlassen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde sie zum Ungeheuer. Er vermochte sie nach und nach, erst ihren eigenen Vater, bei dem sie sich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder, und endlich ihre Schwester zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbschaft wegen. Die Geschichte mehrerer Giftmörder giebt das entsetzliche Beispiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderstehlichen Leidenschaft werden. Ohne weiteren Zweck, aus reiner Lust daran, wie der Chemiker Experimente macht zu seinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Personen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich seyn konnte. Das plötzliche Hinsterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte später den Verdacht, daß die Brode, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszutheilen pflegte, um als Muster der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß ist es aber, daß sie Taubenpasteten vergiftete, und sie den Gästen, die sie geladen, vorsetzte. Der Chevalier de Guet und mehrere andere Personen fielen als Opfer dieser höllischen Mahlzeiten. Sainte Croix, sein Gehülfe

la Chaussee, die Brinvillier wußten lange Zeit ihre gräßlichen Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte List verworfener Menschen vermag zu bestehen, hat die ewige Macht des Himmels beschlossen, schon hier auf Erden die Frevler zu richten! — Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren so fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariser) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, sich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei seinen Operationen eine Maske von feinem Glase. Diese fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole schütten wollte, herab, und er sank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verstorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand sich in einer Kiste verschlossen das ganze höllische Arsenal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote gestanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloster. Desgrais, ein Beamter der Marechaussee, wurde ihr nachgesendet. Als Geistlicher verkleidet, erschien er in dem Kloster, wo sie sich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entsetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen, und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft in einem einsamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen, wurde sie aber von Desgrais' Häschern umringt, der geistliche Liebhaber verwandelte sich plötzlich in den Beamten der Marechaussee, und nöthigte sie in den Wagen zu steigen, der vor dem Garten bereit stand, und von den Häschern umringt, gerades Wegs nach Paris abfuhr. La Chaussee war schon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denselben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt, und die Asche in die Lüfte zerstreut.

Die Pariser athmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche mörderische Waffe ungestraft richten konnte gegen den Feind und Freund. Doch bald that es sich kund, daß des verruchten La Croix entsetzliche Kunst sich fort vererbt hatte. Wie ein unsichtbares tückisches Gespenst schlich der Mord sich ein in die engsten Kreise, wie sie Verwandtschaft — Liebe — Freundschaft nur bilden können, und erfaßte sicher und schnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Gesundheit gesehen, wankte morgen

krank und siech umher, und keine Kunst der Aerzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Amt — ein schönes, vielleicht zu jugendliches Weib — das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grausamste Mißtrauen trennte die heiligsten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattin — der Vater vor dem Sohn — die Schwester vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speisen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo sonst Lust und Scherz gewaltet, spähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man sah Familienväter ängstlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen, und in dieser, jener schmutzigen Garküche selbst bereiten, in ihrem eigenen Hause teuflischen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteste Vorsicht vergebens.

Der König, dem Unwesen, das immer mehr überhand nahm, zu steuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausschließlich die Untersuchung und Bestrafung dieser heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die sogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Bastille hielt, und welcher la Regnie als Präsident vorstand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnie's Bemühungen, so eifrig sie auch seyn mochten, fruchtlos, dem verschlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimsten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken. — In der Vorstadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Voisin geheißen, die sich mit Wahrsagen und Geisterbeschwören abgab, und mit Hülfe ihrer Spießgesellen, le Sage und le Vigoureux, auch selbst Personen, die eben nicht schwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erstaunen zu setzen wußte. Aber sie that mehr als dieses. Exili's Schülerin wie la Croix, bereitete sie wie dieser, das feine, spurlose Gift, und half auf diese Weise ruchlosen Söhnen zur frühen Erbschaft, entarteten Weibern zum andern jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, sie gestand alles, die Chambre ardente verurtheilte sie zum Feuertode, den sie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liste aller Personen, die sich ihrer Hülfe bedient hatten; und so kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, sondern auch schwerer Verdacht selbst auf Personen von hohem Ansehen lastete. So glaubte man, daß der Cardinal Bonzy bei der la Voisin das Mittel gefunden, alle Personen, denen er als Erzbischof von Narbonne Pensionen bezahlen mußte, in kurzer

Zeit hinsterben zu lassen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soißons, deren Namen man auf der Liste gefunden, der Verbindung mit dem teuflischen Weibe angeklagt, und selbst François Henri de Montmorenci, Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marschall des Reichs, blieb nicht verschont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er stellte sich selbst zum Gefängniß in der Bastille, wo ihn Louvois und la Regnie's Haß in ein sechs Fuß langes Loch einsperren ließ. Monate vergingen, ehe es sich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte sich einmal von le Sage das Horoskop stellen lassen.

Gewiß ist es, daß blinder Eifer den Präsidenten la Regnie zu Gewaltstreichen und Grausamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquisition an, der geringfügigste Verdacht reichte hin zu strenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlassen, die Unschuld des auf den Tod Angeklagten darzuthun. Dabei war Regnie von garstigem Ansehen und heimtückischem Wesen, so daß er bald den Haß derer auf sich lud, deren Rächer oder Schützer zu seyn er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob sie den Teufel gesehen? erwiederte: mich dünkt, ich sehe ihn in diesem Augenblick!

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß, und endlich der heimliche Giftmord seltner und seltner wurde, zeigte sich ein Unheil anderer Art, welches neue Bestürzung verbreitete. Eine Gaunerbande schien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Besitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verschwand auf unbegreifliche Weise, mochte er verwahrt seyn wie er wollte. Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei sich zu tragen, auf offener Straße oder in finstern Gängen der Häuser beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, sagten aus, ein Faustschlag auf den Kopf habe sie wie ein Wetterstrahl niedergestürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten sie sich beraubt, und an ganz anderm Orte als da, wo sie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie sie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häusern lagen, hatten alle dieselbe tödtliche Wunde. Einen Dolchstich ins Herz, nach dem Urtheil der Aerzte so schnell und

sicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden sinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verstrickt, spät zur Geliebten schlich, und manchmal ein reiches Geschenk bei sich trug? — Als stünden die Gauner mit Geistern im Bunde, wußten sie genau, wenn sich so etwas zutragen sollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entsetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenson, der Polizeiminister, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig schien, vergebens wüthete la Regnie, und suchte Geständnisse zu erpressen, vergebens wurden Wachen, Patrouillen verstärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorsicht, sich bis an die Zähne zu bewaffnen, und sich eine Leuchte vortragen zu lassen, half einigermaßen, und doch fanden sich Beispiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängstet, und der Herr in demselben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforschungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das mindeste von den geraubten Kleinodien zum Vorschein kam, und also auch hier keine Spur sich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais schäumte vor Wuth, daß selbst seiner List die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er sich gerade befand, blieb verschont, während in den andern, wo Keiner Böses geahnt, der Raubmord seine reichen Opfer erspähte.

Desgrais besann sich auf das Kunststück, mehrere Desgrais zu schaffen, sich untereinander so ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Gesicht, daß selbst die Häscher nicht wußten, wo der rechte Desgrais stecke. Unterdessen lauschte er, sein Leben wagend, allein in den geheimsten Schlupfwinkeln, und folgte von weitem diesem oder jenem, der auf seinen Anlaß einen reichen Schmuck bei sich trug. Der blieb unangefochten; also auch von dieser Maßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präsidenten la Regnie, blaß, entstellt, außer sich. — Was habt Ihr, was für Nachrichten? — Fandet Ihr die Spur? ruft ihm der Präsident entgegen. „Ha — gnädiger Herr, fängt Desgrais an, vor Wuth stammelnd, ha gnädiger

Herr — gestern in der Nacht — unfern des Louvre ist der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart.“ Himmel und Erde, jauchzt la Regnie auf vor Freude — wir haben sie! — „O hört nur, fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, o hört nur erst, wie sich Alles begeben. — Am Louvre steh ich also, und passe, die ganze Hölle in der Brust, auf die Teufel, die meiner spotten. Da kommt mit unsicherm Schritt immer hinter sich schauend eine Gestalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu sehen. Im Mondesschimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnt' ihn da erwarten, ich wußte, wo er hinschlich. Kaum ist er zehn bis zwölf Schritte bei mir vorüber, da springt wie aus der Erde herauf eine Figur, schmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbesonnen, überrascht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, schrie ich laut auf, und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zusetzen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich sehe den Menschen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach — laufend stoße ich in mein Horn — aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häscher — es wird lebendig — Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! schreie ich, daß es durch die Straßen hallt. — Immer sehe ich den Menschen vor mir im hellen Mondschein, wie er, mich zu täuschen, da — dort — einbiegt; wir kommen in die Straße Nicaise, da scheinen seine Kräfte zu sinken, ich strenge die meinigen doppelt an — noch funfzehn Schritte höchstens hat er Vorsprung“ — „Ihr holt ihn ein — ihr packt ihn, die Häscher kommen“ ruft la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als sey der der fliehende Mörder selbst. — „Funfzehn Schritte, fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühsam athmend fort, funfzehn Schritte vor mir springt der Mensch auf die Seite in den Schatten und verschwindet durch die Mauer.“ „Verschwindet? — durch die Mauer! — Seyd ihr rasend,“ ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zusammenschlägt. „Nennt mich, fährt Desgrais fort, sich die Stirne reibend wie einer, den böse Gedanken plagen, nennt mich, gnädiger Herr, immerhin einen Rasenden, einen thörichten Geisterseher, aber es ist nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erstarrt stehe ich vor der Mauer, als mehrere Häscher athemlos her-

beikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der sich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Thüre, eines Fensters, einer Oeffnung. Es ist eine starke steinerne Hofmauer, die sich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiseste Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genauen Augenschein genommen. — Der Teufel selbst ist es, der uns foppt." Desgrais Geschichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geisterbeschwörungen, Teufelsbündnissen der Voisin, des Vigoureux, des berüchtigten Priesters le Sage; und wie es denn nun in unserer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, so glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth gesagt, wirklich der Teufel selbst die Verruchten schütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es sich denken, daß Desgrais Geschichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzschnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgestalt vorstellend, die vor dem erschrockenen Desgrais in die Erde versinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuschüchtern, und selbst den Häschern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt, und eingeweicht in Weihwasser.

Argenson sah die Bemühungen der Chambre ardente scheitern, und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnterer Macht den Thätern nachspüre und sie strafe. Der König, überzeugt, schon der Chambre ardente zu viel Gewalt gegeben zu haben, erschüttert von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorschlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo sich der König Nachmittags aufzuhalten, und wohl auch mit seinen Ministern bis in die späte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geschenk zu bringen, sie allemal ihr Leben daran setzen müßten. Ehre und Lust sey es,

im ritterlichen Kampf sein Blut für die Geliebte zu verspritzen; anders verhalte es sich aber mit dem heimtückischen Anfall des Mörders, wider den man sich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarstern aller Liebe und Galanterie, der möge hellaufstrahlend die finstre Nacht zerstreuen, und so das schwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der seine Feinde niedergeschmettert, werde nun auch sein siegreich funkelndes Schwerdt zucken, und wie Herkules die Lernäische Schlange, wie Theseus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebeslust wegzehre, und alle Freude verdüstre in tiefes Leid, in trostlose Trauer.

So ernst die Sache auch war, so fehlte es diesem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten sich ängstigen müßten, wie die Angst schon alle Liebeslust, jedes schöne Abentheuer der Galanterie im Aufkeimen tödte, an geistreich-witzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einen hochtrabenden Panegyrikus auf Ludwig XIV. ausging, so konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit sichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Stande gekommen, drehte er sich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, rasch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab, und fragte dann anmuthig lächelnd, was sie von den Wünschen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernsten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewissen Frömmigkeit, erwiederte, daß geheime verbotene Wege eben keines besonderen Schutzes würdig, die entsetzlichen Verbrecher aber wohl besonderer Maßregeln zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieser schwankenden Antwort unzufrieden, schlug das Papier zusammen, und wollte zurück zu dem Staatssekretair, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er seitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war, und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Lehnsessel Platz genommen hatte. Auf diese schritt er nun los; das anmuthige Lächeln, das erst um Mund und Wangen spielte, und das verschwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein stehend, und das Gedicht wieder auseinander faltend, sprach er sanft: Die Marquise mag nun einmal von den Galanterien unserer verliebten Herren nichts wissen, und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten sind. Aber Ihr, mein

Fräulein, was haltet Ihr von dieser dichterischen Supplik? — Die Scuderi stand ehrerbietig auf von ihrem Lehnsessel, ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die blassen Wangen der alten würdigen Dame, sie sprach, sich leise verneigend mit niedergeschlagenen Augen:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erstaunt über den ritterlichen Geist dieser wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit seinen ellenlangen Tiraden zu Boden schlugen, rief mit blitzenden Augen: Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maaßregel, die den Unschuldigen trifft mit dem Schuldigen, soll die Feigheit schützen; mögen Argenson und la Regnie das Ihrige thun! —

Alle die Greuel der Zeit schilderte nun die Martiniere mit den lebhaftesten Farben, als sie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was sich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Kästchen. Sowohl sie als Baptiste, der ganz verblaßt in der Ecke stand, und vor Angst und Beklommenheit die Nachtmütze in den Händen knetend, kaum sprechen konnte, baten das Fräulein auf das Wehmüthigste um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichster Behutsamkeit das Kästchen zu öffnen. Die Scuderi, das verschlossene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, sprach lächelnd: Ihr seht Beide Gespenster! — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen sind, das wissen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie ihr selbst sagt, das Innerste der Häuser erspähen, wohl eben so gut als ich und ihr. Auf mein Leben soll es abgesehen seyn? Wem kann was an dem Tode liegen einer Person von drei und siebzig Jahren, die niemals andere verfolgte als die Bösewichter und Friedensstörer in den Romanen, die sie selbst schuf, die mittelmäßige Verse macht, welche niemandes Neid erregen können, die nichts hinterlassen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere! du magst nun die Erscheinung des fremden Menschen so schreckhaft beschreiben wie du willst, doch kann ich nicht glauben, daß er Böses im Sinne getragen.

Also! —

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiste sank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden stählernen Knopf drückte, und der Deckel des Kästchens mit Geräusch aufsprang.

Wie erstaunte das Fräulein, als ihr aus dem Kästchen ein Paar goldne, reich mit Juvelen besetzte Armbänder, und eben ein solcher Halsschmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Geschmeide heraus, und indem sie die wundervolle Arbeit des Halsschmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder, und rief einmal über das andere, daß ja selbst die eitle Montespan nicht solchen Schmuck besitze. Aber was soll das, was hat das zu bedeuten, sprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte sie auf dem Boden des Kästchens einen kleinen zusammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte sie den Aufschluß des Geheimnisses darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte sie, was er enthielt, gelesen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen sprechenden Blick zum Himmel, und sank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnsessel zurück. Erschrocken sprang die Martiniere, sprang Baptiste ihr bei. „O rief sie nun mit von Thränen halb erstickter Stimme, o der Kränkung, o der tiefen Beschämung! Muß mir das noch geschehen im hohen Alter! Hab ich denn im thörichten Leichtsinn gefrevelt, wie ein junges, unbesonnenes Ding? — O Gott, sind Worte, halb im Scherz hingeworfen, solcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teuflischen Bündnisses zeihen?“

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und schluchzte heftig, so daß die Martiniere und Baptiste ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrschaft beistehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demselben stand:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

„Euer scharfsinniger Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir „an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben, und „uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weise vergeudet werden

„sollten, von großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unse-
„rer Dankbarkeit nehmet gütig diesen Schmuck an. Es ist das Kost-
„barste, was wir seit langer Zeit haben auftreiben können, wie-
„wohl Euch, würdige Dame! viel schöneres Geschmeide zieren sollte,
„als dieses nun eben ist. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freund-
„schaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget."

Die Unsichtbaren.

Ist es möglich, rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen erholt hatte, ist es möglich, daß man die schamlose Frechheit, den verruchten Hohn so weit treiben kann? — Die Sonne schien hell durch die Fenstergardinen von hochrother Seide, und so kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tische neben dem offenen Kästchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entsetzen das Gesicht, und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geschmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuschaffen. Die Martiniere, nachdem sie Halsschmuck und Armbänder sogleich in das Kästchen verschlossen, meinte, daß es wohl am gerathensten seyn würde, die Juwelen dem Polizeiminister zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie sich alles mit der beängstigenden Erscheinung des jungen Menschen und der Einhändigung des Kästchens zugetragen.

Die Scuderi stand auf und schritt schweigend langsam im Zimmer auf und nieder, als sinne sie erst nach, was nun zu thun sey. Dann befahl sie dem Baptiste, einen Tragsessel zu holen, der Martiniere aber, sie anzukleiden, weil sie auf der Stelle hin wolle zur Marquise de Maintenon.

Sie ließ sich hintragen zur Marquise gerade zu der Stunde, wenn diese, wie die Scuderi wußte, sich allein in ihren Gemächern befand. Das Kästchen mit den Juwelen nahm sie mit sich.

Wohl mußte die Marquise sich hoch verwundern, als sie das Fräulein, sonst die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit, die Anmuth selbst, eintreten sah blaß, entstellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen ist Euch widerfahren?" rief sie der armen, beängsteten Dame entgegen, die, ganz außer sich selbst, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, nur schnell den Lehnsessel zu erreichen suchte, den ihr die Marquise hinschob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht

zu verschmerzende Kränkung ihr jener unbedachtsame Scherz, mit dem sie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquise, nachdem sie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scuderi sich das sonderbare Ereigniß viel zu sehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Gesindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu sehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Kästchen, und die Marquise konnte sich, als sie das köstliche Geschmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsschmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenster, wo sie bald die Juwelen an der Sonne spielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erschauen, mit welcher wundervollen Kunst jedes kleine Häkchen der verschlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte sich die Marquise rasch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt ihr wohl, Fräulein! daß diese Armbänder, diesen Halsschmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac?“ — René Cardillac war damals der geschickteste Goldarbeiter in Paris, einer der kunstreichsten und zugleich sonderbarsten Menschen seiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitschultrig und von starkem, muskulösem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die funfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieser Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krause, röthliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichste Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, stets zu helfen bereit, bekannt gewesen, sein ganz besonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie gesagt, Cardillac war in seiner Kunst der Geschickteste nicht sowohl in Paris, als vielleicht überhaupt seiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelsteine, wußte er sie auf eine Art zu behandeln und zu fassen, daß der Schmuck, der erst für unscheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkstatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, so gering war er, mit der Arbeit in keinem Verhältniß zu stehen schien. Dann ließ ihm das Werk

keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in seiner Werkstatt hämmern und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Fassung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meisterwerk, das den Besteller in Erstaunen setzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tausend Vorwänden hielt er den Besteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Bestellers weichen, und den Schmuck herausgeben, so konnte er sich aller Zeichen des tiefsten Verdrusses, ja einer innern Wuth, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tausende an Werth, bei der Kostbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit abliefern müssen, so war er im Stande, wie unsinnig umherzulaufen, sich, seine Arbeit, Alles um sich her verwünschend. Aber so wie einer hinter ihm herrannte und laut schrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen schönen Halsschmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. s. w.“ dann stand er plötzlich still, blitzte den an mit seinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt ihr denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und spricht: „Hier sind Juwelen, viel Sonderliches ist es nicht, gemeines Zeug, doch unter euern Händen“ — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth sind, hält sie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: „Ho ho — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübsche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, so will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln sollen wie die liebe Sonne selbst. —“ Der spricht: „Ich überlasse Euch Alles, Meister René, und zahle, was ihr wollt!“ Ohne Unterschied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe seyn, wirft sich Cardillac ungestüm an seinen Hals, und drückt und küßt ihn und spricht, nun sey er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde

die Arbeit fertig seyn. Er rennt über Hals und Kopf nach Hause, hinein in die Werkstatt, und hämmert darauf los, und in acht Tagen ist ein Meisterwerk zu Stande gebracht. Aber so wie der, der es bestellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrüßlich, grob, trotzig. — Aber Meister Cardillac, bedenkt, morgen ist meine Hochzeit. Was schert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmuck ist fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben. — Und ich sage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht heraus geben werde. — Und ich sage Euch, daß wenn ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, ihr mich gleich mit Argensons dienstbaren Trabanten anrücken sehen sollt. Nun so quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Centner an den Halsschmuck, damit er Eure Braut erdroßle! — Und damit steckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Busentasche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubenthür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenster hinaus, wenn er sieht, wie der arme junge Mensch, das Schnupftuch vor der blutigen Nase, aus dem Hause hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthusiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Besteller mit allen Zeichen des im Innersten aufgeregten Gemüths, mit den erschütterndsten Betheurungen, ja unter Schluchzen und Thränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beschwor, ihm das unternommene Werk zu erlassen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetsten Personen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinste Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben so verweigerte er der Maintenon jede Bestellung, ja mit dem Ausdruck des Abscheues und Entsetzens verwarf er den Antrag derselben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunst verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten sollte.

„Ich wette, sprach daher die Maintenon, ich wette, daß Cardillac, schicke ich auch hin zu ihm, um wenigstens zu erfahren, für wen er diesen Schmuck fertigte, sich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Bestellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten

will. Wiewohl er seit einiger Zeit abzulassen scheint von seinem starren Eigensinn, denn wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je, und liefert seine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Gesicht.“ Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, sey es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers komme, meinte, daß man dem Meister Sonderling ja gleich sagen lassen könne, wie man keine Arbeit, sondern nur sein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquise. Es wurde nach Cardillac geschickt, und, als sey er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er schien, als er die Scuderi erblickte, betreten und wie einer, der, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Ansprüche des Schicklichen, wie sie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er sich zuerst tief und ehrfurchtsvoll vor dieser ehrwürdigen Dame, und wandte sich dann erst zur Marquise. Die frug ihn hastig, indem sie auf das Geschmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tisch funkelte, ob das seine Arbeit sey? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquise ins Gesicht starrend, Armbänder und Halsschmuck schnell ein in das Kästchen, das daneben stand, und das er mit Heftigkeit von sich weg schob. Nun sprach er, indem ein häßliches Lächeln auf seinem rothen Antlitz gleißte: „In der That, Frau Marquise, man muß René Cardillac's Arbeit schlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldschmidt in der Welt solchen Schmuck fassen könne. Freilich ist das meine Arbeit.“ So sagt denn, fuhr die Marquise fort, für wen Ihr diesen Schmuck gefertigt habt. Für mich ganz allein, erwiederte Cardillac, ja Ihr möget, fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, diese voll banger Erwartung, wie sich nun die Sache wenden würde, ja ihr möget das nun seltsam finden, Frau Marquise, aber es ist dem so. Bloß der schönen Arbeit willen suchte ich meine besten Steine zusammen, und arbeitete aus Freude daran fleißiger und sorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verschwand der Schmuck aus meiner Werkstatt auf unbegreifliche Weise. „Dem Himmel sey es gedankt,“ rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und sie rasch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnsessel aufsprang, auf den Car-

dillac losschritt, und beide Hände auf seine Schultern legte, „empfangt, sprach sie dann, empfangt, Meister René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück.“ Nun erzählte sie ausführlich, wie sie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte alles schweigend mit niedergeschlagenen Augen an. Nur mitunter stieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ei! — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald streichelte er leise Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz besonderen Gedanken, die während dessen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entschluß sich nicht fügen und fördern. Er rieb sich die Stirne, er seufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Thränen zu steuern. Endlich ergriff er das Kästchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ sich auf ein Knie langsam nieder und sprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängniß diesen Schmuck bestimmt. Ja nun weiß ich es erst, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verschmäht es nicht, diesen Schmuck als das Beste, was ich wohl seit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen.“ Ei, ei, erwiederte die Scuderi anmuthig scherzend, wo denkt ihr hin, Meister René, steht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch so herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kommt Ihr denn dazu, mich so überreich zu beschenken? Geht, geht, Meister René, wär' ich so schön wie die Marquise de Fontange und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was soll diesen welken Armen die eitle Pracht, was soll diesem verhüllten Hals der glänzende Putz? Cardillac hatte sich indessen erhoben und sprach, wie außer sich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Kästchen der Scuderi hinhielt: „Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohen Verdienste im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geschenk nur für das Bestreben an, Euch recht meine innerste Gesinnung zu beweisen.“ — Als nun die Scuderi immer noch zögerte, nahm die Maintenon das Kästchen aus Cardillac's Händen, sprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu schaffen und ihrer Last! — Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges verschämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotnen

süßen Frucht, könnte das nur geschehen ohne Hand und ohne Finger. — Schlagt dem wackern Meister René nicht ab, das freiwillig als Geschenk zu empfangen, was tausend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet. —"

Die Maintenon hatte der Scuderi das Kästchen während dessen aufgedrungen und nun stürzte Cardillac nieder auf die Knie — küßte der Scuderi den Rock — die Hände — stöhnte — seufzte — weinte schluchzte — sprang auf — rannte wie unsinnig, Sessel — Tische umstürzend, daß Porzellain, Gläser zusammenklirrten, in toller Hast von dannen. —

Ganz erschrocken rief die Scuderi: Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menschen! Doch die Marquise, in besonderer heiterer Laune bis zu sonst ihr ganz fremdem Muthwillen, schlug eine helle Lache auf und sprach: „Da haben wir's Fräulein, Meister René ist in Euch sterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu bestürmen mit reichen Geschenken." Die Maintenon führte diesen Scherz weiter aus, indem sie die Scuderi ermahnte, nicht zu grausam zu seyn gegen den verzweifelten Liebhaber, und diese wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingerissen in den sprudelnden Strom tausend lustiger Einfälle. Sie meinte, daß sie, stünden die Sachen nun einmal so, endlich besiegt wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beispiel einer drei und siebzigjährigen Goldschmidts-Braut von untadeligem Adel aufzustellen. Die Maintenon erbot sich, die Brautkrone zu flechten und sie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich so ein kleiner Kick in die Welt von Mädchen nicht viel wissen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufstand, um die Marquise zu verlassen, wurde sie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder sehr ernst, als ihr das Schmuckkästchen zur Hand kam. Sie sprach: Doch, Frau Marquise! werde ich mich dieses Schmuckes niemals bedienen können. Er ist, mag es sich nun zugetragen haben wie es will, einmal in den Händen jener höllischen Gesellen gewesen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und morden. Mir graußt vor dem Blute, das an dem funkelnden Geschmeide zu kleben scheint. — Und nun hat selbst Cardillacs Betragen, ich muß es gestehen, für mich etwas sonderbar Aengst-

liches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mich einer dunklen Ahnung, daß hinter diesem allem irgend ein grauenvolles, entsetzliches Geheimniß verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umstande, so kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß bestehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meister René, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas Bösem, Verdammlichem zu thun haben soll. So viel ist aber gewiß, daß ich niemals mich unterstehen werde, den Schmuck anzulegen.

Die Marquise meinte, das hieße die Scrupel zu weit treiben; als nun aber die Scuderi sie auf ihr Gewissen fragte, was sie in ihrer, der Scuderi Lage, wohl thun würde, antwortete sie ernst und fest: weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Auftritt mit dem Meister René brachte die Scuderi in gar anmuthige Verse, die sie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es seyn, daß sie auf Kosten Meister René's, alle Schauer unheimlicher Ahnung besiegend, das ergötzliche Bild der drei und siebzigjährigen Goldschmidts-Braut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzustellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerste hinein und schwur, daß Boileau Despreux seinen Meister gefunden, weshalb der Scuderi Gedicht für das Witzigste galt, das jemals geschrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutsche der Herzogin von Montansier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutschen so neu, daß das neugierige Volk sich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erschien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutsche der Montansier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geschimpfe und Gefluche und gewahrte, wie ein Mensch mit Faustschlägen und Rippenstößen sich Platz machte durch die dickste Masse. Und wie er näher kam, trafen sie die durchbohrenden Blicke eines todtbleichen, gramverstörten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt schaute der junge Mensch sie an, während er mit Ellbogen und Fäusten rüstig vor sich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit stürmender Hastigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schoß warf, und Stöße, Faustschläge austheilend

und empfangend, verschwand wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entsetzens war, so wie der Mensch am Kutschenschlage erschien, die Martiniere, die sich bei der Scuderi befand, entseelt in die Wagenkissen zurück gesunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutscher zu, der, wie vom bösen Geiste getrieben, peitschte auf die Pferde los, die den Schaum von den Mäulern wegspritzend, um sich schlugen, sich bäumten, endlich in scharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Riechfläschchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufschlug und zitternd und bebend, sich krampfhaft festklammernd an die Herrschaft, Angst und Entsetzen im bleichen Antlitz, mühsam stöhnte: Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Mensch? — Ach! er war es ja, er war es, derselbe, der Euch in jener schauervollen Nacht das Kästchen brachte! — Die Scuderi beruhigte die Arme, indem sie ihr vorstellte, daß ja durchaus nichts Böses geschehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wissen, was der Zettel enthalte. Sie schlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

Ein böses Verhängniß, das Ihr abwenden konntet, stößt mich in den Abgrund! — Ich beschwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht lassen kann, in der vollsten Glut kindlicher Liebe, den Halsschmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran bessern — ändern zu lassen, zum Meister René Cardillac zu schaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, so dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euern Augen!

Nun ist es gewiß, sprach die Scuderi, als sie dies gelesen, daß, mag der geheimnißvolle Mensch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böses im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu sprechen, wer weiß, welches sonderbare Ereigniß, welch' dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt auch nur die leiseste Ahnung vergebens in meiner Seele suche. Mag aber auch die Sache sich nun verhalten, wie sie will, das was mir in diesem Blatt geboten wird, werde ich thun, und geschähe es auch nur, um den unseligen Schmuck los zu werden, der mir ein höllischer Talisman des Bösen selbst dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, seiner alten Sitte getreu, nicht so leicht wieder aus den Händen geben wollen.

Schon andern Tages gedachte die Scuderi, sich mit dem Schmuck zu dem Goldschmidt zu begeben. Doch war es, als hätten alle schönen Geister von ganz Paris sich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräulein mit Versen, Schauspielen, Anekdoten zu bestürmen. Kaum hatte la Chapelle die Szene eines Trauerspiels geendet, und schlau versichert, daß er nun wohl Racine zu schlagen gedenke, als dieser selbst eintrat, und ihn mit irgend eines Königs pathetischer Rede zu Boden schlug, bis Boileau seine Leuchtkugeln in den schwarzen tragischen Himmel steigen ließ, um nur nicht ewig von der Colonnade des Louvre schwatzen zu hören, in die ihn der architektische Doktor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte zur Herzogin Montansier, und so blieb der Besuch bei Meister René Cardillac bis zum andern Morgen verschoben.

Die Scuderi fühlte sich von einer besonderen Unruhe gepeinigt. Beständig vor Augen stand ihr der Jüngling und aus dem tiefsten Innern wollte sich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe sie dies Antlitz, diese Züge schon gesehen. Den leisesten Schlummer störten ängstliche Träume, es war ihr, als habe sie leichtsinnig, ja strafwürdig versäumt, die Hand hülfreich zu erfassen, die der Unglückliche, in den Abgrund versinkend, nach ihr emporgestreckt, ja als sey es an ihr gewesen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heillosen Verbrechen zu steuern! — So wie es nur hoher Morgen, ließ sie sich ankleiden, und fuhr, mit dem Schmuckkästchen versehen, zu dem Goldschmidt hin.

Nach der Straße Nicaise, dorthin, wo Cardillac wohnte, strömte das Volk, sammelte sich vor der Hausthüre — schrie, lärmte, tobte — wollte stürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechaussee, die das Haus umstellt. Im wilden, verwirrten Getöse riefen zornige Stimmen: Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder! — Endlich erscheint Desgrais mit zahlreicher Mannschaft, die bildet durch den dicksten Haufen eine Gasse. Die Hausthüre springt auf, ein Mensch mit Ketten belastet, wird hinausgebracht und unter den greulichsten Verwünschungen des wüthenden Pöbels fortgeschleppt. — In dem Augenblick, als die Scuderi halb entseelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dies gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeschrei ihr in die Ohren. „Vor! — weiter vor!" ruft sie ganz außer sich dem Kutscher

zu, der mit einer geschickten, raschen Wendung den dicken Haufen auseinanderstäubt und dicht vor Cardillacs Hausthüre hält. Da sieht die Scuderi Desgrais und zu seinen Füßen ein junges Mädchen, schön wie der Tag, mit aufgelösten Haaren, halb entkleidet, wilde Angst, trostlose Verzweiflung im Antlitz, die hält seine Knie umschlungen und ruft mit dem Ton des entsetzlichsten, schneidendsten Todesschmerzes: Er ist ja unschuldig! — er ist unschuldig! Vergebens sind Desgrais, vergebens seiner Leute Bemühungen, sie loszureißen, sie vom Boden aufzurichten. Ein starker, ungeschlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäusten die Arme, zerrt sie mit Gewalt weg von Desgrais, strauchelt ungeschickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabschlägt die steinernen Stufen, und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi sich nicht halten. In Christus Namen, was ist geschehen, was geht hier vor? ruft sie, öffnet rasch den Schlag, steigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als sie sieht, wie ein Paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen gesetzt haben, ihr die Stirne mit starkem Wasser reiben, sich dem Desgrais nähert, und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es ist das Entsetzliche geschehen, spricht Desgrais, René Cardillac wurde heute Morgen durch einen Dolchstich ermordet gefunden. Sein Geselle Olivier Brußon ist der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängniß. Und das Mädchen, ruft die Scuderi? „ist, fällt Desgrais ein, ist Madelon, Cardillacs Tochter. Der verruchte Mensch war ihr Geliebter. Nun weint und heult sie, und schreit einmal übers andere, daß Olivier unschuldig sey, ganz unschuldig. Am Ende weiß sie von der That und ich muß sie auch nach der Conciergerie bringen lassen." Desgrais warf, als er dies sprach, einen tückischen, schadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebte. Eben begann das Mädchen leise zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geschlossenen Augen lag sie da, und man wußte nicht, was zu thun, sie ins Haus bringen, oder ihr noch länger beistehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Thränen in den Augen, blickte die Scuderi den unschuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und seinen Gesellen. Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillacs Leichnam. Schnell entschlossen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, ihr möget für das Uebrige sorgen, Desgrais!"

Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, alles drängte sich hinzu, hundert Hände mühten sich, ihnen beizustehen, und wie in den Lüften schwebend wurde das Mädchen in die Kutsche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unschuld dem Blutgericht entrissen, von allen Lippen strömten.

Serons, des berühmtesten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die stundenlang in starrer Bewußtlosigkeit gelegen, wieder zu sich selbst zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem sie manchen milden Hoffnungsstrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenstrom, der ihr aus den Augen stürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrendsten Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erstickte, zu erzählen, wie sich alles begeben.

Um Mitternacht war sie durch leises Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden, und hatte Oliviers Stimme vernommen, der sie beschworen, doch nur gleich aufzustehen, weil der Vater im Sterben liege. Entsetzt sey sie aufgesprungen und habe die Thür geöffnet. Olivier, bleich und entstellt, von Schweiß triefend, sey, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkstatt gegangen, sie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit starren Augen und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe sie sich auf ihn gestürzt, und nun erst sein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe sie sanft weggezogen und sich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Brust des Vaters mit Wundbalsam zu waschen und zu verbinden. Während dessen sey des Vaters Besinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört, und sie, dann aber Olivier mit seelenvollem Blick angeschaut, ihre Hand ergriffen, sie in Oliviers Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und sie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Knie gefallen, er habe sich mit einem schneidenden Laut in die Höhe gerichtet, sey aber gleich wieder zurückgesunken und mit einem tiefen Seufzer verschieden. Nun hätten sie Beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meister auf einem Gange, den er mit ihm auf sein Geheiß in der Nacht habe machen müssen, in seiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anstrengung den schweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet

gehalten, nach Hause getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen und hätten sie noch ganz trostlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun sey Lärm entstanden, die Marechaussee eingedrungen und Olivier als Mörder seines Meisters ins Gefängniß geschleppt worden. Madelon fügte nun die rührendste Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Olivier hinzu. Wie er den Meister, als sey er sein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieser seine Liebe in vollem Maaß erwiedert, wie er ihn trotz seiner Armuth zum Eidam erkoren, weil seine Geschicklichkeit seiner Treue, seinem edlen Gemüth gleichgekommen. Das Alles erzählte Madelon aus dem innersten Herzen heraus und schloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiseyn dem Vater den Dolch in die Brust gestoßen hätte, sie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines solchen entsetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig seyn könne.

Die Scuderi, von Madelons namenlosen Leiden auf das tiefste gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unschuldig zu halten, zog Erkundigungen ein, und fand Alles bestätigt, was Madelon über das häusliche Verhältniß des Meisters mit seinem Gesellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbarn rühmten einstimmig den Olivier als das Muster eines sittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, niemand wußte Böses von ihm, und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte jeder die Achseln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente gestellt, läugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellsten Freimuth die ihm angeschuldigte That, und behauptete, daß sein Meister in seiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergestoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hause geschleppt, wo er sehr bald verschieden sey. Auch dies stimmte also mit Madelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ sich die Scuderi die kleinsten Umstände des schrecklichen Ereignisses wiederholen. Sie forschte genau, ob jemals ein Streit zwischen Meister und Gesellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn sey, der oft wie

ein blinder Wahnsinn die gutmüthigsten Menschen überfällt und zu Thaten verleitet, die alle Willkür des Handelns auszuschließen scheinen. Doch je begeisterter Madelon von dem ruhigen häuslichen Glück sprach, in dem die drei Menschen in innigster Liebe verbunden lebten, desto mehr verschwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles dessen, was laut für seine Unschuld spräche, dennoch Cardillacs Mörder gewesen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entsetzlichen That, die in jedem Fall Oliviers Glück zerstören mußte. — Er ist arm, aber geschickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmtesten Meisters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meister begünstigt seine Liebe, Glück, Wohlstand für sein ganzes Leben wird ihm erschlossen! — Sey es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weise gereizt, Olivier vom Zorn übermannt, seinen Wohlthäter, seinen Vater mörderisch anfiel, welche teuflische Heuchelei gehört dazu, nach der That sich so zu betragen, als es wirklich geschah! — Mit der festen Ueberzeugung von Oliviers Unschuld faßte die Scuderi den Entschluß, den unschuldigen Jüngling zu retten, koste es, was es wolle.

Es schien ihr, ehe sie die Huld des Königs selbst vielleicht anrufe, am gerathensten, sich an den Präsidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umstände, die für Oliviers Unschuld sprechen mußten, aufmerksam zu machen, und so vielleicht in des Präsidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günstige Ueberzeugung zu erwecken, die sich wohlthätig den Richtern mittheilen sollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung, auf die die würdige Dame, von dem Könige selbst hoch geehrt, gerechten Anspruch machen konnte. Er hörte ruhig alles an, was sie über die entsetzliche That, über Oliviers Verhältnisse, über seinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämisches Lächeln war indessen Alles, womit er bewies, daß die Betheurungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten seyn, sondern auch auf Alles achten müsse, was zu seinen Gunsten spräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erschöpft, die Thränen von den Augen wegtrocknend, schwieg, fing la Regnie an: Es ist ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von

den Thränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was sie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig seyd, den Gedanken einer entsetzlichen Unthat zu fassen, aber anders ist es mit dem Richter, der gewohnt ist, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amtes seyn, jedem, der mich frägt, den Gang eines Kriminalprozesses zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Zittern sollen die Bösewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber von Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grausamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutschuld des jungen Bösewichts, der, dem Himmel sey es gedankt! der Rache verfallen ist, klar vor Augen lege. Euer scharfsinniger Geist wird dann selbst die Gutmüthigkeit verschmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anstehen würde. — Also! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchstoß ermordet gefunden. Niemand ist bei ihm, als sein Geselle Olivier Brußon und die Tochter. In Oliviers Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von frischem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. „Cardillac ist, spricht Olivier, in der Nacht vor meinen Augen niedergestoßen worden. — Man wollte ihn berauben? Das weiß ich nicht! — Du gingst mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? — ihn fest zu halten? um Hülfe zu rufen? Funfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meister, ich folgte ihm. Warum in aller Welt so entfernt? — Der Meister wollt' es so. Was hatte überhaupt Meister Cardillac so spät auf der Straße zu thun? — Das kann ich nicht sagen. Sonst ist er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hause gekommen? — Hier stockt Olivier, er ist bestürzt, er seufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen sey, und seinen Tod gefunden habe." Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwiesen ist es bis zur vollkommensten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin ist Oliviers Behauptung, er sey mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Hausthüre ist mit einem schweren Schloß versehen, welches bei dem Auf- und Zuschließen ein durchdringendes Geräusch macht, dann aber bewegt sich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, so daß, wie es ange-

stellte Versuche bewährt haben, selbst im obersten Stock des Hauses das Getöse wiederhallt. Nun wohnt in dem untersten Stock, also dicht neben der Hausthüre, der alte Meister Claude Patru mit seiner Aufwärterin, einer Person von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Diese beiden Personen hörten, wie Cardillac nach seiner gewöhnlichen Weise an jenem Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thüre mit vielem Geräusch verschloß und verrammelte, dann wieder hinauf stieg, den Abendsegen laut las und dann, wie man es an dem Zuschlagen der Thüre vernehmen konnte, in sein Schlafzimmer ging. Meister Claude leidet an Schlaflosigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zuthun. Die Aufwärterin schlug daher, es mochte halb zehn Uhr seyn, in der Küche, in die sie über den Hausflur gehend gelangt, Licht an und setzte sich zum Meister Claude an den Tisch mit einer alten Chronik, in der sie las, während der Alte seinen Gedanken nachhängend bald sich in den Lehnstuhl setzte, bald wieder aufstand, und um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leise und langsam auf und ab schritt. Es blieb alles still und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörten sie über sich scharfe Tritte, einen harten Fall, als stürze eine schwere Last zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Beide kam eine seltsame Angst und Beklommenheit. Die Schauer der entsetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann ans Licht, was in der Finsterniß begonnen. — Aber, fiel die Scuderi ein, aber um aller Heiligen willen, könnt ihr bei allen Umständen, die ich erst weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieser That der Hölle denken? — Hm, erwiederte la Regnie, Cardillac war nicht arm — im Besitz vortrefflicher Steine. Bekam, fuhr die Scuderi fort, bekam denn nicht alles die Tochter? — Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillacs Schwiegersohn werden sollte. Er mußte vielleicht theilen oder gar nur für Andere morden, sprach la Regnie. Theilen, für Andere morden? fragte die Scuderi in vollem Erstaunen. Wißt, fuhr der Präsident fort, wißt mein Fräulein! daß Olivier schon längst geblutet hätte auf dem Greveplatz, stünde seine That nicht in Beziehung mit dem dicht verschleierten Geheimniß, das bisher so bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die alle Aufmerksamkeit, alle Mühe, alles Forschen der Gerichtshöfe

verspottend ihre Streiche sicher und ungestraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillacs ist denen ganz ähnlich, die alle auf den Straßen, in den Häusern Ermordete und Beraubte trugen. Dann aber das Entscheidendste, seit der Zeit, daß Olivier Brußon verhaftet ist, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher sind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande stand. Noch will er nicht bekennen, aber es giebt Mittel, ihn sprechen zu machen wider seinen Willen. Und Madelon, rief die Scuderi, und Madelon, die treue, unschuldige Taube. — Ei, sprach la Regnie mit einem giftigen Lächeln, ei wer steht mir dafür, daß sie nicht mit im Complot ist. Was ist ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gelten ihre Thränen. Was sagt ihr, schrie die Scuderi, es ist nicht möglich; den Vater! dieses Mädchen! — O! fuhr la Regnie fort, o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt sehe, Euch Euren Schützling zu entreißen und in die Conciergerie werfen zu lassen. — Der Scuderi ging ein Grausen an bei diesem entsetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor diesem schrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend bestehen, als spähe er in den tiefsten, geheimsten Gedanken Mord und Blutschuld. Sie stand auf. Seyd menschlich, das war Alles, was sie beklommen, mühsam athmend hervorbringen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzusteigen, bis zu der der Präsident sie mit ceremoniöser Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, selbst wußte sie nicht wie, ein seltsamer Gedanke. „Würd' es mir wohl erlaubt seyn, den unglücklichen Olivier Brußon zu sehen?“ So fragte sie den Präsidenten, sich rasch umwendend. Dieser schaute sie mit bedenklicher Miene an, dann verzog sich sein Gesicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. „Gewiß, sprach er, gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unsern Augen geschehen, selbst Oliviers Schuld oder Unschuld prüfen. Scheut ihr nicht den düstern Aufenthalt des Verbrechens, ist es Euch nicht gehässig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abstufungen zu sehen, so sollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen seyn. Man wird Euch diesen Olivier, dessen Schicksal Eure Theilnahme erregt, vorstellen.“

In der That konnte sich die Scuderi von der Schuld des jungen Menschen nicht überzeugen. Alles sprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei solch entscheidenden Thatsachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Madelon mit den lebendigsten Zügen der Scuderi vor Augen gestellt, überstrahlte jeden bösen Verdacht, und so mochte sie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres sich empörte.

Sie gedachte, sich von Olivier noch einmal Alles, wie es sich in jener verhängnißvollen Nacht begeben, erzählen zu lassen, und so viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verschlossen geblieben, weil es werthlos schien, sich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes, helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm sie Kettengerassel. Olivier Brußon wurde gebracht. Doch so wie er in die Thüre trat, sank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als sie sich erholt hatte, war Olivier verschwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man sie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte sie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! — auf den ersten Blick hatte sie in Olivier Brußon den jungen Menschen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Kästchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnie's schreckliche Vermuthung ganz bestätigt. Olivier Brußon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meister! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuscht, auf den Tod angepackt von der höllischen Macht auf Erden, an deren Daseyn sie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entsetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verschworen seyn und Theil haben könne an der gräßlichen Blutschuld. Wie es denn geschieht, daß der menschliche Geist, ist ihm ein Bild aufgegangen, emsig Farben sucht und findet, es greller und greller auszumalen, so fand auch die Scuderi, jeden Umstand der That, Madelons Betragen in den kleinsten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unschuld und Reinheit gegolten, sicheres Merkmal freveliger Bosheit, studirter

Heuchelei. Jener herzzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt seyn von der Todesangst, nicht den Geliebten bluten zu sehen, nein — selbst zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich sich die Schlange, die sie im Busen nähre, vom Halse zu schaffen; mit diesem Entschluß stieg die Scuderi aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Madelon sich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat sie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Brust zusammengefaltet, jammerte und flehte sie laut um Hülfe und Trost. Die Scuderi sich mühsam zusammenfassend, sprach, indem sie dem Ton ihrer Stimme so viel Ernst und Ruhe zu geben suchte, als ihr möglich: Geh' — geh' — tröste dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe seiner Schandthaten erwartet — Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir selbst eine Blutschuld schwer laste. „Ach nun ist alles verloren!" — Mit diesem gellenden Ausruf stürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte sich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerrissen im Innern, entzweit mit allem Irdischen wünschte die Scuderi, nicht mehr in einer Welt voll höllischen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterm Hohn ihr so viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu stärken, und nun in ihrem Alter das schöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Madelon fortbrachte, die leise seufzte und jammerte: Ach! — auch sie — auch sie haben die Grausamen bethört. — Ich Elende — armer, unglücklicher Olivier! — Die Töne drangen der Scuderi ins Herz, und aufs neue regte sich aus dem tiefsten Innern heraus die Ahnung eines Geheimnisses, der Glaube an Oliviers Unschuld. Bedrängt von den widersprechendsten Gefühlen, ganz außer sich rief die Scuderi: Welcher Geist der Hölle hat mich in die entsetzliche Geschichte verwickelt, die mir das Leben kosten wird! — In dem Augenblick trat Baptiste hinein, bleich und erschrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen sey. Seit dem abscheulichen Prozeß der la Voisin war Desgrais Erscheinung in einem Hause der gewisse Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiste's Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: Was ist dir, Baptiste? — Nicht wahr! — der Name Scuderi

befand sich auf der Liste der la Voisin? Ach um Christus willen, erwiederte Baptiste, am ganzen Leibe zitternd, wie möget Ihr nur so etwas aussprechen, aber Desgrais — der entsetzliche Desgrais, thut so geheimnißvoll, so dringend, er scheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu sehen! — Nun, sprach die Scuderi, nun Baptiste, so führt ihn nur gleich herein den Menschen, der Euch so fürchterlich ist, und der mir wenigstens keine Besorgniß erregen kann. — Der Präsident, sprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, der Präsident la Regnie schickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, kennte er nicht Euere Tugend, Euern Muth, läge nicht das letzte Mittel. eine böse Blutschuld an den Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht selbst schon Theil genommen an dem bösen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Athem hält. Olivier Brußon, seitdem er Euch gesehen hat, ist halb rasend. So sehr er schon zum Bekenntniß sich zu neigen schien, so schwört er doch jetzt aufs neue bei Christus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unschuldig sey, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zusatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm lasten. Doch vergebens ist alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, selbst die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beschwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verschaffen, Euch nur, Euch allein will er Alles gestehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Brußons Bekenntniß zu hören. Wie! rief die Scuderi ganz entrüstet, soll ich dem Blutgericht zum Organ dienen, soll ich das Vertrauen des unglücklichen Menschen mißbrauchen, ihn aufs Blutgerüst zu bringen? — Nein Desgrais! mag Brußon auch ein verruchter Mörder seyn, nie wär' es mir doch möglich, ihn so spitzbübisch zu hintergehen. Nichts mag ich von seinen Geheimnissen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Brust verschlossen bleiben würden. Vielleicht, versetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, vielleicht, mein Fräulein, ändert sich Eure Gesinnung, wenn Ihr Brußon gehört habt. Batet Ihr den Präsidenten nicht selbst, er sollte menschlich seyn? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Brußons nachgibt, und so das letzte Mittel versucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Brußon längst reif ist. Die Scuderi schrak unwillkührlich zusammen. Seht, fuhr

Desgrais fort, seht, würdige Dame, man wird Euch keinesweges zumuthen, noch einmal in jene finsteren Gemächer zu treten, die Euch mit Grausen und Abscheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufsehen bringt man Olivier Brußon wie einen freien Menschen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauscht, doch wohl bewacht, mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen. Daß Ihr für Euch selbst nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür stehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er spricht von Euch mit inbrünstiger Verehrung. Er schwört, daß nur das düstre Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu sehen, ihn in den Tod gestürzt. Und dann steht es ja bei Euch, von dem, was Euch Brußon entdeckt, so viel zu sagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?

Die Scuderi sah tief sinnend vor sich nieder. Es war ihr, als müsse sie der höheren Macht gehorchen, die den Aufschluß irgend eines entsetzlichen Geheimnisses von ihr verlange, als könne sie sich nicht mehr den wunderbaren Verschlingungen entziehen, in die sie willenlos gerathen. Plötzlich entschlossen sprach sie mit Würde: Gott wird mir Fassung und Standhaftigkeit geben; führt den Brußon her, ich will ihn sprechen.

So wie damals, als Brußon das Kästchen brachte, wurde um Mitternacht an die Hausthür der Scuderi gepocht. Baptiste, von dem nächtlichen Besuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als sie an den leisen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Brußon gebracht, sich in den Gängen des Hauses vertheilten.

Endlich ging leise die Thüre des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Brußon, fesselfrei, in anständigen Kleidern. Hier ist, sprach Desgrais, sich ehrerbietig verneigend, hier ist Brußon, mein würdiges Fräulein! und verließ das Zimmer.

Brußon sank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi schaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbst bei den entstellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen strahlte der reine Ausdruck des treusten Gemüths aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen

auf Brußons Gesicht ruhen ließ, desto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Person hervor, auf die sie sich nur nicht deutlich zu besinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, sie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr kniee, sie sprach mit dem anmuthigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: Nun Brußon, was habt ihr mir zu sagen? Dieser, noch immer knieend, seufzte auf vor tiefer, inbrünstiger Wehmuth und sprach dann: O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, ist denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen? Die Scuderi, ihn noch aufmerksamer betrachtend, erwiederte, daß sie allerdings in seinen Zügen die Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Person gefunden, und daß er nur dieser Aehnlichkeit es verdanke, wenn sie den tiefen Abscheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Brußon, schwer verletzt durch diese Worte, erhob sich schnell und trat, den finstern Blick zu Boden gesenkt, einen Schritt zurück. Dann sprach er mit dumpfer Stimme: Habt ihr denn Anne Guiot ganz vergessen? — ihr Sohn Olivier — der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knien schaukeltet, ist es, der vor Euch steht. „O um aller Heiligen willen!“ rief die Scuderi, indem sie mit beiden Händen das Gesicht bedeckend in die Polster zurücksank. Das Fräulein hatte wohl Ursache genug, sich auf diese Weise zu entsetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die sie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als sie nun herangewachsen, fand sich ein hübscher sittiger Jüngling, Claude Brußon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeschickter Uhrmacher war, der sein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, so trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirath ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten sich ein, lebten in stiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch fester knüpfte war die Geburt eines wunderschönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den sie Stunden, Tage lang der Mutter entriß, um ihn zu liebkosen, zu hätscheln. Daher kam es, daß der Junge sich ganz an sie gewöhnte, und eben so gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunstgenossen Brußons es dahin brachte, daß seine Arbeit mit jedem Tage abnahm, so daß er zuletzt

kaum sich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnsucht nach seinem schönen heimatlichen Genf, und so geschah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerstrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterstützung versprach, unerachtet. Noch ein paarmal schrieb Anne an ihre Pflegemutter, dann schwieg sie, und diese mußte glauben, daß das glückliche Leben in Brußons Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen lasse.

Es waren jetzt gerade drei und zwanzig Jahre her, als Brußon mit seinem Weibe und Kinde Paris verlassen und nach Genf gezogen.

O entsetzlich, rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, o entsetzlich! — Olivier bist du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt! — „Wohl, versetzte Olivier ruhig und gefaßt, wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichste Mutter hätscheltet, dem Ihr, auf Euerm Schooß ihn schaukelnd, Näscherei auf Näscherei in den Mund stecktet, dem Ihr die süßesten Namen gabt, zum Jünglinge gereift dereinst vor Euch stehen würde, gräßlicher Blutschuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, so wahr ich selig zu sterben hoffe, sey es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutschuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verschulden fiel der unglückliche Cardillac!“ — Olivier gerieth bei diesen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillschweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Sessel, der Olivier zur Seite stand. Er ließ sich langsam nieder.

„Ich hatte Zeit genug, fing er an, mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunst des versöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten, und so viel Ruhe und Fassung zu gewinnen als nöthig, Euch die Geschichte meines entsetzlichen, unerhörten Mißgeschicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, so sehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimnisses, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraschen, ja mit Grausen erfüllen mag. — Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlassen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den trostlosen Eltern mit Thränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verstand, selbst zu Thränen gebracht. Später kam mir das deut-

liche Gefühl, das volle Bewußtsein des drückendsten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, starb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldschmidt als Lehrjunge unterzubringen. Meine Mutter sprach viel von Euch, sie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel sie die Muthlosigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falsche Scham, die oft an dem todwunden Gemüthe nagt, hielt sie von ihrem Entschluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter ins Grab." Arme Anne! arme Anne! rief die Scuderi von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß sie hinüber ist, und nicht fallen sieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt." So schrie Olivier laut auf, indem er einen wilden entsetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho, ho, sprach Olivier mit einem bittern Lächeln, Desgrais weckt seine Spießgesellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meister hart gehalten, unerachtet ich bald am besten arbeitete, ja wohl endlich den Meister weit übertraf. Es begab sich, daß einst ein Fremder in unsere Werkstatt kam, um einiges Geschmeide zu kaufen. Als der nun einen schönen Halsschmuck sah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, sprach: Ei, Ei! mein junger Freund, das ist ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wüßte in der That nicht, wer Euch noch anders übertreffen sollte, als René Cardillac, der freilich der erste Goldschmidt ist, den es auf der Welt gibt. Zu dem solltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in seine Werkstatt, denn nur Ihr könnt ihm beistehen in seiner kunstvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen. Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meister los zu machen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barsch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, so geringfügig sie auch seyn mochte. Ich sollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, sah er mich starr an mit seinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinschauen in mein Innerstes.

Dann sprach er: Du bist ein tüchtiger, wackerer Geselle, Du kannst zu mir ziehen und mir helfen in der Werkstatt. Ich zahle Dir gut, Du wirst mit mir zufrieden seyn. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon gesehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillacs damals sich aufhielt. Endlich kam sie. O du ewige Macht des Himmels, wie geschah mir, als ich das Engelsbild sah! — Hat je ein Mensch so geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!"

Olivier konnte vor Wehmuth nicht weiter sprechen. Er hielt beide Hände vors Gesicht und schluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend sprach er weiter.

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkstatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So streng der Vater uns bewachte, mancher verstohlne Händedruck galt als Zeichen des geschlossenen Bundes, Cardillac schien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erst seine Gunst gewonnen, und konnte ich die Meisterschaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finstern Blick. Ich bedarf Deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hause noch in dieser Stunde, und laß Dich nie mehr vor meinen Augen sehen. Warum ich Dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich Dir nicht zu sagen. Für Dich armen Schlucker hängt die süße Frucht zu hoch, nach der Du trachtest! Ich wollte reden, er packte mich aber mit starker Faust und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederstürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerrissen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußersten Ende der Vorstadt St. Martin einen gutmüthigen Bekannten, der mich aufnahm in seine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Rast. Zur Nachtzeit umschlich ich Cardillacs Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klagen vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenster herab unbelauscht zu sprechen. Allerlei verworrene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich sie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaise schließt sich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerstückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem solchen Steinbilde stehe ich in einer Nacht und sehe hinauf nach den Fenstern des Hauses, die in den Hof

gehen, den die Mauer einschließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkstatt. Es ist Mitternacht, nie war sonst Cardillac zu dieser Stunde wach, er pflegte sich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verschwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entsetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als sey das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein sich langsam dreht, und hinter demselben eine finstere Gestalt hervorschlüpft, die leisen Trittes die Straße hinabgeht. Ich springe an das Steinbild hinan, es steht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkürlich, wie von einer innern Macht getrieben, schleiche ich hinter der Gestalt her. Gerade bei einem Marienbilde schaut die Gestalt sich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es ist Cardillac! Eine unbegreifliche Angst, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber fest gebannt muß ich fort — nach — dem gespenstischen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meister, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds ist, in der solcher Spuk die Schlafenden bethört. Endlich verschwindet Cardillac seitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, mir wohl bekannten Räuspern gewahre ich indessen, daß er in die Einfahrt eines Hauses getreten ist. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich selbst voll Erstaunen, und drücke mich dicht an die Häuser. Nicht lange dauerts, so kommt singend und trillerirend ein Mann daher mit leuchtendem Federbusch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf seinen Raub, stürzt sich Cardillac aus seinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demselben Augenblick röchelnd zu Boden sinkt. Mit einem Schrei des Entsetzens springe ich heran, Cardillac ist über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meister Cardillac was thut ihr, rufe ich laut. „Vermaledeiter!" brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesschnelle bei mir vorbei und verschwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich kniee bei ihm nieder, vielleicht, denk' ich, ist er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens ist mehr in ihm. In meiner Todesangst gewahre ich kaum, daß mich die Marechaussee umringt hat. „Schon wieder einer von den Teufeln niedergestreckt — he he

— junger Mensch, was machst du da — bist einer von der Bande? — fort mit dir!“ So schrien sie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu stammeln, daß ich solche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begehen können, und daß sie mich im Frieden ziehen lassen möchten. Da leuchtet mir einer ins Gesicht und ruft lachend: Das ist Olivier Brußon, der Goldschmidtsgeselle, der bei unserm ehrlichen, braven Meister René Cardillac arbeitet! — ja — der wird die Leute auf der Straße morden! — sieht mir recht darnach aus — ist recht nach der Art der Mordbuben, daß sie beim Leichnam lamentiren und sich fangen lassen werden. — Wie war's Junge? — erzähle dreist. „Dicht vor mir, sprach ich, sprang ein Mensch auf den dort los, stieß ihn nieder und rannte blitzschnell davon, als ich laut aufschrie. Ich wollt' doch sehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre.“ Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der ist hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchstich. Teufel, spricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu spät wie vorgestern; damit entfernen sie sich mit dem Leichnam.

Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht sagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böser Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die steinernen Stufen eines Hauses gesunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geschmückt, lag vor mir auf dem Pflaster. Cardillacs blutige That, auf der Stelle begangen, wo ich saß, ging vor mir hell auf. Entsetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe besinnungslos sitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf und René Cardillac tritt herein. Um Christus willen! was wollt ihr? schrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutseligkeit, die meinen inneren Abscheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und setzt sich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olivier, fängt er an, wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der That garstig übereilt, als ich dich aus dem Hause stieß, du fehlst mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hülfe gar nicht

vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkstatt arbeitetest? — Du schweigst? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ich's dir, daß ich auf dich zornig war, wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nahcher, und gefunden, daß bei deiner Geschicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen bessern Eidam wünschen kann als eben dich. Komm also mit mir und siehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magst."

Cardillacs Worte durchschnitten mir das Herz, ich erbebte vor seiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. „Du zauderst, fuhr er nun fort mit scharfem Ton, indem seine funkelnden Augen mich durchbohren, du zauderst? — du kannst vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du hast andere Dinge vor! — du willst vielleicht Desgrais besuchen oder dich gar einführen lassen bei d'Argenson oder la Regnie. Nimm dich in Acht, Bursche, daß die Krallen, die du hervorlocken willst zu anderer Leute Verderben, dich nicht selbst fassen und zerreißen." Da macht sich mein tief empörtes Gemüth plötzlich Luft. Mögen die, rufe ich, mögen die, die sich gräßlicher Unthat bewußt sind, jene Namen fühlen, die ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen. „Eigentlich, spricht Cardillac weiter, eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeitest, bei mir, dem berühmtesten Meister seiner Zeit, überall hochgeachtet wegen seiner Treue und Rechtschaffenheit, so daß jede böse Verläumdung schwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. — Was nun Madelon betrifft, so muß ich dir nur gestehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankest. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warst, fiel sie mir zu Füßen, umschlang meine Knie und gestand unter tausend Thränen, daß sie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, sie bilde sich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingern zu geschehen pflegt, daß sie gleich sterben wollen, wenn das erste Milchgesicht sie freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde siech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief sie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich sie nicht verzweifeln lassen. Gestern Abend sagt' ich ihr, ich willige in Alles und werde dich heute holen. Da ist sie über Nacht aufgeblüht wie eine Rose,

und harrt nun auf dich ganz außer sich vor Liebessehnsucht.“ — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber selbst weiß ich nicht, wie es geschah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hause stand, daß Madelon laut aufjauchzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte! auf mich gestürzt, mich mit beiden Armen umschlang, mich fest an ihre Brust drückte, daß ich im Uebermaaß des höchsten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen schwor, sie nimmer, nimmer zu verlassen!“

Erschüttert von dem Andenken an diesen entscheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Scuderi, von Grausen erfüllt über die Unthat eines Mannes, den sie für die Tugend, die Rechtschaffenheit selbst gehalten, rief: Entsetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unsere gute Stadt so lange zur Räuberhöhle machte? „Was sagt ihr, mein Fräulein, sprach Olivier, zur Bande? Nie hat es eine solche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt seine Schlachtopfer suchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er seine Streiche führte, die unüberwundene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimnisse des verruchtesten und zugleich unglücklichsten aller Menschen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meister befand, jeder mag die sich leicht denken. Der Schritt war geschehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als sey ich selbst Cardillacs Mordgehülfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äußere Spur namenlosen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkstatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu schauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grausen, das mich durchbebte in der Nähe des entsetzlichen Menschen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht seine Unthaten verschleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttischer Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den entlarvten Bösewicht, sie ja, mit aller höllischen List des Satans getäuscht, der gräßlichsten Verzweiflung unterliegen müsse. Schon das verschloß mir den Mund, und hätt' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müssen. Unerachtet ich

aus den Reden der Marechaussee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Unthaten, ihr Motiv, die Art, sie auszuführen, ein Räthsel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der sonst meinen Abscheu erregend, bei der Arbeit in der heitersten Laune, scherzte und lachte, sehr ernst und in sich gekehrt. Plötzlich warf er das Geschmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, stand heftig auf und sprach: Olivier! — es kann zwischen uns Beiden nicht so bleiben, dies Verhältniß ist mir unerträglich. — Was der feinsten Schlauigkeit Desgrais und seiner Spießgesellen nicht gelang zu entdecken, das spielte dir der Zufall in die Hände. Du hast mich geschaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böser Stern treibt, kein Widerstand ist möglich. — Auch dein böser Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandeltest wie das kleinste Thier, so daß ich, der ich in der tiefsten Nacht klar schaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinste Geräusch, das Sumsen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böser Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath ist, so wie du jetzt stehst, nicht mehr zu denken. Darum magst du Alles wissen. „Nimmermehr werd' ich dein Gefährte seyn, heuchlerischer Bösewicht.“ So wollt' ich aufschreien, aber das innere Entsetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfaßt, schnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverständlichen Laut auszustoßen. Cardillac setzte sich wieder in seinen Arbeitsstuhl. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Er schien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, sich mühsam zu fassen. Endlich fing er an: „Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften, willenlosen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geschichte. Als die mit mir im ersten Monat schwanger ging, schaute sie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffest zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in spanischer Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der sie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Wesen war Begierde nach den

funkelnden Steinen, die ihr ein überirdisches Gut dünkten. Derselbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheirathet, ihrer Tugend nachgestellt, war aber mit Abscheu zurückgewiesen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als sey er im Glanz der strahlenden Diamanten ein Wesen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Cavalier bemerkte die sehnsuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu seyn als vormals. Er wußte sich ihr zu nähern, noch mehr, sie von ihren Bekannten fort an einen einsamen Ort zu locken. Dort schloß er sie brünstig in seine Arme, meine Mutter faßte nach der schönen Kette, aber in demselben Augenblick sank er nieder und riß meine Mutter mit sich zu Boden. Sey es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Ursache; genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, sich den im Todeskrampf erstarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloschen, auf sie gerichtet, wälzte der Todte sich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hülfegeschrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und sie retteten aus den Armen des grausigen Liebhabers. Das Entsetzen warf meine Mutter auf ein schweres Krankenlager. Man gab sie, mich verloren, doch sie gesundete und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böser Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeschossen, der in mir eine der seltsamsten und verderblichsten Leidenschaften entzündet. Schon in der frühesten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geschmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindische Neigung. Aber es zeigte sich anders, denn als Knabe stahl ich Gold und Juwelen, wo ich sie habhaft werden konnte. Wie der geübteste Kenner unterschied ich aus Instinkt unächtes Geschmeide von ächtem. Nur dieses lockte mich, unächtes so wie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grausamsten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldschmidts-Profession. Ich arbeitete mit Leidenschaft und wurde bald der erste Meister dieser Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, so lange niederge-

drückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, Alles um sich her wegzehrend. So wie ich ein Geschmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Trostlosigkeit; die mir Schlaf, Gesundheit — Lebensmuth raubte. — Wie ein Gespenst stand Tag und Nacht die Person, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geschmückt mit meinem Geschmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es ist ja dein — es ist ja dein — nimm es doch — was sollen die Diamanten dem Todten! — Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünste. Ich hatte Zutritt in den Häusern der Großen, ich nützte schnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerstand meinem Geschick und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb selbst das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ sich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geschmeide trägt ein Todter! — Selbst wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unaussprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefsten Innern regte sich eine Mordlust gegen sie, vor der ich selbst erbebte. — In dieser Zeit kaufte ich dieses Haus. Ich war mit dem Besitzer Handels einig geworden, hier in diesem Gemach saßen wir erfreut über das geschlossene Geschäft beisammen, und tranken eine Flasche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da sprach mein Verkäufer: Hört, Meister René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieses Hauses bekannt machen. Darauf schloß er jenen in die Mauer eingefügten Schrank auf, schob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte sich nieder, hob eine Fallthür' auf. Eine steile, schmale Treppe stiegen wir hinab, kamen an ein schmales Pförtchen, das er aufschloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun schritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, schob an einem nur wenig hervorragenden Eisen, und alsbald drehte sich ein Stück Mauer los, so daß ein Mensch bequem durch die Oeffnung schlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magst einmal das Kunststück sehen, Olivier, das wahrscheinlich schlaue Mönche des Klosters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einschlüpfen zu können. Es ist ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von außenher eine Bildsäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt ist, welches sich mit sammt der Bildsäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken stiegen in mir auf, als

ich diese Einrichtung sah, es war mir, als sey vorgearbeitet solchen Thaten, die mir selbst noch Geheimniß blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin bestimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Gespenst hielt sich an meine Schritte — der lispelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angstschweiß gebadet, wälzte ich mich schlaflos auf dem Lager! Ich seh' im Geiste den Menschen zu der Tänzerin schleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth springe ich auf — werfe den Mantel um — steige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaise. — Er kommt, ich falle über ihn her, er schreit auf, doch von hinten festgepackt stoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck ist mein! — Dies gethan fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie sonst niemals. Das Gespenst war verschwunden, die Stimme des Satans schwieg. Nun wußte ich, was mein böser Stern wollte, ich mußt' ihm nachgeben oder untergehen! — Du begreifst jetzt mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht lassen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menschen bedingt seyn soll, rein entsagt habe. Du weißt, wie schwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich sogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Gespenst verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Faustschlage bewenden lasse, der den Besitzer meines Kleinods zu Boden streckt, und mir dieses in die Hand liefert." — Dies alles gesprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick seines Juwelen-Kabinets. Der König besitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen, daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen er gearbeitet, wann er durch Diebstahl, Raub oder Mord genommen worden. „An deinem Hochzeitstage, sprach Cardillac dumpf und feierlich, an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirst du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Christus Bild, einen heiligen Eid schwören, so wie ich gestorben, alle diese Reichthümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menschlich Wesen, und am wenigsten Madelon und Du, in den Besitz des mit Blut erkauften Horts komme." Gefangen in diesem

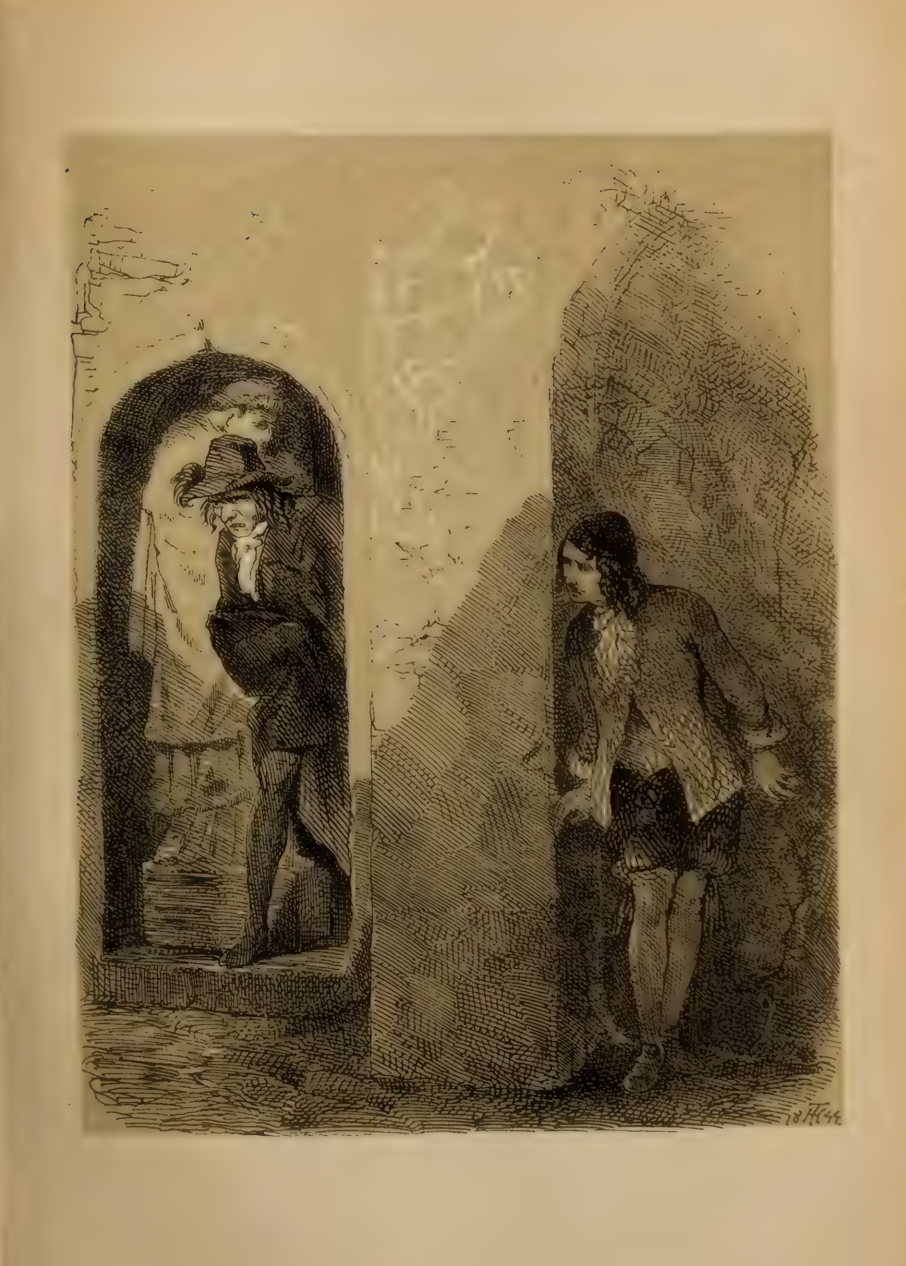
Labyrinth des Verbrechens, zerrissen von Liebe und Abscheu, von Wonne und Entsetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen festgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem sich alle Seligkeit des hohen Himmels abspiegelt, wird ihm zur grimmigsten seiner Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbstmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu schwach war, mit Gewalt eine Leidenschaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen fesselte; aber büße ich nicht dafür mit schmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hause ungewöhnlich heiter. Er liebkoste Madelon, warf mir die freundlichsten Blicke zu, trank bei Tische eine Flasche edlen Weins, wie er es nur an hohen Fest- und Feiertagen zu thun pflegte, sang und jubilirte. Madelon hatte uns verlassen, ich wollte in die Werkstatt: „Bleib sitzen, Junge, rief Cardillac, heut' keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigsten, vortrefflichsten Dame in Paris." Nachdem ich mit ihm angestoßen und er ein volles Glas geleert hatte, sprach er: Sag' an, Olivier! wie gefallen dir die Verse:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour!

Er erzählte nun, was sich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, wie sonst kein menschliches Wesen, und daß Ihr, mit solch hoher Tugend begabt, vor der der böse Stern kraflos erbleiche, selbst den schönsten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böses Gespenst, Mordgedanken in ihm erregen würdet. „Höre, Olivier, sprach er, wozu ich entschlossen. Vor langer Zeit sollt' ich Halsschmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und selbst die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Brust, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müssen. Du weißt der Prinzessin unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein von Scuderi senden im Namen der verfolgten Bande. — Außerdem, daß die Scuderi das sprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais

und seine Gesellen, wie sie es verdienen. — Du sollst ihr den Schmuck hintragen.“ So wie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden schwarze Schleier weggezogen, und das schöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Trost in meine Seele, ein Hoffnungsstrahl, vor dem die finstern Geister schwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den seine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach seiner Art deuten. „Dir scheint, sprach er, mein Vorhaben zu behagen. Gestehen kann ich wohl, daß eine tief' innere Stimme, sehr verschieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich solches thue. — Manchmal wird mir wunderlich im Gemüthe — eine innere Angst, die Furcht vor irgend etwas Entsetzlichem, dessen Schauer aus einem fernen Jenseits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltsam. Es ist mir dann sogar, als ob das, was der böse Stern begonnen durch mich, meiner unsterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In solcher Stimmung beschloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Eustache eine schöne Diamanten-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angst überfiel mich stärker, so oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt ist es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit selbst demuthsvoll ein Opfer bringe und wirksame Fürsprache erflehe, indem ich der Scuderi den schönsten Schmuck sende, den ich jemals gearbeitet.“ — Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweise, mein Fräulein, auf das genaueste bekannt, gab mir nun Art und Weise so wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein sauberes Käftchen schloß, abliefern solle. Mein ganzes Wesen war Entzücken, denn der Himmel selbst zeigte mir durch den frevelichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verstoßener Sünder, schmachte. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillacs Willen wollt' ich bis zu Euch dringen. Als Anne Brußons Sohn, als Euer Pflegling gedacht ich, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenlosen Elend, das der armen, unschuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß bewahrt, aber Euer hoher, scharfsinniger Geist fand gewiß sichre Mittel, ohne jene Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillacs zu steuern. Fragt mich nicht, worin diese Mittel hätten bestehen sollen,

ich weiß es nicht — aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung fest in meiner Seele, wie der Glaube an die trostreiche Hülfe der heiligen Jungfrau. — Ihr wißt, Fräulein, daß meine Absicht in jener Nacht fehlschlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu seyn. Da geschah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er schlich trübe umher, starrte vor sich hin, murmelte unverständliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von sich abwehrend, sein Geist schien gequält von bösen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich setzte er sich an den Werktisch, sprang unmuthig wieder auf, schaute durch's Fenster, sprach ernst und düster: Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen! — Die Worte erfüllten mich mit Entsetzen. Nun wußt ich, daß sein irrer Geist wieder erfaßt war von dem abscheulichen Mordgespenst, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor seinen Ohren. Ich sah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hätte Cardillac nur seinen Schmuck wieder in Händen, so wär't Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutsche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beschwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillacs Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angst stieg bis zur Verzweiflung, als andern Tages Cardillac von nichts anderm sprach, als von dem köstlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einem Mordanschlag brüte, den er gewiß schon in der Nacht auszuführen sich vorgenommen. Euch retten mußt' ich, und sollt' es Cardillacs Leben kosten. So wie Cardillac nach dem Abendgebet sich wie gewöhnlich eingeschlossen, stieg ich durch ein Fenster in den Hof, schlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und stellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, so kam Cardillac heraus und schlich leise durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Er ging nach der Straße St. Honorée, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einemmal mir entschwunden. Ich beschloß, mich an Eure Hausthüre zu stellen. Da kommt singend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuschauer von Cardillacs Mordthat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demselben Augenblick springt eine schwarze





Gestalt hervor und fällt über ihn her. Es ist Cardillac. Diesen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sätzen zur Stelle — Nicht der Offizier — Cardillac sinkt zum Tode getroffen röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen, reißt den Degen aus der Scheide, stellt sich, wähnend ich sey des Mörders Geselle, kampffertig mir entgegen, eilt aber schnell davon, als er gewahrt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam untersuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen lassen, zu mir gesteckt, auf die Schultern, und schleppte ihn mühsam fort nach Hause, und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkstatt. — Das Uebrige ist Euch bekannt, Ihr seht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin besteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verrieth und so seinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutschuld. — Keine Marter wird mir das Geheimniß von Cardillacs Unthaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutschuld verschleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seyns noch jetzt tödtend auf sie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schande brandmarke. — Nein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unschuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer seyn über des geliebten Vaters entsetzliche Thaten der Hölle!" —

Olivier schwieg, aber nun stürzte plötzlich ein Thränenstrom aus seinen Augen, er warf sich der Scuderi zu Füßen und flehte: „Ihr seyd von meiner Unschuld überzeugt — gewiß Ihr seyd es! — Habt Erbarmen mit mir, sagt, wie steht es um Madelon?" — Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Oliviers Hals. „Nun ist alles gut, da du hier bist — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigste Dame dich retten würde!" So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß sein Schicksal, alles was ihm drohte, er war frei und selig. Auf das rührendste klagten Beide sich, was sie um einander gelitten, und umarmten sich dann aufs neue und weinten vor Entzücken, daß sie sich wieder gefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Oliviers Unschuld schon überzeugt gewesen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen seyn, da sie die Beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigsten Liebesbündnisses die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloses Leiden. „Nein, rief sie, solch seliger Vergessenheit ist nur ein reines Herz fähig."

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch das Fenster. Desgrais klopfte leise an die Thüre des Gemachs und erinnerte, daß es Zeit sey, Olivier Brußon fortzuschaffen, da ohne Aufsehen zu erregen das später nicht geschehen könne. Die Liebenden mußten sich trennen. —

Die dunklen Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüth befangen seit Brußons erstem Eintritt in ihr Haus, hatten sich nun zum Leben gestaltet auf furchtbare Weise. Den Sohn ihrer geliebten Anne sah sie schuldlos verstrickt auf eine Art, daß ihn vom schmachvollen Tod zu retten kaum denkbar schien. Sie ehrte des Jünglings Heldensinn, der lieber schuldbeladen sterben, als ein Geheimniß verrathen wollte, das seiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand sie kein Mittel, den Aermsten dem grausamen Gerichtshofe zu entreißen. Und doch stand es fest in ihrer Seele, daß sie kein Opfer scheuen müsse, das himmelschreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte sich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abentheuerliche streiften, und die sie eben so schnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verschwand jeder Hoffnungsschimmer, so daß sie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der sie von dem Geliebten sprach, der nun bald, freigesprochen von jeder Schuld, sie als Gattin umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grad wieder auf, als sie davon bis tief ins Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu thun, schrieb die Scuderi an la Regnie einen langen Brief, worin sie ihm sagte, daß Olivier Brußon ihr auf die glaubwürdigste Weise seine völlige Unschuld an Cardillacs Tode dargethan habe, und daß nur der heldenmüthige Entschluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, dessen Enthüllung die Unschuld und Tugend selbst verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geständniß abzulegen, das ihn von dem entsetzlichen Verdacht nicht

allein, daß er Cardillac ermordet, sondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müsse. Alles was glühender Eifer, was geistvolle Beredsamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboten, la Regnies hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Brußon sich bei seiner hohen, würdigen Gönnerin gänzlich gerechtfertigt habe. Was Oliviers heldenmüthigen Entschluß betreffe, ein Geheimniß, das sich auf die That beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen, so thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmuth nicht ehren könne, denselben vielmehr durch die kräftigsten Mittel zu brechen suchen müsse. Nach drei Tagen hoffe er im Besitz des seltsamen Geheimnisses zu seyn, das wahrscheinlich geschehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der füchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Brußons Heldenmuth brechen sollten, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangst fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufschub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverständigen dienlich seyn könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteste Advokat in Paris. Seiner tiefen Wissenschaft, seinem umfassenden Verstande war seine Rechtschaffenheit, seine Tugend gleich. Zu dem begab sich die Scuderi und sagte ihm Alles, so weit es möglich war, ohne Brußons Geheimniß zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer sich des Unschuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das bitterste getäuscht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört und erwiederte dann lächelnd mit Boileaus Worten: Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable. — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendsten Verdachtsgründe wider Brußon sprächen, daß la Regnie's Verfahren keineswegs grausam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz gesetzlich sey, ja daß er nicht anders handeln könne. ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, selbst getraue sich nicht durch die geschickteste Vertheidigung Brußon von der Tortur zu retten. Nur Brußon selbst könne das entweder durch aufrichtiges Geständniß oder wenigstens durch die genaueste Erzählung der Umstände bei dem Morde Cardillacs, die dann vielleicht erst zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen, und flehe um Gnade," sprach die Scuderi

ganz außer sich mit von Thränen halb erstickter Stimme. „Thut das, rief d'Andilly, thut das um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! — Spart Euch dieses letzte Hülfsmittel auf, das, schlug es einmal fehl, Euch für immer verloren ist. Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterste Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich ist es, daß Brußon durch Entdeckung seines Geheimnisses oder sonst Mittel findet, den wider ihn streitenden Verdacht aufzuheben. Dann ist es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewiesen ist, oder nicht, sondern seine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird." — Die Scuderi mußte dem tief erfahrnen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer versenkt, sinnend und sinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen sie nun anfangen solle, um den unglücklichen Brußon zu retten, saß sie am späten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Miossens, Obristen von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünsche, das Fräulein zu sprechen.

„Verzeiht, sprach Miossens, indem er sich mit soldatischem Anstande verbeugte, verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch so spät, so zu ungelegener Zeit überlaufe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zu dem bin ich mit zwei Worten entschuldigt. — Olivier Brußon führt mich zu Euch." Die Scuderi, hochgespannt, was sie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: Olivier Brußon? der Unglücklichste aller Menschen? — was habt ihr mit dem? — Dacht' ich's doch, sprach Miossens lächelnd weiter, daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verschaffen. Die ganze Welt ist von Brußons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die sich freilich nur auf die Betheurungen des Angeklagten stützen soll, wie man gesagt hat. Mit mir ist es anders. Niemand als ich kann besser überzeugt seyn von Brußons Unschuld an dem Tode Cardillacs. „Redet, o redet," rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. „Ich, sprach Miossens mit Nachdruck, ich war es selbst, der den alten Goldschmidt niederstieß in der Straße St. Honorée unfern Eurem Hause." Um aller Heiligen willen, Ihr — Ihr! rief die Scuderi. „Und, fuhr Miossens fort, und ich schwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich stolz bin auf meine That. Wisset, daß Cardillac der verruchteste, heuchle-

rischte Bösewicht, daß er es war, der in der Nacht heimtückisch mordete und raubte, und so lange allen Schlingen entging. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht sich in mir gegen den alten Bösewicht regte, als er voll sichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich bestellt, als er sich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck bestimmt, und als er auf recht listige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewisse Dame zu besuchen pflege. — Längst war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abscheulichsten Raubgier alle dieselbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich tödten mußte, eingeübt war und darauf rechnete. Schlug der fehl, so galt es den gleichen Kampf. Dies ließ mich eine Vorsichtsmaßregel brauchen, die so einfach ist, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längst darauf fielen und sich retteten von dem bedrohlichen Mordwesen. Ich trug einen leichten Brustharnisch unter der Weste. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Riesenkraft, aber der sicher geführte Stoß glitt ab an dem Eisen. In demselben Augenblick entwand ich mich ihm, und stieß ihm den Dolch, den ich in Bereitschaft hatte, in die Brust." „Und Ihr schwiegt, fragte die Scuderi, Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geschehen?" „Erlaubt, sprach Miossens weiter, erlaubt, mein Fräulein, zu bemerken, daß eine solche Anzeige mich, wo nicht geradezu ins Verderben, doch in den abscheulichsten Prozeß verwickeln konnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtschaffenen Cardillac, das Muster aller Frömmigkeit und Tugend, des versuchten Mordes angeklagt? Wie wenn das Schwert der Gerechtigkeit seine Spitze wider mich selbst gewandt?" „Das war nicht möglich, rief die Scuderi, Eure Geburt — Euer Stand —" „O, fuhr Miossens fort, denkt doch an den Marschall von Luxemburg, den der Einfall, sich von le Sage das Horoskop stellen zu lassen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Bastille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb' ich Preis dem rasenden la Regnie, der sein Messer gern an unser aller Kehlen setzte." „Aber so bringt Ihr ja den unschuldigen Brußon auf's Schaffot?" fiel ihm die Scuderi ins Wort. „Unschuldig, erwiederte Miossens, unschuldig, mein Fräulein, nennt Ihr des verruchten Cardillacs Spießgesellen? — der ihm beistand in seinen Tha-

ten? der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zusammenhang der Sache entdeckte, geschah in der Voraussetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weise für Euren Schützling zu nützen verstehen würdet."

Die Scuderi, im Innersten entzückt, ihre Ueberzeugung von Brußons Unschuld auf solch entscheidende Weise bestätigt zu sehen, nahm gar keinen Anstand, dem Grafen, der Cardillacs Verbrechen ja schon kannte, alles zu entdecken und ihn aufzufordern, sich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem sollte unter dem Siegel der Verschwiegenheit Alles entdeckt werden, der solle dann Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm Alles auf das genaueste erzählt hatte, erkundigte sich nochmals nach den geringfügigsten Umständen. Insbesondere fragte er den Grafen Miossens, ob er auch die feste Ueberzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Brußon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. „Außerdem, erwiederte Miossens, daß ich in der mondhellen Nacht den Goldschmidt recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie selbst den Dolch gesehen, mit dem Cardillac niedergestoßen wurde. Es ist der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm stehend gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können."

D'Andilly sah schweigend einige Augenblicke vor sich nieder, eann sprach er: „Auf gewöhnlichem Wege ist Brußon aus den Händen der Justiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Madelons halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er thun, denn selbst, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zusammengeraubten Schatzes dies nachzuweisen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Dasselbe Verhältniß bleibt stehen, wenn der Graf Miossens die Begebenheit mit dem Goldschmidt, wie sie wirklich sich zutrug, den Richtern entdecken sollte. Aufschub ist das Einzige, wonach getrachtet werden muß. Graf Miossens begiebt sich nach der Conciergerie, läßt sich Olivier Brußon vorstellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardillacs fort-

schaffte. Er eilt zu la Regnie und sagt: In der Straße St. Honorée sah ich einen Menschen niederstoßen, ich stand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzusprang, sich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben spürte, auf die Schultern lud und forttrug. In Olivier Brußon habe ich diesen Menschen erkannt. Diese Aussage veranlaßt Brußons nochmalige Vernehmung, Zusammenstellung mit dem Grafen Miossens. Genug, die Tortur unterbleibt und man forscht weiter nach. Dann ist es Zeit, sich an den König selbst zu wenden. Euerm Scharfsinn, mein Fräulein! bleibt es überlassen, dies auf die geschickteste Weise zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut seyn, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch diese Aussage des Grafen Miossens werden Brußons Geständnisse unterstützt. Dasselbe geschieht vielleicht durch geheime Nachforschungen in Cardillacs Hause. Keinen Rechtsspruch, aber des Königs Entscheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter strafen muß, Gnade ausspricht, gestützt, kann das alles begründen." — Graf Miossens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geschah wirklich, was dieser vorhergesehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dies war der schwierigste Punkt, da er gegen Brußon, den er allein für den entsetzlichen Raubmörder hielt, welcher so lange Zeit hindurch ganz Paris in Angst und Schrecken gesetzt hatte, solchen Abscheu hegte, daß er, nur leise erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigsten Zorn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundsatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und so war Brußons Schicksal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte sie einen Entschluß eben so schnell als sie ihn ausführte. Sie kleidete sich in eine schwarze Robe von schwerem Seidenzeug, schmückte sich mit Cardillacs köstlichem Geschmeide, hing einen langen, schwarzen Schleier über, und erschien so in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Gestalt des ehrwürdigen Fräuleins in diesem feierlichen Anzuge hatte eine Majestät, die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte selbst bei dem losen Volk, das gewohnt ist, in den Vorzimmern sein leichtsinnig nichts beachtendes Wesen zu treiben. Alles wich scheu zur Seite, und als sie nun eintrat, stand selbst der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köstlichen Dia-

manten des Halsbands, der Armbänder ins Auge und er rief: Beim Himmel, das ist Cardillacs Geschmeide! Und dann sich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: Seht, Frau Marquise, wie unsere schöne Braut um ihren Bräutigam trauert. „Ei gnädiger Herr, fiel die Scuderi wie den Scherz fortsetzend ein, wie würd' es ziemen einer Schmerz erfüllten Braut, sich so glanzvoll zu schmücken? Nein, ich habe mich ganz losgesagt von diesem Goldschmidt, und dächte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abscheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen." Wie, fragte der König, wie! Ihr habt ihn gesehen, den armen Teufel? Die Scuderi erzählte nun mit kurzen Worten, wie sie der Zufall (noch erwähnte sie nicht der Einmischung Brußons) vor Cardillacs Haus gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie schilderte Madelons wilden Schmerz, den tiefen Eindruck, den das Himmelskind auf sie gemacht, die Art, wie sie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais Händen gerettet. Mit immer steigendem und steigendem Interesse begannen nun die Scenen mit la Regnie — mit Desgrais — mit Olivier Brußon selbst. Der König, hingerissen von der Gewalt des lebendigstens Lebens, das in der Scuderi Rede glühte, gewahrte nicht, daß von dem gehässigen Prozeß des ihm abscheulichen Brußons die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der innern Bewegung. Ehe er sichs versah, ganz außer sich über das Unerhörte, was er erfahren und noch nicht vermögend alles zu ordnen, lag die Scuderi schon zu seinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Brußon. „Was thut Ihr, brach der König los, indem er sie bei beiden Händen faßte und in den Sessel nöthigte, was thut Ihr, mein Fräulein! — Ihr überrascht mich auf seltsame Weise! — Das ist ja eine entsetzliche Geschichte! — Wer bürgt für die Wahrheit der abentheuerlichen Erzählung Brußons?" Darauf die Scuderi: Miossens Aussage — die Untersuchung in Cardillacs Hause — innere Ueberzeugung — ach! Madelons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Brußon erkannte! — Der König, im Begriff, etwas zu erwiedern, wandte sich auf ein Geräusch um, das an der Thür entstand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, sah hinein mit besorglicher Miene. Der König stand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide,

die Scuderi, die Maintenon hielten diese Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überrascht, mochte der König sich hüten, in die gestellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, schritt rasch ein paarmal im Zimmer auf und ab, stellte sich dann, die Hände über den Rücken geschlagen, dicht vor der Scuderi hin und sprach, ohne sie anzublicken, halb leise: Wohl möcht' ich Eure Madelon sehen! — Darauf die Scuderi: O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winks bedurft es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu sehen. Und trippelte dann, so schnell sie es in den schweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor sich lassen, und kam zurück und weinte und schluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scuderi hatte solche Gunst geahnet, und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquise Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittschrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgesetzt. In wenig Augenblicken lag sie sprachlos dem Könige zu Füßen. Angst — Bestürzung — scheue Ehrfurcht — Liebe und Schmerz — trieben der Armen rascher und rascher das siedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die seidenen Wimpern auf den schönen Lilienbusen. Der König schien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen sanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küssen. Er ließ sie wieder und schaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefsten innern Rührung zeugte. Leise lispelte die Maintenon der Scuderi zu: Sieht sie nicht der la Balliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? — Der König schwelgt in den süßesten Erinnerungen. Euer Spiel ist gewonnen. — So leise dies auch die Maintenon sprach, doch schien es der König vernommen zu haben. Eine Röthe überflog sein Gesicht, sein Blick streifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreicht, und sprach dann mild und gütig: Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind, von deines Geliebten Unschuld überzeugt bist, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu sagt! — Eine sanfte Bewegung mit der Hand verabschiedete die Kleine, die in Thränen verschwimmen wollte. — Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinne-

rung an die Valliere, so ersprießlich sie anfangs geschienen, des Königs Sinn geändert hatte, so wie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es seyn, daß der König sich auf unzarte Weise daran erinnert fühlte, daß er im Begriff stehe, das strenge Recht der Schönheit aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem Könige wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die schönen Zauberbilder, die er zu umfassen gedachte, schnell verschwinden. Vielleicht sah er nun nicht mehr seine Valliere vor sich, sondern dachte nur an die Soeur Louise de la miséricorde (der Valliere Klostername bei den Carmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beschlüsse ruhig abzuwarten.

Des Grafen Miossens Aussage vor der Chambre ardente war indessen bekannt geworden, und wie es zu geschehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, so wurde derselbe, den man erst als den verruchtesten Mörder verfluchte und den man zu zerreißen drohte, noch ehe er die Blutbühne bestiegen, als unschuldiges Opfer einer barbarischen Justiz beklagt. Nun erst erinnerten sich die Nachbarsleute seines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldschmidt gehegt. — Ganze Züge des Volks erschienen oft auf bedrohliche Weise vor la Regnies Pallast und schrien: Gieb uns Olivier Brußon heraus, er ist unschuldig, und warfen wohl gar Steine nach den Fenstern, so daß la Regnie genöthigt war, bei der Marechaussee Schutz zu suchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scuderi von Olivier Brußons Prozeß nur das mindeste bekannt wurde. Ganz trostlos begab sie sich zur Maintenon, die aber versicherte, daß der König über die Sache schweige, und es gar nicht gerathen scheine, ihn daran zu erinnern. Fragte sie nun noch mit sonderbarem Lächeln, was denn die kleine Valliere mache? so überzeugte sich die Scuderi, daß tief im Innern der stolzen Frau sich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf dessen Zauber sie sich nicht verstand. Von der Maintenon konnte sie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hülfe gelang es der Scuderi, auszukundschaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem

Grafen Miossens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrautester Kammerdiener und Geschäftsträger in der Conciergerie gewesen, und mit Brußon gesprochen, daß endlich in einer Nacht eben derselbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillacs Hause gewesen und sich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, versicherte, die ganze Nacht habe es über seinem Kopfe gepoltert, und gewiß sey Olivier dabei gewesen, denn er habe seine Stimme genau erkannt. So viel war also gewiß, daß der König selbst dem wahren Zusammenhange der Sache nachforschen ließ, unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beschlusses. La Regnie mochte alles aufbieten, das Opfer, das ihm entrissen werden sollte, zwischen den Zähnen fest zu halten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maitenon der Scuderi sagen, der König wünsche sie heute Abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu sehen.

Das Herz schlug der Scuderi hochauf, sie wußte, daß Brußons Sache sich nun entscheiden würde. Sie sagte es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünstig betete, daß sie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Brußons Unschuld erwecken möchten.

Und doch schien es, als habe der König die ganze Sache vergessen, denn wie sonst, weilend in anmuthigen Gesprächen mit der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Sylbe des armen Brußons. Endlich erschien Bontems, näherte sich dem Könige und sprach einige Worte so leise, daß beide Damen nichts davon verstanden. — Die Scuderi erbebte im Innern. Da stand der König auf, schritt auf die Scuderi zu und sprach mit leuchtenden Blicken: Ich wünsche Euch Glück, mein Fräulein! — Euer Schützling, Olivier Brußon, ist frei! — Die Scuderi, der die Thränen aus den Augen stürzten, keines Wortes mächtig, wollte sich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte sie daran, sprechend: Geht, geht! Fräulein, Ihr solltet Parlamentsadvokat seyn und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredsamkeit widersteht Niemand auf Erden. — Doch, fügte er ernster hinzu, doch, wen die Tugend selbst in Schutz nimmt, mag der nicht sicher seyn vor jeder bösen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen

in der Welt! — Die Scuderi fand nun Worte, die sich in den glühendsten Dank ergossen. Der König unterbrach sie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hause sie selbst viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrscheinlich umarme in diesem Augenblick der glückliche Olivier schon seine Madelon. „Bontems, so schloß der König, Bontems soll Euch tausend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautschatz. Mag sie ihren Brußon, der solch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann sollen Beide fort aus Paris. Das ist mein Wille."

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit raschen Schritten, hinter ihr her Baptiste, Beide mit vor Freude glänzenden Gesichtern, Beide jauchzend, schreiend: Er ist hier — er ist frei! — o die lieben jungen Leute! Das selige Paar stürzte der Scuderi zu Füßen. O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet, rief Madelon. Ach der Glaube an Euch, meine Mutter, stand ja fest in meiner Seele, rief Olivier, und Beide küßten der würdigen Dame die Hände und vergossen tausend heiße Thränen. Und dann umarmten sie sich wieder und betheuerten, daß die überirdische Seligkeit dieses Augenblicks alle namenlose Leiden der vergangenen Tage aufwiege; und schworen, nicht von einander zu lassen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden sie verbunden durch den Segen des Priesters. Wäre es auch nicht des Königs Wille gewesen, Brußon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn Alles an jene entsetzliche Zeit der Unthaten Cardillacs erinnerte, wo irgend ein Zufall das böse Geheimniß, nun noch mehreren Personen bekannt worden, feindselig enthüllen und sein friedliches Leben auf immer verstören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit seinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgestattet durch Madelons Brautschatz, begabt mit seltner Geschicklichkeit in seinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, sorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuscht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen seit der Abreise Brußons, als eine öffentliche Bekanntmachung erschien, gezeichnet von Harloy de Chauvalon, Erzbischof von Paris, und von dem Parlaments-Advokaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter

dem Siegel der Beichte, der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geschmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderischen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, solle sich bei d'Andilly melden, und werde, treffe die Beschreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde sonst kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anspruchs statt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillacs Liste als nicht ermordet, sondern bloß durch einen Faustschlag betäubt aufgeführt waren, fanden sich nach und nach bei dem Parlamentsadvokaten ein, und erhielten zu ihrem nicht geringen Erstaunen das ihnen geraubte Geschmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Eustache anheim.

Sylvesters Erzählung erhielt den vollen Beifall der Freunde. Man nannte sie deshalb wahrhaft serapiontisch, weil sie auf geschichtlichen Grund gebaut, doch hinaufsteige ins Phantastische.

Es ist, sprach Lothar, unserm Sylvester in der That ein mißliches Wagestück gut genug gelungen. Für ein solches halte ich nemlich die Schilderung eines alten gelehrten Fräuleins, die in der Straße St. Honorée eine Art von Bureau d'Esprit aufgeschlagen, in das uns Sylvester blicken lassen. Unsere Schriftstellerinnen, denen ich übrigens, sind sie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth der alten Dame in der schwarzen Robe recht herzlich wünsche, würden gewiß mit Dir, o mein Sylvester, hätten sie Deine Geschichte angehört, zufrieden seyn und Dir auch allenfalls den etwas gräßlichen und grausigen Cardillac verzeihen, den Du wahrscheinlich ganz und gar phantastischer Inspiration verdankest.

Doch, nahm Ottmar das Wort, doch erinnere ich mich irgendwo von einem alten Schuster zu Venedig gelesen zu haben, den die ganze Stadt für einen fleißigen frommen Mann hielt und der der verruchteste Mörder und Räuber war. So wie Cardillac, schlich er sich zur Nachtzeit fort aus seiner Wohnung und hinein in die Palläste der Reichen. In der tiefsten Finsterniß traf sein sicher geführter Dolchstoß den, den er berauben wollte, ins Herz, so daß er auf der Stelle lautlos niedersank. Vergebens blieb alles Mühen der schlau-

sten und thätigsten Polizei, den Mörder, vor dem zuletzt ganz Venedig erbebte, zu erspähen, bis endlich ein Umstand die Aufmerksamkeit der Polizei erregte und den Verdacht auf den Schuster leitete. Der Schuster erkrankte nemlich und sonderbar schien es, daß so lange er sein Lager nicht verlassen konnte, die Mordthaten aufhörten, so wie er gesundet, aber wieder begannen. Unter irgend einem Vorwande warf man ihn ins Gefängniß und das Vermuthete traf ein. So lange der Schuster verhaftet, blieben die Palläste sicher, so wie man ihn, da es an jedem Beweise seiner Unthaten mangelte, losgelassen, fielen die unglücklichen Opfer verruchter Raubsucht aufs neue. Endlich erpreßte ihm die Folter das Geständniß und er wurde hingerichtet. Merkwürdig genug war es, daß er von dem geraubten Gut, das man unter dem Fußboden seines Zimmers fand, durchaus keinen Gebrauch gemacht hatte. Sehr naiv versicherte der Kerl, er habe dem Schutzpatron seines Handwerks, dem heiligen Rochus gelobt, nur ein gewisses rundes Sümmchen zusammenzurauben, dann aber einzuhalten, und Schade sey es nur, daß man ihn ergriffen, ehe er es zu jenem Sümmchen gebracht. —

Von dem venetianischen Schuster, sprach Sylvester, weiß ich nichts, soll ich Euch aber treu und ehrlich die Quellen angeben, aus denen ich schöpfte, so muß ich Euch sagen, daß die Worte der Scuderi: Un amant qui craint etc. wirklich von ihr und zwar beinahe auf denselben Anlaß, wie ich es erzählt, gesprochen worden sind. Auch ist die Sache mit dem Geschenk von Räuberhänden durchaus keine Geburt des von günstiger Luft befruchteten Dichters. Die Nachricht davon findet ihr in einem Buche, wo ihr sie gewiß nicht suchen würdet, nemlich in Wagenseils Chronik von Nürnberg. Der alte Herr erzählt nemlich von einem Besuch, den er während seines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgestattet, und ist es mir gelungen, das Fräulein würdig und anmuthig darzustellen, so habe ich das lediglich der angenehmen Courtoisie zu verdanken, mit der Wagenseilius von der alten geistreichen Dame spricht.

Wahrhaftig, rief Theodor lachend, wahrhaftig, in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unserm Sylvester beschieden. Ueberleuchtet er uns heute nicht in seiner Zweiheit als Theaterdichter und Erzähler wie das Gestirn der Dioskuren?

Das ist, sprach Vinzenz, das ist das, was ich eben impertinent finde. Der, der ein gutes Stück geschrieben, muß sich auch nicht noch herausnehmen wollen, gut zu erzählen.

Seltsam, nahm Cyprian das Wort, seltsam ist es aber doch, daß Schriftsteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wissen, oft an dem Dramatischen gänzlich scheitern.

Sind, sprach Lothar, sind die Bedingnisse des Drama's und der Erzählung aber nicht in ihren Grund-Elementen so von einander verschieden, daß selbst der Versuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß. — Ihr versteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung spreche und alles Novellenartige ausschließe, das oft den Keim in sich trägt, aus dem das wahre Drama hervorsprießt, wie ein schöner herrlicher Baum.

Was haltet, begann Vinzenz, was haltet Ihr von der angenehmen Idee, aus einem Schauspiel eine Erzählung zu machen? — Vor mehreren Jahren las ich Ifflands Jäger als Erzählung bearbeitet, und Ihr könnt gar nicht glauben, wie ungemein allerliebst und rührend sich das Antonchen mit dem blanken Hirschfänger und das Riekchen mit dem verlornen Schuh ausnahmen. Sehr herrlich war es auch, daß der Verfasser oder Bearbeiter ganze Szenen beibehalten und nur das: sprach er — erwiederte sie, — zwischen die verschiedenen Reden gesetzt hatte. Ich versichere Euch, daß ich erst dann, als ich diese Erzählung gelesen, die wahrhaft poetische Schwärmerei, das tief gefühlte und großartig rührende von Ifflands Jägern eingesehen. Nebenher ist mir aber auch die wissenschaftliche Tendenz dieses Drama's aufgegangen und ich kann es nicht tadeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forstwissenschaft, sich auch Ifflands Jäger befanden.

Schweige, rief Lothar, schweige Skurilität, und gönne mit uns ein gütiges Ohr dem würdigen Serapionsbruder, der, wie ich bemerke, so eben ein Manuskript aus der Tasche gezogen hat.

Ich habe, sprach Theodor, mich diesmal in ein anderes Feld gewagt, und bitte im voraus um Eure Nachsicht. Uebrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indessen durch kein Buch, sondern durch Tradition zugekommen.

Theodor las:

Spieler-Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18.. Pyrmont besucht. Von Tage zu Tage mehrte sich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wetteifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Farobank dafür sorgten, ihr gleißendes Gold in größern Massen aufzuhäufen als sonst, damit die Lockspeise sich bewähre auch bei dem edelsten Wilde, das sie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit an Badeörtern, wo jeder, aus seinem gewöhnlichen Verhältniß getreten, sich mit Vorbedacht hingiebt freier Muße, sinnzerstreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unwiderstehlich wird. Man sieht Personen, die sonst keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigsten Spieler, und überdem will es auch, wenigstens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank sich einfinde und einiges Geld verspiele.

Von diesem unwiderstehlichen Zauber, von dieser Regel des guten Tons schien allein ein junger deutscher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Eilte alles an den Spieltisch, wurde ihm jedes Mittel, jede Aussicht sich geistreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeschnitten, so zog er es vor, entweder auf einsamen Spaziergängen sich dem Spiel seiner Phantasie zu überlassen, oder auf dem Zimmer dieses, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl sich selbst im Dichten — Schriftstellen zu versuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Gestalt, anmuthigem Wesen, und so konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochschätzte, liebte, daß sein Glück bei den Weibern entschieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, schien ein besonderer Glücksstern über ihn zu walten. Man sprach von allerlei abentheuerlichen Liebeshändeln, die sich ihm aufgedrungen und die, so verderblich sie allem Anschein nach jedem Andern gewesen seyn würden, sich auf unglaubliche Weise leicht und glücklich auflösten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntschaft, wurde von ihm, von seinem Glück gesprochen, einer Geschichte von einer Uhr zu erwähnen, die sich in seinen ersten Jünglingsjahren zu-

getragen. Es begab sich nemlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundschaft stand, auf einer Reise ganz unerwartet in solch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, seine goldne mit Brillanten reich besetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die kostbare Uhr um geringes Geld zu verschleudern; da es sich aber traf, daß in demselben Hotel, wo er eingekehrt, gerade ein junger Fürst solch ein Kleinod suchte, so erhielt er mehr, als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried schon sein eigner Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgespielt werden solle. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit kostete und — gewann die goldne mit Brillanten besetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauschte er diese Uhr gegen einen kostbaren Ring. Er kam bei dem Fürsten von G. auf kurze Zeit in Dienste und dieser schickte ihm bei seiner Entlassung als ein Andenken seines Wohlwollens — dieselbe goldne mit Brillanten besetzte Uhr mit reicher Kette! —

Von dieser Geschichte kam man denn auf Siegfrieds Eigensinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei seinem entschiedenen Glück um so mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei seinen übrigen glänzenden Eigenschaften ein Knicker sey, viel zu ängstlich, viel zu engherzig, um sich auch nur dem geringsten Verlust auszusetzen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verdacht des Geizes ganz entschieden widersprach, wurde nicht geachtet und wie es denn nun zu geschehen pflegt, daß die mehrsten recht darauf erpicht sind, dem Ruhm irgend eines hochbegabten Mannes ein bedenkliches Aber hinzufügen zu können und dies Aber irgendwo aufzufinden wissen, sollte es auch in ihrer eignen Einbildung ruhen, so war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr sehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochherzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabscheute, als Knickerei, so beschloß er um die Verläumder zu schlagen, so sehr ihn auch das Spiel anekeln mochte, sich mit ein Paar Hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem schlimmen Verdacht. — Er fand sich bei der Bank ein mit dem festen Vorsatz, die bedeutende Summe, die er eingesteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem, was er unternahm,

zur Seite stand, nicht untreu. Jede Karte, die er wählte, gewann. Die kabbalistischen Berechnungen alter geübter Spieler scheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karten wechseln, er mochte dieselbe fortsetzen, gleichviel, immer war sein der Gewinn. Der Baron gab das seltene Schauspiel eines Ponteurs, der darüber außer sich gerathen will, weil die Karten ihm zuschlagen, und so nahe die Erklärung dieses Benehmens lag, schaute man sich doch an mit bedenklichen Gesichtern und gab nicht undeutlich zu verstehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgerissen, zuletzt in einigen Wahnsinn verfallen, denn wahnsinnig müßte doch der Spieler seyn, der sich über sein Glück entsetze.

Eben der Umstand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuspielen und so, da aller Wahrscheinlichkeit gemäß dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verlust folgen mußte, das durchzusetzen, was er sich vorgenommen. Aber keineswegs traf das ein, was man vermuthen konnte, denn sich ganz gleich blieb das entschiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es selbst bemerkte, regte sich in dem Innern des Barons die Lust an dem Farospiel, das in seiner Einfachheit das verhängnißvollste ist, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit seinem Glück, das Spiel fesselte seine Aufmerksamkeit und hielt ihn fest ganze Nächte hindurch, so daß er, da nicht der Gewinn, sondern recht eigentlich das Spiel ihn anzog, nothgedrungen an den besondern Zauber, von dem sonst seine Freunde gesprochen und den er durchaus nicht statuiren wollen, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Taille geendet, die Augen aufschlug, gewahrte er einen ältlichen Mann, der sich ihm gegenüber hingestellt hatte und den wehmüthig ernsten Blick fest und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron während des Spiels aufschaute, traf sein Blick das düstre Auge des Fremden, so daß er sich eines drückenden unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erst als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht stand er wieder dem Baron gegenüber und starrte ihn an unverwandt mit düstren gespenstischen Augen. Noch hielt der Baron an sich; als aber in der dritten Nacht der Fremde sich wieder eingefunden und zehrendes Feuer im Auge den

Baron anstarrte, fuhr dieser los: Mein Herr, ich muß Sie bitten, sich einen andern Platz zu wählen. Sie geniren mein Spiel.

Der Fremde verbeugte sich schmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Spieltisch und den Saal.

Und in der folgenden Nacht stand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düster glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, so bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in diesem Augenblick aber sich —

Eine Bewegung mit der Hand nach der Thür diente statt des harten Worts, das der Baron eben ausstoßen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demselben schmerzlichen Lächeln sich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genossen, ja selbst von dem Auftritt mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht schlafen. Der Morgen dämmerte schon herauf, als die ganze Gestalt des Fremden vor seine Augen trat. Er erblickte das bedeutende scharf gezeichnete gramverstörte Gesicht, die tiefliegenden düstern Augen, die ihn anstarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anstand den Mann von feiner Erziehung verrieth. — Und nun die Art, wie der Fremde mit schmerzhafter Resignation die harten Worte aufnahm und sich, das bitterste Gefühl mit Gewalt niederkämpfend, aus dem Saal entfernte! — Nein, rief Siegfried, ich that ihm Unrecht — schweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Wesen, wie ein roher Bursche in gemeiner Unart aufzubrausen, Menschen zu beleidigen ohne den mindesten Anlaß? — Der Baron kam dahin, sich zu überzeugen, daß der Mann ihn so angestarrt habe in dem erdrückendsten Gefühl des schneidenden Contrastes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bittersten Noth kämpfe, er, der Baron, im übermüthigen Spiel Gold über Gold aufgehäuft. Er beschloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzusuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erste Person, der der Baron in der Allee lustwandelnd begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entschuldigte eindringlich sein Benehmen in der gestrigen Nacht und schloß damit, den Fremden in aller

Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er habe gar nichts zu verzeihen, da man dem im eifrigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu Gute halten müsse, überdem er aber allein sich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem Platze geblieben, wo er den Baron geniren müssen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er sprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gäbe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichste niederdrückten, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er bereit sey, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

Mein Herr, erwiederte der Fremde, Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich habe ich doch so viel als meine einfache Weise zu leben fordert. Zudem werden Sie selbst erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dies unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Cavalier.

Ich glaube, erwiederte der Baron betreten, ich glaube Sie zu verstehen, und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wie Sie es verlangen.

O Himmel, fuhr der Fremde fort, o Himmel, wie ungleich würde der Zweikampf zwischen uns beiden seyn! — Ich bin überzeugt, daß Sie eben so wie ich den Zweikampf nicht für eine kindische Raserei halten und keineswegs glauben, daß ein Paar Tropfen Blut, vielleicht dem geritzten Finger entquollen, die befleckte Ehre rein waschen können. Es giebt mancherlei Fälle, die es zweien Menschen unmöglich machen können, auf dieser Erde neben einander zu existiren, und lebe der eine am Caucasus und der andere an der Tiber, es giebt keine Trennung, so lange der Gedanke die Existenz des Gehaßten erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entscheidet, wer dem andern den Platz auf dieser Erde räumen soll, nothwendig. — Zwischen uns beiden würde, wie ich eben gesagt, der Zweikampf ungleich seyn, da mein Leben keineswegs so hoch zu stellen als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, so tödte ich eine ganze Welt der schönsten Hoffnungen, bleibe ich, so haben Sie ein kümmerliches von den bittersten qualvollsten Erinnerungen verstörtes Daseyn geendet! —

Doch die Hauptsache bleibt, daß ich mich durchaus nicht für beleidigt halte. — Sie hießen mich gehen und ich ging! —

Die letzten Worte sprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verrieth. Grund genug für den Baron, nochmals sich vorzüglich damit zu entschuldigen, daß, selbst wisse er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerste gedrungen sey, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

Möchte, sprach der Fremde, möchte doch mein Blick in ihrem Innersten, drang er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie schweben. Mit frohem Muthe, mit jugendlicher Unbefangenheit stehen Sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß und Sie stürzen rettungslos hinab. — Mit einem Wort — Sie sind im Begriff, ein leidenschaftlicher Spieler zu werden und sich zu verderben.

Der Baron versicherte, daß der Fremde sich ganz und gar irre. Er erzählte umständlich, wie er an den Spieltisch gerathen und behauptete, daß ihm der eigentliche Spielsinn ganz abgehe, daß er gerade den Verlust von ein Paar Hundert Louisd'or wünsche, und wenn er dies erreicht, aufhören werde zu pontiren. Bis jetzt habe er aber das entschiedenste Glück gehabt.

Ach, rief der Fremde, ach eben dieses Glück ist die entsetzlichste hämischste Verlockung der feindlichen Macht! — eben dieses Glück, womit Sie spielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen sind, ja selbst Ihr ganzes Wesen beim Spiel, welches nur zu deutlich verräth, wie immer mehr und mehr Ihr Interesse daran steigt — alles — alles erinnert mich nur zu lebhaft an das entsetzliche Schicksal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinsicht ähnlich, eben so begann als Sie. Deshalb geschah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückzuhalten vermochte, mit Worten das zu sagen, was mein Blick Sie errathen lassen sollte! — O sieh doch nur die Dämonen ihre Krallenfäuste ausstrecken, dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. — Ich wünschte Ihre Bekanntschaft zu machen, das ist mir wenigstens gelungen. — Erfahren Sie die Geschichte jenes Unglücklichen, dessen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie sich dann, daß es kein leeres Hirngespinnst ist, wenn ich Sie in der dringendsten Gefahr erblicke und Sie warne.

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einsam stehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

Dieselben glänzenden Eigenschaften, die Sie, Herr Baron! auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur was den Reichthum betrifft, hatte das Glück ihn nicht so begünstigt wie Sie. Er war beinahe dürftig und nur durch die geregeltste Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anstande zu erscheinen, wie es seine Stellung als Abkömmling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinste Verlust empfindlich seyn, seine ganze Lebensweise verstören mußte, durfte er sich auf kein Spiel einlassen, zudem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonst gelang ihm alles, was er unternahm, auf besondere Weise, so daß das Glück des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider seine Gewohnheit hatte er sich in einer Nacht überreden lassen, ein Spielhaus zu besuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Theilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, schritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, starrte bald hin auf den Spieltisch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über Gold zuströmte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obrister den Chevalier und rief laut: Alle Teufel! Da ist der Chevalier Menars unter uns und sein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er sich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das soll nicht länger so bleiben, er soll gleich für mich pontiren!

Der Chevalier mochte sich mit seiner Ungeschicklichkeit, mit seinem Mangel an jeder Erfahrung, entschuldigen wie er wollte, der Obrist ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltisch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte schlug ihm zu, so daß er bald eine bedeutende Summe für den Obristen gewonnen hatte, der sich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anspruch genommen.

Auf den Chevalier selbst machte sein Glück, das alle übrigen in Erstaunen setzte, nicht den mindesten Eindruck; ja er wußte selbst nicht wie es geschah, daß sein Widerwillen gegen das Spiel sich noch

vermehrte, so daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anstrengung durchwachten Nacht in der geistigen und körperlichen Erschlaffung fühlte, sich auf das ernstlichste vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu besuchen.

Noch bestärkt wurde dieser Vorsatz durch das Betragen des alten Obristen, der, so wie er nur eine Karte in die Hand nahm, das entschiedenste Unglück hatte, und dies Unglück nun in seltsamer Bethörtheit dem Chevalier auf den Hals schob. Auf zudringliche Weise verlangte er, der Chevalier solle für ihn pontiren oder ihm, wenn er spiele, wenigstens zur Seite stehen, um durch seine Gegenwart den bösen Dämon, der ihm die Karten in die Hand schob, die niemals trafen, wegzubannen. — Man weiß, daß nirgends mehr abgeschmackter Aberglaube herrscht als unter den Spielern. — Nur mit dem größten Ernst, ja mit der Erklärung, daß er sich lieber mit ihm schlagen als für ihn spielen wollte, konnte sich der Chevalier den Obristen, der eben kein Freund von Duellen war, vom Leibe halten. — Der Chevalier verwünschte seine Nachgiebigkeit gegen den alten Thoren.

Uebrigens konnt' es nicht fehlen, daß die Geschichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Chevaliers von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei räthselhafte geheimnißvolle Umstände hinzu gedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der mit den höheren Mächten im Bunde, darstellten. Daß aber der Chevalier seines Glücks unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchsten Begriff von der Festigkeit seines Charakters geben, und die Achtung, in der er stand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen seyn, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er seinen Lebensunterhalt bestritt, in die drückendste peinlichste Verlegenheit gesetzt wurde. Er war genöthigt, sich seinem treuesten Freunde zu entdecken, der ohne Anstand ihm mit dem, was er bedurfte, aushalf, zugleich ihn aber den ärgsten Sonderling schalt, den es wohl jemals gegeben.

Das Schicksal, sprach er, giebt uns Winke, auf welchem Wege wir unser Heil suchen sollen und finden, nur in unsrer Indolenz liegt es, wenn wir diese Winke nicht beachten, nicht verstehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, sehr deutlich ins Ohr geraunt: Willst du Geld und Gut erwerben, so geh hin und spiele, sonst bleibst du arm, dürftig, abhängig immerdar.

Nun erst trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünstigt hatte, lebendig vor seine Seele und träumend und wachend sah er Karten, hörte er das eintönige — gagne — perd des Bankiers, das Klirren der Goldstücke!

Es ist wahr, sprach er zu sich selbst, eine einzige Nacht, wie jene, reißt mich aus der Noth, überhebt mich der drückenden Verlegenheit, meinen Freunden beschwerlich zu fallen; es ist Pflicht, dem Winke des Schicksals zu folgen.

Eben der Freund, der ihm zum Spiel gerathen, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er sorglos das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obristen pontirte. glänzend gespielt, so war dies jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl zog er die Karten, die er setzte, aber nicht er, die unsichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut oder vielmehr das selbst ist, was wir Zufall nennen, schien sein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet, hatte er tausend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldstücke lagen aufgeschüttet neben ihm auf dem Tische. Er glaubte im ersten Moment zu träumen, er rieb sich die Augen, er erfaßte den Tisch, rückte ihn näher heran. Als er sich nun aber besann, was geschehen, als er in den Goldstücken wühlte, als er sie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da ging zum erstenmal wie ein verderblicher Gifthauch die Lust an dem schnöden Mammon durch sein ganzes Wesen, da war es geschehen um die Reinheit der Gesinnung, die er so lange bewahrt! —

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltisch zu kommen. Sein Glück blieb sich gleich, so daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht gespielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es giebt zweierlei Arten von Spielern. Manchen gewährt, ohne Rücksicht auf Gewinn, das Spiel selbst als Spiel eine unbeschreibliche geheimnißvolle Lust. Die sonderbaren Verkettungen des Zufalls wechseln in dem seltsamsten Spiel, das Regiment der höheren Macht tritt klarer hervor, und eben dieses ist es, was unsern Geist anregt, die Fittige zu rühren und zu versuchen, ob er sich nicht hineinschwingen

kann in das dunkle Reich, in die verhängnißvolle Werkstatt jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauschen. — Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einsam in seinem Zimmer Bank machte und gegen sich selbst pontirte, der war meines Bedünkens ein ächter Spieler. — Andere haben nur den Gewinnst vor Augen und betrachten das Spiel als ein Mittel, sich schnell zu bereichern. Zu dieser Classe schlug sich der Chevalier und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielsinn in der individuellen Natur liegen, angeboren seyn muß.

Eben daher war ihm der Kreis, in dem sich der Ponteur bewegt, bald zu enge. Mit der sehr beträchtlichen Summe, die er sich erspielt, etablirte er eine Bank, und auch hier begünstigte ihn das Glück dergestalt, daß in kurzer Zeit seine Bank die reichste war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, strömten ihm, dem reichsten, glücklichsten Bankier, auch die mehrsten Spieler zu.

Das wilde wüste Leben des Spielers vertilgte bald alle die geistigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier sonst Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf ein treuer Freund, ein unbefangener heitrer Gesellschafter, ein ritterlich galanter Verehrer der Damen zu seyn. Erloschen war sein Sinn für Wissenschaft und Kunst, dahin all sein Streben, in tüchtiger Erkenntniß vorzuschreiten. Auf seinem todtbleichen Gesicht, in seinen düstern, dunkles Feuer sprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichsten Leidenschaft, die ihn umstrickt hielt — Nicht Spielsucht, nein, der gehässigste Geldgeiz war es, den der Satan selbst in seinem Innern entzündet! — Mit einem Wort, es war der vollendetste Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade bedeutenden Verlust erlitten, doch das Glück weniger günstig gewesen als sonst. Da trat ein kleiner, alter, dürrer Mann, dürftig gekleidet, von beinahe garstigem Ansehen an den Spieltisch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und besetzte sie mit einem Goldstück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erstaunen, behandelten ihn aber dann mit auffallender Verachtung, ohne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort sich darüber beschwerte.

Der Alte verlor — verlor einen Satz nach dem andern, aber

je höher sein Verlust stieg, desto mehr freuten sich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der seine Sätze immerfort doublirte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte gesetzt und diese in demselben Augenblick umschlug, rief einer laut lachend: Glück zu, Signor Vertua, Glück zu, verliert den Muth nicht, setzt immerhin weiter fort, Ihr seht mir so aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank sprengen durch ungeheuern Gewinnst!

Der Alte warf einen Basiliskenblick auf den Spötter und rannte schnell von dannen, aber nur um in einer halben Stunde wiederzukehren, die Taschen mit Gold gefüllt. In der letzten Taille mußte indessen der Alte aufhören, da er wiederum alles Gold verspielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, aller Verruchtheit seines Treibens unerachtet, doch auf einen gewissen Anstand hielt, der bei seiner Bank beobachtet werden mußte, hatte der Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelt, im höchsten Grade mißfallen. Grund genug nach beendetem Spiel, als der Alte sich entfernt hatte, darüber jenen Spötter so wie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am mehrsten aufgefallen und die vom Chevalier dazu aufgefordert, noch da geblieben, sehr ernstlich zur Rede zu stellen.

Ei, rief der eine, Ihr kennt den alten Francesco Vertua nicht, Chevalier! sonst würdet Ihr Euch über uns und unser Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gut heißen. Erfahrt, daß dieser Vertua, Neapolitaner von Geburt, seit funfzehn Jahren in Paris, der niedrigste, schmutzigste, bösartigste Geizhals und Wucherer ist, den es geben mag. Jedes menschliche Gefühl ist ihm fremd, er könnte seinen eignen Bruder im Todeskrampf sich zu seinen Füßen krümmen sehen und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Verwünschungen einer Menge Menschen, ja ganzer Familien, die durch seine satanischen Spekulationen ins tiefste Verderben gestürzt wurden, lasten schwer auf ihm. Er ist bitter gehaßt von allen, die ihn kennen, jeder wünscht, daß die Rache für alles Böse, das er that, ihn erfassen und sein schuldbeflecktes Leben enden möge. Gespielt hat er, wenigstens so lange er in Paris ist, niemals und Ihr dürft Euch nach alle dem über das tiefe Erstaunen gar nicht verwundern, in das wir geriethen, als der alte

Geizhals an den Spieltisch trat. Eben so mußten wir uns wohl über seinen bedeutenden Verlust freuen, denn arg, ganz arg würde es doch gewesen seyn, wenn das Glück den Bösewicht begünstigt hätte. Es ist nur zu gewiß, daß der Reichthum Eurer Bank, Chevalier! den alten Thoren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rupfen und verlor selbst die Federn. Unbegreiflich bleibt es mir aber doch, wie Vertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalses entgegen, sich entschließen konnte zu solch hohem Spiel. Nun! — er wird wohl nicht wiederkommen, wir sind ihn los!

Diese Vermuthung traf jedoch keineswegs ein, denn schon in der folgenden Nacht stand Vertua wiederum an der Bank des Chevaliers, und setzte und verlor viel bedeutender als gestern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bittern Ironie, als wisse er im Voraus, wie bald sich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Lavine wuchs schneller und schneller in jeder der folgenden Nächte der Verlust des Alten, so daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißig tausend Louisd'or zur Bank bezahlt. Da kam er einst, als schon längst das Spiel begonnen, todtenbleich mit verstörtem Blick in den Saal und stellte sich fern von dem Spieltisch hin, das Auge starr auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich als der Chevalier die Karten gemischt hatte, abheben ließ und eben die Taille beginnen wollte, rief der Alte mit kreischendem Ton: Halt! daß alle beinahe entsetzt sich umschauten. Da drängte sich der Alte durch bis dicht an den Chevalier hinan und sprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: „Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebst der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen ist geschätzt auf achtzig tausend Franken, wollt Ihr den Satz halten?" „Gut," erwiederte der Chevalier kalt, ohne sich umzusehen nach dem Alten, und begann die Taille.

„Die Dame," sprach der Alte und in dem nächsten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte sich an die Wand regungs= und bewegungslos, der starren Bildsäule ähnlich. Niemand kümmerte sich weiter um ihn.

Das Spiel war geendet, die Spieler verloren sich, der Chevalier packte mit seinen Croupiers das gewonnene Gold in die Cassette; da wankte wie ein Gespenst der alte Vertua aus dem Winkel hervor auf

den Chevalier zu und sprach mit hohler dumpfer Stimme: „Noch ein Wort, Chevalier! ein einziges Wort!"

„Nun was giebts?" erwiederte der Chevalier, indem er den Schlüssel abzog von der Cassette und dann den Alten verächtlich maß von Kopf bis zu Fuß.

„Mein ganzes Vermögen, fuhr der Alte fort, verlor ich an Eure Bank, Chevalier, nichts, nichts blieb mir übrig, ich weiß nicht, wo ich morgen mein Haupt hinlegen, wovon ich meinen Hunger stillen soll. Zu Euch, Chevalier, nehme ich meine Zuflucht. Borgt mir von der Summe, die Ihr von mir gewonnen, den zehnten Theil, damit ich mein Geschäft wieder beginne und mich emporschwinge aus der tiefsten Noth."

„Wo denkt Ihr hin, erwiederte der Chevalier, wo denkt Ihr hin, Signor Vertua, wißt Ihr nicht, daß ein Bankier niemals Geld wegborgen darf von seinem Gewinnst? Das läuft gegen die alte Regel, von der ich nicht abweiche."

„Ihr habt Recht, sprach Vertua weiter, Ihr habt Recht, Chevalier, meine Forderung war unsinnig — übertrieben! — den zehnten Theil! — nein! den zwanzigsten Theil borgt mir!" — „Ich sage Euch ja, antwortete der Chevalier verdrießlich, daß ich von meinem Gewinnst durchaus nichts verborge!"

„Es ist wahr, sprach Vertua, indem sein Antlitz immer mehr erbleichte, immer stierer und starrer sein Blick wurde, es ist wahr, Ihr dürft nichts verborgen — ich that es ja auch sonst nicht! — Aber dem Bettler gebt ein Almosen — gebt ihm von dem Reichthum, den Euch heute das blinde Glück zuwarf, hundert Louisd'or."

„Nun in Wahrheit, fuhr der Chevalier zornig auf, Ihr versteht es, die Leute zu quälen, Signor Vertua! Ich sage Euch, nicht hundert, nicht funfzig — nicht zwanzig — nicht einen einzigen Louisd'or erhaltet Ihr von mir. Rasend müßt' ich seyn, Euch auch nur im mindesten Vorschub zu leisten, damit Ihr Euer schändliches Gewerbe wieder von neuem beginnen könntet. Das Schicksal hat Euch niedergetreten in den Staub wie einen giftigen Wurm, und es wäre ruchlos, Euch wieder empor zu richten. Geht hin und verderbt, wie Ihr es verdient!"

Beide Hände vors Gesicht gedrückt, sank mit einem dumpfen Seufzer Vertua zusammen. Der Chevalier befahl den Bedienten, die

Cassette in den Wagen hinabzubringen und rief dann mit starker Stimme: „Wann übergebt Ihr mir Euer Haus, Eure Effekten, Signor Vertua?"

Da raffte sich Vertua auf vom Boden und sprach mit fester Stimme: „Jetzt gleich — in diesem Augenblick, Chevalier! kommt mit mir!"

„Gut, erwiederte der Chevalier, Ihr könnt mit mir fahren nach Eurem Hause, das Ihr dann am Morgen auf immer verlassen möget."

Den ganzen Weg über sprach keiner, weder Vertua noch der Chevalier, ein einziges Wort. — Vor dem Hause in der Straße St. Honoré angekommen, zog Vertua die Schelle. Ein altes Mütterchen öffnete und rief, als sie Vertua gewahrte: „O Heiland der Welt, seyd Ihr es endlich, Signor Vertua! Halb todt hat sich Angela geängstet Euerthalben!" —

„Schweige, erwiederte Vertua, gebe der Himmel, daß Angela die unglückliche Glocke nicht gehört hat! Sie soll nicht wissen, daß ich gekommen bin."

Und damit nahm er der ganz versteinerten Alten den Leuchter mit den brennenden Kerzen aus der Hand und leuchtete dem Chevalier vorauf ins Zimmer.

„Ich bin, sprach Vertua, auf alles gefaßt. Ihr haßt, Ihr verachtet mich, Chevalier! Ihr verderbt mich, Euch und andern zur Lust, aber Ihr kennt mich nicht. Vernehmt denn, daß ich ehemals ein Spieler war wie Ihr, daß mir das launenhafte Glück eben so günstig war als Euch, daß ich halb Europa durchreiste, überall verweilte, wo hohes Spiel, die Hoffnung großen Gewinnstes mich anlockte, daß sich das Gold in meiner Bank unaufhörlich häufte wie in der Eurigen. Ich hatte ein schönes treues Weib, die ich vernachlässigte, die elend war mitten im glänzendsten Reichthum. Da begab es sich, daß, als ich einmal in Genua meine Bank aufgeschlagen, ein junger Römer sein ganzes reiches Erbe an meine Bank verspielte. So wie ich heute Euch, bat er mich, ihm Geld zu leihen, um wenigstens nach Rom zurückreisen zu können. Ich schlug es ihm mit Hohngelächter ab und er stieß mir in der wahnsinnigen Wuth der Verzweiflung das Stilet, welches er bei sich trug, tief in die Brust. Mit Mühe gelang es den Aerzten, mich zu retten, aber mein Krankenlager war langwierig und schmerzhaft. Da pflegte mich mein Weib, tröstete mich, hielt mich

aufrecht, wenn ich erliegen wollte der Qual, und mit der Genesung dämmerte ein Gefühl in mir auf und wurde mächtiger und mächtiger, das ich noch nie gekannt. Aller menschlichen Regung wird entfremdet der Spieler, so kam es, daß ich nicht wußte, was Liebe, treue Anhänglichkeit eines Weibes heißt. Tief in der Seele brannte es mir, was mein undankbares Herz gegen die Gattin verschuldet und welchem freveligen Beginnen ich sie geopfert. Wie quälende Geister der Rache erschienen mir alle die, deren Lebensglück, deren ganze Existenz ich mit verruchter Gleichgültigkeit gemordet, und ich hörte ihre dumpfen heisern Grabesstimmen, die mir vorwarfen alle Schuld, alle Verbrechen, deren Keim ich gepflanzt! Nur mein Weib vermochte den namenlosen Jammer, das Entsetzen zu bannen, das mich dann erfaßte! — Ein Gelübde that ich, nie mehr eine Karte zu berühren. Ich zog mich zurück, ich riß mich los von den Banden, die mich festhielten, ich widerstand den Lockungen meiner Croupiers, die mich und mein Glück nicht entbehren wollten. Ein kleines Landhaus bei Rom, das ich erstand, war der Ort, wohin ich, als ich vollkommen genesen, hinflüchtete mit meinem Weibe. Ach! nur ein einziges Jahr wurde mir eine Ruhe, ein Glück, eine Zufriedenheit zu Theil, die ich nie geahnet! Mein Weib gebar mir eine Tochter, und starb wenige Wochen darauf. Ich war in Verzweiflung, ich klagte den Himmel an und verwünschte dann wieder mich selbst, mein verruchtes Leben, das die ewige Macht rächte, da sie mir mein Weib nahm, das mich vom Verderben gerettet, das einzige Wesen, das mir Trost gab und Hoffnung. Wie den Verbrecher, der das Grauen der Einsamkeit fürchtet, trieb es mich fort von meinem Landhause hieher nach Paris. Angela blühte auf, das holde Ebenbild ihrer Mutter, an ihr hing mein ganzes Herz, für sie ließ ich es mir angelegen seyn, ein bedeutendes Vermögen nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren. Es ist wahr, ich lieh Geld aus auf hohe Zinsen, schändliche Verläumdung ist es aber, wenn man mich des betrügerischen Wuchers anklagt. Und wer sind diese Ankläger? Leichtsinnige Leute, die mich rastlos quälen, bis ich ihnen Geld borge, das sie wie ein Ding ohne Werth verprassen und dann außer sich gerathen wollen, wenn ich das Geld, welches nicht mir, nein, meiner Tochter gehört, für deren Vermögensverwalter ich mich nur ansehe, mit unerbittlicher Strenge eintreibe. Nicht lange ist es her, als ich einen jungen Menschen der Schande, dem Ver-

derben entriß, dadurch daß ich ihm eine bedeutende Summe vorstreckte. Nicht mit einer Silbe gedachte ich, da er, wie ich wußte, blutarm war, der Forderung, bis er eine sehr reiche Erbschaft gemacht. Da trat ich ihn an wegen der Schuld. — Glaubt Ihr wohl, Chevalier, daß der leichtsinnige Bösewicht, der mir seine Existenz zu verdanken hatte, die Schuld ableugnen wollte, daß er mich einen niederträchtigen Geizhals schalt, als er mir, durch die Gerichte dazu angehalten, die Schuld bezahlen mußte? — Ich könnte Euch mehr dergleichen Vorfälle erzählen, die mich hart gemacht haben und gefühllos da, wo mir der Leichtsinn, die Schlechtigkeit entgegentritt. Noch mehr! — ich könnte Euch sagen, daß ich schon manche bittre Thräne trocknete, daß manches Gebet für mich und für meine Angela zum Himmel stieg, doch Ihr würdet das für falsche Prahlerei halten und ohnedem nichts darauf geben, da Ihr ein Spieler seyd! — Ich glaubte, daß die ewige Macht gesühnt sey — es war nur Wahn! denn freigegeben wurd' es dem Satan, mich zu verblenden auf entsetzlichere Weise als jemals. — Ich hörte von Euerm Glück, Chevalier! Jeden Tag vernahm ich, daß dieser, jener an Eurer Bank sich zum Bettler herabpontirt, da kam mir der Gedanke, daß ich bestimmt sey, mein Spieler-Glück, das mich noch niemals verlassen, gegen das Eure zu setzen, daß es in meine Hand gelegt sey, Eurem Treiben ein Ende zu machen, und dieser Gedanke, den nur ein seltsamer Wahnsinn erzeugen konnte, ließ mir fürder keine Ruhe, keine Rast. So gerieth ich an Eure Bank, so verließ mich nicht eher meine entsetzliche Bethörung, bis meine — meiner Angela Habe Euer war! — Es ist nun aus! — Ihr werdet doch erlauben, daß meine Tochter ihre Kleidungsstücke mit sich nehme?"

„Die Garderobe Eurer Tochter, erwiederte der Chevalier, geht mich nichts an. Auch könnt Ihr Betten und nothwendiges Hausgeräth mitnehmen. Was soll ich mit dem Rumpelzeuge, doch seht Euch vor, daß nichts von einigem Werth mit unterlaufe, das mir zugefallen."

Der alte Vertua starrte den Chevalier ein paar Sekunden sprachlos an, dann aber stürzte ein Thränenstrom aus seinen Augen, ganz vernichtet, ganz Jammer und Verzweiflung sank er nieder vor dem Chevalier und schrie mit aufgehobenen Händen: „Chevalier, habt Ihr noch menschliches Gefühl in Eurer Brust — seyd barmherzig — barmherzig! — Nicht mich, meine Tochter, meine Angela, das unschuldige

Engelskind stürzt Ihr ins Verderben! — o seyd gegen diese barmherzig, leiht ihr, ihr, meiner Angela, den zwanzigsten Theil ihres Vermögens, das Ihr geraubt! — O ich weiß es, Ihr laßt Euch erflehen. O Angela, meine Tochter!" —

Und damit schluchzte — jammerte — stöhnte der Alte und rief mit herzzerschneidendem Ton den Namen seines Kindes.

„Die abgeschmackte Theater-Szene fängt an mich zu langweilen," sprach der Chevalier gleichgültig und verdrießlich, aber in demselben Augenblick sprang die Thür auf und hinein stürzte ein Mädchen im weißen Nachtgewande, mit aufgelösten Haaren, den Tod im Antlitz, stürzte hin auf den alten Vertua, hob ihn auf, faßte ihn in die Arme und rief: „O mein Vater – mein Vater — ich hörte — ich weiß alles — Habt Ihr denn alles verloren? alles? — Habt Ihr nicht Eure Angela? Was bedarf es Geld und Gut, wird Angela Euch nicht nähren, pflegen? — O Vater, erniedriget Euch nicht länger vor diesem verächtlichen Unmenschen. — Nicht wir sind es, er ist es, der arm und elend bleibt im vollen schnöden Reichthum, denn verlassen in grauenvoller trostloser Einsamkeit steht er da, kein liebend Herz giebt es auf der weiten Erde, das sich anschmiegt an seine Brust, das sich ihm aufschließt, wenn er verzweifeln will an dem Leben, an sich selbst! — Kommt mein Vater — verlaßt dies Haus mit mir, kommt, eilen wir hinweg, damit der entsetzliche Mensch sich nicht weide an Eurem Jammer!"

Vertua sank halb ohnmächtig in einen Lehnsessel, Angela kniete vor ihm nieder, faßte seine Hände, küßte, streichelte sie, zählte mit kindlicher Geschwätzigkeit alle die Talente, alle die Kenntnisse auf, die ihr zu Gebote standen und womit sie den Vater reichlich ernähren wolle, beschwor ihn unter heißen Thränen, doch nur ja allem Gram zu entsagen, da nun das Leben, wenn sie nicht zur Lust, nein, für ihren Vater sticke, nähe, singe, Guitarre spiele, erst rechten Werth für sie haben werde.

Wer, welcher verstockte Sünder hätte gleichgültig bleiben können bei dem Anblick der in voller Himmelsschönheit strahlenden Angela, wie sie mit süßer holder Stimme den alten Vater tröstete, wie aus dem tiefsten Herzen die reinste Liebe ausströmte und die kindlichste Tugend.

Noch anders ging es dem Chevalier. Eine ganze Hölle voll Qual

und Gewissensangst wurde wach in seinem Innern. Angela erschien ihm der strafende Engel Gottes, vor dessen Glanz die Nebelschleier freveliger Bethörtheit dahinschwanden, so daß er mit Entsetzen sein elendvolles Ich in widriger Nacktheit erblickte.

Und mitten durch diese Hölle, deren Flammen in des Chevaliers Innerm wütheten, fuhr ein göttlich reiner Strahl, dessen Leuchten die süßeste Wonne war und die Seligkeit des Himmels, aber bei dem Leuchten dieses Strahls wurde nur entsetzlicher die namenlose Qual!

Der Chevalier hatte noch nie geliebt. Als er Angela erblickte, das war der Moment, in dem er von der heftigsten Leidenschaft und zugleich von dem vernichtenden Schmerz gänzlicher Hoffnungslosigkeit erfaßt werden sollte. Denn hoffen konnte der Mann wohl nicht, der dem reinen Himmelskinde, der holden Angela so erschien, wie der Chevalier. —

Der Chevalier wollte sprechen, er vermochte es nicht, es war als lähme ein Krampf seine Zunge. Endlich nahm er sich mit Gewalt zusammen und stotterte mit bebender Stimme: „Signor Vertua — hört mich! — Ich habe nichts von Euch gewonnen, gar nichts — da steht meine Cassette — die ist Euer — nein! — ich muß Euch noch mehr zahlen — ich bin Euer Schuldner — nehmt — nehmt“ —

„O meine Tochter,“ rief Vertua, aber Angela erhob sich, trat hin vor den Chevalier, strahlte ihn an mit stolzem Blick, sprach ernst und gefaßt: „Chevalier, erfahrt, daß es Höheres giebt als Geld und Gut, Gesinnungen, die Euch fremd sind, die uns, indem sie unsere Seele mit dem Trost des Himmels erfüllen, Euer Geschenk, Eure Gnade mit Verachtung zurückweisen lassen! — Behaltet den Mammon, auf dem der Fluch lastet, der Euch verfolgt, den herzlosen verworfenen Spieler!“

„Ja! — rief der Chevalier ganz außer sich mit wildem Blick, mit entsetzlicher Stimme, ja verflucht — verflucht will ich seyn, hinabgeschleudert in die tiefste Hölle, wenn jemals wieder diese Hand eine Karte berührt! — Und wenn Ihr mich dann von Euch stoßt, Angela! so seyd Ihr es, die rettungsloses Verderben über mich bringt — o Ihr wißt nicht — Ihr versteht mich nicht — wahnsinnig müßt Ihr mich nennen — aber Ihr werdet es fühlen, alles wissen, wenn ich vor Euch liege mit zerschmettertem Gehirn — Angela! Tod oder Leben gilt es! — Lebt wohl!“ —

Damit stürzte der Chevalier fort in voller Verzweiflung. Vertua durchblickte ihn ganz, er wußte, was in ihm vorgegangen, und suchte der holden Angela begreiflich zu machen, daß gewisse Verhältnisse eintreten könnten, die die Nothwendigkeit herbeiführen müßten, des Chevaliers Geschenk anzunehmen. Angela entsetzte sich, den Vater zu verstehen. Sie sah nicht ein, wie es möglich seyn könnte, dem Chevalier jemals anders als mit Verachtung zu begegnen. Das Verhängniß, welches sich oft aus der tiefsten Tiefe des menschlichen Herzens, ihm selbst unbewußt, gestaltet, ließ das nicht Gedachte, das nicht Geahndete geschehen.

Dem Chevalier war es, als sey er plötzlich aus einem fürchterlichen Traum erwacht, er erblickte sich nun am Rande des Höllenabgrundes und streckte vergebens die Arme aus nach der glänzenden Lichtgestalt, die ihm erschienen, nicht ihn zu retten — nein! — ihn zu mahnen an seine Verdammniß.

Zum Erstaunen von ganz Paris verschwand die Bank des Chevalier Menars aus dem Spielhause, man sah ihn selbst nicht mehr und so kam es, daß sich die verschiedensten abentheuerlichsten Gerüchte verbreiteten, von denen eins lügenhafter war als das andere. Der Chevalier vermied alle Gesellschaft, seine Liebe sprach sich aus in dem tiefsten unverwindlichsten Gram. Da geschah es, daß ihm in den einsamen finstern Gängen des Gartens von Malmaison plötzlich der alte Vertua in den Weg trat mit seiner Tochter. —

Angela, welche geglaubt, den Chevalier nicht anders anblicken zu können, als mit Abscheu und Verachtung, fühlte sich auf seltsame Weise bewegt, als sie den Chevalier vor sich sah, todtenbleich, ganz verstört, in scheuer Ehrfurcht kaum sich ermuthigend, die Augen aufzuschlagen. Sie wußte recht gut, daß der Chevalier seit jener verhängnißvollen Nacht das Spiel ganz aufgegeben, daß er seine ganze Lebensweise geändert. Sie, sie allein hatte dies alles bewirkt, sie hatte den Chevalier gerettet aus dem Verderben, konnte etwas wohl mehr der Eitelkeit des Weibes schmeicheln?

So geschah es, daß, als Vertua mit dem Chevalier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gewechselt, Angela mit dem Ton des sanften wohlthuenden Mitleids fragte: „Was ist Euch, Chevalier Menars, Ihr seht krank, verstört aus? In Wahrheit, Ihr solltet Euch dem Arzt vertrauen.“

Man kann denken, daß Angela's Worte den Chevalier mit tröstender Hoffnung durchstrahlten. In dem Moment war er nicht mehr derselbe. Er erhob sein Haupt, er vermochte jene aus dem tiefsten Gemüth hervorquellende Sprache zu sprechen, die ihm sonst alle Herzen erschloß. Vertua erinnerte ihn daran, das Haus, das er gewonnen, in Besitz zu nehmen.

„Ja, rief der Chevalier begeistert, ja Signor Vertua, das will ich! — Morgen komme ich zu Euch, aber erlaubt, daß wir über die Bedingungen uns recht sorglich berathen, und sollte das auch Monate lang dauern."

„Mag das geschehen, Chevalier, erwiederte Vertua lächelnd, mich dünkt, es könnte mit der Zeit dabei allerlei zur Sprache kommen, woran wir zur Zeit noch nicht denken mögen." — Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier im Innern getröstet, von neuem auflebte in aller Liebenswürdigkeit, wie sie ihm sonst eigen, ehe ihn die wirre, verderbliche Leidenschaft fortriß. Immer häufiger wurden seine Besuche bei dem alten Signor Vertua, immer geneigter wurde Angela dem, dessen rettender Schutzgeist sie gewesen, bis sie endlich glaubte, ihn recht mit ganzem Herzen zu lieben, und ihm ihre Hand zu geben versprach, zur großen Freude des alten Vertua, der nun erst die Sache wegen seiner Habe, die er an den Chevalier verloren, als völlig ausgeglichen ansah.

Angela, des Chevalier Menars glückliche Braut, saß eines Tages in allerlei Gedanken von Liebeswonne und Seligkeit, wie sie wohl Bräute zu haben pflegen, vertieft am Fenster. Da zog unter lustigem Trompetenschall ein Jägerregiment vorüber, bestimmt zum Feldzug nach Spanien. Angela betrachtete mit Theilnahme die Leute, die dem Tode geweiht waren in dem bösen Kriege, da schaute ein blutjunger Mensch, indem er das Pferd rasch zur Seite wandte, herauf zu Angela, und ohnmächtig sank sie zurück in den Sessel.

Ach niemand anders war der Jäger, der dem blutigen Tod entgegen zog, als der junge Duvernet, der Sohn des Nachbars, mit dem sie aufgewachsen, der beinahe täglich in dem Hause gewesen und der erst ausgeblieben, seitdem der Chevalier sich eingefunden.

In dem vorwurfsschweren Blick des Jünglings, der bittre Tod selbst lag in ihm, erkannte Angela nun erst, nicht allein wie unaussprechlich er sie geliebt — nein wie grenzenlos sie selbst ihn liebe,

ohne sich dessen bewußt zu seyn, nur bethört, verblendet von dem Glanze, den der Chevalier immer mehr um sich verbreitet. Nun erst verstand sie des Jünglings bange Seufzer, seine stillen anspruchslosen Bewerbungen, nun erst verstand sie ihr eignes befangenes Herz, wußte sie, was ihre unruhige Brust bewegt, wenn Duvernet kam, wenn sie seine Stimme hörte.

„Es ist zu spät — er ist für mich verloren!“ — so sprach es in Angela's Innerm. Sie hatte den Muth, das trostlose Gefühl, das ihr Inneres zerreißen wollte, niederzukämpfen, und eben deshalb, weil sie den Muth dazu hatte, gelang es ihr auch.

Daß irgend etwas Verstörendes vorgegangen seyn müsse, konnte deßungeachtet dem Scharfblick des Chevaliers nicht entgehen, er dachte indessen zart genug, ein Geheimniß nicht zu enträthseln, das Angela ihm verbergen zu müssen glaubte, sondern begnügte sich damit, um jedem bedrohlichen Feinde alle Macht zu nehmen, die Hochzeit zu beschleunigen, deren Feier er mit feinem Takt, mit tiefem Sinn für Lage und Stimmung der holden Braut einzurichten wußte, so daß diese schon deshalb aufs neue die hohe Liebenswürdigkeit des Gatten anerkannte.

Der Chevalier betrug sich gegen Angela mit der Aufmerksamkeit für den kleinsten ihrer Wünsche, mit der ungeheuchelten Hochschätzung, wie sie aus der reinsten Liebe entspringt, und so mußte Duvernets Andenken in ihrer Seele bald ganz und gar erlöschen. Der erste Wolkenschatten, der in ihr helles Leben trat, war die Krankheit und der Tod des alten Vertua.

Seit jener Nacht, als er sein ganzes Vermögen an des Chevaliers Bank verlor, hatte er nicht wieder eine Karte berührt, aber in den letzten Augenblicken des Lebens schien das Spiel seine Seele zu erfüllen ganz und gar. Während der Priester, der gekommen, den Trost der Kirche ihm zu geben im Dahinscheiden, von geistlichen Dingen zu ihm sprach, lag er da mit geschlossenen Augen, murmelte zwischen den Zähnen — perd — gagne — machte mit den im Todeskampf zitternden Händen die Bewegungen des Taillirens, des Ziehens der Karten. Vergebens beugte Angela, der Chevalier sich über ihn her, rief ihn mit den zärtlichsten Namen, er schien beide nicht mehr zu kennen, nicht mehr zu gewahren. Mit dem innern Seufzer — gagne — gab er den Geist auf.

In dem tiefsten Schmerz konnte sich Angela eines unheimlichen Grauens über die Art, wie der Alte dahinschied nicht erwehren. Das Bild jener entsetzlichen Nacht, in der sie den Chevalier zum erstenmal als den abgehärtetsten, verruchtesten Spieler erblickte, trat wieder lebhaft ihr vor Augen und der fürchterliche Gedanke in ihre Seele, daß der Chevalier die Maske des Engels abwerfen und in ursprünglicher Teufelsgestalt sie verhöhnend, sein altes Leben wieder beginnen könne.

Nur zu wahr sollte bald Angela's schreckliche Ahnung werden.

Solche Schauer auch der Chevalier bei dem Dahinscheiden des alten Francesco Vertua, der den Trost der Kirche verschmähend in der letzten Todesnoth nicht ablassen konnte von dem Gedanken an ein früheres sündhaftes Leben, solche Schauer er auch dabei empfand, so war doch dadurch, selbst wußte er nicht wie das geschah, das Spiel lebhafter als jemals wieder ihm in den Sinn gekommen, so daß er allnächtlich im Traume an der Bank saß und neue Reichthümer aufhäufte.

In dem Grade, als Angela von jenem Andenken, wie der Chevalier ihr sonst erschienen, erfaßt befangener, als es ihr unmöglich wurde jenes liebevolle zutrauliche Wesen, mit dem sie ihm sonst begegnet, beizubehalten, in eben dem Grade kam Mißtrauen in des Chevaliers Seele gegen Angela, deren Befangenheit er jenem Geheimniß zuschrieb, das einst Angela's Gemüthsruhe verstörte und das ihm unenthüllt geblieben. Dies Mißtrauen gebar Mißbehagen und Unmuth, den er ausließ in allerlei Aeußerungen, die Angela verletzten. In seltsamer psychischer Wechselwirkung frischte sich in Angela's Innerm das Andenken auf an den unglücklichen Duvernet und mit ihm das trostlose Gefühl der auf ewig zerstörten Liebe, die, die schönste Blüthe, aufgekeimt im jugendlichen Herzen. Immer höher stieg die Verstimmung der Ehegatten, bis es so weit kam, daß der Chevalier sein ganzes einfaches Leben langweilig, abgeschmackt fand und sich mit aller Gewalt hinaussehnte in die Welt.

Des Chevaliers Unstern fing an zu walten. Was inneres Mißbehagen, tiefer Unmuth begannen, vollendete ein verruchter Mensch, der sonst Croupier an des Chevaliers Bank gewesen und der es durch allerlei arglistige Reden dahin brachte, daß der Chevalier sein Beginnen kindisch und lächerlich fand. Er konnte nicht begreifen, wie

er eines Weibes halber eine Welt verlassen können, die ihm allein des Lebens werth schien. —

Nicht lange dauerte es, so glänzte die reiche Goldbank des Chevalier Menars prächtiger als jemals. Das Glück hatte ihn nicht verlassen. Schlachtopfer auf Schlachtopfer fielen und Reichthümer wurden aufgehäuft. Aber zerstört, auf furchtbare Weise zerstört war Angela's Glück, das einem kurzen schönen Traum zu vergleichen. Der Chevalier behandelte sie mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung! Oft sah sie ihn Wochen, Monate lang gar nicht, ein alter Hausverweser besorgte die häuslichen Geschäfte, die Dienerschaft wechselte nach der Laune des Chevaliers, so daß Angela selbst im eignen Hause fremd nirgends Trost fand. Oft wenn sie in schlaflosen Nächten vernahm, wie des Chevaliers Wagen vor dem Hause hielt, wie die schwere Cassette heraufgeschleppt wurde, wie der Chevalier mit einsylbigen rauhen Worten um sich warf und dann die Thüre des entfernten Zimmers klirrend zugeschlagen wurde, dann brach ein Strom bittrer Thränen aus ihren Augen, im tiefsten herzzerschneidendsten Jammer rief sie hundertmal den Namen Duvernet, flehte, daß die ewige Macht enden möge ihr elendes gramverstörtes Leben! —

Es geschah, daß ein Jüngling von gutem Hause sich, nachdem er sein ganzes Vermögen an der Bank des Chevaliers verloren, im Spielhause und zwar in demselben Zimmer, wo des Chevaliers Bank etablirt war, eine Kugel durch den Kopf jagte, so daß Blut und Hirn die Spieler bespritzte, die entsetzt auseinander fuhren. Nur der Chevalier blieb gleichgültig und fragte, als alles sich entfernen wollte, ob es Regel und Sitte wäre eines Narren halber, der keine Conduite im Spiel besessen, die Bank vor der bestimmten Stunde zu verlassen. —

Der Vorfall machte großes Aufsehn. Die versuchtesten abgehärtetsten Spieler waren indignirt von des Chevaliers beispiellosem Betragen. Alles regte sich wider ihn. Die Polizei hob die Bank des Chevaliers auf. Man beschuldigte ihn überdem des falschen Spiels, sein unerhörtes Glück sprach für die Wahrheit der Anklage. Er konnte sich nicht reinigen, die Geldstrafe, die er erlegen mußte, raubte ihm einen bedeutenden Theil seines Reichthums. Er sah sich beschimpft, verachtet — da kehrte er zurück in die Arme seines Weibes, die er mißhandelt und die ihn, den Reuigen, gern aufnahm, da das

Andenken an den Vater, der auch noch zurückkam von dem wirren Spielerleben, ihr einen Schimmer von Hoffnung aufdämmern ließ, daß des Chevaliers Aenderung nun, da er älter worden, wirklich von Bestand seyn könne.

Der Chevalier verließ mit seiner Gattin Paris und begab sich nach Genua, Angela's Geburtsort.

Hier lebte der Chevalier in der ersten Zeit ziemlich zurückgezogen. Vergebens blieb es aber, jenes Verhältniß der ruhigen Häuslichkeit mit Angela, das sein böser Dämon zerstört hatte, wieder herzustellen. Nicht lange dauerte es, so erwachte sein innerer Unmuth und trieb ihn fort aus dem Hause in rastloser Unstetigkeit. Sein böser Ruf war ihm gefolgt von Paris nach Genua, er durfte es gar nicht wagen, eine Bank zu etabliren, ungeachtet es ihn dazu hintrieb mit unwiderstehlicher Gewalt. —

Zu der Zeit hielt ein französischer Obrister, durch bedeutende Wunden zum Kriegsdienst untauglich geworden, die reichste Bank in Genua. Mit Neid und tiefem Haß im Herzen trat der Chevalier an diese Bank, gedenkend, daß sein gewohntes Glück ihm bald beistehen werde, den Nebenbuhler zu verderben. Der Obrist rief dem Chevalier mit einem lustigen Humor, der ihm sonst gar nicht eigen, zu, daß nun erst das Spiel was werth, da der Chevalier Menars mit seinem Glück hinangetreten, denn jetzt gelte es den Kampf, der allein das Spiel interessant mache.

In der That schlugen dem Chevalier in den ersten Taillen die Karten zu wie sonst. Als er aber vertrauend auf sein unbezwingbares Glück endlich Va banque rief, hatte er mit einem Schlage eine bedeutende Summe verloren.

Der Obrist, sonst sich im Glück und Unglück gleich, strich das Geld ein mit allen lebhaften Zeichen der äußersten Freude. Von diesem Augenblick an hatte sich das Glück von dem Chevalier abgewendet ganz und gar.

Er spielte jede Nacht, verlor jede Nacht, bis seine Habe geschmolzen war auf die Summe von ein Paar tausend Dukaten, die er noch in Papieren bewahrte.

Den ganzen Tag war der Chevalier umhergelaufen, hatte jene Papiere in baares Geld umgesetzt und kam erst am späten Abend nach Hause. Mit Einbruch der Nacht wollte er, die letzten Goldstücke

in der Tasche, fort, da trat ihm Angela, welche wohl ahnte was vorging, in den Weg, warf sich, indem ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte, ihm zu Füßen, beschwor ihn bei der Jungfrau und allen Heiligen abzulassen von bösem Beginnen, sie nicht in Noth und Elend zu stürzen.

Der Chevalier hob sie auf, drückte sie mit schmerzlicher Inbrunst an seine Brust und sprach mit dumpfer Stimme: „Angela, meine süße liebe Angela! es ist nun einmal nicht anders, ich muß thun, was ich nicht zu lassen vermag. Aber morgen — morgen ist all deine Sorge aus, denn bei dem ewigen Verhängniß, das über uns waltet, schwör' ich's, ich spiele heut zum letztenmal! — Sey ruhig, mein holdes Kind — schlafe — träume von glückseligen Tagen, von einem bessern Leben, dem du entgegen gehst, das wird mir Glück bringen!" —

Damit küßte der Chevalier sein Weib und rannte unaufhaltsam von dannen. —

Zwei Taillen und der Chevalier hatte alles — alles verloren! —

Regungslos blieb er stehen neben dem Obristen und starrte in dumpfer Sinnlosigkeit hin auf den Spieltisch.

„Ihr pontirt nicht mehr, Chevalier?" sprach der Obrist, indem er die Karten melirte zur neuen Taille. „Ich habe alles verloren," erwiederte der Chevalier mit gewaltsam erzwungener Ruhe.

„Habt Ihr denn gar nichts mehr?" fragte der Obrist bei der nächsten Taille.

„Ich bin ein Bettler!" rief der Chevalier mit vor Wuth und Schmerz zitternder Stimme, immerfort hinstarrend auf den Spieltisch und nicht bemerkend, daß die Spieler immer mehr Vortheil ersiegten über den Bankier.

Der Obrist spielte ruhig weiter.

„Ihr habt ja aber ein schönes Weib," sprach der Obrist leise, ohne den Chevalier anzusehen, die Karten melirend zur folgenden Taille.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fuhr der Chevalier zornig heraus. Der Obrist zog ab, ohne dem Chevalier zu antworten.

„Zehntausend Dukaten oder — Angela," sprach der Obrist halb umgewendet, indem er die Karten coupiren ließ.

„Ihr seyd rasend!" rief der Chevalier, der nun aber, mehr zu

sich selbst gekommen, zu gewahren begann, daß der Obrist fortwährend verlor und verlor.

„Zwanzigtausend Dukaten gegen Angela," sprach der Obrist leise, indem er mit dem Meliren der Karten einen Augenblick inne hielt.

Der Chevalier schwieg, der Obrist spielte weiter und beinahe alle Karten schlugen den Spielern zu.

„Es gilt," sprach der Chevalier dem Obristen ins Ohr, als die neue Taille begann und schob die Dame auf den Spieltisch. —

Im nächsten Abzug hatte die Dame verloren.

Zähneknirschend zog sich der Chevalier zurück und lehnte, Verzweiflung und Tod im bleichen Antlitz, sich ins Fenster.

Das Spiel war geendet, mit einem höhnischen: „Nun wirds weiter?" trat der Obrist hin vor den Chevalier.

„Ha, rief der Chevalier, ganz außer sich, Ihr habt mich zum Bettler gemacht, aber wahnsinnig müßt Ihr seyn, Euch einzubilden, daß Ihr mein Weib gewinnen konntet. Sind wir auf den Inseln, ist mein Weib eine Sclavin, schnöder Willkür des verruchten Mannes Preis gegeben, daß er sie zu verhandeln, zu verspielen vermag? Aber es ist wahr, zwanzigtausend Dukaten mußtet Ihr zahlen, wenn die Dame gewann, und so habe ich das Recht jedes Einspruchs verspielt, wenn mein Weib mich verlassen und Euch folgen will. — Kommt mit mir und verzweifelt, wenn mein Weib mit Abscheu den zurückstößt, dem sie folgen soll als ehrlose Maitresse!"

„Verzweifelt selbst, erwiederte der Obrist hohnlachend, verzweifelt selbst, Chevalier, wenn Angela Euch — Euch, den verruchten Sünder, der sie elend machte, verabscheuen und mit Wonne und Entzücken mir in die Arme stürzen wird — verzweifelt selbst, wenn Ihr erfahrt, daß der Segen der Kirche uns verbunden, daß das Glück unsere schönsten Wünsche krönt! — Ihr nennt mich wahnsinnig! — Ho ho! nur das Recht des Einspruchs wollt' ich gewinnen, Euer Weib war mir gewiß! — Ho ho, Chevalier, vernehmt, daß mich mich Euer Weib, ich weiß es, unaussprechlich liebt — vernehmt, daß ich jener Duvernet bin, des Nachbars Sohn, mit Angela erzogen, in heißer Liebe mit ihr verbunden, den Ihr mit Euern Teufelskünsten vertriebt! — Ach! erst als ich fort mußte in den Krieg, erkannte Angela, was ich ihr war, ich weiß alles. Es war zu spät! — Der finstre Geist gab mir ein, im Spiel könnte ich Euch verderben, deshalb ergab ich

mich dem Spiel — folgte Euch nach Genua — es ist mir gelungen! — Fort nun zu Euerm Weibe!" —

Vernichtet stand der Chevalier, von tausend glühenden Blitzen getroffen. Offen lag vor ihm jenes verhängnißvolle Geheimniß, nun erst sah er das volle Maaß des Unglücks ein, das er über die arme Angela gebracht.

Angela, mein Weib, mag entscheiden, sprach er mit dumpfer Stimme und folgte dem Obristen, welcher fortstürmte.

Als ins Haus gekommen der Obrist die Klinke von Angela's Zimmer erfaßte, drängte der Chevalier ihn zurück und sprach: „Mein Weib schläft, wollt Ihr sie aufstören aus süßem Schlafe?" — „Hm, erwiederte der Obrist, hat Angela wohl jemals gelegen in süßem Schlaf, seit ihr von Euch namenloses Elend bereitet wurde?"

Der Obrist wollte ins Zimmer, da stürzte der Chevalier ihm zu Füßen, und schrie in heller Verzweiflung: „Seid barmherzig! — Laßt mir, den Ihr zum Bettler gemacht, laßt mir mein Weib!" —

„So lag der alte Vertua vor Euch, dem gefühllosen Bösewicht, und vermochte Euer steinhartes Herz nicht zu erweichen, dafür die Rache des Himmels über Euch!" —

So sprach der Obrist und schritt aufs neue nach Angela's Zimmer.

Der Chevalier sprang nach der Thür, riß sie auf, stürzte hin zu dem Bette, in dem die Gattin lag, zog die Vorhänge auseinander, rief: „Angela, Angela!" — beugte sich hin über sie, faßte ihre Hand — bebte wie im plötzlichen Todeskrampf zusammen, rief dann mit fürchterlicher Stimme: „Schaut hin! — den Leichnam meines Weibes habt Ihr gewonnen!" —

Entsetzt trat der Obrist an das Bette — keine Spur des Lebens — Angela war todt — todt.

Da ballte der Obrist die Faust gen Himmel, heulte dumpf auf, stürzte fort. — Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen! —

So hatte der Fremde geendet und verließ nun schnell die Bank, ehe der tief erschütterte Baron etwas zu sagen vermochte.

Wenige Tage darauf fand man den Fremden vom Nervenschlag getroffen in seinem Zimmer. Er blieb sprachlos bis zu seinem Tode, der nach wenigen Stunden erfolgte, seine Papiere zeigten, daß er,

der sich Baudasson schlechthin nannte, niemand anders gewesen als eben jener unglückliche Chevalier Menars.

Der Baron erkannte die Warnung des Himmels, der ihm, als er eben sich dem Abgrund näherte, den Chevalier Menars in den Weg führte zu seiner Rettung, und gelobte, allen Verlockungen des täuschenden Spielerglücks zu widerstehen.

Bis jetzt hat er getreulich Wort gehalten.

Sollte, sprach Lothar, als Theodor geendet, sollte man nicht glauben, du verstündest dich recht ordentlich auf das Spiel, wärst selbst wohl gar ein tüchtiger Spieler, dem nur zuweilen die Moral in den Nacken schlägt und doch weiß ich, daß du keine Karte anrührst. So ist es, erwiederte Theodor und dennoch half mir bei der Erzählung ein merkwürdiges Ereigniß aus meinem eignen Leben. — Den besten, nahm Ottmar das Wort, den besten Nachklang des Erzählten könntest du daher wohl tönen lassen, wenn du uns dies Ereigniß noch mittheiltest.

Ihr wißt, begann Theodor, daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieses Onkels fand der Ungleichheit unserer Jahre unerachtet großes Wohlgefallen an mir und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine stets frohe, oft bis zum Muthwillen steigende Laune beseelte. Der Mann war in der That eine der sonderbarsten Personen, die mir jemals aufgestoßen sind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürrisch, verdrießlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchsten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines französischen Ausdrucks zu bedienen — der Mann war durchaus amusable, ohne im mindesten amusant zu seyn. Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die sich vorzüglich in seiner nach den Bedingnissen der letzten Mode sorglich gewählten Kleidung aussprach, beinahe bis zum Lächerlichen und eben diese Lächerlichkeit traf ihn, wenn man sah, wie er im Schweiß seines Angesichts jedem Genuß nachjagte und mit komischer Gier soviel davon auf einmal einzuschnappen strebte, als nur möglich. Zu lebhaft gehen mir in diesem Augenblick zwei drollige Züge dieser Eitelkeit, dieser Genußgier auf, als daß ich sie Euch nicht mittheilen sollte. —

Denkt Euch, daß mein Mann, als er während seines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Gesellschaft, in der sich freilich auch Damen befanden, aufgefordert wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die nahe liegenden Wasserfälle zu schauen, sich in einen noch gar nicht getragenen seidenen Rock warf mit schönen blinkenden Stahlknöpfen, daß er weißseidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlschnallen, und die schönsten Ringe an die Finger steckte. In dem dicksten Tannenwalde, der zu passiren, wurde die Gesellschaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen strömte herab, die Waldbäche schwollen an und brausten in die Wege hinein und ihr möget Euch wohl vorstellen, in welchen Zustand mein armer Freund während weniger Augenblicke gerathen war.

Es begab sich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Thurm der Dominikaner-Kirche zu G. einschlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuersäule, die sich erhob in den schwarzen Himmel und alles ringsumher magisch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau erst von einem gewissen Hügel vor der Stadt angeschaut, die gehörige malerische Wirkung thun müsse. Alsbald kleidete er sich so schnell an, als es bei der nie zu verläugnenden Sorglichkeit geschehen konnte, vergaß nicht eine Tüte Makronen und ein Fläschchen Wein in die Tasche zu stecken, nahm einen schönen Blumenstrauß in die Hand, einen leichten Feldstuhl aber unter den Arm und wanderte getrost heraus vor das Thor, auf den Hügel. Da setzte er sich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makrönchen naschte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemüthlichkeit das malerische Schauspiel. Ueberhaupt war dieser Mann —

Halt, halt, rief Lothar, du wolltest uns das Ereigniß erzählen, das dir bei deinem Spielerglück half, und kommst nicht los von einem Mann, der eben so possierlich gewesen seyn muß als widerwärtig.

Du kannst, erwiederte Theodor, du kannst es mir nicht verdenken, daß ich bei einer Figur verweilte. die mir eben so lebendig entgegentrat. — Doch zur Sache! — Der Mann, den ich Euch geschildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reise nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einsah, daß ich seinen Besänftiger, Aufheiterer, **Maître de plaisir** spielen sollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reise durch das Gebirge zu machen, ohne allen Auf-

wand an Kosten. — An dem Badeort fand damals ein sehr bedeutendes Spiel statt, da die Bank mehrere tausend Friedrichsdor betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher und näher den Spieltisch, griff in die Tasche, hielt einen Friedrichsdor zwischen den Fingern, steckte ihn wieder ein — genug, ihn gelüstete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er sich ein Sümmchen erpontirt von dem aufgeschütteten Reichthum und doch mißtraute er seinem Glücksstern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwischen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontiren und mir zu dem Behuf fünf — sechs Stück Friedrichsdor in die Hand steckte. Erst dann, als er mich versichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, sondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verstand ich mich zum Pontiren. Was ich gar nicht gedacht, das geschah. Mir, dem ungeübten, unerfahrnen Spieler, war das Glück günstig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichsdor, die er sehr vergnügt einsteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich selbst versuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu spielen, vielmehr stand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit seiner Bitte. Erst, als ich erklärt, heute für mich selbst zu pontiren, trat ich auch entschlossen an die Bank und holte aus der engen Tasche meines Gilets die beiden einzigen Friedrichsdor hervor, die ich besaß. War mir das Glück gestern günstig, so schien es heute, als sey ein mächtiger Geist mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontiren, biegen wie ich wollte, kein Blatt schlug mir um, kurz — mir geschah ganz dasselbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzählt. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuströmte, war es mir, als läg' ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Gold einzustecken gewähnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und sprach, mich mit ernstem strengen

Blick durchbohrend: Junger Mann! verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank gesprengt. Aber wenn Sie das verstehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war schon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf den Tisch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taschengeld beschränkt ist, das er zu seinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberschlag sich in dem Besitz einer Summe befindet, die bedeutend genug ist, um wenigstens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anschaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer seltsamen Angst erfaßt, die mir kalten Todesschweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erst auf in der entsetzlichsten Bedeutung. Mir war es, als sey das Gold, das auf dem Tische blinkte, das Handgeld, womit die finstre Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüthe schien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Trostlosigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenster, ich schaute mit inbrünstiger Sehnsucht der Sonne entgegen, vor der die finstern Geister der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beseeligende Gefühl der Kraft jeder Verlockung zu widerstehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämonischen Treiben, in dem es, sey es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir selbst auf das heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde streng gehalten. — Der erste Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinnst machte, bestand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu seinem nicht geringen Erstaunen trennte, und jene Reise nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch schon oft erzählt.

Wohl, nahm Sylvester das Wort, wohl kann ich es mir denken, welchen Eindruck das unerwartete zweideutige Glück auf dein jugendliches Gemüth machen mußte. Daß du der Verlockung widerstandest,

daß du eben in jenem Glück die bedrohliche Gefahr erkanntest, es bringt dir Ehre, aber verzeih, deine eigene Erzählung, die Art wie du darin die wahren Spieler sehr richtig charakterisirt hast, muß dir selbst darthun, daß du doch niemals den eigentlichen Sinn fürs Spiel in dir getragen, da dir sonst die bewiesene Tapferkeit sehr schwer, vielleicht unmöglich geworden. — Vinzenz, der sich, wie ich glaube, von uns allen noch am besten auf das Spiel versteht, wird mir darin beistimmen.

Was, erwiederte Vinzenz, mich betrifft, so habe ich gar nicht einmal recht darauf gehört, was Theodor von seinem Glück am Spieltisch erzählt hat, denn ich denke immer nur an den höchst vortrefflichen Mann, der in seidenen Strümpfen durch die Berge streicht, und mit Wein, Makronen und Blumen Feuersbrünste betrachtet wie schöne Gemälde. — In der That, ich war froh aus dem schauerlichen Hintergrunde unserer heutigen Erzählungen doch einmal eine ergötzliche Gestalt hervorspringen zu sehen, und hätte gewünscht, den Mann als Helden irgend eines drolligen Schauspiels zu erblicken.

Konnte, sprach Lothar, konnte uns denn nicht das Bild des vortrefflichen Mannes genügen? — Uberhaupt sollten wir Serapionsbrüder es uns vergönnen, einander einzelne Charaktere, wie sie uns wohl im Leben vorkamen, aufzustellen zur gemeinsamen Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anstrengenden Erzählung.

Guter Vorschlag, nahm Vinzenz das Wort, guter Vorschlag, dem ich ganz beipflichte. Diese einzelnen hingeworfenen Zeichnungen mögen als Studium betrachtet werden zu größeren Gemälden, die denn jeder herauspinseln kann nach seiner Art und Weise. Auch mögen sie als milde Beiträge gelten zur gemeinsamen Serapions-Fantasie-Kasse. Und damit ihr einseht, wie ernstlich ich es mit diesen Beiträgen meine, will ich nur gleich vorfahren mit einem gar närrischen Kauz, den ich auf meiner Reise durch das südliche Deutschland traf. Es begab sich, daß ich während meines Aufenthalts in B. durch ein nahgelegenes Wäldchen lustwandelnd auf eine Anzahl Bauern stieß, die beschäftigt waren ein dichtes Gestripp zu durchhauen und den Bäumen von beiden Seiten die Aeste wegzusägen. Ich weiß selbst nicht, warum ich eben fragte, ob hier etwa ein neuer Weg angelegt werden solle, da lachten aber die Leute und meinten: ich möge nur meinen Weg weiter verfolgen, vor dem Walde auf einer

Anhöhe stehe ein Herr, der würde mir Bescheid geben. Wirklich stieß ich auf einen kleinen ältlichen Mann blassen Antlitzes, im Oberrock, eine Reisemütze auf dem Kopf, einen Büchsensack umgeschnallt, der durch ein Fernrohr unverwandt nach dem Orte hinblickte, wo die Leute arbeiteten. So wie er meine Nähe gewahrte, schob er schnell das Fernrohr zusammen und fragte hastig: Sie kommen aus dem Walde, mein Herr, wie steht es mit der Arbeit? — Ich berichtete, was ich gesehen. „Das ist gut, sprach er, das ist gut. Schon seit drei Uhr Morgens (es mochte etwa sechs Uhr Abends seyn) stehe ich hier und glaubte schon, die Esel, die ich doch theuer genug bezahle, würden mich im Stiche lassen. Aber nun hoffe ich, daß sich die Aussicht noch im rechten Augenblick öffnen wird. Er schob das Fernrohr auseinander und schaute wiederum unverwandt hin nach dem Walde. Ein Paar Minuten währte es, da fiel starkes Buschwerk nieder, und wie auf einen Zauberschlag, öffnete sich die Durchsicht nach dem fernen Gebirge und den Ruinen eines Bergschlosses, die im Feuer der Abendsonne wirklich einen herrlichen magischen Anblick gewährten. — In einzelnen abgebrochenen Lauten gab der Mann sein höchstes Entzücken zu erkennen. Nachdem er aber sich ungefähr eine starke Viertelstunde an der Aussicht geweidet, steckte er das Fernrohr ein und lief, ohne mich zu grüßen, ohne meiner im mindesten zu achten, hastig als wolle er gefährlichen Verfolgern entrinnen, von dannen. — Später sagte man mir, der Mann sey niemand anders gewesen als der Baron von R., einer der wunderlichsten Kauze, der sich wie der bekannte Baron Grotthus schon seit mehreren Jahren auf einer ununterbrochenen Fußwanderung befinde, und mit einer Art von Wuth Jagd mache auf schöne Aussichten. Komme er nun in eine Gegend, wo er, um sich solch' eine schöne Aussicht zu verschaffen, es für nöthig halte, Bäume fällen, einen Wald durchhauen zu lassen, so scheue er keine Kosten, sich mit dem Eigenthümer abzufinden und Arbeiter zu bezahlen. — Ja er habe es schon einmal mit aller Gewalt durchsetzen wollen, einen ganzen Meierhof, der seiner Meinung nach die Gegend verunstaltet und die ferne Aussicht gehemmt, niederbrennen zu lassen, welches ihm denn freilich nicht gelungen. Habe er aber wirklich seinen Zweck erreicht, so schaue er höchstens eine halbe Stunde in die Gegend hinein, laufe aber dann unaufhaltsam weiter und komme niemals mehr an denselben Ort. —

Die Freunde waren darin einig, daß nichts so toll und wunderlich zu ersinnen, als was sich von selbst im Leben darbiete. Recht artig, nahm Cyprian das Wort, recht artig und hübsch ist es aber doch, daß ich den beiden wunderlichen Leuten noch einen dritten Mann hinzuzufügen vermag, von dem ich vor einiger Zeit Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuosen. Mein dritter Mann ist kein anderer als der Baron von B., der sich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt und offenbar zu den seltsamsten, merkwürdigsten Erscheinungen gehörte, die es jemals in der musikalischen Welt gegeben. — Ich werde der größeren Lebendigkeit halber in der ersten Person erzählen, als sey ich selbst der Virtuose, dem alles geschehen und hoffe, daß mein würdiger Serapionsbruder Theodor es nicht übel deuten wird, wenn ich ganz in sein Gebiet hineinzustreifen genöthigt bin.

Ich war (so erzählte der Virtuose) damals, als der Baron von B. sich in Berlin befand, noch sehr jung, kaum sechzehn Jahre alt und im eifrigsten Studium meines Instruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele, mit aller Kraft, wie sie nur in mir lebte, hingab. Der Concertmeister Haak, mein würdiger, aber sehr strenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er ließ mich endlich in der Oper, ja sogar in den königlichen Kammerconcerten mitgeigen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich oft, daß Haak mit dem jüngern Duport, mit Ritter und anderen großen Meistern aus der Kapelle von den musikalischen Unterhaltungen sprach, die der Baron von B. in seinem Hause mit Einsicht und Geschmack anordne, so daß der König selbst nicht verschmähe, öfters daran Theil zu nehmen. Sie erwähnten der herrlichen Compositionen alter, beinahe vergessener Meister, die man sonst nirgends zu hören bekomme, als bei dem Baron von B., der, was vorzüglich Musik für die Geige betreffe, wohl die vollständigste Sammlung von Compositionen jeder Art, aus der ältesten bis zur neuesten Zeit, besitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die splendide Bewirthung in dem Hause des Barons, auf die würdige Art, auf die unglaubliche Liberalität, mit der der Baron die Künstler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem musikalischen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieses machte meine Neugierde rege, noch mehr spannte es mich aber, wenn dann in solchem Gespräch die Meister näher zusammentraten, und ich in dem geheimnißvollen Geflüster nur den Namen des Barons unterscheiden und aus einzelnen abgebrochenen Worten errathen konnte, daß vom Unterricht in der Musik — von Stundengeben die Rede. Es schien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duports Gesicht ein sarkastisches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgend einer Neckerei wider den Concertmeister zu Felde zögen, der seiner Seits sich nur schwach vertheidigend, auch das Lachen kaum unterdrücken konnte, bis er zuletzt sich schnell wegwendend und die Geige ergreifend zum Einstimmen laut rief: Es ist und bleibt doch ein herrlicher Mann!

Ich konnt' es nicht lassen: der Gefahr unerachtet auf ziemlich derbe Weise abgefertigt zu werden, bat ich den Concertmeister, mich doch, wenns nur irgend möglich, bei dem Baron von B. einzuführen und mich mitzunehmen in seine Concerte.

Haak maaß mich mit großen Augen, ich fürchtete schon, ein kleines Donnerwetter werde losbrechen, statt dessen ging jedoch sein Ernst in ein seltsames Lächeln über und er sprach: Nun! — Du magst wohl Recht haben mit deiner Bitte, du kannst viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von dir reden und glaube wohl, daß er dir den Zutritt verstatten wird, da er gar gern es mit jungen Zöglingen der Musik zu thun hat. —

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haak einige sehr schwere Violinduetten gespielt. Da sprach er, die Geige aus der Hand legend: Nun Carl! heute Abend ziehe deinen Sonntagsrock an und seidene Strümpfe. Komm dann zu mir, wir wollen zusammen hingehen zum Baron von B. Es sind nur wenige Leute da und das giebt gute Gelegenheit, dich vorzustellen. — Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, selbst wußt' ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

Wir gingen hin. Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkisch buntgestickten Gallakleide kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und schüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Nie hatt' ich bei dem Anblick irgend eines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohlthuendes Hinneigen em-

pfunden. Auf dem Gesicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichsten Gutmüthigkeit, während aus seinen Augen jenes dunkle Feuer blitzte, das so oft den von der Kunst wahrhaft durchdrungenen Künstler verräth. Alle Scheu, mit der ich sonst wohl als ein unerfahrener Jüngling zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch, begann der Baron mit heller wohlklingender Stimme, wie geht es Euch, mein guter Haak, habt Ihr wol mein Concert wacker geübt? — Nun! — wir werden ja morgen hören? — Ha! das ist wol der junge Mensch, der kleine wackre Virtuose, von dem Ihr mit mir spracht?

Ich schlug beschämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über erröthete.

Haak nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen, so wie die schnellen Fortschritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

Also, wandte sich der Baron zu mir, also die Geige hast du zu deinem Instrument gewählt, mein Söhnchen? — Hast du auch wol gedacht, daß die Geige das allerschwerste Instrument ist, das jemals erfunden? ja, daß dies Instrument, in dürftig scheinender Einfachheit den üppigsten Reichthum des Tons verschließend, ein wunderbares Geheimniß ist, das sich nur wenigen, von der Natur besonders dazu ausersehenen, Menschen erschließt? Weißt du gewiß, sagt es dir dein Geist mit Bestimmtheit, daß du Herr werden wirst des wunderbaren Geheimnisses? — Das haben schon viele geglaubt und sind erbärmliche Stümper geblieben ihr Lebenlang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß du die Anzahl dieser Miserablen vermehrtest. — Nun, du magst immerhin mir etwas vorspielen, ich werde dir dann sagen, wie es mit dir steht und du wirst meinem Rath folgen. Es kann dir so gehen, wie dem Carl Stamitz, der Wunder glaubte, was für ein entsetzlicher Virtuos auf der Violin aus ihm werden würde. Als ich dem das Verständniß eröffnet, warf er geschwinde, geschwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratsche und Viol d'Amour zur Hand, und that wohl daran. Auf diesen Instrumenten konnte er herumgreifen mit seinen breitgespannten Fingern und spielte ganz passabel. Nun — ich werde dich hören, mein Söhnchen! —

Ueber diese erste, etwas besondere Anrede des Barons mußte ich wol betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele und ich fühlte mit innerm Unmuth, daß ich, trotz meines Enthusias-

mus vielleicht, indem ich mein Leben dem schwersten, geheimnißvollsten aller Instrumente zugewandt, ein Wagestück unternommen, dem ich gar nicht gewachsen.

Man schickte nun sich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erschienen, durchzuspielen.

Mein Meister nahm die Geige aus dem Kasten; kaum strich er aber Stimmens halber die Saiten an, als der Baron sich beide Ohren mit den Händen zuhielt und wie außer sich schrie: Haak, Haak! — ich bitte Euch um Gotteswillen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen schnarrenden, knarrenden Strohfiedel Euer ganzes Spiel verderben!

Nun hatte aber der Concertmeister eine der allerherrlichsten Geigen, die ich jemals gesehen und gehört, einen ächten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entrüsten, als wenn irgend jemand seinem Liebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher Wunder, als er lächelnd sogleich die Geige wieder einschloß. Er mochte schon wissen, wie es sich nun zutragen würde. Er zog eben den Schlüssel aus dem Schlosse des Violinkastens, als der Baron, der sich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit scharlachrothem Sammt und goldnen Tressen überzogenen Kasten auf beiden Armen, wie ein Hochzeits-Carmen, oder einen Täufling, vor sich hertragend.

Ich will, rief er, ich will Euch eine Ehre anthun, Haak! Ihr sollt heute auf meiner ältesten schönsten Violine spielen. Es ist ein wahrhafter Granuelo und gegen den alten Meister ist sein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen spielen, als auf Granuelo's. Nehmt Euch nur zusammen, damit der Granuelo sich willig finden läßt, alle seine Pracht aus dem Innern heraus aufzuthun.

Der Baron öffnete den Kasten und ich erblickte ein Instrument, dessen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber solch ein ganz wunderlicher Bogen, der mit seiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet schien, Pfeile darauf abzuschießen, als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutsamkeit das Instrument aus dem Kasten und reichte es dem Concertmeister hin, der es eben so feierlich in die Hände nahm.

Den Bogen, sprach der Baron, indem er anmuthig lächelnd dem

Meister auf die Schulter klopfte, den Bogen geb' ich Euch nicht, denn den versteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen, und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner ordentlichen wahren Strichart gelangen. —

Solchen Bogen, fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, solchen Bogen führte der große unsterbliche Tartini und nach ihm giebt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei seiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimniß jener markigten, tonvollen, das ganze Gemüth ergreifenden Strichart zu dringen, die nur mit einem solchen Bogen möglich. Der eine ist Nardini, jetzt ein siebzigjähriger Greis, nur noch innerer Musik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wol schon wissen werden, bin ich selbst. Ich bin also nun der einzige, in dem die Kunst des wahrhaften Violinspielers fortlebt, und an meinen eifrigen Bestrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunst, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. — Doch! — fangen wir an, meine Herren! —

Die Haydnschen Quartetten wurden nun durchgespielt und, wie man es wohl denken kann, mit solch hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünschen übrig blieb.

Der Baron saß da, mit geschlossenen Augen sich hin und herwiegend. Dann sprang er auf, schritt näher heran an die Spieler, kuckte in die Notenblätter mit gerunzelter Stirn, dann trat er leise, leise wieder zurück, ließ sich nieder auf den Stuhl, stützte den Kopf in die Hand — stöhnte — ächzte! — Halt! rief er plötzlich bei irgend einer gesangreichen Stelle im Adagio! — Halt! bei den Göttern, das war Tartinischer Gesang, aber ihr habt ihn nicht verstanden. Noch einmal bitt' ich! —

Und die Meister wiederholten lächelnd die Stelle mit gezognerem Strich und der Baron schluchzte und weinte wie ein Kind! —

Als die Quartetten geendigt, sprach der Baron: Ein göttlicher Mensch, der Haydn, er weiß das Gemüth zu ergreifen, aber für die Violine versteht er nicht zu schreiben. Er will das vielleicht auch gar nicht, denn thät' er es wirklich und schrieb' er in der einzigen wahren Manier, wie Tartini, so würdet ihr es doch nicht spielen können. —

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haak für mich aufgesetzt. —

Der Baron stellte sich dicht neben mir hin und schaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Beklommenheit ich, den strengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegrosatz ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte, mich frei zu bewegen in dem Kreise aller Kraft, die mir damals zu Gebote stand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achsel und sprach lächelnd: „Du kannst bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verstehst du noch gar nichts, welches wol daher kommen mag, daß es dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt.“ —

Man ging zu Tische. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, besonders Rücksichts der mannigfachen feinen Weine, die gespendet wurden, beinahe schwelgerisch zu nennen. Die Meister ließen es sich wacker schmecken. Das Gespräch, immer heller und heller aufsteigend, betraf ausschließlich die Musik. Der Baron entwickelte einen Schatz der herrlichsten Kenntnisse. Sein Urtheil, scharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetsten Kenner, nein, den vollendeten, geistreichen, geschmackvollen Künstler selbst. Vorzüglich merkwürdig war mir die Gallerie der Violinspieler, die er aufstellte. — So viel ich davon noch weiß, will ich zusammenfassen.

Corelli (so sprach der Baron) bahnte zuerst den Weg. Seine Compositionen können nur auf Tartinische Weise gespielt werden, und das ist hinlänglich, zu beweisen, wie er das Wesen des Violinspielens erkannt. Pugnani ist ein passabler Geiger. Er hat Ton und viel Verstand, doch ist sein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Gemianini gesagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, spielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumsteigt, und es wurde einem selbst zu Muthe, als läg' man im Traume. Lauter tempo rubato ohne Styl und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die besten Geiger, denn sie vernachlässigen darüber den Strich. Ich spielte ihm meine Sonaten vor, er sah seinen Irrthum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verstand. Doch der Knabe war schon zu vertieft in seine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals ein und neunzig Jahre. — Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihn nicht entgelten lassen

in der Ewigkeit, aber er war es, der zuerst den Apfel vom Baum des Erkenntnisses fraß und alle nachfolgende Violinspieler zu sündigen Menschen machte. Er ist der erste Schwebler und Schnörkler. Er ist nur bedacht auf die linke Hand und auf die springfertigen Finger und weiß nichts davon, daß die Seele des Gesanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulsen alle Empfindungen, wie sie in der Brust erwacht sind, alle Herzschläge ausströmen. Jedem Schnörkler wünsch' ich einen tapfern Jomelli zur Seite, der ihn aus seinem Wahnsinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich that, als Giardini in seiner Gegenwart einen herrlichen Gesang verdarb durch seine Sprünge, Läufe, närrische Triller und Mordenten. Ganz verrückt gebehrdet sich Lolli. Der Kerl ist ein fataler Luftspringer, kann kein Adagio spielen und seine Fertigkeit ist allein das, weshalb ihn unwissende Maulauffsperrer ohne Gefühl und Verstand bewundern. Ich sage es, mit Nardini und mir stirbt die wahrhafte Kunst der Geiger aus. Der junge Viotti ist ein herrlicher Mensch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilfts! Keine Ausdauer, keine Geduld! — Er lief mir aus der Schule. Den Kreuzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genützt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt sein werde nach Paris. Mein Concert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haak, spielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Faust. — Der Giarnovichi soll mir nicht mehr über die Schwelle, das ist ein unverständiger Hasenfuß, der sich erfrecht, über den großen Tartini, über den Meister aller Meister die Nase zu rümpfen und meinen Unterricht zu verschmähen. — Mich soll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rhode werden wird, wenn er meinen Unterricht genossen. Er verspricht viel und es ist möglich, daß er Herr wird meines Bogens.

Er ist (der Baron wandte sich zu mir) in deinem Alter, mein Söhnchen, aber ernsterer, tiefsinnigerer Natur. — Du scheinst mir, nimms nicht übel, ein kleiner Springinsfeld zu seyn. — Nun, das giebt sich. — Von Euch, mein lieber Haak! hoffe ich nun gar viel! Seit ich Euch unterrichte, seyd Ihr schon ein ganz andrer worden. Fahrt nur fort in Eurem rastlosen Eifer und Fleiß, und versäumt ja keine Stunde: Ihr wißt, daß mich das ärgert. —

Ich war erstarrt vor Verwunderung über alles das, was ich ge-

hört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Concertmeister zu fragen, ob es denn wahr sey, ob denn der Baron wirklich die größten Violinisten der Zeit ausgebildet, ob er, der Meister selbst, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiederte Haak, versäume er nicht, den wohlthätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten und ich würde sehr wohlthun, an einem guten Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzuflehen, daß er auch mich seines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch sonst auf den Baron und über sein Kunsttalent erfragen wollte, ließ Haak sich gar nicht ein, sondern wiederholte nur, daß ich thun möge, was er mir geheißen und das übrige denn wohl erfahren werde.

Mir entging das seltsame Lächeln nicht, das dabei Haak's Gesicht überflog und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugierde im höchsten Grade reizte.

Als ich denn nun gar demüthig dem Baron meinen Wunsch vortrug, als ich versicherte, daß der regste Eifer, ja der glühendste Enthusiasmus mich beseele für meine Kunst, sah er mich starr an, bald aber gewann sein ernster Blick den Ausdruck der wohlthuendsten Gemüthlichkeit. „Söhnchen, Söhnchen, sprach er, daß du dich an mich, an den einzigen Violinspieler, den es noch giebt, wendest, das beweiset, wie in dir der ächte Künstlertrieb rege worden, wie in deiner Seele das Ideal des wahrhaften Violinspielers aufgegangen. Wie gern wollt' ich dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit hernehmen! — Der Haak macht mir viel zu schaffen und da ist jetzt der junge Mensch hier, der Durand, der will sich öffentlich hören lassen, und hat wohl eingesehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Cursus gemacht. — Nun! — warte, warte — zwischen Frühstück und Mittag, oder beim Frühstück — ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! — Söhnchen, komme zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!" —

Sie können sichs vorstellen, wie ich schon andern Tages um die bestimmte Stunde hineilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er litt nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anstrich auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes Instrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer

solchen Geige gespielt. Der himmlische Ton, der den Saiten entquoll, begeisterte mich. Ich verlor mich in kunstreichen Passagen, ließ den Strom der Töne stärker aufsteigen in brausenden Wellen, verrauschen im murmelnden Geplätscher! — Ich glaube, ich spielte ganz gut, besser, als manchmal nachher. Der Baron schüttelte unmuthig den Kopf und sprach, als ich endlich nachließ: Söhnchen, Söhnchen, das mußt du alles vergessen. Fürs erste hältst du den Bogen ganz miserabel. — Er wies mir praktisch, wie man nach Tartini's Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte auf diese Weise keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht gering war mein Erstaunen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Passagen wiederholend, in einigen Sekunden den großen Vortheil einsah, den mir die Art den Bogen zu führen gewährte.

„Nun, sprach der Baron, wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das eingestrichene g an und halte den Ton aus, so lange du kannst. Spare den Bogen, spare den Bogen. Was der Athem dem Sänger, das ist der Bogen dem Violinspieler."

Ich that wie mir geheißen, und freute mich selbst, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo steigen und wieder abnehmen zu lassen, mit gar langem, langem Bogen. „Siehst du wohl, siehst du wohl, Söhnchen! rief der Baron, schöne Passagen kannst du machen, Läufe, Sprünge und neumodische, einfältige Triller und Zierrathen, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es sich ziemt. Nun will ich dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!" — Er nahm mir das Instrument aus der Hand, setzte den Bogen dicht am Frosch an! — Nein! — hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszusprechen, wie es sich nun begab.

Dicht am Stege rutschte er mit dem zitternden Bogen hinauf, schnarrend, pfeifend, quäkend, miauend — der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, die Brille auf der Nase, sich abquält, den Ton irgend eines Liedes zu fassen.

Und dabei schaute er himmelwärts, wie in seliger Verzückung, und als er endlich aufhörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren und das Instrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen und er sprach tief bewegt: „das ist Ton — das ist Ton!" —

Mir war ganz wunderlich zu Muthe. Wollte sich auch der innere Trieb zum Lachen regen, so verschwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeisterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheimlicher Spuk, so daß ich meine Brust bewegt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr, begann der Baron, nicht wahr, mein Söhnchen, das ging hinein in dein Inneres, das stelltest du dir nicht vor, daß solche zauberische Gewalt hinauf beschworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armseligen Saiten. Nun — trinke, trinke, mein Söhnchen!" —

Der Baron schenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken, und von dem Backwerk genießen, das auf dem Tische stand. In dem Augenblick schlug es ein Uhr.

Für heute mags genug seyn, rief der Baron, geh', geh', mein Söhnchen, komme bald wieder. — Da! — nimm, nimm!

Der Baron steckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, schön geränderten, holländischen Dukaten fand.

Ganz bestürzt rannte ich hin zum Concertmeister und erzählte ihm, wie sich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: Siehst du nun wohl, wie es mit unserm Baron beschaffen ist und mit seinem Unterricht? — Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältst du nur einen Dukaten für die Stunde. So wie, nach des Barons Idee, die Meisterschaft steigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis und Durand, wenn ich nicht irre, gar zwei Dukaten.

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eignes Ding sey, den guten alten Baron auf diese Weise zu mystifiziren, und ihm die Dukaten aus der Tasche zu ziehen.

„Du mußt wissen, erwiederte der Concertmeister, du mußt wissen, daß des Barons ganze Glückseligkeit darin besteht, auf die Weise, die du nun kennst, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meister, wollten sie seinen Unterricht verschmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunstrichter ist und bleibt, als erbärmliche, unwissende Stümper ausschreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinspiels abgerechnet, der Baron ein Mann ist, dessen kunstverständiges Urtheil auch den Meister über manches zu seinem großen Nutzen aufklären

kann. Urtheile nun selbst, ob ich Unrecht thue, mich trotz seiner Thorheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. — Besuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnsinnigen, sondern nur auf die verständigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunst beherrschenden Mannes. Es wird dir wohl thun!" —

Ich folgte dem Rath des Meisters. Manchmal wurde es mir doch schwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern, statt auf dem Griffbrett, auf dem Violindeckel herum tapste und dabei mit dem Bogen auf den Saiten quer über fuhr, versichernd, er spiele jetzt Tartini's allerherrlichstes Solo und er sey nun der einzige auf der Welt, der dieses Solo vorzutragen im Stande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß sich in Gesprächen, die mich mit tiefer Kenntniß bereicherten und meine Brust entflammten für die hochherrliche Kunst.

Spielte ich dann in einem seiner Concerte mit allem Eifer und gelang mir dieses — jenes vorzüglich gut, so blickte der Baron stolz lächelnd umher und sprach: Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schüler des großen Tartini!

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrstunden und auch wohl seine — geränderten holländischen Dukaten. —

Nun, sprach Theodor lachend, nun in der That, ich sollte meinen, daß mancher unserer jetzigen Virtuosen, der sich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, sich doch noch einen Unterricht gefallen lassen würde auf die Weise, wie ihn der Baron von B. zu ertheilen pflegte.

Dem Himmel sey es gedankt, nahm Vinzenz das Wort, daß unser Clubb doch noch, was ich gar nicht mehr erwartete, heiter schließt und ich will hiemit meine würdigen Brüder ermahnt haben, künftig fein dafür zu sorgen, daß das schauerliche mit dem heitern wechsle, welches heute ganz und gar nicht geschehen.

Deine Ermahnung, sprach Ottmar, mag sehr gut seyn, indessen lag es lediglich an dir, den Fehler, in den wir heute verfielen, gut zu machen, und uns etwas von dir mitzutheilen, das deiner humoristischen Laune würdig.

Ueberhaupt, sprach Lothar weiter, bist du mein vortrefflicher,

wiewohl schreibefauler Vinzenz, das Aufnahme-Geld in die Serapions-Brüderschaft, das eben in einer serapiontischen Erzählung bestehen mußte, noch schuldig.

Still, still, erwiederte Vinzenz, ihr wißt nicht, was meiner Brust entglommen und vorläufig in dieser Brusttasche verborgen ruhet! — Ein gar seltsames Ding von Mährchen, das ich insbesondere der Gunst unseres Lothar empfehle, hätte ich Euch schon heute mitgetheilt, aber habt ihr nicht des Wirths bleiches Antlitz gesehen, das durch das Fenster schon öfters mahnend hinein blickte, wie in Fouqué's Undine der Spukgeist Kühleborn durch das Fenster in die Fischerhütte kuckt? Habt ihr nicht das verdrießliche O Jemines Gesicht des Kellners bemerkt? Stand, wenn er uns die Lichter putzte, auf seiner Stirn nicht deutlich geschrieben: Werden sie denn hier ewig sitzen, und nicht endlich einmal einem ehrlichen Menschen die Ruhe gönnen? — Die Leute haben Recht, Mitternacht ist vorüber, unsere Scheidestunde hat geschlagen.

Die Freunde gaben sich das Wort, in weniger Zeit sich wieder serapiontisch zu versammeln und brachen dann auf.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Dritter Band.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.





Die

Serapions-Brüder.

Gesammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Vierter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1872.

E. T. A. Hoffmann's
gesammelte Schriften.

Vierter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.



Die Serapions-Brüder.

Vierter Band.



Siebenter Abschnitt.

Der trübe Spätherbst war längst eingebrochen, als Theodor in seinem Zimmer beim knisternden Kaminfeuer der würdigen Serapions-Brüder harrte, die sich dann zur gewöhnlichen Stunde nach und nach einfanden.

„Welch abscheuliches Wetter, sprach der zuletzt eintretende Cyprian, trotz meines Mantels bin ich beinahe ganz durchnäßt und nicht viel fehlte, so hätte ein tüchtiger Windstoß mir den Hut entführt."

Und das, nahm Ottmar das Wort, und das wird lange so währen, denn unser Meteorolog, der, wie ihr wißt, in meiner Straße wohnt, hat einen hellen freundlichen Spätherbst verkündigt.

„Recht, sprach Vinzenz, ganz recht hast du mein Freund Ottmar. Wenn unser vortreffliche Prophet seine Nachbaren damit tröstet, daß der Winter durchaus nicht strenge Kälte bringen, sondern ganz südlicher Natur seyn würde, so läuft jeder erschrocken hin und kauft so viel Holz als er nur beherbergen kann. So ist aber der meteorologische Seher ein weiser hochbegabter Mann, auf den man sich verlassen darf, wenn man nur jedesmal das Gegentheil von dem voraussetzt, was er verkündigt."

„Mich, sprach Sylvester, mich machen diese Herbststürme, diese Herbstregen immer ganz unmuthig, matt und krank und dir, Freund Theodor, glaube ich, geht es eben so?" Allerdings, erwiederte Theodor. Diese Witterung —

„Herrliches, schrie Lothar dazwischen, herrliches geistreiches Beginnen unseres Serapionklubbs! Vom Wetter sprechen wir wie die alten Muhmen am Kaffeetisch!"

Ich weiß nicht, nahm Ottmar das Wort, warum wir nicht vom Wetter sprechen sollen? Du kannst das nur tadeln, weil solcher Anfang des Gesprächs als ein verjährter Schlendrian erscheint, den das

Bedürfniß zu sprechen bei sterilem Geist, beim gänzlichen Mangel an Stoff herbeigeführt hat. Ich meine aber, daß ein kurzes Gespräch über Wind und Wetter auf recht gemüthliche Weise vorangeschickt werden darf, um alles nur Mögliche einzuleiten und daß eben die Allgemeinheit solcher Einleitung von ihrer Natürlichkeit zeugt. Ueberhaupt, sprach Theodor, möcht' es wohl ziemlich gleichgültig seyn, auf welche Weise sich ein Gespräch anspinnt. Gewiß ist es aber, daß die Begierde recht geistreich zu beginnen, schon im Voraus alle Freiheit tödtet, die die Seele jedes Gesprächs zu nennen. — Ich kenne einen jungen Mann — ich glaube, ihr kennt ihn alle — dem es gar nicht an jenem leicht beweglichen Geist fehlt, der zum sprechen, so recht zum conversiren nöthig. Den quält in der Gesellschaft, vorzüglich sind Frauen zugegen, jene Begierde gleich mit dem ersten Wort funkelnd hineinzublitzen dermaßen, daß er unruhig umherläuft, von innerer Qual gefoltert die seltsamsten Gesichter schneidet, die Lippen bewegt und — keine Sylbe herausbringt!

„Halt ein, Unglücklicher, rief Cyprian mit komischem Pathos, reiße nicht mit mörderischer Hand Wunden auf, die kaum verharscht sind. — Er spricht, fuhr er dann lächelnd fort, er spricht von mir, daß müßt ihr ja bemerken, und bedenkt nicht, daß vor wenigen Wochen, als ich jener Begierde, die ich als lächerlich anerkennen will, widerstehen und ein Gespräch in recht gewöhnlicher Art anknüpfen wollte, ich dafür büßte mit gänzlicher Vernichtung! — Ich will es Euch lieber nur gleich selbst erzählen wie es sich begab, damit es nicht Ottmar thut und allerlei feine Anmerkungen beifügt. — Bei dem Thee, den wir, Ottmar und ich besuchten, war die gewisse hübsche geistreiche Frau zugegen, von der ihr behauptet, sie interessire mich manchmal mehr als gut und dienlich. — Es zog mich zu ihr hin und gestehen will ichs, ich war um das erste Wort verlegen, so wie sie boshaft genug mir mit freundlich fragendem Blick stumm in die Augen zu schauen. „Der Mondwechsel hat uns in der That recht angenehme Witterung gebracht." So fuhr es mir heraus, da erwiederte die Dame sehr mild: Sie schreiben wohl dieses Jahr den Kalender?"

Die Freunde lachten sehr.

Dagegen, fuhr Ottmar fort, kenne ich einen andern jungen Mann und ihr kennt ihn alle, der, vorzüglich bei Frauen, niemals um das

erste Wort verlegen ist. Ja es will mich bedünken daß, was die Unterhaltung mit Frauen betrifft, er sich ganz im Stillen ein lebensfluges System gebaut hat, das ihn so leicht nicht im Stiche läßt. So pflegt er z. B. die Schönste, die es kaum wagt etwas Zuckerbrodt in den Thee einzustippen, die höchstens der Nachbarin ins Ohr flüstert: es ist recht heiß, meine Liebe, worauf diese eben so leise ins Ohr erwiedert: recht heiß, meine Gute! deren Rede nicht hinaus gehen will über ein süßes „Ja ja! und Nein nein," künstlich zu erschrecken und dadurch ihr Inneres plötzlich zu revolutioniren, so daß sie nicht mehr dieselbe scheint. „Mein Gott, Sie sehn so blaß!" fährt er neulich auf ein hübsches kirchhofstilles Fräulein los, die eben den Silberfaden einhäkelt zum künstlichen Gestrick eines Beutels. Das Fräulein läßt vor Schreck das Gestrick auf den Schooß fallen, gesteht, daß sie heute ein wenig gefiebert; Fieber — ja Fieber, darauf versteht sich eben mein Freund; er weiß geistreich und anziehend davon zu sprechen, frägt sorglich nach allen Erscheinungen, rathet, warnt und siehe ein ganz anmuthiges munteres Gespräch spinnt sich fort. —

Ich danke dir, rief Theodor, daß du mein Talent gehörig beobachtest und würdigst. — Die Freunde lachten aufs neue.

Es hat, nahm jetzt Sylvester das Wort, es hat mit der gesellschaftlichen Unterhaltung wohl eine ganz eigne Bewandtniß. Die Franzosen werfen uns vor, daß eine gewisse Schwerfälligkeit des Charakters uns niemals den Takt, den Ton, der dazu nöthig, treffen lasse und sie mögen einigermaßen darin Recht haben. Gestehen muß ich indessen, daß mich die gerühmte Lebendigkeit der französischen Zirkel betäubt und unmuthig macht und daß ich ihre Bonmots, ihre Calembours, die sich machen lassen auf den Kauf, auch nicht einmal für solchen gesellschaftlichen Witz halten kann, aus dem wahres frisches Leben der Unterhaltung sprüht. Ueberhaupt ist mir der eigentlich ächt französische Witz im höchsten Grade fatal.

Diese Meinung, sprach Cyprian, kommt recht tief aus deinem stillen freundlichen Gemüth, mein herzenslieber Sylvester. Du hast aber noch vergessen, daß außer den größtentheils höchst nüchternen Bonmots der Gesellschaftswitz der Franzosen auf eine gegenseitige Verhöhnung basirt ist, die wir mit dem Worte „Aufziehen" bezeichnen und die, leicht die Gränzen der Zartheit überschreitend, unserer Unterhaltung sehr bald alles wahrhaft Erfreuliche rauben würde.

Dafür haben die Franzosen auch nicht den mindesten Sinn für den Witz, dessen Grundlage der ächte Humor ist und es ist kaum zu begreifen wie ihnen manchmal die Spitze irgend eines gar nicht etwa tiefen, sondern oberflächlich drolligen Geschichtleins entgeht.

Vergiß nicht, sprach Ottmar, daß eben eine solche Spitze oft ganz unübersetzbar ist.

Oder, fuhr Vinzenz fort, ungeschickt übersetzt wird. — Nun mir fällt dabei ein gar lustiges Ding ein, das sich vor wenigen Tagen zutrug und das ich Euch auftischen will, wenn ihr zu hören geneigt seid.

Erzähle, erzähle, theurer Anekdotist, ergötzlicher Fabulant! So riefen die Freunde.

Ein junger Mensch, erzählte Vinzenz, den die Natur mit einer tüchtigen kräftigen Baßstimme begabt und der zum Theater gegangen, sollte gleich das erste Mal als Sarastro auftreten. Im Begriff in den Wagen zu steigen, überfiel ihn aber eine solche fürchterliche Angst, daß er zitterte und bebte, ja daß er als er herausgefahren werden sollte, ganz in sich zusammensank und alle Ermahnungen des Direktors, doch sich zu ermuthigen und wenigstens aufrecht im Wagen zu sitzen, blieben vergebens. Da begab es sich, daß das eine Rad des Wagens den weit überhängenden Mantel Sarastros faßte und den Ehrwürdigen, je weiter es vorwärts ging, desto mehr rücklings überzog, wogegen er sich im Wagen festfußend sträubte, so daß er in der Mitte des Theaters da stand mit vorwärts gedrängtem Untertheil und rückwärts gedrängtem Obertheil des Körpers. Und alle Welt war entzückt über den königlichen Anstand des unerfahrnen Jünglings, und hoch erfreut schloß der Direktor mit ihm einen günstigen Contrakt. Dies einfache Anekdötlein wurde neulich in einer Gesellschaft erzählt, der eine Französin beiwohnte, die keines deutschen Wortes mächtig. Als nun beim Schluß alles lachte, so verlangte die Französin zu wissen, worüber man lache; und unser ehrliche D., der, spricht er französisch, mit dem ächtesten Accent, mit der treuesten Nachbildung von Ton und Gebehrde den Franzosen herrlich spielt, dem aber jeden Augenblick Worte fehlen, übernahm es den Dolmetscher zu machen. Als er nun auf das Rad kam, das den Mantel Sarastros gefaßt und diesen zur majestätischen Stellung genöthigt, sprach er: le rat statt la roue. Das Gesicht der Französin verfinsterte sich, die Augenbraunen zogen sich zusammen und in ihren Blicken las man das Ent-

setzen, das ihr die Erzählung verursachte, wozu noch freilich beitrug, daß unser guter D. alle Register des tragikomischen Muskelspiels auf seinem Gesicht angezogen hatte. Als wir beim Schluß alle noch stärker über das seltsame Mißverständniß, das zu heben sich jeder wohl hütete, lachten, lispelte die Französin: Ah! — les barbares! — Für Barbaren mußte die Gute uns wohl halten, wenn wir es so überaus belachenswerth fanden, daß ein abscheuliches ratzenhaftes Unthier den armen Jüngling, in dem verhängnißvollsten Augenblick des beginnenden Theaterlebens seinen Mantel erfassend, halb zu Tode geängstigt.

Wir wollen, sprach, als die Freunde sich satt gelacht, Vinzenz weiter, wir wollen aber nun die französische Conversation mit all ihren Bonmots, Calembours und sonstigen Bestandtheilen und Ingredienzien ruhen lassen und gestehen, daß es wohl hohe Lust zu nennen, wenn unter geistreichen von ächtem Humor beseelten Deutschen das Gespräch wie ein nie erlöschendes Feuerwerk aufstrahlt in tausend knisternden Leuchtkugeln, Schwärmern und Raketen.

Wohl zu merken, nahm Theodor das Wort, wohl zu merken ist aber, daß eine solche Lust nur dann statt finden kann, wenn die Freunde nicht allein geistreich und humoristisch sind, sondern auch das Talent haben, nicht allein zu sprechen, sondern auch zu hören. Dies Talent bildet das Haupt-Prinzip jeder Unterhaltung.

Ganz gewiß, fuhr Lothar fort, die Wortführer tödten jede Unterhaltung. Ganz auf niedriger Stufe stehen aber jene Witzbolde, die mit Anekdoten, allerlei schaalen Redensarten vollgestopft von Gesellschaft zu Gesellschaft laufen und den unberufenen Pagliasso machen. Ich kannte einen Mann, der als geistreich und witzig geltend und dabei ein gewaltiger Vielsprecher überall eingeladen wurde, mit dem Anspruch, die Gesellschaft zu belustigen, so daß, schon wenn er eintrat, jeder ihm ins Gesicht blickend, wartete, was für ein Witzwort er von sich geben würde. Der Arme war genöthigt sich abzuquälen, um nur, gleichviel auf welche Weise, seinen Beruf zu erfüllen und so konnte es nicht fehlen, daß er bald matt und stumpf wurde, und man ihn bei Seite warf wie ein verbrauchtes Möbel. Jetzt schleicht er trübe und unmuthig umher und kommt mir vor wie jener Stutzer in Rabeners Traum von abgeschiedenen Seelen, der so sehr er im Leben geglänzt, nun im Jenseits traurig und werthlos dasteht, weil

er die goldne mit Spaniol gefüllte Dose, einen integrirenden Theil seines innern Selbst, bei der schnellen unvermutheten Abfahrt stehen lassen.

Es giebt, sprach Ottmar, es giebt ferner gar wunderliche Leute, die, wenigstens wenn sie Gäste bewirthen, das Wort führen nicht aus Arroganz, sondern in seltsam falscher Gutmüthigkeit von der Angst getrieben, daß man sich nicht unterhalten werde; die beständig fragen, ob man auch vergnügt sey u. s. w. und die eben deshalb jede Heiterkeit, jede Lust im Aufkeimen tödten.

Diese Methode, sagte Theodor, diese Methode zu langweilen, ist die sicherste und ich habe sie einmal von meinem alten humoristischen Onkel, den ihr, glaub ich, aus meinen Gesprächen schon kennt, mit dem glänzendsten Erfolg anwenden gesehn. — Es hatte sich nehmlich ein alter Schulfreund eingefunden, der, ganz unausstehlich in allem was er sprach, in seinem ganzen Benehmen, den Onkel jeden Morgen besuchte, ihn in seinen Geschäften störte, auf das ärgste langweilte, und dann ungebeten sich mit zu Tische setzte. Der Onkel war mürrisch, verdrießlich, in sich gekehrt, gab dem Ueberlästigen nur zu deutlich zu verstehen, daß seine Besuche ihm eben nicht erfreulich wären, aber alles wollte nichts helfen. Ich meinte endlich, als der Alte einmal nach seiner Art kräftig genug auf den Schulfreund schimpfte, er solle dem Unverschämten geradehin die Thüre weisen. „Das geht nicht, Vetterchen, erwiederte der Alte, freundlich schmunzelnd, er ist einmal mein Schulfreund, aber es giebt noch ein anderes Mittel ihn los zu werden, das will ich anwenden, das wird helfen!" Nicht wenig verwundert war ich, als am andern Morgen mein Alter den Schulfreund mit offnen Armen empfing, als er alles bei Seite warf und nun unabläßig auf ihn hineinsprach, wie es ihn freue den treuen Bruder zu sehen und sich der alten Zeit zu erinnern. Alle Geschichten aus der Jugendzeit, die der Schulfreund bis zum höchsten Ueberdruß ewig und ewig zu wiederholen pflegte, gingen nun über des Onkels Lippen wie ein unaufhaltsamer Strom, so daß der Schulfreund alles Mühens unerachtet zu keiner Sylbe kommen konnte. Und dazwischen fragte der Onkel beständig: „Aber du bist heute nicht vergnügt? — Du bist so einsylbig? — Sey doch heiter, laß uns heute recht schwelgen in Rückerinnerungen!" Aber so wie der Schulfreund nur den Mund öffnen wollte, schnitt ihm der Onkel das Wort

ab mit einer neuen endlosen Geschichte. Endlich wurde ihm das Ding zu arg, er wollte fort, da lud ihn aber der Onkel so bringend zu Tische, daß er, nicht fähig der Verlockung guter Schüsseln und noch bessern Weins zu widerstehen, wirklich blieb. Kaum hatte der Schulfreund aber ein Paar Löffel Suppe genossen, als der Onkel ganz ergrimmt rief: Was zum Teufel ist das für eine Wassersuppe? — Iß nicht Bruder, ich bite dich, iß nicht, es kommt was besseres — Johann, die Teller weg! — Und wie ein Blitz war dem Schulfreund der Teller vor der Nase weg verschwunden! — So ging es aber bei allen Gerichten, die mitunter lecker genug waren, um den Appetit auf das stärkste zu reizen, bis das bessere was noch kommen sollte, in Chesterkäse bestand, gegen den so wie gegen Käse überhaupt der Schulfreund einen Abscheu hegte. Vor lauter anscheinender Sorge den Schulfreund recht üppig zu bewirthen, hatte dieser nicht zwei Bissen verschlucken dürfen, und eben so war es mit dem Wein. Kaum hatte der Schulfreu nd das erste Glas an die Lippen gebracht, als der Onkel rief: Bruder, du ziehst ein saures Gesicht? — Du hast Recht, der Wein taugt nichts — Johann eine höhere Sorte! — Und eine Sorte nach der andern kam — französische Weine — Rheinweine und immer hieß es: Bruder, der Wein schmeckt dir nicht 2c., bis bei dem Chesterkäse der Schulfreund ungeduldig aufsprang. Da sprach der Onkel im gutmüthigsten Ton: Bruder, du bist heute gar nicht vergnügt, gar nicht wie sonst? — Nun! — weil wir einmal so fröhlich bei einander sind, so laß uns eine Flasche alten Sorgenbrechers ausstechen! — Der Schulfreund plumpte in den Sessel nieder. Der hundertjährige Rheinwein perlte herrlich und klar in den beiden Gläsern, die der Onkel einschenkte. „Teufel! sprach der Onkel aber, nun ein Glas gegen das Licht haltend, Teufel! der Wein ist mir trübe geworden, nein Bruder, den kann ich dir nicht vorsetzen," und schlürfte mit sichtlichem Wohlgefallen beide Gläser hinunter. — Der Schulfreund fuhr in die Höhe, plumpte aber aufs neue in den Sessel nieder, als der Onkel rief: Johann! Tokaier! — Der Tokaier kam, der Onkel schenkte ein und reichte dem Schulfreunde das Glas hin, indem er sprach: Nun alter Junge, wirst du wohl endlich einmal vergnügt werden, wenn du den Nektar eingeschlürft! — Kaum setzte aber der Schulfreund das Glas an die Lippen, als der Onkel schrie: Donner! — da ist eine große Kreuzspinne in der Flasche gewesen!

— Da schleuderte der Schulfreund in voller Wuth das Glas gegen die Wand, daß es in tausend Scherben zersplitterte, rannte wie besessen von dannen und kam niemals wieder. — —

Die Ironie deines alten Onkels in Ehren, sprach Sylvester, aber mich will bedünken, daß doch etwas konsequente Bosheit dazu gehört, sich einen Ueberlästigen auf diese Art vom Halse zu schaffen. Ich hätte dem langweiligen Schulfreunde lieber gerade hin die Thüre gewiesen, wiewohl ich zugestehen will, daß es gerade in deines Onkels humoristischem Charakter lag, statt des vielleicht ärgerlichen Auftritts, den es gegeben, sich eine skurrile Theaterscene zu bereiten. Denn dafür erkläre ich den ominösen Mittag, wie du ihn geschildert. Lebhaft kann ich mir den alten Parasit denken, wie er die Qualen des Tantalus duldet, wie der Onkel immer neue Hoffnungen zu erregen und in demselben Augenblick zu vernichten weiß, wie endlich ihn die Verzweiflung ergreift. —

Du kannst, erwiederte Theodor, im nächsten Lustspiel Gebrauch machen von dieser artigen Scene.

Die, fuhr Vinzenz fort, mich übrigens lebhaft an jenes herrliche Mahl in Katzenbergers Badereise und an den armen Gevatter Einnehmer erinnert, der an den Bissen, die über den Trompeten-Muskel glitten, beinahe ersticken mußte. Wiewohl diese Scene unserm Sylvester für ein neues Lustspiel eben nicht dienlich seyn dürfte.

Den vortrefflichen Katzenberger, den nur seiner robusten Cynik halber die Frauen nicht mögen, sprach Theodor, habe ich übrigens persönlich gekannt. Er war ein Intimus meines alten Onkels und ich kann künftig manches Ergötzliche von ihm beibringen. — Cyprian hatte in tiefen Gedanken gesessen und schien kaum gehört zu haben, was Theodor und die übrigen gesprochen — Theodor munterte die Freunde auf, von dem warmen Punsch zu genießen, den er bereitet, weil dies Getränk das beste Gegengift gegen den bösen Einfluß der Witterung sey.

„Allerdings, sprach nun Cyprian, wie plötzlich aus dem Traum erwachend, allerdings ist auch dieses der Keim des Wahnsinns, wo nicht schon Wahnsinn selbst.“ — Die Freunde schauten sich bedenklich an.

Ha, fuhr Cyprian fort, indem er von seinem Sitz aufstand und lächelnd rund umher blickte, ha ich merke, daß ich den Schlußsatz laut werden ließ von dem, was ich still im Innern dachte. — Nach-

dem ich dieses Glas Punsch geleert und Theodors geheimnißvolle Kunst dies Getränk nach seinen mystischen Verhältnissen der Stärke, Süße und Säure zu bereiten gehörig gelobt, will ich nur beibringen, daß einiger Wahnsinn, einige Narrheit so tief in der menschlichen Natur bedingt ist, daß man diese gar nicht besser erkennen kann als durch sorgfältiges Studium der Wahnsinnigen und Narren, die wir gar nicht in den Tollhäusern aufsuchen dürfen, sondern die uns täglich in den Weg laufen, ja am besten durch das Studium unseres eigenen Ichs, in dem jener Niederschlag aus dem chemischen Prozeß des Lebens genugsam vorhanden.

Sage, rief Lothar verdrießlich, sage, wie kamst du schon wieder auf Wahnsinn und Wahnsinnige?

Erzürne, erwiederte Cyprian, erzürne dich nicht, lieber Lothar. Wir sprachen über das Talent des gesellschaftlichen Gesprächs und da dachte ich an zwei sich einander entgegengesetzte Charaktere, die so häufig jede gesellschaftliche Unterhaltung tödten. — Es giebt nehmlich Personen, die von der Idee, von der Vorstellung, die sie erfaßt, sich durchaus nicht wieder trennen können, die stundenlang, ohne Rücksicht wie sich das Gespräch gewandt hat, immer dasselbe und wieder dasselbe wiederholen. Alles Mühen sie mit dem Strom des Gesprächs fortzureißen, bleibt umsonst, glaubt man endlich ihre Theilnahme an dem, was der fortschreitende Austausch der Ideen schafft, gewonnen zu haben, so kommen sie plötzlich, ehe man sichs versieht, um an den Bürgermeister in jenem Lustspiel zu erinnern, auf besagten Hammel zurück, und verdämmen so jenen schönen rauschenden Strom. Ihnen entgegengesetzt sind solche, die in der nächsten Sekunde vergessen, was sie in der vorigen gesprochen, welche fragen und ohne die Antwort abzuwarten, das davon heterogenste vorbringen, denen bei jedem Anlaß alles, mithin eigentlich nichts einfällt, das in die Form des Gesprächs taugt, die in wenigen Worten einen bunten Plunderkram von Ideen zusammenwerfen, aus dem sich nichts, das nur einigermaßen deutlich, herausfinden läßt. Auch diese tödten jede gemüthliche Unterhaltung und bringen zur Verzweiflung, wenn jene die ärgste Langeweile, ja wahrhaften Ueberdruß erregen. Aber sagt, liegt in solchen Leuten nicht der Keim dort des fixen Wahns, hier der Narrheit, deren Charakter eben das ist, was die psychologischen Aerzte *Ideenflucht* nennen?

Wohl, nahm Theodor das Wort, wohl möcht' ich noch manches sagen von der in der That geheimnißvollen Kunst in Gesellschaft gut zu erzählen, die von Ort, Zeit, individuellen Verhältnissen abhängig, sich schwer in feste Prinzipe einfugen lassen würde, mich dünkt aber es möchte uns zu weit führen, und so der eigentlichen Tendenz des würdigen Serapionsklubbs entgegen seyn.

Ganz gewiß, sprach Lothar, wir wollen uns dabei beruhigen, daß wir weder von dem Wahnsinn noch von der Narrheit, deren unser Freund Cyprianus erwähnt hat, behaftet, daß wir vielmehr unter einander höchst vortreffliche Gesellschafter sind, die nicht allein zu sprechen, sondern auch zu hören verstehen. Ja noch mehr! — Jeder von uns hört sogar ordentlich zu, wenn der andere vorlieset, und das will viel heißen. Freund Ottmar sagte mir vor einigen Tagen, daß er eine Novelle aufgeschrieben, in welcher der berühmte dichterische Maler Salvator Rosa die Hauptrolle spiele. Mag er uns diese Novelle jetzt vorlesen.

Nicht ohne Furcht, sprach Ottmar, indem er ein Manuskript aus der Tasche zog, nicht ohne Furcht bin ich, daß ihr meine Novelle nicht serapiontisch finden werdet. Ich hatte im Sinn, jene gemächliche aber anmuthige Breite nachzuahmen, die in den Novellen der alten Italiäner, vorzüglich des Boccaccio, herrscht und über dieses Mühen bin ich, wie ich nur lieber gleich selbst gestehen will, weitschweifig geworden. Auch werdet ihr mir mit Recht vorwerfen, daß ich den eigentlichen Novellenton nur hin und wieder, vielleicht gar nur in den Ueberschriften der Kapitel getroffen. Bei diesen freien Selbstgeständnissen eines edlen Gemüths werdet ihr gewiß nicht zu strenge mit mir verfahren, sondern Euch an das halten, was Euch doch etwa ergötzlich und lebendig vorkommen möchte.

Was für Vorreden, rief Lothar, was für eine unütze Captatio benevolentiae! Lies nur deine Novelle, mein guter Freund Ottmar, und gelingt es dir uns recht lebendig anzuregen, daß wir deinen Salvator Rosa recht wahrhaft vor uns erschauen, so wollen wir dich als einen würdigen Serapionsbruder anerkennen, und das übrige mürrischen, tadelsüchtigen Kunstrichtern überlassen. Nicht wahr, meine vortrefflichen Serapionsbrüder?

Die Freunde stimmten Lothar bei und Ottmar begann:

Signor Formica.
Eine Novelle.

Der berühmte Maler Salvator Rosa kommt nach Rom und wird von einer gefährlichen Krankheit befallen. Was ihm in dieser Krankheit begegnet.

Berühmten Leuten wird gemeiniglich viel Böses nachgesagt, gleichviel ob aus wahrhaftigem Grunde oder nicht. — So erging es auch dem wackern Maler Salvator Rosa, dessen lebendige Bilder Du, geliebter Leser, gewiß nie ohne gar besondere, herzinnigliche Lust angeschaut haben wirst.

Als Salvators Ruf Neapel, Rom, Toskana, ja ganz Italien durchdrang, als die Maler, wollten sie gefallen, seinen absonderlichen Styl nachzuahmen streben mußten, gerade zu der Zeit trugen sich hämische Neider mit allerlei bösen Gerüchten, die in die herrliche Glorie seines Künstlerruhms häßliche Schattenflecke werfen sollten. Sie behaupteten, Salvator habe in einer früheren Zeit seines Lebens sich zu einer Räuberbande geschlagen, und diesem ruchlosen Verkehr all' die wilden, trotzigen, abenteuerlich gekleideten Gestalten zu verdanken, die er auf seinen Gemälden angebracht, so wie er auch die düstern, grauenvollen Einöden, diese selve selvagge, um mit Dante zu reden, wo er sich verbergen müssen, getreulich in seiner Landschafterei nachgebildet. Am schlimmsten war es, daß man ihm auf den Kopf zusagte, er sey in die heillose blutige Verschwörung verwickelt gewesen, die der berüchtigte Mas'Aniello in Neapel anzettelte. Man erzählte, wie das zugegangen, mit den kleinsten Umständen.

Aniello Falcone, der Bataillenmaler (so hieß es), einer der besten Lehrmeister Salvators, entbrannte in Wuth und blutdürstige Rache, als die spanischen Soldaten in einem Handgemenge einen seiner Verwandten getödtet hatten. Zur Stelle rottete er einen Haufen junger verwegener Leute, mehrentheils Maler, zusammen, gab ihnen Waffen und nannte sie die Compagnie des Todes. In der That verbreitete dieser Haufe alle Schauer, alles Entsetzen, das schon sein fürchterlicher Name verkündete. Truppweise durchstreiften den ganzen Tag die Jünglinge Neapel, und stießen ohne Gnade jeden Spanier nieder, den sie antrafen. Noch mehr! — Sie drangen ein in die geheiligten

Freistätten, und mordeten auch da schonungslos den unglücklichen Gegner, der von der Todesangst getrieben, sich dorthin geflüchtet. Nachts begaben sie sich zu ihrem Haupt, dem blutgierigen, wahnsinnigen Mas'Aniello, den sie bei dem Schein angezündeter Fackeln abmalten, so daß in kurzer Zeit Hunderte dieser Abbildungen in Neapel und der Gegend umher ausgestreut wurden.

Bei diesem mörderischen Haufen soll nun Salvator Rosa gewesen seyn und des Tages tüchtig gemetzelt, Nachts aber eben so tüchtig gemalt haben. Wahr ist es, was ein berühmter Kunstrichter, ich glaube Taillasson, von unserm Meister sagt. Seine Werke tragen den Charakter eines wilden Stolzes, einer bizarren Energie der Gedanken und ihrer Ausführung. Nicht in der lieblichen Anmuth grüner Wiesen, blühender Felder, duftender Haine, murmelnder Quellen, nein, in den Schauern gigantisch aufgethürmter Felsen, oder Meeresstrande, wilder unwirthbarer Forsten thut sich ihm die Natur auf, und nicht das Flüstern des Abendwindes, das rauschende Säuseln der Blätter, nein, das Brausen des Orkans, der Donner der Katarakte ist die Stimme, die er vernimmt. Betrachtet man seine Einöden, und die Männer von fremdem, wilden Ansehn, die bald einzeln, bald truppweise umherschleichen, so kommen von selbst die unheimlichen Gedanken: Hier geschah ein gräßlicher Mord, dorten wurde der blutende Leichnam in den Abgrund geschleudert u. s. w.

Mag das alles nun seyn, mag Taillasson sogar Recht haben, wenn er behauptet, Salvators Platon, ja selbst sein heiliger Johannes, der in der Wüste die Geburt des Heilands verkündet, sähe ein klein wenig aus wie ein Straßenräuber; mag das alles nun seyn, sage ich, unrecht bliebe es doch, von den Werken auf den Meister selbst zu schließen, und zu wähnen, er, der das Wilde, Entsetzliche in vollem Leben dargestellt, müsse auch selbst ein wilder entsetzlicher Mensch gewesen seyn. Wer viel von dem Schwerdte spricht, führt es oft am schlechtesten; wer tief in der Seele alle Schrecknisse blutiger Gräuel fühlt, daß er sie, Palette, Pinsel oder Feder in der Hand, in das Leben zu rufen vermag, ist sie zu üben am wenigsten fähig! — Genug! — ich glaube von allen bösen Gerüchten, die den wackern Salvator einen ruchlosen Räuber und Mörder schelten, durchaus nicht ein Wörtlein, und wünsche, daß Du, geliebter Leser, gleichen Sinnes mit mir seyn mögest. Außerdem würde ich befürchten müssen, daß

Du vielleicht gegen alles, was ich von dem Meister Dir zu erzählen, eben im Begriff stehe, einige Zweifel hegen könntest, da Dir mein Salvator, wie ich denke, als ein Mann erscheinen soll, in Feuer und Leben glühend und sprühend, aber dabei mit dem treusten, herrlichsten Gemüth begabt, das oft selbst die bittre Ironie zu beherrschen weiß, die sich, wie bei allen Menschen tiefen Geistes, aus der klaren Anschauung des Lebens gestaltet. Uebrigens ist es ja wohl bekannt, daß Salvator ein eben so guter Dichter und Tonkünstler, als Maler war. Sein innerer Genius that sich kund in herrlicher Strahlenbrechung. — Noch einmal, ich glaube nicht daran, daß Salvator Theil gehabt an Mas'Aniellos blutigen Gräueln, ich denke vielmehr, daß die Schrecken der entsetzlichen Zeit ihn forttrieben von Neapel nach Rom, wo er, ein armer bedürftiger Flüchtling gerade zu der Zeit ankam, als Mas'Aniello gefallen.

Eben nicht sonderlich gekleidet, ein schmales Beutelchen mit ein Paar blassen Zechinen in der Tasche, schlich er durch das Thor, als die Nacht schon eingebrochen. Er gerieth, selbst wußte er nicht wie, auf den Platz Navona. Dort hatte er sonst zu guter Zeit in einem schönen Hause, dicht neben dem Pallast Pamfili gewohnt. Unmuthig schaute er hinauf nach den großen Spiegelfenstern, die im Glanz der Mondesstrahlen funkelten und blitzten: „Hm! rief er mürrisch, das wird bunte Leinwand kosten, ehe ich dort oben wieder meine Werkstatt aufschlage!“ — Aber da fühlte er sich auf einmal wie an allen Gliedern gelähmt, und dabei kraft- und muthlos, wie noch niemals in seinem Leben. „Werd' ich wohl, murmelte er zwischen den Zähnen, indem er sich niederließ auf die steinernen Stufen vor der Thüre des Hauses, werde ich denn aber wohl bunte Leinwand genug fördern können, wie sie die Narren wollen? — Hm! — mich will's bedünken, es wär' damit am Ende!“ —

Ein kalter schneidender Nachtwind durchstrich die Straßen. Salvator fühlte die Nothwendigkeit, ein Obdach zu suchen. Er stand mühsam auf, wankte fort, kam nach dem Corso, bog ein in die Straße Bergognona. Da stand er still vor einem kleinen, nur zwei Fenster breiten Hause, das eine arme Wittwe mit ihren beiden Töchtern bewohnte. Die hatte ihn aufgenommen für geringes Geld, als er zum ersten Mal nach Rom kam, von Niemanden gekannt und geachtet, und bei dieser Wittwe gedachte er wohl wieder ein

Unterkommen zu finden, wie es nun gerade seiner schlimmen Lage angemessen.

Er klopfte getrost an die Thür, und rief mehrmals seinen Namen hinein. Endlich hörte er, wie die Alte sich mühsam aus dem Schlafe ermunterte. Sie pantoffelte hinan ans Fenster und schalt heftig, welcher Schelm sie mitten in der Nacht turbire, ihr Haus sey keine Schenke u. s. w. Da kostete es viel Hin- und Herreden, bis sie ihren alten Hausgenossen an der Stimme wieder erkannte; und als nun Salvator klagte, wie er von Neapel fortgeflüchtet, und in Rom kein Obdach finden könne, da rief die Alte: Ach um Christus und Aller Heiligen willen! — Seyd Ihr es Signor Salvator? — Nun! Euer Stübchen oben nach dem Hofe heraus steht noch leer und der alte Feigenbaum hat nun ganz und gar seine Zweige und Blätter in die Fenster hineingehängt, so daß Ihr sitzen und arbeiten könnt wie in einer schönen kühlen Laube! — Ei, was werden sich meine Töchter freuen, daß Ihr wieder da seyd Signor Salvator. — Aber wißt Ihr wohl, daß die Margerita recht groß und schön geworden ist? — Die werdet Ihr nicht mehr auf dem Knie schaukeln! — Euer Kätzchen, denkt Euch, ist vor drei Monaten an einer Fischgräte erstickt. Nun das Grab ist unser aller Erbtheil. Aber wißt Ihr wohl, daß die dicke Nachbarin, über die Ihr so oft gelacht, die Ihr so oft gar possierlich abgezeichnet; wißt Ihr wol, daß sie doch noch den jungen Menschen, den Signor Luigi, heirathet? Nun! nozze e magistrati sono da Dio destinati! — Ehen werden im Himmel geschlossen, sage ich. —

„Aber, unterbrach Salvator die Alte, aber Signora Caterina, ich bitte Euch um Aller Heiligen willen, laßt mich doch nur erst hinein, und erzählt mir dann von Euerm Feigenbaum, von Euern Töchtern, vom Kätzchen und der dicken Nachbarin! — Ich vergehe vor Müdigkeit und Frost." —

Nun seht mir die Ungeduld, rief die Alte. Chi va piano, va sano, chi va presto, more lesto — Eile mit Weile, sage ich! Doch Ihr seyd müde, Ihr friert; also rasch die Schlüssel, rasch die Schlüssel! —

Aber nun mußte die Alte erst die Töchter wecken, dann langsam, langsam Feuer anschlagen! — Endlich öffnete sie dem armen Salvator die Thür; doch kaum war der in die Hausflur getreten, als

er von Ermattung und Krankheit überwältigt, wie todt zu Boden niederstürzte. Zum Glück war der Sohn der Wittwe, der sonst in Tivoli wohnte, gerade bei ihr eingekehrt. Der wurde nun auch aus dem Bette geholt, das er gar gern dem kranken Hausfreund einräumte.

Die Alte liebte den Salvator gar sehr, setzte ihn, was seine Kunst betraf, über alle Maler in der Welt und hatte überhaupt an Allem, was er begann, die herzlichste Freude. Ganz außer sich war sie daher über seinen bejammernswerthen Zustand, und wollte gleich fortrennen nach dem nahe gelegenen Kloster und ihren Beichtvater holen, daß er komme und mit geweihten Kerzen, oder irgend einem tüchtigen Amulet die feindliche Macht bekämpfe. Der Sohn meinte dagegen, es sey beinahe besser, sich gleich nach einem tüchtigen Arzt umzusehen, und sprang auf der Stelle fort nach dem spanischen Platz, wo, wie er wußte, der berühmte Doctor Splendiano Accoramboni wohnte. So wie der hörte, daß der Maler Salvator Rosa in der Straße Bergognona krank darnieder läge, war er sogleich bereit, sich bald bei dem Patienten einzufinden.

Salvator lag besinnungslos im stärksten Fieber. Die Alte hatte ein Paar Heiligenbilder über dem Bette aufgehängt und betete eifrig. Die Töchter, in Thränen schwimmend, mühten sich, dem Kranken dann und wann einige Tropfen von der kühlenden Limonade einzuflößen, die sie bereitet, während der Sohn, der am Kopfende Platz genommen, ihm den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. So war der Morgen herangekommen, als die Thür mit vielem Geräusch aufging, und der berühmte Doctor Signor Splendiano Accoramboni eintrat.

Wäre nur Salvator nicht so auf den Tod krank, und darüber so gar großes Herzeleid gewesen, die beiden Dirnen, mein' ich, hätten, muthwillig und lustig, wie sie sonst waren, laut aufgelacht über des Doctors verwunderliches Ansehn, statt daß sie sich jetzt ganz erschrocken, scheu in die Ecke zurückzogen. Es ist der Mühe werth zu sagen, wie das Männlein aussah, das in der Morgendämmerung bei der Frau Caterina in der Straße Bergognona erschien. Aller Anlagen zum vortrefflichsten Wachsthum unerachtet, hatte es der Herr Doctor Splendiano Accoramboni doch nicht ganz bis zu der ansehnlichen Größe von vier Schuh bringen können. Dabei war er aber in seinen jungen Jahren von dem zierlichsten Gliederbau, und ehe der von Haus

aus etwas unförmliche Kopf, die dicken Backen und das stattliche Doppelkinn zu viel Anwuchs gewonnen, ehe die Nase durch überreichliche Spaniol-Atzung sich zu sehr in die Breite gemästet, ehe das Bäuchlein sich durch Maccaroni-Futter zu sehr in die Spitze hinausgetrieben, stand ihm die Abbaten-Kleidung, die er damals trug, allerliebst. Er war mit Recht ein niedliches Männlein zu nennen, und die römischen Damen hießen ihn deshalb auch in der That ihren caro puppazetto, ihren lieben Püppling. —

Jetzt war das nun freilich vorüber, und ein deutscher Maler meinte, als er den Herrn Doctor Splendiano über den spanischen Platz wandeln sah, nicht ganz mit Unrecht, der Mann sähe aus, als sey ein baumstarker, sechs Fuß hoher Kerl unter seinem eigenen Kopf davon gelaufen, und der sey auf den Körper eines kleinen Marionetten-Pulcinells gefallen, der ihn nun wie seinen eignen herumtragen müsse. — Diese kleine absonderliche Figur hatte sich in eine unbillige Menge großgeblümten venetianischen Damastes, die zu einem Schlafrock verschnitten, gesteckt, dicht unter der Brust einen breiten ledernen Gurt umgeschnallt, an dem ein drei Ellen langer Stoßdegen hing, und auf der schneeweißen Perücke eine hohe spitze Mütze, die dem Obelisk auf dem Petersplatz nicht unähnlich, aufgerichtet. Da besagte Perücke, einem wirren, zerzausten Gewebe gleich, dick und breit über den ganzen Rücken herabbauschte, so konnte sie füglich für den Cocon gelten, aus dem der schöne Seidenwurm hervorgekrochen.

Der würdige Splendiano Accoramboni glotzte durch seine großen funkelnden Brillengläser erst den kranken Salvator, dann die Frau Caterina an, und rief diese bei Seite. „Da liegt, schnarrte er halbleise, da liegt nun der tüchtige Maler Salvator Rosa todtkrank bei Euch, Frau Caterina, und er ist verloren, wenn ihn nicht meine Kunst rettet! — Sagt mir doch, seit wann ist er bei Euch eingekehrt? — Hat er viel schöne große Bilder mitgebracht?“ —

Ach, lieber Herr Doctor, erwiederte Frau Caterina, erst in dieser Nacht kehrte mein armer Sohn bei mir ein, und was die Bilder betrifft, so weiß ich noch nichts davon; aber unten steht eine große Kiste, die bat mich Salvator, ehe er so besinnungslos wurde, wie Ihr ihn jetzt seht, wohl und sorgfältig zu bewahren. Es ist wohl ein gar schönes Gemälde darein gepackt, das er in Neapel gemalt.

Das war nun eine Lüge, die Frau Caterina vorbrachte; aber

wir werden schon erfahren, welchen guten Grund sie dazu hatte, dem Herrn Doctor dergleichen aufzubinden.

So so, sprach der Doctor, strich sich schmunzelnd den Bart, näherte sich so gravitätisch, als es der lange Stoßdegen, mit dem er überall an Stühlen und Tischen hängen blieb, nur zulassen wollte, dem Kranken, faßte seine Hand, befühlte seinen Puls, indem er dabei ächzte und schnaufte, welches in der andächtigen Todesstille, in die alle versunken, wunderlich genug klang. Dann nannte er einhundert und zwanzig Krankheiten auf lateinisch und griechisch, die Salvator nicht habe, dann beinahe eben so viel, von denen er hätte befallen werden können, und schloß damit, daß er die Krankheit Salvators zwar vor der Hand nicht zu nennen wisse, binnen einiger Zeit aber schon einen passenden Namen dafür, und mit diesem auch die gehörigen Mittel dagegen finden werde. — Dann ging er eben so gravitätisch ab, wie er gekommen, und ließ Alle in Angst und Besorgniß zurück.

Unten verlangte der Doctor Salvators Kiste zu sehen. Frau Caterina zeigte ihm wirklich eine, in der ein Paar abgelegte Mäntel ihres seligen Eheherrn, nebst einigem zerrissenen Schuhwerk wohl eingepackt lagen. Der Doctor klopfte lächelnd auf der Kiste hin und her und sprach zufrieden: Wir werden sehen, wir werden sehen! — Nach einigen Stunden kehrte der Doctor zurück mit einem sehr schönen Namen für Salvators Krankheit und einigen großen Flaschen eines übelriechenden Tranks, den er dem Kranken unaufhörlich einzuflößen befahl. Das kostete Mühe, denn der Kranke gab seinen größten Widerwillen, ja seinen höchsten Abscheu gegen die Arzenei zu erkennen, die aus dem Acheron selbst geschöpft schien. Sei es aber, daß Salvators Krankheit nun, da sie einen Namen erhalten, und also wirklich was vorstellte, sich erst recht herrisch bewies, oder daß Splendiano's Trank zu kräftig in den Eingeweiden tobte, genug, mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde wurde der arme Salvator schwächer und schwächer, so daß, unerachtet der Doctor Splendiano Accoramboni versicherte, wie nach dem gänzlichen Stillestehen des Lebensprozesses er der Maschine, gleich dem Perpendikel einer Uhr, einen Stoß zu neuer Schwungkraft geben werde, alle an Salvators Aufkommen zweifelten, und meinten, der Herr Doctor möge vielleicht dem Perpendikel schon einen solchen unziemlichen Stoß gegeben haben, daß er gänzlich erlahmt sey.

Eines Tages begab es sich, daß Salvator, der kaum ein Glied zu rühren fähig schien, plötzlich in brennende Fieberglut gerieth, erkräftigt aus dem Bette sprang, die vollen Arzneiflaschen ergriff, und sie wüthend durch das Fenster schleuderte. Der Doctor Splendiano Accoramboni wollte gerade ins Haus treten, und so geschah es, daß ein Paar Flaschen ihn treffend auf seinem Kopfe zerklirrten, und der braune Trank sich in reichen Strömen über Gesicht, Perücke und Halskrause ergoß. Der Doctor sprang schnell ins Haus und schrie wie besessen: Signor Salvator ist toll geworden, in Raserei gefallen, keine Kunst kann ihn retten, er ist todt in zehn Minuten. Her mit dem Bilde Frau Caterina, her mit dem Bilde, das ist mein, der geringe Lohn meiner Mühe! — Her mit dem Bilde, sag' ich! —

Als nun aber Frau Caterina die Kiste öffnete, und der Doctor Splendiano die alten Mäntel und das zerrissene Schuhwerk zu Gesichte bekam, rollten seine Augen wie ein Paar Feuerräder im Kopfe; er knirschte mit den Zähnen, stampfte mit den Füßen, übergab den armen Salvator, die Wittwe, das ganze Haus, allen Teufeln der Hölle, und stürzte pfeilschnell, wie aus der Mündung einer Kanone geschossen, fort zum Hause hinaus. —

Salvator fiel, da der wüthende Paroxismus des heftigsten Fiebers vorüber, aufs neue in einen todtähnlichen Zustand. Frau Caterina glaubte nicht anders, als Salvators Ende sey nun wirklich herangekommen; rannte daher schnell nach dem Kloster und holte den Pater Bonifacio, daß er dem Sterbenden das Sacrament reiche. Als Pater Bonifaz den Kranken erblickte, meinte er, die gar besondern Züge, die der Tod auf des Menschen Antlitz zeichne, wenn er ihn erfassen wolle, kenne er gar gut; bei dem ohnmächtigen Salvator sey zur Zeit nichts davon zu spüren, und Hülfe noch möglich, die er ihm gleich verschaffen wolle, nur dürfe der Herr Doctor Splendiano Accoramboni mit seinen griechischen Namen und höllischen Flaschen nicht mehr über die Schwelle. Der gute Pater machte sich sogleich auf den Weg und wir werden erfahren, daß er, was die versprochene Hülfe betraf, Wort hielt. —

Salvator erwachte aus seiner Ohnmacht, und da dünkte es ihm, er läge in einer schönen duftigen Laube, denn über ihm rankten sich grüne Zweige und Blätter. Er fühlte, wie eine wohlthätige Lebenswärme ihn durchströmte, nur war es ihm, als sey sein linker Arm

gefesselt. — Wo bin ich, rief er mit matter Stimme; — da stürzte ein junger Mensch von hübschem Ansehn, der an seinem Bette gestanden, und den er jetzt erst gewahrte, nieder auf die Knie, ergriff seine rechte Hand, küßte sie, benetzte sie mit heißen Thränen, rief ein Mal über das andere: O mein bester Herr! — mein hoher Meister! — nun ist alles gut — Ihr seyd gerettet, Ihr werdet gesunden! —

Aber sagt mir nur, fing Salvator an — doch der junge Mensch bat ihn, sich ja in seiner großen Mattigkeit nicht durch Reden anzustrengen, er wolle erzählen, wie es sich mit ihm begeben. „Seht, begann der junge Mensch, seht mein lieber hoher Meister, Ihr wart wohl sehr krank, als Ihr von Neapel hier ankamt; aber so zum Tode gefährlich mochte doch wohl Euer Zustand nicht seyn und geringe Mittel angewandt, hätte Euch Eure starke Natur in kurzer Zeit wieder auf die Beine geholfen, wäret Ihr nicht durch Karlos gutgemeintes Ungeschick, der gleich nach dem nächsten Arzte rannte, dem unseligen Pyramiden-Doctor in die Hände gerathen, der alle Anstalten machte, Euch unter die Erde zu bringen."

„Was, rief Salvator und lachte, so matt wie er war, recht herzlich, was sagt Ihr? — dem Pyramiden-Doctor? — Ja ja, trotz meiner Krankheit habe ich es wohl gesehen, der kleine damastne Kerl, der mich zu dem abscheulichen ekelhaften Höllengesöff verdammte, trug den Obelisk vom Petersplatz auf dem Kopfe, und darum heißt Ihr ihn den Pyramiden-Doctor!" —

O heiliger Gott, sprach der junge Mensch, indem er ebenfalls laut auflachte, da ist Euch der Doctor Splendiano Accoramboni in seiner spitzen verhängnißvollen Nachtmütze erschienen, in der er, wie ein unheilbringendes Meteor, jeden Morgen auf dem spanischen Platz zum Fenster hinausleuchtet. Aber dieser Mütze wegen heißt er keinesweges der Pyramiden-Doctor, vielmehr hat es damit eine ganz andere Bewandtniß. — Der Doctor Splendiano ist ein großer Liebhaber von Gemälden, und besitzt auch in der That eine ganz auserlesene Gemäldesammlung, die er sich durch eine besondere Praktik erworben. Er stellt nemlich den Malern und ihren Krankheiten mit Schlauigkeit und Eifer nach. Vorzüglich fremde Meister, haben sie nur einmal ein Paar Maccaroni zu viel gegessen, oder ein Glas Syrakuser mehr als dienlich getrunken, weiß er in sein Garn zu locken, und hängt ihnen bald diese, bald jene Krankheit an, die er mit einem ungeheuern

Namen tauft und darauf los curirt. Für die Cur läßt er sich ein Gemälde versprechen, das er, da nur besonders hartnäckige Naturen seinen kräftigen Mitteln widerstehen, gewöhnlich aus dem Nachlaß des armen fremden Malers holt, den sie nach der Pyramide des Cestius getragen und eingescharrt. Daß Signor Splendiano dann immer das Beste wählt, was der Maler gefertigt, und dann noch manches andere Bild mitgehen heißt, versteht sich von selbst. Der Begräbnißplatz bei der Pyramide des Cestius ist das Saatfeld des Doctors Splendiano Accoramboni, das er fleißig bestellt, und deshalb wird er der Pyramiden-Doctor genannt. Zum Ueberfluß hatte Frau Caterina, freilich in guter Absicht, dem Doctor eingebildet, Ihr hättet ein schönes Gemälde mitgebracht, und nun könnt Ihr denken, mit welchem Eifer er für Euch seine Tränke kochte. — Euer Glück, daß Ihr im Fieberparoxismus dem Doctor seine Flaschen auf den Kopf warft, ein Glück, daß er zornig Euch verließ, ein Glück, daß Frau Caterina den Pater Bonifacio holte, Euch, den sie in Todesnöthen glaubte, mit dem Sacrament zu versehen. Pater Bonifacio versteht sich etwas auf die Heilkunde, er beurtheilte Euern Zustand ganz richtig, er holte mich. —

Also seyd Ihr auch ein Doctor? fragte Salvator mit matter weinerlicher Stimme.

Nein, erwiederte der Jüngling, indem ihm hohe Röthe ins Gesicht stieg, nein mein lieber, hoher Meister, ich bin keineswegs ein Doctor wie Signor Splendiano Accoramboni, aber wohl ein Wundarzt. Ich dachte, ich müsse in die Erde versinken vor Schreck — vor Freude, als Pater Bonifacio mir sagte, Salvator Rosa liege todtkrank in der Straße Bergognona und bedürfe meiner Hülfe. Ich eilte her, ich schlug Euch eine Ader am linken Arm; Ihr wart gerettet! Wir brachten Euch hieher in das kühle luftige Zimmer, das Ihr sonst bewohntet. Schaut um Euch, dort steht noch die Staffelei, die Ihr zurückließet; dort liegen noch ein Paar Handzeichnungen, die Frau Caterina aufbewahrt hat, wie ein Heiligthum. — Eure Krankheit ist gebrochen; einfache Mittel, die Euch Pater Bonifacio bereitet, und gute Pflege werden Euch bald erkräftigen. — Und nun erlaubt, daß ich noch einmal diese Hand küsse, diese schöpferische Hand, die die verborgensten Geheimnisse der Natur ins rege Leben zaubert! — Erlaubt, daß der arme Antonio Scacciati sein ganzes Herz aus-

strömen lasse in Entzücken und feurigen Dank, daß der Himmel es ihm verstattete, dem hohen, herrlichen Meister Salvator Rosa das Leben zu retten. — Und damit stürzte der Jüngling aufs Neue nieder auf die Knie, ergriff Salvators Hand, küßte sie, und benetzte sie mit heißen Thränen, wie zuvor.

Ich weiß nicht, sprach Salvator, indem er sich mühsam etwas in die Höhe richtete, ich weiß nicht, lieber Antonio, welcher besondere Geist Euch treibt, daß Ihr mir so gar große Verehrung beweiset. Ihr seyd, wie Ihr sagt, ein Wundarzt, und dies Gewerbe pflegt sich doch sonst mit der Kunst schwer zu paaren? —

Wenn Ihr, erwiederte der Jüngling mit niedergeschlagenen Augen, wenn Ihr, mein lieber Meister, wieder mehr bei Kräften seyd, so werde ich Euch manches sagen, was mir jetzt schwer auf dem Herzen liegt. —

Thut das, sprach Salvator, faßt volles Vertrauen zu mir. Ihr könnt das; denn ich wüßte nicht, welches Menschen Anblick mir mehr ins treue Gemüth gedrungen, als der Eurige. — Je mehr ich Euch anschaue, desto klarer geht es mir auf, daß Euer Antlitz Spuren trägt einer Aehnlichkeit mit dem göttlichen Jüngling — ich meine den Sanzio! — Antonio's Augen leuchteten hoch auf in blitzendem Feuer — er schien vergebens nach Worten zu ringen.

In dem Augenblick trat Frau Caterina mit dem Pater Bonifacio herein, der dem Salvator ein Getränk brachte, das er kunstverständig zubereitet, und das dem Kranken besser mundete und bekam, als das acherontische Wasser des Pyramiden-Doctors Splendiano Accoramboni.

Antonio Scacciati kommt durch Salvator Rosa's Vermittlung zu hohen Ehren. Er entdeckt die Ursache seiner fortdauernden Betrübniß dem Salvator, der ihn tröstet und zu helfen verspricht.

Es kam so, wie Antonio vorausgesagt. Die einfachen, heilbringenden Mittel des Pater Bonifacio, die sorgsame Pflege der guten Frau Caterina und ihrer Töchter, die milde Jahreszeit, die eben eintrat, Alles schlug bei dem von Natur kräftigen Salvator so gut an, daß er sich bald gesund genug fühlte, an seine Kunst zu denken, und fürs Erste tüchtige Handzeichnungen entwarf, die er künftig auszuführen gedachte.

Antonio verließ beinahe gar nicht Salvators Zimmer, er war ganz Auge, wenn Salvator seine Skizzen entwarf; und sein Urtheil über Manches zeigte, daß er eingeweiht seyn mußte in die Geheimnisse der Kunst.

Hört, sprach Salvator eines Tages zu ihm, hört Antonio, Ihr versteht Euch so gut auf die Kunst, daß ich glaube, Ihr habt nicht allein Vieles mit richtigem Verstande angeschaut, sondern wohl gar selbst den Pinsel in der Hand gehabt.

Erinnert, erwiederte Antonio, erinnert Euch, mein lieber Meister, daß ich schon damals, als Ihr aus tiefer Ohnmacht zur Genesung erwachtet, Euch sagte, schwer läge manches auf meinem Herzen. Nun ist es wohl an der Zeit, daß ich mein Inneres Euch ganz und gar offenbare! — Seht, so wie ich der Wundarzt Antonio Scacciati bin, der Euch die Ader schlug, so gehöre ich doch ganz und gar der Kunst an, der ich mich nun auch ganz ergeben will, das verhaßte Handwerk bei Seite werfend! —

Hoho, rief Salvator, hoho Antonio, bedenkt, was Ihr thut. Ihr seyd ein geschickter Wundarzt, und werdet vielleicht ein stümperhafter Maler werden und bleiben; denn verzeiht, so jung Ihr noch an Jahren seyn möget, so seyd Ihr doch schon zu alt, um jetzt noch die Kohle zur Hand zn nehmen. Reicht doch kaum ein Menschenalter hin, um nur zu einiger Erkenntniß des Wahrhaftigen — und noch mehr zur practischen Fähigkeit, es darzustellen, zu gelangen! —

Ei, erwiederte Antonio mild lächelnd, ei, mein lieber Meister, wie sollte mir der wahnsinnige Gedanke kommen, jetzt mich zur schweren Malerkunst zu wenden, hätt' ich nicht, wie ich nur konnte, schon von Kindesbeinen an die Kunst getrieben, hätt' es nicht der Himmel gewollt, daß ich, durch meines Vaters Starrsinn von Allem zurückgehalten, was Kunst heißt, doch in die Nähe berühmter Meister kam. Wißt, daß der große Annibal sich des verlaßnen Knaben annahm, wißt, daß ich mich wohl recht eigentlich Guido Reni's Schüler nennen darf.

Nun, sprach Salvator etwas scharf, wie es zuweilen in seiner Art lag, nun wackerer Antonio, so habt Ihr ja gar große Lehrer gehabt, und so kann es gar nicht fehlen, daß Ihr, Eurer Wundarzneikunst unbeschadet, auch ein großer Schüler seyn müßt. — Nur begreife ich nicht, wie Ihr, ein treuer Anhänger des sanften, zier-

lichen Guido, den Ihr vielleicht, — die Schüler thun ja das wohl im Enthusiasmus, — in Euern Gemälden noch überzierlicht, wie Ihr da einiges Wohlgefallen an meinen Bildern finden, wie Ihr mich wirklich für einen Meister der Kunst halten könnt.

Dem Jüngling stieg hohe Glut ins Gesicht bei diesen Worten Salvators, die auch wohl beinahe klangen wie verhöhnender Spott.

Laßt, sprach er, laßt mich jetzt alle Scheu, die sonst mir den Mund verschließt, bei Seite setzen, laßt mich alles frei heraussagen, wie ich es in mir trage. — Seht, Salvator, niemals habe ich einen Meister so aus dem tiefsten Grunde meiner Seele verehrt, als eben Euch. Es ist die oft übermenschliche Größe der Gedanken, die ich in Euren Werken anstaune. Ihr erfaßt die tiefsten Geheimnisse der Natur, Ihr erschaut die wunderbaren Hieroglyphen ihrer Felsen, ihrer Bäume, ihrer Wasserfälle, Ihr vernehmt ihre heilige Stimme, Ihr versteht ihre Sprache, und habt die Macht, es aufzuschreiben, was sie zu Euch gesprochen. — Ja ein Aufschreiben möcht' ich Euer keckes, kühnes Malen nennen. — Der Mensch allein mit seinem Treiben genügt Euch nicht, Ihr schaut den Menschen nur in dem Kreise der Natur, und insofern sein innerstes Wesen durch ihre Erscheinungen bedingt ist; deshalb, Salvator, seyd Ihr auch nur wahrhaft groß in Euern wunderbar staffirten Landschaften. Das historische Bild setzt Euch Gränzen, die Euern Flug hemmen zum Nachtheil der Darstellung.

Das, unterbrach Salvator den Jüngling, das redet Ihr den neidischen Historien-Malern nach, Antonio, die mir die Landschaft hinwerfen, wie einen guten Bissen, an dem ich kauen und ihr eigenes Fleisch verschonen soll! — Ob ich mich wohl auf menschliche Figuren, und auf Alles, was dem anhängig, verstehe? — Aber das tolle Nachreden —

Werdet, fuhr Antonio fort, werdet nicht ungehalten, mein lieber Meister, ich rede Niemandem etwas blindlings nach, und am wenigsten darf ich jetzt dem Urtheil unserer Meister hier in Rom trauen! — Wer wird die kühne Zeichnung, den wunderbaren Ausdruck, vorzüglich aber die lebendige Bewegung Eurer Figuren nicht hoch bewundern! — Man merkt es, daß Ihr nicht nach dem steifen, ungelenken Modell, oder gar nach der todten Gliederpuppe arbeitet; man merkt es, daß Ihr selbst Euer reges lebendiges Modell seyd, indem Ihr,

wann Ihr zeichnet und malt, vor einem großen Spiegel die Figur darstellt, die Ihr auf die Leinwand zu bringen im Sinne habt! —

Der Tausend! Antonio, rief Salvator lachend, ich glaube, Ihr habt schon öfters, ohne daß ich es eben gewahr worden, in meine Werkstatt geguckt, da Ihr so genau wisset, wie es darin hergeht? —

Könnte das nicht seyn? erwiederte Antonio, doch laßt mich weiter sprechen! — Die Bilder, die Euch Euer mächtiger Geist eingiebt, möcht' ich gar nicht so ängstlich in ein Fach stellen, wie die pedantischen Meister zu thun sich mühen. In der That, was man gewöhnlich Landschaft nennt, paßt schlecht auf Eure Gemälde, die ich lieber historische Darstellungen im tiefern Sinne nennen möchte. Scheint oft dieser, jener Felsen, dieser, jener Baum, wie ein riesiger Mensch mit ernstem Blick uns anzuschauen, so gleicht diese, jene Gruppe seltsam gekleideter Menschen wiederum einem wunderbaren, lebendig gewordnen Gestein; die ganze Natur im harmonischen Einklang sich regend, spricht den erhabenen Gedanken aus, der in Euch aufglühte. So hab' ich Eure Gemälde betrachtet, und auf diese Weise verdanke ich ihnen, Euch, mein hoher, herrlicher Meister, allein das tiefere Verständniß der Kunst. — Glaubt deshalb nicht, daß ich in kindische Nachahmerei verfallen. — So sehr ich mir die Freiheit, die Keckheit Eures Pinsels wünsche, so muß ich doch gestehen, daß mir die Färbung in der Natur anders erscheint, als ich sie auf Euern Gemälden erblicke. Ist es, meine ich, auch der Praktik wegen, dem Schüler heilsam, den Styl dieses oder jenes Meisters nachzuahmen, so muß er, steht er nur einigermaßen auf eigenen Füßen, doch darnach ringen, die Natur so darzustellen, wie er sie erschaut! — Dieses wahrhafte Schauen, diese Einigkeit mit sich selbst, kann ja nur allein Charakter und Wahrheit erzeugen. — Guido war dieser Meinung, und der unruhige Preti, den sie, wie Euch bekannt ist, den Calabresen nennen, ein Maler, der gewiß, wie kein andrer über seine Kunst nachgedacht hat, warnte mich eben so vor aller Nachahmerei! — Nun wißt Ihr, Salvator, warum ich Euch so überaus verehre, ohne Euer Nachahmer zu seyn. —

Salvator hatte dem Jüngling, während er sprach, starr in die Augen geschaut, jetzt riß er ihn stürmisch an die Brust.

Antonio, sprach er dann, Ihr habt in diesem Augenblick gar weise tiefsinnige Worte gesagt — So jung Ihr an Jahren seyd, so

möget Ihr es doch, was das wahre Verständniß der Kunst betrifft, manchem von unsern alten, hochgepriesenen Meistern zuvorthun, die viel Abentheuerliches von ihrem Malen faseln, ohne jemals der Sache auf den Grund zu kommen. Wahrhaftig! als Ihr von meinen Bildern spracht, war es, als würde ich mir selbst erst recht klar, und daß Ihr meinen Styl nicht nachahmt, daß Ihr nicht, wie manche andere, den schwarzen Farbentopf zur Hand nehmt, grelle Lichter aufsetzet, oder gar ein Paar verkrüppelte Gestalten mit abscheulichen Gesichtern aus der kothigen Erde herausgucken laßt und dann meint, der Salvator sey fertig: eben darum schätze ich Euch gar hoch — Wie Ihr da seyd, habt Ihr an mir den treusten Freund gefunden! — Ich gebe mich Euch hin mit ganzer Seele! —

Antonio war außer sich vor Freude über das Wohlwollen, das ihm der Meister so mit aller Gemüthlichkeit bezeugte. Salvator äußerte lebhaftes Verlangen, Antonios Bilder zu sehen. Antonio führte ihn zur Stelle in seine Werkstatt.

Nicht Geringes hatte Salvator von dem Jüngling erwartet, der so verständig über die Kunst gesprochen, in dem ein besonderer Geist sich zu regen schien; und doch wurde der Meister durch Antonios reiche Bilder gar höchlich überrascht. Er fand überall kühne Gedanken, correcte Zeichnung, und das frische Colorit, der große Geschmack in dem breiten Faltenwurf, die ungemeine Zierlichkeit der Extremitäten, die hohe Anmuth der Köpfe zeigte den würdigen Schüler des großen Reni, wiewohl das Bestreben Antonios nicht, wie jenes Meisters, der das wohl zu thun pflegte, den Ausdruck der Schönheit zu opfern, oft zu sichtlich, hervortrat. Man sah, Antonio rang nach Annibals Stärke, ohne sie zur Zeit erreichen zu können.

In ernstem Schweigen hatte Salvator jedes von Antonios Gemälden lange Zeit hindurch betrachtet, dann sprach er: Hört Antonio, es ist wohl nun nicht anders, Ihr seyd recht eigentlich für die edle Malerkunst geboren. Denn nicht allein, daß die Natur Euch den schöpferischen Geist gegeben hat, der in unversiegbarem Reichthum die herrlichsten Gedanken entflammt, sie verlieh Euch auch das seltene Talent, das in kurzer Zeit die Schwierigkeiten der Praktik überwindet. — Ich würde lügenhaft schmeicheln, wenn ich Euch sagen sollte, daß Ihr jetzt schon Eure Meister, daß Ihr Guidos wunderbare Anmuth, daß Ihr Annibals Stärke erreicht habt; aber gewiß ist es, daß Ihr

unsere Meister, die sich hier in der Akademie San Luca so brüsten, den Tiarini, den Gessi, den Sementa und wie sie alle heißen, ja selbst den Lanfranco nicht ausgenommen, der nur auf Kalk zu malen versteht, weit übertrefft. — Und doch Antonio! und doch würde ich mich, wär' ich an Eurer Stelle, besinnen, ob ich die Lanzette ganz und gar wegwerfen und den Pinsel allein zur Hand nehmen solle! — Das klingt sonderbar, aber hört mich an! — Es ist jetzt in der Kunst eine böse Zeit eingetreten, oder vielmehr, der Teufel scheint geschäftig zu seyn unter unsern Meistern, und sie wacker zu hetzen! — Seyd Ihr nicht darauf gefaßt, Kränkungen jeder Art zu erfahren, je höher Ihr in der Kunst steigt, desto mehr Hohn und Verachtung zu leiden, überall, so wie Euer Ruhm sich verbreitet, auf hämische Bösewichter zu stoßen, die mit freundlicher Miene sich an Euch drängen, um Euch desto sicherer zu verderben, seyd Ihr, sage ich, auf Alles das nicht gefaßt, so bleibt weg von der Malerei! — Denkt an das Schicksal Eures Lehrers, des großen Annibal, den ein schurkischer Haufe von Kunstgenossen in Neapel tückisch verfolgte, so daß er kein einziges großes Werk auszuführen bekam, sondern überall mit Verachtung abgewiesen wurde, was ihm denn den frühen Tod zuzog! — Denkt doch nur daran, wie es unserm Dominichino erging, als er die Kuppel in der Kapelle des heiligen Januars malte. Bestachen nicht die Bösewichter von Malern — ich will nun eben keinen nennen, auch nicht den Schurken Belisario und den Ribera! — bestachen die nicht Dominichinos Diener, daß er Asche unter den Kalk werfen solle? So konnte das Bewerfen der Mauer nicht binden und die Malerei keinen Bestand haben. — Denkt an das Alles und prüft Euch wohl, ob Euer Gemüth stark genug ist, dergleichen zu ertragen, denn sonst wird Eure Kraft gebrochen, und mit dem festen Muth zu schaffen, geht auch die Fähigkeit dazu verloren! —

Ach Salvator, erwiederte Antonio, es ist wohl kaum möglich, daß ich, habe ich mich dann ganz und gar zu den Malern geschlagen, mehr Hohn und Verachtung erdulden kann, als es jetzt schon geschehen ist, da ich noch Wundarzt bin. — Ihr habt Wohlgefallen gefunden an meinen Gemälden, ja Ihr habt es, und doch wohl aus innerer Ueberzeugung ausgesprochen, daß ich Tüchtigeres zu schaffen vermag, als manche von unsern Lucanern; und doch sind es eben diese, die über Alles, was ich mit großem Fleiß hervorgebracht, die Nase rümpfen

und verächtlich sprechen: Seht doch, der Wundarzt will malen! — Eben darum steht aber mein Entschluß fest, mich von einem Gewerbe ganz zu trennen, das mir mit jedem Tage verhaßter wird! — Auf Euch, mein würdiger Meister, habe ich nun meine ganze Hoffnung gestellt! — Euer Wort gilt viel, Ihr könnt, wollt Ihr für mich sprechen, mit einem Mal meine neidischen Verfolger zu Boden schlagen, Ihr könnt mich hinstellen an den Platz, wo ich hin gehöre! —

Ihr habt, erwiederte Salvator, Ihr habt viel Vertrauen zu mir; aber, nachdem wir uns so recht über unsere Kunst verständigt, nachdem ich Eure Werke gesehen, wüßte ich auch in der That nicht, für wen ich lieber mit aller Kraft in den Kampf gehen sollte, als eben für Euch! —

Salvator betrachtete noch einmal Antonios Gemälde, und blieb vor einem stehen, das eine Magdalena zu des Heilands Füßen darstellte, und das er ganz besonders pries.

„Ihr seyd, sprach er, von der gewöhnlichen Art, wie man diese Magdalena darstellt, abgewichen. Eure Magdalena ist nicht die ernste Jungfrau, sondern mehr ein unbefangenes, liebliches Kind, aber ein so wunderbares, wie es Guido nur hätte schaffen können. — Es liegt ein besonderer Zauber in der holden Gestalt; Ihr habt mit Begeisterung gemalt, und irr' ich nicht, so lebt das Original dieser Magdalena und ist hier in Rom zu finden — Gesteht es Antonio! — Ihr seyd in Liebe!" — Antonio schlug den Blick zu Boden und sprach leise und schüchtern: Eurem Scharfblick entgeht nichts, mein lieber Meister, es mag wohl so seyn, wie Ihr saget; aber tadelt mich nicht darum. — Jenes Bild halt' ich am höchsten, und ich habe es wie ein heiliges Geheimniß zur Zeit verborgen gehalten vor Jedermanns Auge.

Was sagt Ihr, unterbrach Salvator den Jüngling, Niemand von den Malern hat Euer Bild geschaut?

So ist es, erwiederte Antonio.

Nun, fuhr Salvator fort, indem ihm die Augen vor Freude blitzten, nun Antonio, so seyd gewiß, daß ich Eure neidischen, hochmüthigen Verfolger zu Boden schlage, und Euch zu verdienten Ehren bringe. Vertraut mir Euer Bild an, schafft es zur Nachtzeit heimlich in meine Wohnung, und für das Uebrige laßt mich dann sorgen. — Wollt Ihr das thun?

Mit tausend Freuden, erwiederte Antonio. Ach ich möchte nun

auch gleich von dem Ungemach meiner Liebe zu Euch reden; aber es ist mir so, als wenn ich das nun gerade heute, da in der Kunst unser Inneres sich gegenseitig erschlossen, nicht dürfe. Künftig flehe ich Euch wohl an, auch was meine Liebe betrifft, mir beizustehen mit Rath und That. —

Mit beidem, sprach Salvator, stehe ich Euch zu Diensten, wo und wenn es Noth thut! — Im Davonschreiten wandte sich Salvator noch einmal um und sprach lächelnd: Hört Antonio, als Ihr mir entdecktet, daß Ihr ein Maler wäret, da fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich von Eurer Aehnlichkeit mit dem Sanzio gesprochen. Ich glaubte schon, Ihr könntet so faselig thun, wie manche von unsern jungen Leuten, die, tragen sie eine flüchtige Aehnlichkeit mit diesem, jenem großen Meister im Gesicht, sich sogleich den Bart so stutzen oder die Haare, wie der es that, und darin den Beruf finden, jenes Meisters Manier auch in der Kunst nachzuahmen, widerstrebt dem gleich ihre Natur! — Wir haben beide den Namen Raphael nicht genannt, aber glaubt mir, in Euern Bildern habe ich die deutliche Spur gefunden, wie der ganze Himmel der göttlichen Gedanken in den Werken des größten Malers der Zeit Euch aufgegangen! — Ihr versteht den Raphael, Ihr werdet mir nicht so antworten, wie der Velasquez, den ich neulich fragte, was er von dem Sanzio halte. Titian, erwiederte er mir, sey der größte Maler, Raphael wisse nichts von der Carnation. — In diesem Spanier ist das Fleisch, aber nicht das Wort; und doch erheben sie ihn in San Luca bis in den Himmel, weil er einmal Kirschen gemalt, die die Spatzen angepickt! — —

Es begab sich, daß nach einigen Tagen die Akademisten von San Luca sich in ihrer Kirche versammelten, um über die Werke der Maler, die sich zur Aufnahme gemeldet, zu urtheilen. Dort hatte Salvator das schöne Bild Scacciatis aufstellen lassen. Unwillkührlich wurden die Maler von der Stärke und Anmuth des Gemäldes hingerissen und von allen Lippen ertönte das ungemessenste Lob, als Salvator versicherte, daß er das Bild aus Neapel mitgebracht, als den Nachlaß eines jungen, früh verstorbenen Malers. —

Wenige Zeit dauerte es, so strömte ganz Rom hin, das Gemälde des jungen unbekannt verstorbenen Malers zu bewundern; man war darüber einig, daß seit Guido Reni's Zeiten ein solches Bild nicht geschaffen worden, ja man ging im gerechten Enthusiasmus so weit,

die wunderliebliche Magdalena noch über Guido's Schöpfungen der Art zu stellen. — Unter der Menge von Menschen, die immer vor Scacciatis Gemälde versammelt, bemerkte Salvator eines Tages einen Mann, der bei seinem übrigens gar besonderen Ansehen sich wie närrisch gebehrdete. Er war hoch in den Jahren, groß, dürr wie eine Spindel, bleichen Angesichts, mit langer spitzer Nase, mit eben so langem Kinn, das überdies in einen kleinen Bart sich zuspitzte, und grauen, blitzenden Augen. Auf die dicke, hellblonde Perücke hatte er einen hohen Hut mit einer stattlichen Feder gesetzt, er trug ein kleines, dunkelrothes Mäntelchen mit vielen blanken Knöpfen, ein himmelblaues, spanisch geschlitztes Wamms, große, mit silbernen Frangen besetzte Stülphandschuhe, einen langen Stoßdegen an der Seite, hellgraue Strümpfe über die spitzen Knie gezogen, und mit gelben Bändern gebunden, und eben solche gelbe Bandschleifen auf den Schuhen.

Diese seltsame Figur stand nun wie entzückt vor dem Bilde, erhob sich auf den Zehen, duckte sich ganz klein nieder — hüpfte dann mit beiden Beinen zugleich auf — stöhnte — ächzte — kniff die Augen fest zu, daß die Thränen hervorperlten, riß sie dann wieder weit auf, schaute unverwandt hin nach der lieblichen Magdalena, seufzte, lispelte mit feiner, klagender Castraten-Stimme: Ah carissima — benedettissima — ah Marianna — Mariannina — bellissima etc. Salvator, auf solche Figuren besonders erpicht, drängte sich zu dem Alten, wollte sich mit ihm in ein Gespräch einlassen über Scacciatis Bild, das ihn so zu entzücken schien. Ohne sonderlich auf Salvator zu achten, verfluchte aber der Alte seine Armuth, die ihm nicht erlaube, das Bild für eine Million zu erstehen, und zu verschließen, damit nur kein Anderer seine satanischen Blicke darauf richte. Und dann hüpfte er wieder auf und nieder, und dankte der Jungfrau und allen Heiligen, daß der verruchte Maler todt sey, der das himmlische Bild gemalt, das ihn in Verzweiflung und Raserei stürze.

Salvator schloß, der Mann müsse wahnsinnig, oder ein ihm unbekannter Akademist von San Luca seyn. —

Ganz Rom war erfüllt von dem wunderbaren Gemälde Scacciatis; es war kaum von etwas Anderm die Rede, und dies mußte wohl schon zur Genüge die Vortrefflichkeit des Werkes beweisen. Als nun die Maler aufs Neue in der Kirche des heiligen Lucas versam-

melt waren, um über die Aufnahme Verschiedener, die sich dazu gemeldet, zu entscheiden, fragte Salvator Rosa plötzlich: ob nicht der Maler, dessen Werk die Magdalena zu des Heilands Füßen, würdig gewesen in die Akademie aufgenommen zu werden? Alle Maler, selbst den über die Gebühr kritischen Ritter Josepin nicht ausgenommen, versicherten einstimmig, daß solch ein hoher Meister eine Zierde der Akademie gewesen seyn würde, und bedauerten in den ausgesuchtesten Redensarten seinen Tod, wiewohl sie eben so gut, als jener tolle Alte, im Herzen den Himmel dafür priesen. — Ja sie gingen in ihrem Enthusiasmus so weit, daß sie beschlossen, den vortrefflichen Jüngling, den der Tod zu früh der Kunst entrissen, noch im Grabe zum Akademiker zu ernennen, und zum Heil seiner Seele Messen lesen zu lassen in der Kirche des heiligen Lucas. Sie erbaten sich daher von dem Salvator den vollständigen Namen des Verstorbenen, sein Geburtsjahr, den Ort seiner Herkunft u. s. w.

Da erhob sich Salvator Rosa und sprach mit lauter Stimme: Ei, Ihr Herren, die Ehre, die Ihr einem Todten im Grabe erweisen wollet, könnet Ihr besser einem Lebendigen zuwenden, der unter Euch wandelt. — Wißt, die Magdalena zu des Heilands Füßen, das Gemälde, das Ihr mit Recht so hoch, so über alle Malereien stellt, die die neueste Zeit hervorgebracht hat, es ist nicht das Werk eines neapolitanischen Malers, der schon verstorben, wie ich vorgab, damit Euer Urtheil unbefangen seyn möchte — jenes Gemälde, das Meisterwerk, welches ganz Rom bewundert, ist von der Hand Antonio Scacciatis des Wundarztes! —

Stumm und starr, wie von jähem Blitz getroffen, schauten die Maler den Salvator an. Der weidete sich einige Augenblicke an ihrer Verlegenheit und fuhr dann fort: Nun Ihr Herren, Ihr habt den wackern Antonio nicht unter Euch dulden wollen, weil er ein Wundarzt ist, nun mein' ich aber, ein Wundarzt thäte der erhabenen Akademie von San Luca eben recht Noth, um den verkrüppelten Figuren, wie sie aus der Werkstatt von manchen Eurer Maler hervorgehen, die Glieder einzurenken! — Jetzt werdet Ihr aber wohl nicht länger anstehen, zu thun, was Ihr längst hättet thun sollen, nämlich den tüchtigen Maler Antonio Scacciati aufnehmen in die Akademie San Luca.

Die Akademiker verschluckten Salvators bittere Pille, stellten sich

hoch erfreut, daß Antonio sein Talent auf solch entscheidende Weise beurkundet, und ernannten ihn mit vielem Gepränge zum Mitgliede der Akademie.

Kaum ward es in Rom bekannt, daß Antonio das wunderbare Bild geschaffen, als ihm von allen Seiten Lobeserhebungen, ja Anerbieten, große Werke zu unternehmen, zuströmten. So wurde nun der Jüngling durch Salvators kluge, listige Handlungsweise auf einmal aus dem Dunkel hervorgezogen, und kam im Augenblick, als er seine eigentliche Künstler-Laufbahn beginnen wollte, zu hohen Ehren.

Antonio schwamm in Seligkeit und Wonne. Desto mehr nahm es den Salvator Wunder, als, da einige Tage vergangen, der Jüngling bei ihm sich einfand, bleich, entstellt, ganz Gram und Verzweiflung. Ach Salvator, sprach Antonio, was hilft es mir nun, daß Ihr mich empor gebracht habt, wie ich es gar nicht ahnen konnte, daß ich überhäuft werde mit Lob und Ehre, daß die Aussicht des herrlichsten Künstler-Lebens sich mir geöffnet, da ich doch grenzenlos elend bin, da eben das Bild, dem ich nächst Euch, mein lieber Meister, meinen Sieg verdanke, mein Unglück rettungslos entschieden hat!

Still, erwiederte Salvator, versündigt Euch nicht an der Kunst und an Euerm Bilde! An das entsetzliche Unglück, das Euch betroffen, glaube ich ganz und gar nicht. Ihr seyd in Liebe, und da mag sich denn nicht gleich Alles Euern Wünschen fügen wollen: das wird Alles seyn. Verliebte sind wie die Kinder, die gleich weinen und schreien, wenn man nur ihr Püppchen berührt. Laßt, ich bitt' Euch, laßt das Lamentiren, ich kann es durchaus nicht leiden. Dort setzt Euch hin und erzählt mir ruhig, wie es sich verhält mit Eurer holden Magdalena, mit Eurer Liebesgeschichte überhaupt, und wo die Steine des Anstoßes liegen, die wir wegräumen müssen, denn ich sage Euch im Voraus meine Hülfe zu. Je abenteuerlicher die Dinge sind, die wir unternehmen müssen, desto lieber ist es mir. — In der That, das Blut wallt wieder rasch in meinen Adern, und meine Diät will es, daß ich einige tolle Streiche unternehme. — Aber nun erzählt, Antonio! und wie gesagt fein ruhig ohne O — Ach und Weh! —

Antonio nahm Platz in dem Sessel, den ihm Salvator an die Staffelei, an der er arbeitete, hingeschoben, und begann in folgender Art:

In der Straße Ripetta, in dem hohen Hause, dessen weit vor-

stehenden Balcon man gleich erblickt, wenn man durch die Porta del Popolo tritt, wohnt der närrischste Kauz, den es vielleicht in ganz Rom giebt. Ein alter Hagestolz, alle Gebrechen seines Standes in sich tragend, geizig, eitel, den Jüngling spielend, verliebt, geckenhaft! — Er ist groß, dürr wie eine Gerte, geht in buntscheckig spanischer Tracht, mit blonder Perücke, spitzem Hute, Stülphandschuhen, Stoßdegen an der Seite —

Halt, halt, rief Salvator, den Jüngling unterbrechend, erlaubt einige Augenblicke Antonio! — Und damit drehte er das Bild, an dem er eben malte, um, nahm die Kohle zur Hand, und zeichnete auf die Kehrseite mit einigen kecken Strichen den seltsamen alten Mann hin, der sich vor Antonio's Gemälde so närrisch gebehrdete.

Bei allen Heiligen, schrie Antonio, indem er aufsprang vom Stuhl, und seiner Verzweiflung unbeschadet hell auflachte, bei allen Heiligen, das ist er, das ist Signor Pasquale Capuzzi, von dem ich eben spreche, wie er leibt und lebt! —

Nun seht Ihr wohl, sprach Salvator ruhig, ich kenne schon den Patron, der höchst wahrscheinlich Euer arger Widersacher ist; doch fahrt nur fort.

Signor Pasquale Capuzzi, sprach Antonio weiter, ist steinreich, dabei, wie ich schon sagte, schmutziger Geizhals und ein ausgemachter Geck. Das Beste an ihm ist noch, daß er die Künste liebt, vorzüglich Musik und Malerei; aber es läuft dabei so viel Narrheit mit unter, daß auch in dieser Hinsicht mit ihm gar nicht auszukommen ist. Er hält sich für den größten Componisten der Welt, und für einen Sänger, wie er in der päpstlichen Kapelle gar nicht zu finden. Deshalb sieht er unsern alten Frescobaldi nur über die Schultern an, und meint, wenn die Römer von dem wunderbaren Zauber sprechen, der in Ceccarelli's Stimme liege, Ceccarelli verstehe vom Gesange so viel wie ein Reitstiefel, und er, Capuzzi, wisse wohl, wie man die Leute zu bezaubern vermöge. Weil aber der erste Sänger des Papstes den stolzen Namen Odoardo Ceccarelli di Merania führt, so hört es unser Capuzzi gern, wenn man ihn Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia heißt. Denn in Senigaglia, und zwar wie die Leute sagen, auf einem Fischerkahn, jäh erschreckt durch einen auftauchenden Seehund, gebar ihn seine Mutter, weshalb viel Seehündisches in seine Natur gekommen. In frühern Jahren brachte er eine Oper aufs

Theater, die jämmerlich ausgepfiffen wurde, das hat ihn aber nicht geheilt von seiner Sucht, abscheuliche Musik zu machen; vielmehr schwur er, als er Francesco Cavalli's Oper, Le Nozze di Teti e di Peleo gehört, der Capellmeister habe die sublimsten Gedanken aus seinen unsterblichen Werken entlehnt, worüber er beinahe Prügel oder gar Messerstiche bekommen. Noch ist er wie besessen darauf, Arien zu singen und dazu eine arme schwindsüchtige Chitarre abzumartern, daß sie zu seinem abscheulichen Gequarre stöhnen und ächzen muß. Sein treuer Pylades ist ein mißrathener zwerghafter Castrat, den die Römer Pitichinaccio nennen. Zu den beiden gesellt sich — denkt Euch wer! — Nun! kein andrer, als der Pyramiden-Doctor, der Töne von sich gibt, wie ein melancholischer Esel, und dennoch meint, er sänge einen vortrefflichen Baß, trotz dem Martinelli in der päpstlichen Kapelle. Die drei würdigen Leute kommen nun zusammen Abends, und stellen sich hin auf den Balcon und singen die Motetten von Carissimi, daß alle Hunde und Katzen in der ganzen Nachbarschaft in ein lautes Jammergeschrei ausbrechen, und die Menschen das höllische Trio zu allen tausend Teufeln wünschen.

Bei diesem närrischen Signor Pasquale Capuzzi, den Ihr aus meiner Schilderung hinlänglich kennen gelernt haben werdet, ging nun mein Vater aus und ein, weil er ihm Perücke und Bart zustutzte. Als mein Vater gestorben, übernahm ich das Geschäft, und Capuzzi war gar sehr mit mir zufrieden, einmal, weil er behauptete, ich verstehe, wie kein Andrer, seinem Zwickelbart unter der Nase einen kühnen Schwung aufwärts zu geben, dann aber wohl, weil ich mit den elenden Paar Quattrinos zufrieden war, die er mir für meine Mühe gab. Doch glaubte er mich überreich zu belohnen, weil er mir jedesmal, wenn ich ihm seinen Bart gestutzt, mit fest zugedrückten Augen eine Arie von seiner Composition vorkrähte, die mir die Ohren zerriß, wiewohl mir die tollen Gebehrden des Alten viel Spaß machten, weshalb ich auch immer wieder hinging. — Eines Tages steige ich ganz ruhig die Treppen herauf, klopfe an die Thür, öffne sie — da tritt mir ein Mädchen — ein Engel des Lichts entgegen! — Ihr kennt meine Magdalena! — sie war es! — Erstarrt, fest in den Boden gewurzelt, bleibe ich stehen. — Nein Salvator! — Ihr möget kein O und Ach! — Genug, so wie ich die wunderlieblichste der Jungfrauen schaute, ergriff mich die heißeste glühendste Liebe. Der

Alte sagte mir schmunzelnd, das Mädchen sey die Tochter seines Bruders Pietro, der in Senigaglia gestorben, heiße Marianna, sey mutter- und geschwisterlos; als Onkel und Vormund habe er sie daher zu sich ins Haus genommen. Ihr könnt denken, daß von nun an Capuzzi's Haus mein Paradies war. Ich mocht' es anstellen, wie ich wollte, nie glückte es mir, mit Marianna auch nur einen Augenblick allein zu seyn. Doch ihre Blicke, mancher verstohlne Seufzer, ja mancher Händedruck ließen mich mein Glück nicht bezweifeln. — Der Alte errieth mich, und das konnte ihm wohl nicht schwer fallen. Er meinte, mein Betragen gegen seine Nichte gefiele ihm ganz und gar nicht, und fragte, was ich denn eigentlich wolle? — Offen gestand ich ihm, daß ich Marianna mit voller Seele liebe, und kein höheres Glück auf Erden kenne, als mich mit ihr zu verbinden. Da maß mich Capuzzi von oben bis unten, brach dann in ein höhnisches Gelächter aus, und meinte, er habe gar nicht geglaubt, daß in dem Kopf eines armseligen Bartkratzers solche hohe Ideen spuken könnten. Der Zorn wollte in mir überwallen, ich sagte, er wisse wohl, daß ich kein armseliger Bartkratzer, vielmehr ein tüchtiger Wundarzt, und überdem, was die herrliche Malerkunst betreffe, ein treuer Schüler des großen Annibal Caracci, des unübertroffenen Guido Reni sey. Noch in ein stärkeres Gelächter brach nun der niederträchtige Capuzzi aus, und quiekte in seinem scheußlichen Falsett: Ei mein süßer Signor Bartkratzer, mein vortrefflicher Signor Wundarzt, mein holdseliger Annibal Caracci, mein geliebtester Guido Reni, scheert Euch zu allen Teufeln und laßt Euch hier nicht mehr sehen, wenn Ihr mit gesunden Beinen davon kommen wollt! — Damit packte mich der alte wahnsinnige Knickebein, und hatte nichts Geringeres im Sinn, als mich zur Thüre hinaus, die Treppe hinabzuwerfen. — Nein! das war nicht zu dulden! — Wüthend faßte ich den Alten, stülpte ihn um, daß er laut aufkreischend die Beine in die Höhe streckte, rannte die Treppe hinab, zur Thüre hinaus, die nun freilich für mich verschlossen blieb.

So standen die Sachen, als Ihr nach Rom kamt, und als der Himmel dem guten Pater Bonifacio es eingab, mich zu Euch zu führen. — Nun da durch Eure Geschicklichkeit das gelungen, wonach ich vergebens getrachtet hatte, als die Akademie von San Luca mich aufgenommen, als ganz Rom mir Lob und Ehre in überreichem Maaß gespendet hatte, ging ich gerades Weges zum Alten und stand plötz-

lich vor ihm in seinem Zimmer, wie ein bedrohliches Gespenst. — So mußte ich ihm nemlich vorkommen, denn er wurde leichenblaß, und zog sich zurück, an allen Gliedern zitternd, hinter einen großen Tisch. Mit ernstem, festen Ton hielt ich ihm nun vor, daß es jetzt keinen Bartkratzer und Wundarzt, wohl aber einen berühmten Maler und Akademiker von San Luca, Antonio Scacciati gebe, dem er die Hand seiner Nichte Marianna nicht verweigern werde. Da hättet Ihr die Wuth sehen sollen, in die der Alte gerieth. Er heulte, er schlug mit den Armen um sich wie vom Teufel besessen; er schrie: ich trachte, ein ruchloser Mörder, nach seinem Leben, ich habe ihm seine Marianna gestohlen, da ich sie in dem Gemälde abkonterfeit, das ihn in Raserei und Verzweiflung stürze, da nun alle Welt — alle Welt seine Marianna — sein Leben — seine Hoffnung — sein Alles mit gierigen, lüsternen Blicken anschaue; — aber ich solle mich hüten, das Haus über dem Kopf wolle er mir anzünden, damit ich verbrenne sammt meinem Gemälde. — Und damit fing er so übermäßig an zu schreien: Feuer — Mörder — Diebe — Hülfe — daß ich ganz bestürzt nur eilte, um aus dem Hause zu kommen. —

Der alte, wahnsinnige Capuzzi ist bis über die Ohren verliebt in seine Nichte, er schließt sie ein, er wird, gelingt es ihm Dispensation zu bekommen, sie zu der abscheulichsten Verbindung zwingen. — Alle Hoffnung ist verloren. —

Warum nicht gar, sprach Salvator lachend, ich meine vielmehr, daß Eure Sachen gar nicht besser stehen können! — Marianna liebt Euch, davon seyd Ihr überzeugt, und es kommt nur darauf an, sie dem alten, tollen Signor Pasquale Capuzzi zu entreißen. Nun wüßt' ich aber doch in der That nicht, warum ein Paar unternehmende rüstige Leute, wie wir, das nicht bewerkstelligen sollten! — Faßt Muth, Antonio! statt zu klagen, statt liebeskrank zu seufzen und zu ohnmächteln, ist es besser, emsig zu sinnen auf Marianna's Rettung. — Gebt Acht, Antonio, wie wir den alten Geck bei der Nase herumführen wollen: das Tollste ist mir kaum toll genug bei derlei Unternehmungen! — Gleich auf der Stelle will ich sehen, wie ich mehr über den Alten und über seine ganze Lebensweise erfahre. Ihr dürft Euch dabei nicht blicken lassen, Antonio; geht nur fein nach Hause und kommt morgen in aller Frühe zu mir, damit wir den Plan zum ersten Angriff überlegen.

Damit schnickte Salvator den Pinsel aus, warf den Mantel um, und eilte nach dem Corso, während Antonio, getröstet, lebensfrische Hoffnung in der Brust, sich, wie ihm Salvator geheißen, in seine Wohnung begab.

Signor Pasquale Capuzzi erscheint in Salvator Rosa's Wohnung. Was sich dabei begiebt. Listiger Streich, den Rosa und Scacciati ausführen und dessen Folgen.

Antonio verwunderte sich nicht wenig, als am andern Morgen Salvator ihm auf das genaueste Capuzzi's ganze Lebensweise beschrieb, die er indessen erforscht. Die arme Marianna, sprach Salvator, wird von dem wahnsinnigen Alten auf höllische Weise gequält. Er seufzt und liebelt den ganzen Tag, und was das Aergste, singt, um ihr Herz zu rühren, ihr alle mögliche verliebte Arien vor, die er jemals komponirt hat oder komponiren wollen. Dabei ist er so bis zur Tollheit eifersüchtig, daß er dem bedauernswerthen Mädchen sogar nicht einmal die gewöhnliche weibliche Bedienung verstattet, aus Furcht vor Liebesintriguen, zu denen die Zofe vielleicht verleitet werden könnte. Statt dessen erscheint jeden Morgen und jeden Abend ein kleines scheußliches Gespenst mit hohlen Augen und bleichen, schlotternden Wangen, das Zofendienste bei der holden Marianna verrichtet. Und dies Gespenst ist Niemand anders, als der winzige Däumling, der Pitichinaccio, der sich in Weiberkleider werfen muß. Ist Capuzzi abwesend, so verschließt und verriegelt er sorgfältig alle Thüren, und außerdem hält ein verfluchter Kerl Wache, der ehemals ein Bravo, dann aber Sbirre war, und der unten in Capuzzi's Hause wohnt. In seine Wohnung einzudringen scheint daher unmöglich, und doch verspreche ich Euch, Antonio, daß Ihr schon in künftiger Nacht bei Capuzzi im Zimmer seyn und Eure Marianna schauen sollt, wiewohl für diesmal nur in Capuzzi's Gegenwart —

Was sagt Ihr, rief Antonio ganz begeistert, was sagt Ihr, Salvator, in künftiger Nacht sollte geschehen, was mir unmöglich dünkt? —

Still, fuhr Salvator fort, still Antonio, laßt uns ruhig überlegen, wie wir den Plan mit Sicherheit ausführen, den ich entworfen! — Fürs erste muß ich Euch sagen, daß ich mit dem Signor

Pasquale Capuzzi in Verbindung stehe, ohne daß ich es wußte. Jenes erbärmliche Spinett, das dort im Winkel steht, gehört dem Alten, und ich soll ihm den ungeheuern Preis von zehn Dukaten dafür bezahlen. — Als ich gesund geworden, sehnte ich mich nach der Musik, die mir Trost und Labsal ist; ich bat meine Wirthin mir solch ein Instrument, wie das Spinett dort, zu besorgen. Frau Caterina mittelte gleich aus, daß in der Straße Ripetta ein alter Herr wohne, der ein schönes Spinett verkaufen wolle. Das Instrument wurde hergeschafft. Ich kümmerte mich weder um den Preis, noch um den Besitzer. Erst gestern Abend erfuhr ich ganz zufällig, daß es der ehrliche Signor Capuzzi sey, der mich mit seinem alten, gebrechlichen Spinett zu prellen beschlossen. Frau Caterina hatte sich an eine Bekannte gewendet, die im Hause des Capuzzi, und noch dazu in demselben Stockwerk wohnt, und nun könnt Ihr Euch wohl denken, wo ich alle meine schöne Nachrichten her habe! —

Ha! rief Antonio, so ist der Zugang gefunden, Eure Wirthin —

Ich weiß, fiel ihm Salvator ins Wort, ich weiß Antonio, was Ihr sagen wollt; durch Frau Caterina meint Ihr den Weg zu finden zu Eurer Marianna. Damit ist es aber gar nichts; Frau Caterina ist viel zu geschwätzig, sie bewahrt nicht das kleinste Geheimniß und ist daher in unsern Angelegenheiten ganz und gar nicht zu brauchen. Hört mich nur ruhig an! — Jeden Abend in der Finsterniß trägt Signor Pasquale, wird ihm das bei seiner Knickbeinigkeit auch blutsauer, seinen kleinen Castraten, wenn sein Zofendienst beendigt ist, auf den Armen nach Hause. Nicht um die Welt würde der furchtsame Pitichinaccio um diese Zeit einen Fuß auf das Pflaster setzen. Nun also wenn —

In diesem Augenblicke wurde an Salvators Thür geklopft, und zu nicht geringem Erstaunen beider trat Signor Pasquale Capuzzi herein in voller Pracht und Herrlichkeit. — So wie er den Scacciati erblickte, blieb er, wie an allen Gliedern gelähmt, stehen, riß die Augen weit auf, und schnappte nach Luft, als wollte ihm der Athem vergehen. Doch Salvator sprang hastig auf ihn zu, faßte ihn bei beiden Händen und rief: Mein bester Signor Pasquale, wie fühle ich mich beehrt durch Eure Gegenwart in meiner schlechten Wohnung! — Gewiß ist es die Liebe zur Kunst, die Euch zu mir führt — Ihr wollt sehen, was ich Neues geschaffen, vielleicht gar eine Arbeit auf=

tragen — Sprecht, mein bester Signor Pasquale, worin kann ich Euch gefällig sein —

Ich habe, stammelte Capuzzi mühsam, ich habe mit Euch zu reden, bester Signor Salvator! aber — allein — wenn Ihr allein seyd. Erlaubt, daß ich mich jetzt entferne und zu gelegnerer Zeit wiederkomme —

Mit nichten, sprach Salvator, indem er den Alten festhielt, mit nichten mein bester Signor! Ihr sollt nicht von der Stelle; Ihr konntet zu keiner gelegneren Stunde kommen, denn da Ihr ein großer Verehrer der edeln Malerkunst, der Freund aller tüchtigen Maler seyd, so wird es Euch nicht wenig Freude machen, wenn ich Euch hier den Antonio Scacciati vorstelle, den ersten Maler unserer Zeit, dessen herrliches Gemälde, dessen wundervolle Magdalena zu des Heilands Füßen ganz Rom mit dem glühendsten Enthusiasmus bewundert. Gewiß seyd auch Ihr ganz und gar von dem Bilde erfüllt, und habt wohl eifrig gewünscht, den wackern Meister selbst zu kennen!

Den Alten überfiel ein heftiges Zittern, er schüttelte sich wie im Fieberfrost, während er glühende, wüthende Blicke auf den armen Antonio schoß. Der trat aber auf den Alten zu, verbeugte sich mit freiem Anstande, versicherte, daß er sich glücklich schätze, den Signor Pasquale Capuzzi, dessen tiefe Kenntnisse in der Musik sowohl, als in der Malerei, nicht allein Rom, sondern ganz Italien bewundere, so unvermutheter Weise anzutreffen, und empfahl sich seiner Protection.

Daß Antonio so that, als sähe er ihn zum erstenmal, daß er ihn mit so schmeichelhaften Worten anredete, das brachte den Alten auf einmal wieder zu sich selbst. Er zwang sich zum schmunzelnden Lächeln, strich sich, da nun Salvator seine Hände fahren lassen, zierlich den Zwickelbart in die Höhe, stotterte einige unverständliche Worte, und wandte sich dann zum Salvator, den er um die Zahlung der zehn Dukaten für das verkaufte Spinett anging.

Wir wollen, erwiederte Salvator, die lumpige Kleinigkeit nachher abmachen, bester Signor! Erst laßt es Euch gefallen, die Skizze eines Gemäldes zu betrachten, die ich entworfen, und dabei ein Glas edeln Syrakuser-Weines zu trinken. Damit stellte Salvator seine Skizze auf die Staffelei, rückte dem Alten einen Stuhl hin und reichte ihm, als er sich niedergelassen, einen großen schönen Pokal, in dem der edle Syrakuser perlte.

Der Alte trank gar zu gern ein Glas guten Weins, wenn er kein Geld dafür ausgeben durfte; hatte er nun noch dazu die Hoffnung im Herzen, für ein abgelebtes morsches Spinett zehn Dukaten zu erhalten, und saß er vor einem herrlich und kühn entworfenen Gemälde, dessen wunderbare Schönheit er sehr gut zu schätzen verstand, so mußte ihm wohl ganz behaglich zu Muthe werden. Diese Behaglichkeit äußerte er denn auch, indem er gar lieblich schmunzelte, die Aeuglein halb zudrückte, sich fleißig Kinn und Zwickelbart strich, einmal über das andere lispelte: Herrlich, köstlich! ohne daß man wußte, was er meinte, das Gemälde oder den Wein! —

So wie denn nun der Alte ganz fröhlich geworden, fing Salvator plötzlich an: Sagt mir doch, mein bester Signor, Ihr sollt ja eine wunderschöne, wunderliebliche Nichte haben, Marianna geheißen? — Alle unsere jungen Herren rennen, vom verliebten Wahnsinn getrieben, unaufhörlich durch die Straße Ripetta, und renken sich, nach Eurem Balcon hinaufschauend, beinahe die Hälse aus, nur, um Eure holde Marianna zu sehen, um einen einzigen Blick ihrer Himmelsaugen zu erhaschen.

Fort war aus dem Gesichte des Alten plötzlich alles liebliche Schmunzeln, alle Fröhlichkeit, die der gute Wein entzündet. Finster vor sich hinblickend, sprach er barsch: Da sieht man das tiefe Verderbniß unserer sündigen Jugend. Auf Kinder richten sie ihre satanischen Blicke, die abscheulichen Verführer! — Denn ich sage Euch, mein bester Signor, ein pures Kind ist meine Nichte Marianna, ein pures Kind, kaum der Amme entwachsen.

Salvator sprach von was Anderm; der Alte erholte sich. Aber so wie er, neuen Sonnenschein im Antlitz, den vollgefüllten Pokal an die Lippen setzte, fing Salvator aufs neue an: sagt mir doch, mein bester Signor, hat Eure sechszehnjährige Nichte, die holde Marianna, wirklich solche wunderschöne kastanienbraune Haare und solche Augen voll Wonne und Seligkeit des Himmels, wie Antonio's Magdalena? — Man will das allgemein behaupten! —

Ich weiß das nicht, erwiederte der Alte in noch barscherem Ton als vorher, ich weiß das nicht, doch laßt uns von meiner Nichte schweigen, wir können ja bedeutendere Worte wechseln über die edle Kunst, wozu mich Euer schönes Gemälde von selbst auffordert! —

Als nun aber Salvator jedesmal, wenn der Alte den Pokal ansetzte, und einen tüchtigen Schluck thun wollte, aufs neue von der schönen Marianna zu sprechen anfing, sprang der Alte endlich in voller Wuth vom Stuhle auf, stieß den Pokal heftig auf den Tisch nieder, daß er beinahe zerbrochen wäre, schrie mit gellender Stimme: Beim schwarzen höllischen Pluto, bei allen Furien, zu Gift, zu Gift macht Ihr mir den Wein! Aber ich merk' es, Ihr und der saubere Signor Antonio mit Euch, Ihr wollt mich foppen! — Das soll Euch aber schlecht gelingen. Zahlt mir sogleich die zehn Dukaten, die Ihr mir schuldig seyd, und dann überlasse ich Euch sammt Eurem Kumpan, dem Bartkratzer Antonio, allen Teufeln! —

Salvator schrie, als übermanne ihn der wüthendste Zorn: Was? — Ihr untersteht Euch, mir hier in meiner Wohnung so zu begegnen? — Zehn Dukaten soll ich Euch zahlen für jenen morschen Kasten, aus dem die Holzwürmer schon längst alles Mark, allen Ton, weggezehrt haben? — Nicht zehn — nicht fünf — nicht drei — nicht einen Dukaten sollt Ihr für das Spinett erhalten, das kaum einen Quattrino werth ist; — fort mit dem lahmen Dinge! — Und damit stieß Salvator das kleine Spinett mit dem Fuße um und um, daß die Saiten einen lauten Jammerton von sich gaben. —

Ha, kreischte Capuzzi, noch giebt es Gesetze in Rom; — zur Haft — zur Haft laß ich Euch bringen, in den tiefesten Kerker werfen, und wollte brausend, wie eine Hagelwolke, zur Thüre hinausstürmen. Salvator umfaßte ihn aber fest mit beiden Armen, drückte ihn in den Lehnsessel nieder, und lispelte ihm mit süßer Stimme in die Ohren: Mein bester Signor Pasquale, merkt Ihr denn nicht, daß ich nur Scherz treibe? — Nicht zehn, dreißig baare Dukaten sollt Ihr für Euer Spinett haben! — Und so lange wiederholte er: dreißig blanke baare Dukaten, bis Capuzzi mit matter, ohnmächtiger Stimme sprach: Was sagt Ihr, bester Signor? — Dreißig Dukaten für das Spinett, ohne Reparatur? Da ließ Salvator den Alten los, und versicherte, er setze seine Ehre zum Pfande, daß das Spinett binnen einer Stunde dreißig — vierzig Dukaten werth seyn, und daß Signor Pasquale so viel dafür erhalten solle.

Der Alte mit einem tiefen Seufzer neuen Athem schöpfend murmelte: — Dreißig — vierzig Dukaten? Dann begann er: Aber Ihr habt mich schwer geärgert, Signor Salvator! — Dreißig Dukaten,

wiederholte Salvator. — Der Alte schmunzelte, aber dann wieder: Ihr habt mir ins Herz gegriffen, Signor Salvator! — Dreißig Dukaten, fiel ihm Salvator ins Wort, und wiederholte immer: dreißig Dukaten, dreißig Dukaten, so lange der Alte noch schmollen wollte, bis er endlich ganz fröhlich sprach: Kann ich für mein Spinett dreißig — vierzig Dukaten erhalten, so sey alles vergeben und vergessen, bester Signor! —

Doch, begann Salvator, doch habe ich, ehe ich mein Versprechen erfülle, noch eine kleine Bedingung zu machen, die Ihr, mein würdigster Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, sehr leicht erfüllen könnt. Ihr seyd der erste Componist in ganz Italien und dabei der vortrefflichste Sänger den es geben mag. Mit Entzücken habe ich die große Szene in der Oper Le nozze di Teti e Peleo gehört, die der verruchte Francesco Cavalli Euch diebischer Weise entwandt hat, und für seine Arbeit ausgiebt. — Wolltet Ihr, während ich hier das Spinett in Stand setze, mir diese Arie vorsingen, ich wüßte in der That nicht, was mir Angenehmeres erzeigt werden könnte.

Der Alte verzog den Mund zu dem süßesten Lächeln, blinzelte mit den grauen Aeugelein und sprach: man merkt es, daß Ihr selbst ein tüchtiger Musiker seyd, bester Signor; denn Ihr habt Geschmack und wißt würdige Leute besser zu schätzen, als die undankbaren Römer. — Hört! — Hört! die Arie aller Arien! —

Damit stand der Alte auf, erhob sich auf den Fußspitzen, breitete die Arme aus, drückte beide Augen zu, daß er ganz einem Hahn zu vergleichen, der sich zum Krähen rüstet, und fing sogleich an, dermaßen zu kreischen, daß die Wände klangen, und alsbald Frau Caterina mit ihren beiden Töchtern hereinstürzte, nicht anders meinend, als daß das entsetzliche Jammergeschrei irgend ein geschehenes Unheil verkünde. — Ganz erstaunt blieben sie in der Thüre stehen, als sie den krähenden Alten erblickten und bildeten so das Publikum des unerhörten Virtuosen Capuzzi.

Während dessen hatte aber Salvator das Spinett aufgerichtet, den Deckel zurückgeschlagen, die Palette zur Hand genommen, und mit kecker Faust in kräftigen Pinselstrichen auf eben dem Spinettdeckel die wunderbarste Malerei begonnen, die man nur sehen konnte. Der Hauptgedanke war eine Szene aus der Cavalli'schen Oper Le nozze di Teti, aber darunter mischten sich auf ganz fantastische Weise eine

Menge anderer Personen. Unter ihnen Capuzzi, Antonio, Marianna treu nach Antonios Gemälde, Salvator, Frau Caterina und ihre beiden Töchter in kenntlichen Zügen, ja sogar der Pyramiden-Doctor fehlte nicht, und alles so verständig, sinnig, genial geordnet, daß Antonio sein Erstaunen über den Geist, über die Practik des Meisters nicht bergen konnte.

Der Alte ließ es gar nicht bei der Szene bewenden, die Salvator hören wollte, sondern sang oder kreischte vielmehr, von dem musikalischen Wahnsinn fortgerissen, ohne Aufhören, indem er durch die gräulichsten Recitative sich von einer höllischen Arie zur andern durcharbeitete. Das mochte wohl beinahe zwei Stunden gedauert haben, da sank er, kirschbraun im Gesicht, athemlos in den Lehnsessel. In dem Augenblicke hatte aber auch Salvator seine Skizze so herausgearbeitet, daß Alles lebendig geworden und in einiger Entfernung das Ganze einem vollendeten Gemälde glich.

„Ich habe Wort gehalten wegen des Spinetts, bester Signor Pasquale!" — so lispelte nun Salvator dem Alten in die Ohren. Der fuhr, wie aus tiefem Schlummer, in die Höhe. Sogleich fiel sein Blick auf das bemalte Spinett, das ihm geradeüber stand. Da riß er die Augen weit auf, als sähe er Wunder, stülpte den spitzen Hut auf die Perücke, nahm den Krückstock unter den Arm, sprang hin mit einem Satz ans Spinett, riß den Deckel aus den Scharnieren, hob ihn hoch über den Kopf und rannte so wie besessen zur Thür hinaus, die Treppe hinab, fort, fort aus dem Hause, indem Frau Caterina und ihre beiden Töchter laut hinter ihm her lachten. —

Der alte Geizhals weiß, sprach Salvator, daß er den bemalten Deckel nur zum Grafen Colonna, oder zu meinem Freunde Rossi tragen darf, um vierzig Dukaten, und auch wohl noch mehr, dafür zu erhalten. —

Beide, Salvator und Antonio, überlegten nun den Angriffsplan, der noch in kommender Nacht ausgeführt werden sollte. — Wir werden gleich sehen was die beiden Abenteurer begannen, und wie ihnen der Anschlag glückte.

Als es Nacht geworden, trug Signor Pasquale, nachdem er seine Wohnung wohl verschlossen und verriegelt, wie gewöhnlich, das kleine Ungeheuer von Castraten nach Hause. Den ganzen Weg über miaute und ächzte der Kleine, und klagte, daß, nicht genug, daß er sich an

Capuzzis Arien die Schwindsucht an den Hals singen, und bei dem Maccaronikochen die Hände verbrennen müsse, er jetzt noch zu einem Dienst gebraucht werde, der ihm nichts einbringe, als tüchtige Ohrfeigen und derbe Fußtritte, die ihm Marianna, so wie er sich nur ihr nähere, in reichlichem Maaß zutheile. Der Alte tröstete ihn, wie er nur konnte, versprach ihn besser mit Zuckerwerk zu versorgen, als es bisher geschehen, verpflichtete sich sogar, als der Kleine gar nicht aufhören wollte zu quäken und zu lamentiren, ihm aus einer alten schwarzen Plüschweste, die er, der Kleine, schon oft mit begehrlichen Blicken angeschaut, ein nettes Abbaten-Röcklein machen zu lassen. Der Kleine forderte noch eine Perücke und einen Degen. Darüber capitulirend kamen sie in der Straße Bergognona an, denn eben da wohnte Pitichinaccio und zwar nur vier Häuser von Salvators Wohnung.

Der Alte setzte den Kleinen behutsam nieder, öffnete die Hausthür, und nun stiegen beide, der Kleine voran, der Alte hinterher, die schmale Treppe hinauf, die einer elenden Hühnerleiter zu vergleichen. Aber kaum hatten sie die Hälfte der Stiege erreicht, als oben auf dem Hausflur ein entsetzliches Gepolter entstand, und sich die rauhe Stimme eines wilden besoffenen Kerls vernehmen ließ, der alle Teufel der Hölle beschwor, ihm den Weg aus dem verwünschten Hause zu zeigen. Pitichinaccio drückte sich dicht an die Wand und bat den Capuzzi um aller Heiligen willen, voraus zu gehen. Doch kaum hatte Capuzzi noch ein Paar Stufen erstiegen, als der Kerl von oben die Treppe herunterstürzte, den Capuzzi wie ein Wirbelwind erfaßte, und sich mit ihm hinabschleuderte durch die offen stehende Hausthüre bis mitten auf die Straße. Da blieben sie liegen; Capuzzi unten, der besoffene Kerl auf ihm wie ein schwerer Sack. — Capuzzi schrie erbärmlich um Hülfe, und alsbald fanden sich auch zwei Männer ein, die mit vieler Mühe den Signor Pasquale von seiner Last befreiten; der Kerl taumelte, als sie ihn aufgerichtet, fluchend fort.

„Jesus was ist Euch geschehen, Signor Pasquale, — wie kommt Ihr zur Nachtzeit hieher — was habt Ihr für schlimme Händel gehabt in dem Hause?“ — So fragten Antonio und Salvator; denn Niemand anders waren die beiden Männer.

Das ist mein Ende, ächzte Capuzzi; alle meine Glieder hat mir der Höllenhund zerschellt, ich kann mich nicht rühren.“

Laßt doch sehen, sprach Antonio, betastete den Alten am ganzen Leibe und kniff ihm dabei plötzlich so heftig ins rechte Bein, daß Capuzzi laut aufschrie —

Alle Heiligen! rief Antonio ganz erschrocken, alle Heiligen! bester Signor Pasquale, Ihr habt das rechte Bein gebrochen an der gefährlichsten Stelle. Wird Euch nicht schleunige Hülfe geleistet, so seyd Ihr binnen weniger Zeit des Todes, oder bleibt doch wenigstens auf immer lahm. —

Capuzzi stieß ein fürchterliches Geheul aus. Beruhigt Euch nur, bester Signor, fuhr Antonio fort; unerachtet ich jetzt Maler bin, so habe ich doch den Wundarzt noch nicht vergessen. Wir tragen Euch nach Salvators Wohnung und ich verbinde Euch augenblicklich. —

Mein bester Signor Antonio, wimmerte Capuzzi, Ihr seyd mir feindlich gesinnt, ich weiß es. — Ach, fiel Salvator ihm ins Wort, hier ist von keiner Feindschaft weiter die Rede; Ihr seyd in Gefahr, und das ist dem ehrlichen Antonio genug, alle seine Kunst aufzubieten zu Eurer Hülfe — Faßt an, Freund Antonio! —

Beide hoben nun den Alten, der über die unsäglichsten Schmerzen schrie, die der gebrochene Fuß verursache, sanft und behutsam auf, und trugen ihn nach Salvators Wohnung.

Frau Caterina versicherte, daß sie irgend ein Unheil geahnt und deswegen sich nicht zur Ruhe begeben. So wie sie den Alten ansichtig wurde und hörte, wie es ihm ergangen, brach sie in Vorwürfe aus über sein Thun und Treiben. „Ich weiß es wohl, sprach sie, ich weiß es wohl, Signor Pasquale, wen Ihr wieder nach Hause gebracht habt! — Ihr denkt, ist gleich Eure schöne Nichte Marianna bei Euch im Hause, der weiblichen Bedienung gar nicht zu bedürfen, und mißbraucht recht schändlich und gotteslästerlich den armen Pitichinaccio, den Ihr in den Weiberrock steckt. Aber seht Ihr wohl: ogni carne ha il suo osso, jedes Fleisch hat seinen Knochen! — Wollt Ihr ein Mädchen bei Euch haben, so bedürft Ihr auch der Weiber! Fate il passo secondo la gamba, streckt Euch nach der Decke, und verlangt nicht mehr und nicht weniger, als was recht ist, von Eurer Marianna. Sperrt sie nicht ein wie eine Gefangene, macht Euer Haus nicht zum Kerker, asino punto convien che trotti, wer auf der Reise ist, muß fort; Ihr habt eine schöne Nichte und müßt Euer Leben darnach einrichten, das heißt, nur lediglich thun,

was die schöne Nichte will. Aber Ihr seyd ein ungalanter hartherziger Mann, und wohl gar, wie ich nicht hoffen will, in Eurem hohen Alter noch verliebt und eifersüchtig. — Verzeiht, daß ich das Alles Euch gerade heraussage, aber: chi ha nel petto fiele, non puo sputar miele, wessen das Herz voll ist, geht der Mund über! — Nun, wenn Ihr nicht, wie bei Eurem hohen Alter zu vermuthen steht, an Eurem Beinbruch sterbt, so wird Euch das wohl zur Warnung dienen, und Ihr werdet Eurer Nichte die Freiheit lassen, zu thun, was sie will und den hübschen jungen Menschen zu heirathen, den ich wohl schon kenne. —

So ging es in einem Strome fort, während Salvator und Antonio den Alten behutsam entkleideten und aufs Bette legten. Der Frau Caterina Worte waren lauter Dolchstiche, die ihm tief in die Brust fuhren; aber so wie er etwas dazwischen reden wollte, bedeutete ihn Antonio, daß alles Sprechen ihm Gefahr bringe, er mußte daher alle bittere Galle in sich schlucken. Salvator schickte endlich Frau Caterina fort, um, wie Antonio geboten, Eiswasser zu besorgen.

Salvator und Antonio überzeugten sich, daß der in Pitichinaccios Wohnung abgesendete Kerl seine Sachen vortrefflich gemacht. Außer einigen blauen Flecken hatte Capuzzi nicht die mindeste Beschädigung davon getragen, so fürchterlich der Sturz auch dem Anscheine nach gewesen. Antonio schiente und schnürte dem Alten den rechten Fuß zusammen, daß er sich nicht regen konnte. Und dabei umwickelten sie ihn mit in Eiswasser genetzten Tüchern, angeblich um der Entzündung zu wehren, daß der Alte wie im Fieberfrost sich schüttelte.

„Mein guter Signor Antonio, ächzte er leise, sagt mir, ist es um mich geschehen? — muß ich sterben?“

Beruhigt Euch nur, erwiederte Antonio, beruhigt Euch nur, Signor Pasquale, da Ihr den ersten Verband mit so vieler Standhaftigkeit, und ohne in Ohnmacht zu sinken, ausgehalten, so scheint die Gefahr vorüber; doch ist die sorgsamste Pflege nöthig: Ihr dürft fürs erste nicht aus den Augen des Wundarztes kommen.

Ach Antonio, wimmerte der Alte, Ihr wißt, wie ich Euch lieb habe! — wie ich Eure Talente schätze! — Verlaßt mich nicht! — reicht mir Eure liebe Hand! — so! — Nicht wahr, mein guter, lieber Sohn, Ihr verlaßt mich nicht? —

Bin ich, sprach Antonio, bin ich gleich nicht mehr Wundarzt,

hab' ich gleich das mir verhaßte Gewerbe ganz aufgegeben, so will ich doch bei Euch, Signor Pasquale eine Ausnahme machen und mich Eurer Cur unterziehen, wofür ich nichts verlange, als daß Ihr mir wieder Eure Freundschaft, Euer Zutrauen schenkt, — Ihr waret ein wenig barsch gegen mich. —

Schweigt, lispelte der Alte, schweigt davon, bester Antonio! —

Eure Nichte, sprach Antonio weiter, wird sich, da Ihr nicht ins Haus zurückgekehrt seyd, halb todt ängstigen! — Ihr seyd für Euern Zustand munter und stark genug, wir wollen Euch daher, so wie der Tag anbricht, in Eure Wohnung tragen. Dort sehe ich noch einmal nach dem Verbande, bereite Euch das Lager, wie es seyn muß, und sage Eurer Nichte Alles, was sie für Euch zu thun hat, damit Ihr recht bald geneset.

Der Alte seufzte recht tief auf, schloß die Augen und blieb einige Augenblicke stumm. Dann streckte er die Hand aus nach Antonio, zog ihn dicht an sich und sprach ganz leise: Nicht wahr, bester Signor, das mit Marianna, das war nur Euer Scherz, solch ein lustiger Einfall, wie ihn junge Leute haben. —

Denkt doch, erwiederte Antonio, denkt doch jetzt nicht an so etwas, Signor Pasquale! Es ist wahr, Eure Nichte stach mir in die Augen; aber jetzt habe ich ganz andere Dinge im Kopfe, und bin — ich muß es Euch nur aufrichtig gestehen — recht sehr damit zufrieden, daß Ihr mich mit meinem thörichten Antrage so kurz abgefertigt habt. Ich dachte in Eure Marianna verliebt zu seyn, und erblickte in ihr doch nur ein schönes Modell zu meiner Magdalena. Daher mag es denn kommen, daß Marianna mir, nachdem ich das Gemälde vollendet, ganz gleichgültig geworden ist! —

Antonio, rief der Alte laut, Antonio, Gesegneter des Himmels! Du bist mein Trost — meine Hülfe, mein Labsal! Da Du Marianna nicht liebst, ist mir aller Schmerz entnommen! —

In der That, sprach Salvator, in der That, Signor Pasquale, kennte man Euch nicht als einen ernsten, verständigen Mann, welcher wohl weiß, was seinen hohen Jahren ziemt, man sollte glauben, Ihr wäret wahnsinniger Weise selbst in Eure sechszehnjährige Nichte verliebt. —

Der Alte schloß aufs neue die Augen und ächzte und lamentirte über die gräßlichen Schmerzen, die mit verdoppelter Wuth wiederkehrten.

Das Morgenroth dämmerte auf und strahlte durch das Fenster. Antonio sagte dem Alten, es sey nun Zeit, ihn in die Straße Ripetta nach seiner Wohnung zu schaffen. Signor Pasquale antwortete mit einem tiefen kläglichen Seufzer. Salvator und Antonio hoben ihn aus dem Bette und wickelten ihn in einen weiten Mantel, den Frau Caterinas Eheherr getragen, und den sie dazu hergab. Der Alte bat um aller Heiligen willen, doch nur die schändlichen Eistücher, womit sein kahles Haupt umwickelt, weg zu nehmen, und ihm Perrücke und Federhut aufzusetzen. Auch sollte Antonio ihm wo möglich den Zwickelbart in Ordnung richten, damit Marianna sich nicht so sehr vor seinem Anblicke entsetze.

Zwei Träger mit einer Bahre standen bereits vor dem Hause. Frau Caterina, immerfort den Alten ausscheltend und unzählige Sprüchwörter einmischend, trug Betten herab, in die der Alte wohl eingepackt, und so von Salvator und Antonio begleitet, in sein Haus geschafft wurde.

So wie Marianna den Oheim in dem erbärmlichen Zustande erblickte, schrie sie laut auf; ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen; ohne auf den Geliebten, der mitgekommen, zu achten, faßte sie des Alten Hände, drückte sie an die Lippen, jammerte über das entsetzliche Unglück, das ihn betroffen. — So tiefes Mitleiden hatte das fromme Kind mit dem Alten, der sie mit seinem verliebten Wahnsinn marterte und quälte. Aber in demselben Augenblick that sich auch die ihr angeborne innerste Natur des Weibes kund; denn ein Paar bedeutende Blicke Salvators reichten hin, sie über das Ganze vollkommen zu verständigen. Nun erst schaute sie den glücklichen Antonio verstohlen an, indem sie hoch erröthete, und es war wunderlieblich anzuschauen, wie durch die Thränen ein schalkhaftes Lächeln siegend hervorbrach. Ueberhaupt hatte Salvator sich die Kleine doch nicht so gar anmuthig, so wunderbar hübsch gedacht, der Magdalena unerachtet, als er sie nun wirklich fand, und indem er den Antonio um sein Glück beinahe hätte beneiden mögen, fühlte er doppelt die Nothwendigkeit, die arme Marianna dem verdammten Capuzzi zu entreißen, koste es was es wolle. —

Signor Pasquale, von seiner schönen Nichte so zärtlich empfangen, wie er es gar nicht verdiente, vergaß sein Ungemach. Er schmun-

zelte, er spitzte die Lippen, daß der Zwickelbart wackelte, und ächzte und winselte nicht vor Schmerz, sondern vor lauter Verliebtheit.

Antonio bereitete kunstmäßig das Lager, schnürte, als man den Capuzzi hinein gelegt, den Verband noch fester, und umwickelte auch das linke Bein so, daß der Alte regungslos da liegen mußte, wie eine Holzpuppe. Salvator begab sich fort und überließ die Liebenden ihrem Glücke. —

Der Alte lag in Kissen begraben, zum Ueberfluß hatte ihm aber noch Antonio ein dickes, mit starkem Wasser benetztes Tuch um den Kopf gebunden, so daß er das Geflüster der Liebenden nicht vernehmen konnte, die nun zum ersten Mal ihr ganzes Herz ausströmen ließen und sich unter Thränen und süßen Küssen ewige Treue schwuren. Nicht ahnen mochte der Alte, was vorging, da Marianna dazwischen sich unaufhörlich nach seinem Befinden erkundigte, und es sogar zuließ, daß er ihre kleine weiße Hand an seine Lippen drückte.

Als der Tag hoch heraufgekommen, eilte Antonio fort, um, wie er sagte, die nöthigen Mittel für den Alten herbeizuschaffen, eigentlich aber um zu ersinnen, wie er wenigstens auf einige Stunden den Alten in noch hülfloseren Zustand versetzen solle, und mit Salvator zu überlegen, was dann weiter anzufangen sey.

Neuer Anschlag, den Salvator Rosa und Antonio Scacciati wider den Signor Pasquale Capuzzi und wider seine Gesellschaft ausführen, und was sich darauf weiter begiebt.

Am andern Morgen kam Antonio zum Salvator, ganz Mißmuth und Gram. —

Nun wie geht es, rief Salvator ihm entgegen, warum hängt Ihr so den Kopf? — was ist Euch Ueberglücklichem, der Ihr nun jeden Tag Euer Liebchen schauen, küssen und herzen könnt, denn widerfahren?

Ach Salvator, rief Antonio, mit meinem Glück ist es aus, rein aus; der Teufel hat sein Spiel mit mir! Gescheitert ist unsere List, und wir stehen nun mit dem verdammten Capuzzi in offner Fehde!

Desto besser, sprach Salvator, desto besser! Aber sprecht Antonio, was hat sich denn begeben? —

Stellt Euch vor, begann Antonio, stellt Euch vor, Salvator, als ich gestern nach einer Abwesenheit von höchstens zwei Stunden mit

allerlei Essenzen zurückkehre nach der Straße Ripetta, erblicke ich den Alten ganz angekleidet in der Thüre seiner Wohnung. — Hinter ihm steht der Pyramiden-Doctor und der verfluchte Sbirre, und zwischen ihren Beinen zappelt noch etwas Buntes. Das war, glaub' ich, die kleine Mißgeburt, der Pitichinaccio. So wie der Alte mich ansichtig wurde, drohte er mit der Faust, stieß die grimmigsten Flüche und Verwünschungen aus, und schwur, daß er mir alle Glieder zerbrechen lassen würde, so wie ich nur vor seiner Thür erschiene. „Scheert Euch zu allen Teufeln, verruchter Bartkratzer — kreischte er; mit Lug und Trug gedenkt Ihr mich zu überlisten; wie der leidige Satan selbst stellt Ihr meiner armen frommen Marianna nach, und gedenkt sie in Eure höllischen Schlingen zu locken — aber wartet! — meine letzten Dukaten wende ich dran, Euch, ehe Ihrs Euch versehet, das Lebenslicht ausblasen zu lassen! — Und Euer sauberer Patron, der Signor Salvator, der Mörder, der Räuber, der dem Strange entflohen, der soll zur Hölle fahren zu seinem Hauptmann Mas'Aniello, den schaffe ich fort aus Rom, das ist mir leichte Mühe!"

So tobte der Alte, und da der verfluchte Sbirre, vom Pyramiden-Doctor angehetzt, Anstalt machte, auf mich loszugehen, da das neugierige Volk sich zu sammeln begann, was blieb mir übrig als in aller Schnelligkeit das Feld zu räumen? Ich mochte in meiner Verzweiflung gar nicht zu Euch gehen: denn ich weiß schon, Ihr hättet mich nur mit meinen trostlosen Klagen ausgelacht. Könnt Ihr doch jetzt kaum das Lachen unterdrücken! —

So wie Antonio schwieg, lachte Salvator auch in der That hell auf.

Jetzt, rief er, jetzt wird die Sache erst recht ergötzlich! Nun will ich aber Euch, mein wackerer Antonio, auch umständlich sagen wie sich alles begab in Capuzzi's Hause, als Ihr fortgegangen. Kaum wart Ihr nämlich aus dem Hause, als Signor Splendiano Accoramboni, der — Gott weiß auf welche Weise — erfahren, daß sein Busenfreund Capuzzi in der Nacht das rechte Bein gebrochen, feierlichst mit einem Wundarzt heranrückte. Euer Verband, die ganze Art, wie Signor Pasquale behandelt worden, mußte Verdacht erregen. Der Wundarzt nahm die Schienen, die Bandagen ab, und man fand, was wir beide wissen, daß nämlich an dem rechten Fuß des würdigen Capuzzi auch nicht ein Knöchelchen verrenkt, viel weniger zerbro-

chen war! — Das Uebrige ließ sich nun ohne sonderlichen Scharfsinn erklären.

Aber, sprach Antonio voll Erstaunen, aber mein bester Meister, aber sagt mir nur, wie Ihr das Alles erfahren konntet, wie Ihr eindringt in Capuzzis Wohnung und Alles wißt, was sich dort begiebt?

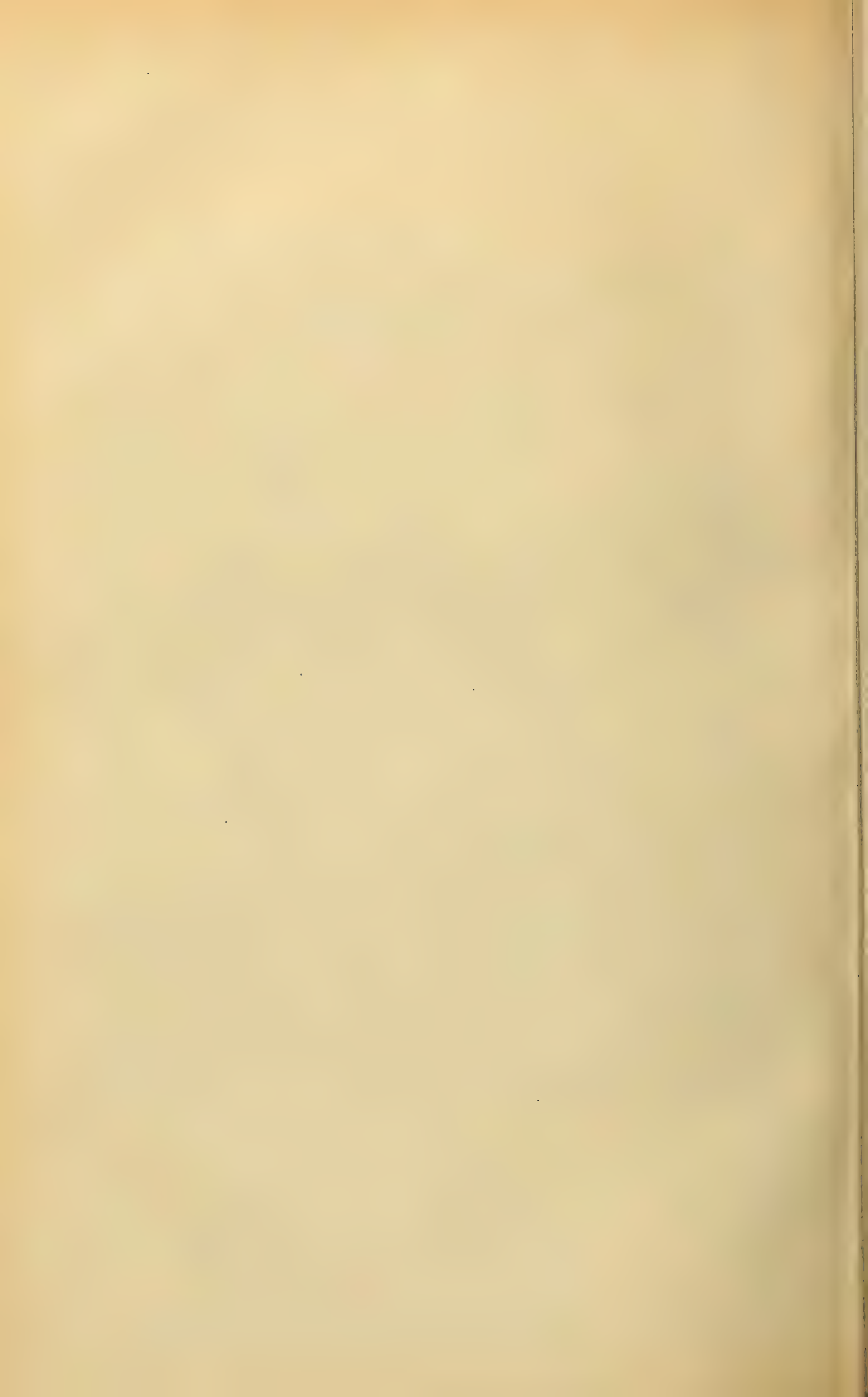
Ich habe Euch gesagt, erwiederte Salvator, daß in Capuzzis Hause, und zwar in demselben Stock, eine Bekannte der Frau Caterina wohnt. Diese Bekannte, die Wittwe eines Weinhändlers, hat eine Tochter, zu der meine kleine Margarita öfters hingeht. Die Mädchen haben nun einen besondern Instinkt ihres Gleichen aufzusuchen und zu finden, und so mittelten denn auch Rosa — so heißt die Tochter der Weinhändlers-Wittwe — und Margarita gar bald ein kleines Luftloch in der Speisekammer aus, das in eine finstere Kammer geht, die an Mariannas Gemach stößt. Mariannas Aufmerksamkeit entging keinesweges das Wispern und Flüstern der Mädchen, so wie das Luftloch, und so wurde dann bald der Weg gegenseitiger Mittheilung eröffnet und benutzt. Hält der Alte sein Mittagsschläfchen, so schwatzen sich die Mädchen recht nach Herzenslust aus. Ihr werdet bemerkt haben, daß die kleine Margarita, der Frau Caterina und mein Liebling, gar nicht so ernst und spröde, wie ihre ältere Schwester Anna, sondern ein drolliges, munteres, pfiffiges Ding ist. Ohne gerade von Eurer Liebschaft zu sprechen, habe ich sie unterrichtet, wie sie alles, was sich in Capuzzis Hause begiebt, von Marianna sich erzählen lassen soll. Sie beweist sich dabei gar anstellig, und wenn ich vorhin über Euren Schmerz, über Eure Verzweiflung lachte, so geschah es, weil ich Euch zu trösten, Euch zu beweisen vermag, daß Eure Angelegenheiten jetzt erst in einen Gang kommen, der recht ersprießlich ist. — Ich habe einen ganzen Sack voll der trefflichsten Neuigkeiten für Euch —

Salvator, rief Antonio, indem ihm die Augen vor Freude glänzten, welche Hoffnungen gehen mir auf! — Gesegnet sey das Luftloch in der Speisekammer! — Ich schreibe an Marianna; — Magarita nimmt das Brieflein mit sich —

Nichts davon, entgegnete Salvator, nichts davon Antonio! Margarita soll uns nützlich werden, ohne gerade Eure Liebesbotin zu machen. Zudem könnte auch der Zufall, der oft sein wunderliches Spiel treibt, dem Alten Euer Liebesgeschwätz in die Hände bringen

IV. pag. 53.





und der armen Marianna tausend neues Unheil bereiten, da sie in diesem Augenblick im Begriff steht, den alten verliebten Gecken ganz und gar unter ihr Sammtpantöffelchen zu bringen. Denn hört nur an, wie sich ferner alles begeben. Die Art, wie Marianna den Alten, als wir ihn ins Haus brachten, empfing, hat ihn ganz und gar bekehrt. Er glaubt nichts Geringeres, als daß Marianna Euch nicht mehr liebt, sondern ihm wenigstens zur Hälfte ihr Herz geschenkt hat, so daß es nur darauf ankomme, noch die andere Hälfte zu erobern. Marianna ist, nachdem sie das Gift Eurer Küsse eingesogen, sogleich um drei Jahre klüger, schlauer, erfahrener geworden. Sie hat den Alten nicht allein überzeugt, daß sie gar keinen Antheil hatte an unserm Streich, sondern, daß sie unser Verfahren verabscheut, und mit tiefer Verachtung jede List, die Euch in ihre Nähe bringen könnte, zurückweisen wird. Der Alte hat im Uebermaß des Entzückens sich übereilt und geschworen, daß wenn er seiner angebeteten Marianna eine Freude bereiten könne, es zur Stelle geschehen solle, sie möge nur irgend einen Wunsch aussprechen. Da hat denn Marianna ganz bescheiden nichts weiter verlangt, als daß der Zio carissimo sie in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica führen solle. Darüber ist der Alte etwas verdutzt worden; es hat Berathschlagungen gegeben mit dem Pyramiden-Doctor und dem Pitichinaccio; endlich haben beide, Signor Pasquale und Signor Splendiano, beschlossen, Marianna wirklich morgenden Tages in jenes Theater zu bringen. Pitichinaccio soll sie in Zofentracht begleiten, wozu er sich nur unter der Bedingung verstanden, daß Signor Pasquale außer der Plüschweste ihm noch eine Perücke schenken, in der Nacht ihn aber abwechselnd mit dem Pyramiden-Doctor nach Hause tragen solle. Darüber sind sie eins geworden und morgen wird sich das merkwürdige Kleeblatt mit der holden Marianna wirklich in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica begeben. — Es ist nöthig zu sagen was für eine Bewandniß es mit dem Theater vor der Porta del Popolo und mit dem Signor Formica hatte.

Nichts ist betrübter, als wenn zur Zeit des Carnevals in Rom die Impressarien in der Wahl ihrer Compositori unglücklich waren, wenn der Primo Tenore in der Argentina seine Stimme unterwegs gelassen, wenn der Primo Uomo da Donna in dem Teatro Valle am Schnupfen darniederliegt, kurz wenn das Hauptvergnügen, das die

Römer zu finden glaubten, fehlschlägt, und der Giovedi grasso alle Hoffnungen, die sich vielleicht noch aufthun könnten, mit einem Male abschneidet. Gerade nach einem solchen betrübten Carneval — kaum waren die Fasten vorüber — eröffnete ein gewisser Nicolo Musso vor der Porta del Popolo ein Theater, auf dem er nichts darzustellen versprach, als kleine improvisirte Buffonaden. Die Ankündigung war in einem geistreichen, witzigen Styl abgefaßt, und dadurch bekamen die Römer ein günstiges Vorurtheil für Musso's Unternehmen, hätten sie auch sonst nicht schon im ungestillten dramatischen Heißhunger begierig nach der geringsten Speise der Art gehascht. Die Einrichtung des Theaters, oder vielmehr der kleinen Bude, zeugte eben nicht von den glänzenden Umständen des Unternehmers. Es gab weder ein Orchester noch Logen. Statt derselben war im Hintergrunde eine Gallerie angebracht, an der das Wappen des Hauses Colonna prangte, ein Zeichen, daß der Conte Colonna den Musso und sein Theater in besondern Schutz genommen. Eine mit Teppichen verkleidete Erhöhung, auf welcher rund umher einige bunte Tapeten gehängt waren, die nach dem Bedürfnisse des Stücks, Wald, Saal, Straße vorstellen mußten: das war die Bühne. Kam noch hinzu, daß die Zuschauer es sich gefallen lassen mußten, auf harten, unbequemen, hölzernen Bänken zu sitzen, so konnt' es nicht fehlen, daß die Eintretenden ziemlich laut über Signor Musso murrten, der eine elende Bretterbude ein Theater nenne. Kaum hatten aber die beiden ersten Schauspieler, welche auftraten, einige Worte gesprochen, so wurden die Zuschauer aufmerksam; so wie das Stück fortging, stieg die Aufmerksamkeit zum Beifall, der Beifall zur Bewunderung, die Bewunderung zum höchsten Enthusiasmus, der sich durch das anhaltendste, wüthendste Gelächter, Klatschen, Bravorufen Luft machte.

In der That konnte man auch nichts Vollkommneres sehen, als diese improvisirten Darstellungen des Nicolo Musso, die von Witz, Laune und Geist übersprudelten und die Thorheiten des Tages mit scharfer Geißel züchtigten. Jeder Schauspieler gab seine Rolle mit unvergleichlicher Charakteristik, vorzüglich riß aber der Pasquarello, durch sein unnachahmliches Gebehrdenspiel, durch das Talent in Stimme, Gang und Stellung bekannte Personen bis zur höchsten Täuschung nachzuahmen, durch seine unerschöpfliche Laune, durch das Schlagende seiner Einfälle, alle Zuschauer mit sich fort. Den Mann,

der die Rolle des Pasquarello spielte, und der sich Signor Formica nannte, schien ein ganz besonderer, ungewöhnlicher Geist zu beseelen; oft war in Ton und Bewegung so etwas Seltsames, daß die Zuschauer, im tollsten Gelächter, sich von Schauern durchfröstelt fühlten. Ihm zur Seite stand würdig der Doctor Graziano mit einem Mienenspiel, mit einem Organ, mit einem Talent in dem anscheinend ungereimtesten Zeuge die ergötzlichsten Dinge zu sagen, dem nichts in der Welt zu vergleichen. Diesen Doctor Graziano spielte ein alter Bologneser, Maria Agli mit Namen. Es konnte nicht fehlen, daß in kurzer Zeit die gebildete Welt von Rom unabläßig hinströmte nach Nicolo Musso's kleinem Theater vor der Porta del Popolo, daß jeder den Namen Formica im Munde führte und auf der Straße wie im Theater in voller Begeistrung ausrief: — Oh Formica! — Formica benedetto! — oh Formicissimo! — Man betrachtete den Formica als eine überirdische Erscheinung, und manche alte Frau, die im Theater sich vor Lachen ausgeschüttet, wurde, wagte ja einer nur das Mindeste zu tadeln an Formica's Spiel, plötzlich ernsthaft und sprach feierlich: Scherza coi fanti e lascia star santi! — Das kam daher, weil Signor Formica außer dem Theater ein unerforschliches Geheimniß blieb. Man sah ihn durchaus nirgends, und vergebens blieb alles Mühen ihm auf die Spur zu kommen. Nicolo Musso schwieg unerbittlich über Formica's Aufenthalt.

So war das Theater beschaffen, nach dem sich Marianna sehnte.

Laßt uns, sprach Salvator, unsern Feinden geradezu auf den Hals gehen: der Gang aus dem Theater nach der Stadt bietet uns die bequemste Gelegenheit dazu dar.

Er theilte jetzt dem Antonio einen Plan mit, der gar abenteuerlich und gewagt schien, den aber Antonio mit Freuden ergriff, weil er hoffte, dabei seine Marianna dem niederträchtigen Capuzzi zu entreißen. Auch war es ihm recht, daß Salvator es vorzüglich darauf angelegt, den Pyramiden-Doctor zu züchtigen.

Als es Nacht worden, nahmen beide, Salvator und Antonio, Chitarren, gingen nach der Straße Ripetta, und brachten, um den alten Capuzzi recht zu ärgern, der holden Marianna die schönste Serenata, die man nur hören konnte. Salvator spielte und sang nemlich meisterhaft und Antonio that es, was einen schönen Tenor betrifft, beinahe dem Odoardo Ceccarelli gleich. Signor Pasquale

erschien zwar auf dem Balcon, und wollte hinabschimpfend den Sängern Stillschweigen gebieten; die Nachbaren, die der schöne Gesang in die Fenster gelockt, riefen ihm aber zu: weil er mit seinen Gefährten so heule und schreie wie alle höllische Geister zusammen, wolle er wohl keine gute Musik in der Straße leiden? er möge sich hineinscheren und die Ohren verstopfen, wenn er den schönen Gesang nicht hören wolle. — So mußte Signor Pasquale zu seiner Marter dulden, daß Salvator und Antonio beinahe die ganze Nacht hindurch Lieder sangen, die bald die süßesten Liebesworte enthielten, bald die Thorheit verliebter Alten verhöhnten. Sie gewahrten deutlich Marianna im Fenster, die Signor Pasquale vergebens mie den süßesten Worten und Betheurungen beschwor, sich doch nicht der bösen Nachtluft auszusetzen.

Am folgenden Abend wandelte dann die merkwürdigste Gesellschaft, die man jemals gesehen, durch die Straße Ripetta nach der Porta del Popolo. Sie zog aller Augen auf sich, und man fragte, ob denn der Carneval noch einen Rest toller Masken zurückgelassen. — Signor Pasquale Capuzzi in seinen bunten, spanischen, wohl gebürsteten Kleidern, mit einer neuen gelben Feder auf dem spitzen Hute prangend, geschniegelt und gebügelt, durch und durch Zierlichkeit und Grazie, in zu engen Schuhen wie auf Eiern daher tretend, führte am Arm die holde Marianna, deren schlanken Wuchs, viel weniger deren Antlitz man nicht erschauen konnte, weil sie auf ungewöhnliche Weise in Schleier verhüllt war. Auf der andern Seite schritt Signor Splendiano Accoramboni in seiner großen Perücke, die den ganzen Rücken bedeckte, so daß es von hinten anzusehen war, als wandle ein ungeheurer Kopf daher auf zwei kleinen Beinchen. Dicht hinter Marianna, sich beinahe an sie anklammernd, krebste das kleine Scheusal, der Pitichinaccio, nach, in feuerfarbnen Weiberkleidern, und den ganzen Kopf auf widerwärtige Art mit bunten Blumen besteckt.

Signor Formica übertraf sich den Abend selbst, und was noch nie geschehn, er mischte kleine Lieder ein, die er bald in dem Ton dieses, bald jenes bekannten Sängers vortrug. In dem alten Capuzzi erwachte alle Theaterlust, die früher in jungen Jahren beinahe ausartete in Wahnsinn. Er küßte in Entzücken der Marianna einmal über das andere die Hände und schwur, daß er keinen Abend ver-

säumen werde, mit ihr Nicolo Musso's Theater zu besuchen. Er erhob den Signor Formica bis über die Sterne und stimmte mit aller Gewalt ein in den lärmenden Beifall der übrigen Zuschauer. Weniger zufrieden war der Signor Splendiano, der unabläſſig den Signor Capuzzi und die schöne Marianna ermahnte, nicht so übermäßig zu lachen. Er nannte in einem Athem etliche zwanzig Krankheiten, welche die zu große Erschütterung des Zwerchfells herbeiführen könne. Beide, Marianna und Capuzzi, kehrten sich aber daran ganz und gar nicht. Ganz unglücklich fühlte sich Pitichinaccio. Er hatte hinter dem Pyramiden-Doctor Platz nehmen müssen, der ihn mit seiner großen Perücke ganz und gar umschattete. Er sah auch nicht das Mindeste von der Bühne und den spielenden Personen, und wurde überdem von zwei muthwilligen Weibern, die sich neben ihn gesetzt, unaufhörlich geängstigt und gequält. Sie nannten ihn eine artige liebe Signora, fragten, ob er, trotz seiner Jugend, schon verheirathet sey, und Kinderchen habe, die allerliebste Wesen seyn müßten u. s. w. Dem armen Pitichinaccio standen die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, er wimmerte und winselte, und verfluchte sein elendes Daseyn.

Als die Vorstellung geendet, wartete Signor Pasquale, bis sich alle Zuschauer aus dem Hause entfernt hatten. Man löschte das letzte Licht aus, an dem Signor Splendiano noch eben ein Stückchen von einer Wachsfackel angezündet hatte, als Capuzzi mit seinen würdigen Freunden und der Marianna langsam und bedächtig den Rückweg antrat.

Pitichinaccio weinte und schrie; Capuzzi mußte ihn zu seiner Qual auf den linken Arm nehmen, mit dem rechten faßte er Marianna. Vorauf zog der Doctor Splendiano mit seinem Fackelstümpfchen, das mühsam und erbärmlich genug brannte, so daß sie bei dem matten Schein die dicke Finsterniß der Nacht erst recht gewahr wurden.

Noch ziemlich weit entfernt waren sie von der Porta del Popolo, als sie sich urplötzlich von mehreren hohen, in Mäntel dicht verhüllten Gestalten umringt sahen. In dem Augenblick wurde dem Doctor die Fackel aus der Hand geschlagen, daß sie am Boden verlöschte. — Lautlos blieb Capuzzi, blieb der Doctor stehen. Da fiel, man wußte nicht woher er kam, ein blasser röthlicher Schimmer auf die Vermummten und vier bleiche Todtengesichter starrten den Pyramiden-Doctor mit hohlen, gräßlichen Augen an. „Wehe — wehe — wehe

Dir, Splendiano Accoramboni!" — So heulten die entsetzlichen Gespenster in tiefem, dumpfem Ton; dann wimmerte einer: Kennst Du mich, kennst Du mich, Splendiano? — Ich bin Cordier, der französische Maler, der in voriger Woche begraben wurde, den Du mit Deiner Arznei unter die Erde brachtest! Dann der Zweite: Kennst Du mich, Splendiano? ich bin Küfner, der deutsche Maler, den Du mit Deinen höllischen Latwergen vergiftetest! Dann der Dritte: Kennst Du mich, Splendiano? Ich bin Liers, der Flamländer, den Du mit Deinen Pillen umbrachtest und seinen Bruder um die Gemälde betrogst. Dann der Vierte: Kennst Du mich, Splendiano? Ich bin Ghigi, der Neapolitanische Maler, den Du mit Deinen Pulvern tödtetest! — Und nun alle Vier zusammen: Wehe, wehe, — wehe Dir, Splendiano Accoramboni, verfluchter Pyramiden-Doctor! — Du mußt hinab — hinab zu uns unter die Erde — Fort — fort — fort mit Dir! — Halloh — Halloh! — und damit stürzten sie auf den unglücklichen Doctor, hoben ihn hoch in die Luft, und fuhren mit ihm ab wie der Sturmwind.

So sehr das Entsetzen den Signor Pasquale übermannen wollte, so faßte er sich doch mit wunderbarem Muthe, als er sah, daß es nur auf seinen Freund Accoramboni abgesehen war. Pitichinaccio hatte den Kopf sammt dem Blumenbeet, das darauf befindlich, unter Capuzzi's Mantel gesteckt, und sich so fest um seinen Hals geklammert, daß alle Mühe ihn abzuschütteln vergebens blieb.

„Erhole Dich, sprach Capuzzi zu Marianna, als nichts mehr zu schauen war von den Gespenstern und dem Pyramiden-Doctor, erhole Dich, komm zu mir, mein süßes, liebes Täubchen! — Mein würdiger Freund Splendiano, der ist nun hin; Sanct Bernardus, der selbst ein tüchtiger Doctor war und Vielen zur Seligkeit verholfen, möge ihm beistehen, wenn ihm die rachsüchtigen Maler, die er zu rasch nach seiner Pyramide befördert hat, den Hals umdrehen! — Wer wird nun zu meinen Canzonen den Baß singen? — Und der Bengel, der Pitichinaccio, drückt mir dermaßen die Kehle zu, daß ich den Schreck, den mir Splendiano's Transport verursacht, mit eingerechnet, vielleicht binnen sechs Wochen keinen reinen Ton werde hervorbringen können! — Sei nur nicht bange, meine Marianna! mein süßes Hoffen! — es ist Alles vorüber!" —

Marianna versicherte, daß sie den Schreck ganz überwunden, und

bat, sie nur allein, ohne Hülfe gehen zu lassen, damit Capuzzi sich von seinem lästigen Schooßkinde befreien könne. Signor Pasquale faßte aber das Mädchen nur noch fester, und meinte, daß er um keinen Preis der Welt sie in dieser bedrohlichen Finsterniß auch nur einen Schritt von sich lassen würde.

In demselben Augenblicke, als nun Signor Pasquale ganz wohlgemüthlich weiter fort wollte, tauchten dicht vor ihm, wie aus tiefer Erde, vier gräßliche Teufelsgestalten auf, in kurzen rothgleißenden Mänteln, die ihn mit funkelnden Augen anblitzten und ein abscheuliches Gekrächze und Gepfeife erhoben. „Huy, huy! — Pasquale Capuzzi, verfluchter Narr! — Alter verliebter Teufel! — Wir sind Deine Kumpane, wir sind Liebesteufel, wir kommen Dich zu holen in die Hölle, in die glühende Hölle, sammt Deinem Spießgesellen Pitichinaccio!" — So kreischten die Teufel und fielen über den Alten her. Capuzzi stürzte mit dem Pitichinaccio zu Boden, und beide erhoben ein gellendes, durchdringendes Jammergeschrei, wie eine ganze Heerde geprügelter Esel.

Marianna hatte sich mit Gewalt vom Alten losgerissen, und war auf die Seite gesprungen. Da schloß sie Einer von den Teufeln sanft in die Arme und sprach mit süßer lieblicher Stimme: Ach Marianna! — meine Marianna! — endlich ists gelungen! — Die Freunde tragen den Alten weit weit fort, während wir eine sichere Zuflucht finden! — Mein Antonio! lispelte Marianna leise.

Aber plötzlich wurd' es rings umher hell von Fackeln, und Antonio fühlte einen Stich in das Schulterblatt. Mit Blitzesschnelle wandte er sich um, riß den Degen aus der Scheide und ging dem Kerl, der eben mit dem Stilet in der Hand den zweiten Stoß führen wollte, zu Leibe. Er gewahrte, wie seine drei Freunde sich gegen eine Ueberzahl von Sbirren vertheidigten. Es gelang ihm, den Kerl, der ihn angegriffen, fortzutreiben, und sich zu den Freunden zu gesellen. So tapfer sie sich aber auch hielten, der Kampf war doch zu ungleich; die Sbirren mußten unfehlbar siegen, hätten sich nicht plötzlich mit lautem Geschrei zwei Männer in die Reihe der Jünglinge gestürzt, von denen der Eine sogleich den Sbirren, der dem Antonio am härtesten zusetzte, niederstieß.

Der Kampf war nun in wenigen Augenblicken zum Nachtheil der Sbirren entschieden. Wer von ihnen nicht hart ver-

wundet auf dem Platze lag, floh mit lautem Geschrei der Porta del Popolo zu.

Salvator Rosa (niemand anders war der, der dem Antonio zu Hülfe eilte und den Sbirren niederstieß) wollte mit Antonio und den jungen Malern, die in den Teufelsmasken steckten, ohne Weiteres hinter den Sbirren her, nach der Stadt.

Maria Agli, der mit ihm gekommen und, seines hohen Alters unerachtet, den Sbirren zugesetzt hatte, trotz jedem Andern, meinte indessen, dies sey nicht rathsam, da die Wache bei der Porta del Popolo von dem Vorfall unterrichtet, sie Alle unbezweifelt verhaften würde. Sie begaben sich nun alle zum Nicolo Musso, der sie in seinem kleinen, engen Hause, unfern des Theaters, mit Freuden aufnahm. Die Maler legten ihre Teufelslarven und ihre mit Phosphor bestrichenen Mäntel ab, und Antonio, der außer dem unbedeutenden Stich im Schulterblatt gar nicht verwundet war, machte den Wundarzt geltend, indem er den Salvator, den Agli und die Jünglinge, welche alle Wunden davon getragen, mit denen es aber nicht die mindeste Gefahr hatte, verband.

Der Streich, so toll und keck angelegt, wäre gelungen, hätten Salvator und Antonio nicht eine Person außer Acht gelassen, die ihnen alles verdarb. Michele, der gewesene Bravo und Sbirre, der unten in Capuzzi's Hause wohnte, und in gewisser Art seinen Hausknecht machte, war, wie es Capuzzi gewollt, hinter ihm hergegangen nach dem Theater, wiewohl in einiger Entfernung, da der Alte sich des zerlumpten Tagediebes schämte. Eben so hatte Michele den Alten zurückbegleitet. Als nun die Gespenster erschienen, merkte Michele, der ganz eigentlich weder Tod noch Teufel fürchtete, gleich Unrath, lief in finstrer Nacht spornstreichs nach der Porta del Popolo, machte Lärm und kam mit den Sbirren, die sich zusammengefunden, wie wir wissen, gerade in dem Augenblick an, als die Teufel über den Signor Pasquale herfielen und ihn entführen wollten, wie die Todten den Pyramiden-Doctor.

In dem hitzigsten Gefecht hatte doch einer von den jungen Malern sehr deutlich wahrgenommen, daß ein Kerl, die ohnmächtige Marianna auf den Armen, fortlief nach dem Thore, und daß ihm Signor Pasquale mit unglaublicher Hast, als sey Quecksilber in seine Beine gefahren, nachrannte. Dabei hatte etwas im Fackelschein hell

Aufgleißendes an seinem Mantel gehangen und gewimmert; das mochte wohl der Pitichinaccio gewesen seyn.

Am andern Morgen wurde bei der Pyramide des Cestius der Doctor Splendiano gefunden, ganz zusammen gekugelt und in seine Perücke hineingedrückt, fest eingeschlafen, wie in einem warmen, weichen Nest. Als man ihn weckte, redete er irre, und war schwer zu überzeugen, daß er sich noch auf der Oberwelt, und zwar in Rom befinde, und als man ihn endlich nach Hause gebracht, dankte er der Jungfrau und allen Heiligen für seine Errettung, warf alle seine Tincturen, Essenzen, Latwergen und Pulver zum Fenster hinaus, verbrannte seine Recepte und gelobte künftig seine Patienten nicht anders zu heilen, als durch Bestreichen und Auflegen der Hände, wie es einmal ein berühmter Arzt, der zugleich ein Heiliger war, dessen Namen mir aber nicht beifallen will, vor ihm mit vielem Erfolg gethan. Denn seine Patienten starben eben so gut, wie die Patienten der Andern, und sahen schon vor dem Tode den Himmel offen und Alles was der Heilige nur wollte.

Ich weiß nicht, sprach Antonio andern Tages zum Salvator, ich weiß nicht, welcher Grimm in mir entbrannt ist, seitdem mein Blut geflossen! — Tod und Verderben dem niederträchtigen Capuzzi! — Wißt Ihr, Salvator, daß ich entschlossen bin, mit Gewalt einzudringen in Capuzzi's Haus? — Ich stoße den Alten nieder, wenn er sich widersetzt, und entführe Marianna! —

Herrlicher Anschlag, rief Salvator lachend, herrlicher Anschlag! — Vortrefflich ausgedacht! — Ich zweifle gar nicht, daß Du auch das Mittel gefunden haben wirst, Deine Marianna durch die Luft nach dem spanischen Platz zu bringen, damit sie Dich nicht, ehe Du diese Freistatt erreicht hast, greifen und aufhängen! — Nein, mein lieber Antonio! — mit Gewalt ist hier gar nichts auszurichten, und Ihr könnt es Euch wohl denken, daß Signor Pasquale jetzt jedem öffentlichen Angriff auszuweichen wissen wird. Zudem hat unser Streich gar gewaltiges Aufsehen gemacht, und gerade das unmäßige Gelächter der Leute über die tolle Art, wie wir den Splendiano und den Capuzzi gehetzt haben, weckte die Polizei aus dem sanften Schlummer, die uns nun, so viel sie es mit ihren schwächlichen Mitteln vermag, nachstellen wird. — Nein Antonio, laßt uns zur List unsre Zuflucht nehmen. Con arte e con inganno si vive mezzo l'anno, con

inganno e con arte si vive l'altra parte. (Es bringen Trug und Künste des Sommers uns Gewinnste, und schlaue Kunst betrügen, schafft Winters uns Vergnügen!) — So spricht Frau Caterina und sie hat Recht. — Ueberdem muß ich lachen, daß wir recht wie junge unbedachtsame Leute gehandelt haben, welches mir vorzüglich zur Last fällt, da ich ein gut Theil älter bin als Ihr. Sagt Antonio, wäre uns der Streich wirklich gelungen, hättet Ihr Marianna dem Alten wirklich entrissen, sagt, wohin mit ihr fliehen, wo sie verborgen halten, wie es anfangen, so rasch die Verbindung durch den Priester herbeizuführen, daß der Alte sie nicht mehr zu hintertreiben vermochte? — Ihr sollt in wenigen Tagen Eure Marianna wirklich entführen. Ich habe den Nicolo Musso, den Formica, in Alles eingeweiht und mit ihnen gemeinschaftlich einen Streich ersonnen, der kaum fehlschlagen kann. Tröstet Euch nur Antonio! — Signor Formica wird Euch helfen!

Signor Formica? sprach Antonio mit gleichgültigem, beinahe verächtlichem Ton, Signor Formica? — Was kann mir der Spaßmacher nützen.

Hoho, rief Salvator, habt Ehrfurcht vor dem Signor Formica, das bitte ich mir aus! — Wißt Ihr denn nicht, daß Formica eine Art von Zaubrer ist, der ganz im Verborgnen über die wunderbarsten Künste gebietet? — Ich sage Euch, Signor Formica wird helfen! Auch der alte Maria Agli, der vortreffliche Doctor Graziano Bolognese, ist in unser Complot gezogen und wird dabei eine gar bedeutende Rolle spielen. Aus Musso's Theater, Antonio, sollt Ihr Eure Marianna entführen.

Salvator, sprach Antonio, Ihr schmeichelt mir mit trügerischen Hoffnungen! — Ihr sagtet selbst, daß Signor Pasquale jetzt sorglich jedem öffentlichen Angriff ausweichen wird. Wie ist es denn nun möglich, daß er sich entschließen könnte, nachdem ihm so Arges widerfahren, noch einmal Musso's Theater zu besuchen?

Den Alten dahin zu verlocken, erwiederte Salvator, ist so schwer nicht, als Ihr denken möget. Viel schwerer wird es halten, zu bewirken, daß er ohne seine Kumpane in das Theater steigt. — Doch dem sey, wie ihm wolle, jetzt ist es nöthig, daß Ihr, Antonio, Euch vorbereitet mit Marianna, so wie der günstige Moment da ist, aus Rom entfliehen zu können. — Ihr sollt nach Florenz, Ihr seyd

dort schon durch Eure Kunst empfohlen, und daß es Euch nach Eurer Ankunft nicht an Bekanntschaft, nicht an würdiger Unterstützung und Hülfe mangeln soll, dafür laßt mich sorgen! — Einige Tage müssen wir ruhen, dann wollen wir sehen, was sich weiter begiebt. — Noch einmal, Antonio! — faßt Hoffnung; Formica wird helfen! —

Neuer Unfall, der den Signor Pasquale Capuzzi betrifft. Antonio Scacciati führt einen Anschlag im Theater des Nicolo Musso glücklich aus und flüchtet nach Florenz.

Signor Pasquale wußte zu gut, wer ihm das Unheil, das ihn und den armen Pyramiden-Doctor vor der Porta del Popolo betroffen, bereitet hatte, und man kann denken, in welchem Grimm er entbrannt war gegen Antonio und gegen Salvator Rosa, den er mit Recht für den Anstifter von Allem hielt. Er mühte sich ab, die arme Marianna zu trösten, die ganz erkrankt war vor Schreck, wie sie sagte; aber eigentlich vor Betrübniß, daß der verdammte Michele mit seinen Sbirren sie ihrem Antonio entrissen hatte. Margarita brachte ihr indessen fleißig Nachricht von dem Geliebten, und auf den unternehmenden Salvator setzte sie ihre ganze Hoffnung. — Mit Ungeduld wartete sie von einem Tage zum andern auf irgend ein neues Ereigniß und ließ diese Ungeduld aus an dem Alten durch tausend Quälereien, die ihn in seiner wahnsinnigen Verliebtheit kirre und kleinmüthig genug machten, ohne indessen etwas über den Liebesteufel zu vermögen, der in seinem Innern spukte. Hatte Marianna alle üble Laune des eigensinnigsten Mädchens im reichlichsten Maße ausgegossen, und litt sie dann nur ein einziges Mal, daß der Alte seine welken Lippen auf ihre kleine Hand drückte, so schwur er im Uebermaße des Entzückens, daß er nicht ablassen wolle vom Pantoffel des Papstes mit inbrünstigen Küssen, bis er die Dispensation zur Heirath mit seiner Nichte, dem Ausbunde aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, erhalten. Marianna hütete sich, ihn in diesem Entzücken zu stören, denn eben in diesem Hoffnungsschimmer des Alten leuchtete auch ihre Hoffnung auf, ihm desto leichter zu entfliehen, je fester er sie mit unauflöslichen Banden verstrickt glaubte.

Einige Zeit war vergangen, als eines Tages zur Mittagsstunde

Michele die Treppe heraufstampfte, und dem Signor Pasquale, der ihm nach vielem Klopfen die Thür öffnete, mit vieler Weitläuftigkeit meldete, daß ein Herr unten sey, der durchaus verlange, den Signor Pasquale Capuzzi, der wie er wisse in diesem Hause wohne, zu sprechen.

O all' ihr himmlischen Heerschaaren, schrie der Alte erboßt, ob der Schlingel nicht weiß, daß ich in meiner Wohnung durchaus keinen Fremden spreche! —

Der Herr, meinte Michele, sey aber von gar feinem Ansehen, etwas ältlich, führe eine hübsche Sprache und nenne sich Nicolo Musso! —

Nicolo Musso, sprach Capuzzi nachdenklich in sich hinein, Nicolo Musso, der das Theater vor der Porta del Popolo hat, was mag der nur von mir wollen? Damit verschloß und verriegelte er sorgfältig die Thüre und stieg mit Michele die Treppe herab, um mit Nicolo unten vor dem Hause auf der Straße zu sprechen.

Mein bester Signor Pasquale, kam ihm Nicolo, sich mit freiem Anstande verneigend, entgegen, wie hoch erfreut bin ich, daß Ihr mich Eurer Bekanntschaft würdigt! Wie vielen Dank bin ich Euch schuldig! — Seit die Römer Euch, den Mann von dem bewährtesten Geschmack, von der durchdringendsten Wissenschaft und Virtuosen in der Kunst, in meinem Theater gesehen haben, verdoppelte sich mein Ruf und meine Einnahme. Um so mehr schmerzt es mich tief, daß böse muthwillige Buben Euch und Eure Gesellschaft auf mörderische Weise angefallen haben, als Ihr aus meinem Theater Nachts nach der Stadt zurückkehrtet! — Um aller Heiligen willen, Signor Pasquale, werft dieses Streichs halber, der schwer geahndet werden wird, nicht einen Groll auf mich und mein Theater! — Entzieht mir nicht Euren Besuch! —

Bester Signor Nicolo, erwiederte der Alte schmunzelnd, seyd versichert, daß ich noch nie mehr Vergnügen empfand, als in Eurem Theater. Euer Formica, Euer Agli, das sind Schauspieler, wie ihres Gleichen nicht zu finden. Doch der Schreck, der meinem Freunde, dem Signor Splendiano Accoramboni, ja mir selbst beinahe den Tod gebracht hat, war zu groß; er hat mir nicht Euer Theater, wohl aber den Gang dahin auf immer verleidet. Schlagt Ihr Euer Theater auf dem Platze del Popolo oder in der Straße Babuina, in der

Straße Ripetta auf, so fehle ich gewiß keinen Abend, aber vor das Thor del Popolo bringt mich zur Nachtzeit keine Macht der Erde.

Nicolo seufzte auf, wie von tiefem Kummer erfaßt. Das trifft mich hart, sprach er dann, härter, als Ihr vielleicht glaubt, Signor Pasquale! — Ach! — auf Euch hatte ich alle meine Hoffnung gesetzt! — Um Euern Beistand wollte ich flehen! —

Um meinen Beistand, fragte der Alte verwundert, um meinen Beistand, Signor Nicolo? Auf welche Weise hätte der Euch frommen können?

Mein bester Signor Pasquale, erwiederte Nicolo, indem er mit dem Schnupftuch über die Augen fuhr, als trockne er hervorquellende Thränen, mein bester vortrefflichster Signor Pasquale, Ihr werdet bemerkt haben, daß meine Schauspieler hin und wieder Arien einmischten. Das gedachte ich denn so ganz unvermerkt weiter und weiter hinaufzutreiben, ein Orchester anzuschaffen, kurz, zuletzt alle Verbote umgehend, eine Oper einzurichten. Ihr, Signor Capuzzi, seyd der erste Componist in ganz Italien, und nur der unglaubliche Leichtsinn der Römer, der hämische Neid der Maestri ist Schuld daran, daß man auf den Theatern etwas anders hört als Eure Compositionen. Signor Pasquale, um Eure unsterblichen Werke wollte ich Euch fußfällig bitten, um sie, wie es nur in meinen Kräften stand, auf mein geringes Theater zu bringen! —

Bester Signor Nicolo, sprach der Alte, den vollsten Sonnenschein im Antlitz, was unterreden wir uns denn hier auf öffentlicher Straße! — Laßt es Euch gefallen, ein Paar steile Treppen hinauf zu steigen! — Kommt mit mir in meine schlechte Wohnung!

Kaum mit Nicolo im Zimmer angelangt, holte der Alte ein großes Pack bestäubter Noten hervor, schlug es aus einander, nahm die Chitarre zur Hand, und begann das entsetzliche, gellende Gekreisch, welches er Singen nannte.

Nicolo gebehrdete sich wie ein Verzückter! — Er seufzte — er stöhnte — er schrie dazwischen: bravo! — bravissimo! — benedettissimo Capuzzi! — bis er endlich, wie im Uebermaß der seligsten Begeisterung, dem Alten zu Füßen stürzte, und seine Knie umfaßte, die er aber so heftig drückte, daß der Alte in die Höhe fuhr, vor Schmerz aufjauchzte, laut aufschrie: Alle Heiligen! — Laßt ab von mir, Signor Nicolo, Ihr bringt mich um!

Nein, rief Nicolo, nein Signor Pasquale, nicht eher stehe ich auf, bis Ihr mir die göttlichen Arien versprecht, die Ihr so eben vorgetragen, damit sie übermorgen Formica in meinem Theater singen kann!

Ihr seyd ein Mann von Geschmack, ächzte Pasquale, ein Mann von tiefer Einsicht! — Wem könnte ich besser meine Compositionen anvertrauen als Euch! — Ihr sollt alle meine Arien mit Euch nehmen — Laßt mich nur los! — Aber o Gott, ich werde sie nicht hören, meine göttlichen Meisterwerke! — Laßt mich nur los, Signor Nicolo! —

Nein, rief Nicolo, noch immer auf den Knien und des Alten dürre Spindelbeine fest umklammernd, nein Signor Pasquale, ich lasse Euch nicht, bis Ihr Euer Wort gebt, übermorgen in meinem Theater zu seyn! — Besorgt doch nur nicht einen neuen Anfall! Glaubt Ihr denn nicht, daß die Römer, haben sie Eure Arien gehört, Euch im Triumph mit hundert Fackeln zu Hause bringen werden? — Aber sollte das auch nicht geschehen, ich selbst und meine getreuen Kameraden, wir bewaffnen uns, und geleiten Euch bis in Euer Haus!

Ihr selbst, fragte Pasquale, wollt mich begleiten mit Euern Kameraden! — Wie viel Leute sind das wohl?

Acht bis zehn Personen stehen Euch zu Befehl, Signor Pasquale! Entschließt Euch, erhört mein Flehen! —

Formica, lispelte Pasquale, hat eine schöne Stimme! — Wie er nur meine Arien vortragen wird!

Entschließt Euch, rief Nicolo noch einmal, indem er fester des Alten Beine packte! — Ihr steht mir, sprach der Alte, Ihr steht mir dafür, daß ich unangefochten mein Haus erreiche?

Ehre und Leben zum Pfande, rief Nicolo, indem er den Beinen einen schärfern Druck gab! —

Topp! — schrie der Alte, ich bin übermorgen in Eurem Theater! —

Da sprang Nicolo auf und drückte den Alten an die Brust, daß er ganz außer Athem ächzte und keuchte.

In dem Augenblick trat Marianna herein. Signor Pasquale wollte sie zwar mit einem grimmigen Blick, den er ihr zuwarf, zurückscheuchen; sie kehrte sich aber gar nicht daran, sondern ging geradezu auf den Musso los, und sprach wie im Zorn: Vergebens, Signor

Nicolo, versucht Ihr, meinen lieben Oheim in Euer Theater zu locken! — Ihr vergeßt, daß der abscheuliche Streich, den ruchlose Verführer, die mir nachstellen, neulich uns spielten, meinem herzgeliebten Oheim, seinem würdigen Freunde Splendiano, ja mir selbst beinahe das Leben kostete! Nimmermehr werde ich zugeben, daß mein Oheim sich aufs neue solcher Gefahr aussetze! Steht nur ab von Euern Bitten, Nicolo! — Nicht wahr mein geliebtester Oheim, Ihr bleibt fein im Hause, und wagt Euch nicht mehr vor die Porta del Popolo in der verrätherischen Nacht, die Niemands Freund ist?

Signor Pasquale war wie vom Donner gerührt. Er starrte seine Nichte mit weit aufgerissenen Augen an. Darauf gab er ihr die süßesten Worte, und setzte weitläuftig auseinander, wie Signor Nicolo sich dazu verpflichtet, solche Maßregeln zu treffen, die jeder Gefahr beim Rückwege vorbeugen sollten.

Und doch, sprach Marianna, bleibe ich bei meinem Wort, indem ich Euch, geliebtester Oheim auf das flehentlichste bitte, nicht in das Theater vor der Porta del Popolo zu gehen. — Verzeiht, Signor Nicolo, daß ich in Eurer Gegenwart geradezu heraussage, welche schwarze Ahnung in meiner Seele ist! — Ihr seyd, ich weiß es, mit Salvator Rosa, und auch wohl mit dem Antonio Scacciati bekannt. — Wie, wenn Ihr mit unsern Feinden unter einer Decke stecktet, wie, wenn Ihr meinen Oheim, der, ich weiß es, ohne mich Euer Theater nicht besuchen wird, nur auf hämische Weise verlocken wolltet, damit desto sicherer ein neuer verruchter Anschlag ausgeführt werde?

Welcher Verdacht, rief Nicolo ganz erschrocken, welcher entsetzliche Verdacht Signora? — Kennt Ihr mich denn von solch' einer schlimmen Seite? Hab ich solch' einen bösen Ruf, daß Ihr mir den abscheulichsten Verrath zutraut? — Aber denkt Ihr einmal so schlecht von mir, setzt Ihr Mißtrauen in den Beistand, den ich Euch zugesagt, nun gut, so laßt Euch von Michele, der, wie ich weiß, Euch aus den Händen der Räuber gerettet hat, begleiten, und Michele soll eine gute Anzahl Sbirren mitnehmen, die Euch ja vor dem Theater erwarten können, da Ihr doch nicht verlangen werdet, daß ich meine Plätze mit Sbirren füllen soll.

Marianna sah dem Nicolo starr in die Augen, dann sprach sie ernst und feierlich: Was sagt Ihr? — Michele und Sbirren sollen uns begleiten? — Nun sehe ich wohl, Signor Nicolo, daß Ihr es

ehrlich meint, daß mein schlimmer Verdacht ungerecht ist! — Verzeiht mir nur meine unbesonnenen Reden! — Und doch kann ich die Angst, die Besorgniß für meinen geliebten Oheim nicht überwinden, und doch bitte ich ihn, den bedrohlichen Gang nicht zu wagen! —

Signor Pasquale hatte das ganze Gespräch mit seltsamen Blicken, die deutlich von dem Kampf in seinem Innern zeugten, angehört. Jetzt konnte er sich nicht länger halten, er stürzte vor der schönen Nichte auf die Kniee, ergriff ihre Hände, küßte sie, benetzte sie mit Thränen, die ihm aus den Augen quollen, rief wie außer sich: Himmlische angebetete Marianna, lichterloh schlagen die Flammen hervor, die in meinem Herzen brennen, — Ach diese Angst, diese Besorgniß, das ist ja das süßeste Geständniß, daß Du mich liebst! — Und nun flehte er sie an, doch nur keiner Furcht Raum zu geben und von dem Theater herab die schönste der Arien zu hören, die jemals der göttlichste Componist erfunden.

Auch Nicolo ließ nicht nach mit den wehmüthigsten Bitten, bis Marianna sich für überwunden erklärte und versprach, alle Furcht bei Seite gesetzt, dem zärtlichen Oheim in das Theater vor der Porta del Popolo zu folgen. — Signor Pasquale war verzückt in den höchsten Himmel der Wonne. Er hatte die Ueberzeugung von Mariannas Liebe, die Hoffnung im Theater seine Musik zu hören und Lorbeern zu erhaschen, nach denen er so lange vergebens getrachtet; er stand daran, seine süßesten Träume erfüllt zu sehen! — Nun wollte er auch sein Licht recht hell leuchten lassen vor den treu verbundenen Freunden, er dachte daher gar nicht anders, als daß Signor Splendiano und der kleine Pitichinaccio ebenso mit ihm gehen sollten, wie das erste Mal.

Außer den Gespenstern, die ihn entführten, waren dem Signor Splendiano in der Nacht, als er neben der Pyramide des Cestius in seiner Perücke schlief, allerlei böse Erscheinungen gekommen. Der ganze Todtenacker war lebendig worden und hundert Leichen hatten die Knochenarme nach ihm ausgestreckt, laut jammernd über seine Essenzen und Latwergen, deren Qual sie noch im Grabe nicht verwinden könnten. Daher kam es, daß der Pyramiden-Doctor, konnte er gleich dem Signor Pasquale nicht ableugnen, wie nur der ausgelassenste Muthwille verruchter Buben ihm den Streich spielte, doch trübsinnig blieb, und, sonst eben nicht zum abergläubischen Wesen

geneigt, jetzt überall Gespenster sah und von Ahnungen und bösen Träumen hart geplagt wurde.

Pitichinaccio war nun durchaus nicht zu überzeugen, daß das nicht wirkliche Teufel aus der flammenden Hölle gewesen seyn sollten, die über den Signor Pasquale und über ihn herfielen, und schrie laut auf, wenn man nur an jene verhängnißvolle Nacht dachte. Alle Betheurungen des Signor Pasquale, daß niemand anders, als Antonio Scacciati und Salvator Rosa hinter den Teufelsmasken gesteckt, schlugen nicht an, denn Pitichinaccio schwur unter vielen Thränen, daß seiner Angst, seines Entsetzens unerachtet, er an der Stimme und an dem ganzen Wesen den Teufel Fanfarell sehr gut erkannt habe, der ihm den Bauch braun und blau gezwickt.

Man kann denken, wie Signor Pasquale sich abmühen mußte, beide, den Pyramiden-Doctor und den Pitichinaccio zu überreden, noch einmal mit ihm nach dem Theater des Nicolo Musso zu wandern. Splendiano entschloß sich erst dazu, als es ihm gelungen, von einem Bernardiner-Mönch ein geweihtes Bisam-Säckchen zu erhalten, dessen Geruch weder Todte noch Teufel ertragen können, und mit dem er sich wappnen wollte gegen alle Anfechtungen; Pitichinaccio vermochte dem Versprechen einer Büchse mit in Zucker eingemachten Trauben nicht zu widerstehen, außerdem mußte aber Signor Pasquale ausdrücklich nachgeben, daß er statt der Weiberkleider, die ihm wie er sagte den Teufel recht auf den Hals gelockt hätten, seine neue Abbatenkleidung anlegen dürfte.

Was Salvator gefürchtet, schien also wirklich eintreffen zu wollen, und doch hing, wie er versicherte, sein ganzer Plan davon ab, daß Signor Pasquale mit Marianna allein, ohne die getreuen Kumpane, im Theater des Nicolo seyn müsse.

Beide, Antonio und Salvator, zerbrachen sich weidlich den Kopf, wie sie den Splendiano und den Pitichinaccio von dem Signor Pasquale abwendig machen sollten. Zur Ausführung jedes Streichs, der dies hätte bewirken können, reichte aber die Zeit nicht hin, da schon am Abende des folgenden Tages der Anschlag im Theater des Nicolo ausgeführt werden mußte. Der Himmel, der sich oft der sonderbarsten Werkzeuge bedient, um die Narren zu züchtigen, schlug sich aber zu Gunsten des bedrängten Liebespaars ins Mittel und regierte den Michele, daß er seiner Tölpelei Raum gab und dadurch bewirkte, was Salvators und Antonios Kunst nicht zu erringen vermochte.

In selbiger Nacht entstand in der Straße Ripetta vor dem Hause des Signor Pasquale auf einmal ein solch' entsetzliches Jammergeschrei, ein solch' fürchterliches Fluchen, Toben und Schimpfen, daß alle Nachbaren auffuhren aus dem Schlafe, und die Sbirren, die eben einen Mörder verfolgt hatten, der sich nach dem spanischen Platz gerettet, neue Mordthat vermuthend, schnell mit ihren Fackeln herbeieilten. Als diese nun, und mit ihnen eine Menge anderer Leute, die der Lärm herbeigelockt, ankamen auf dem vermeinten Mordplatz, lag der arme kleine Pitichinaccio wie entseelt auf dem Boden, Michele aber schlug mit einem furchtbaren Knittel auf den Pyramiden-Doctor los, der in demselben Augenblick niederstürzte, als Signor Pasquale sich mühsam aufrappelte, den Stoßdegen zog, und wüthend auf Michele eindrang. Rund umher lagen Stücke zersplitterter Chitarren. Mehrere Leute fielen dem Alten in den Arm, sonst hätte er den Michele unfehlbar durch und durch gerannt. Michele, der nun erst bei dem Schein der Fackeln gewahrte, wen er vor sich hatte, stand da zur Bildsäule erstarrt mit herausglotzenden Augen, ein gemalter Wüthrich, partheilos zwischen Kraft und Willen, wie es irgendwo heißt. Dann stieß er ein entsetzliches Geheul aus, zerraufte sich die Haare, flehte um Gnade und Barmherzigkeit. — Keiner von beiden, weder der Pyramiden-Doctor noch der Kleine waren bedeutend beschädigt, aber so zerbläut, daß sie sich nicht rücken noch regen konnten und nach Hause getragen werden mußten.

Signor Pasquale hatte sich das Unglück selbst auf den Hals geladen.

Wir wissen, daß Salvator und Antonio der Marianna die schönste Nachtmusik brachten, die man nur hören konnte; ich habe aber vergessen zu sagen, daß sie dies zum entsetzlichsten Ingrimm des Alten in jeder der folgenden Nächte wiederholten. Signor Pasquale, dessen Wuth die Nachbarn in Schranken hielten, war toll genug sich an die Obrigkeit zu wenden, die den beiden Malern das Singen in der Straße Ripetta verbieten sollte. Die Obrigkeit meinte aber, unerhört sey es in Rom, daß irgend Jemandem verwehrt seyn solle, zu singen, und Chitarre zu spielen wo es ihm beliebe, und es sey unsinnig, so etwas zu verlangen. Da beschloß Signor Pasquale selbst dem Dinge ein Ende zu machen, und versprach dem Michele ein gut Stück Geld, wenn er bei der ersten Gelegenheit über die Sänger herfallen und sie tüchtig abprügeln werde. Michele schaffte sich auch sofort einen tüch-

tigen Knittel an, und lauerte jede Nacht hinter der Thüre. Nun begab es sich aber, daß Salvator und Antonio es für rathsam hielten, die Nächte vor der Ausführung ihres Anschlages selbst die Nachtmusiken in der Straße Ripetta einzustellen, damit dem Alten auch kein Gedanke an seine Widersacher einkomme. Marianna äußerte ganz unschuldig, so sehr sie den Antonio, den Salvator hasse, so habe sie doch ihren Gesang gar gern gehört, da ihr Musik, die so zur Nachtzeit in den Lüften hinaufschwebe, über alles gehe.

Signor Pasquale schrieb sich das hinter die Ohren, und wollte als ein Ausbund von Galanterie sein Liebchen mit einer Serenata überraschen, die er selbst componirt und mit seinen Getreuen sorglich eingeübt hatte. Gerade in der Nacht vor dem Tage, an dem er im Theater des Nicolo Musso seinen höchsten Triumph zu feiern gedachte, schlich er sich heimlich fort und holte seine Getreuen herbei, die schon darauf vorbereitet waren. Kaum schlugen sie aber die ersten Töne auf den Chitarren an, als Michele, dem Signor Pasquale unbedachtsamer Weise nichts von seinem Vorhaben gesagt, in voller Freude, endlich das ihm versprochene Stück Geld verdienen zu können, aus der Hausthür herausstürzte, auf die Musiker unbarmherzig losprügelte, und sich folglich das begab, was wir wissen. Daß nun weder Signor Splendiano, noch Pitichinaccio, die über und über bepflastert in den Betten lagen, den Signor Pasquale in Nicolos Theater begleiten konnten, war keine Frage. Doch vermochte Signor Pasquale nicht davon zu bleiben, ohnerachtet ihm Schultern und Rücken von den erhaltenen Prügeln nicht wenig schmerzten; jeder Ton seiner Arie war ein Band, das ihn unwiderstehlich hinzog.

Nun das Hinderniß, sprach Salvator zu Antonio, das wir für unübersteiglich hielten, sich von selbst aus dem Wege geräumt hat, kommt es nur auf Eure Geschicklichkeit an, daß Ihr nicht den günstigen Moment versäumt, Eure Marianna aus dem Theater des Nicolo zu entführen. — Doch Ihr werdet nicht fehlen, und ich begrüße Euch schon als Bräutigam der holden Nichte Capuzzis, die in wenigen Tagen Eure Gattin sein wird. Ich wünsche Euch Glück, Antonio, wiewohl es mir durch Mark und Bein fröstelt, wenn ich an Eure Heirath denke! —

Wie meint Ihr das, Salvator? fragte Antonio voll Erstaunen.

Nennt es Grille, erwiederte Salvator, nennt es thörichte Einbil=

dung, oder wie Ihr sonst wollt, Antonio, genug ich liebe die Weiber; aber jede, selbst die, in die ich bis zum Wahnsinn vernarrt bin, für die ich sterben möchte, macht in meinem Innersten einen Argwohn rege, der mich in den unheimlichsten Schauern erbeben läßt, so bald ich an eine Verbindung mit ihr denke, wie sie die Ehe herbeiführt. Das Unerforschliche in der Natur der Weiber spottet jeder Waffe des Mannes. Die, von der wir glauben, daß sie sich uns mit ihrem ganzen Wesen hingab, daß ihr Inneres sich uns erschlossen, betrügt uns am ersten, und mit dem süßesten Kuß saugen wir das verderblichste Gift ein.

Und meine Marianna? rief Antonio bestürzt.

Verzeiht Antonio, fuhr Salvator fort, eben Eure Marianna, die die Holdseligkeit und Anmuth selbst ist, hat mir aufs neue bewiesen, wie bedrohlich uns die geheimnißvolle Natur des Weibes ist! — Bedenkt, wie das unschuldige, unerfahrene Kind sich benahm, als wir den Oheim ihr ins Haus trugen, wie sie auf einen Blick von mir, Alles — Alles errieth, und ihre Rolle, wie Ihr mir selbst sagtet, mit der größten Klugheit fortspielte. Doch nicht mag dies in Anschlag kommen gegen das, was sich bei Mussos Besuch bei dem Alten begab! — Die geübteste Gewandtheit, die undurchdringlichste Schlauheit, kurz alle ersinnliche Kunst des welterfahrensten Weibes vermag nicht mehr, als was die kleine Marianna that, um den Alten mit voller Sicherheit hinters Licht zu führen. — Sie konnte gar nicht klüger handeln, um uns den Weg zu Unternehmungen jeder Art zu bahnen. Die Fehde gegen den alten wahnsinnigen Thoren — jede List erscheint gerechtfertigt, aber — doch! — geliebter Antonio! — laßt Euch durch meine träumerischen Grillen nicht irren, sondern seyd glücklich mit Eurer Marianna, wie Ihrs nur zu seyn vermöget! — —

Gesellte sich nur noch irgend ein Mönch zum Signor Pasquale, als er mit seiner Nichte Marianna herauszog nach dem Theater des Nicolo Musso, alle Welt hätte glauben müssen, das seltsame Paar würde zum Richtplatz geführt. Denn vorauf ging der tapfere Michele barschen Ansehens, bis an die Zähne bewaffnet, und ihm folgten, den Signor Pasquale und Marianna einschließend, wohl an zwanzig Sbirren.

Nicolo empfing den Alten mit seiner Dame sehr feierlich an dem Eingange des Theaters, und führte sie auf die dicht vor der Bühne

befindlichen Sitze, die für sie aufbewahrt waren. Signor Pasquale fühlte sich durch diese Ehrenbezeugung sehr geschmeichelt, er blickte mit stolzen leuchtenden Blicken umher, und sein Vergnügen, seine Lust stieg um Vieles höher, als er gewahrte, daß neben und hinter Marianna durchaus nur Frauen Platz genommen hatten. — Hinter den Tapeten der Bühne wurden ein Paar Geigen und ein Baß eingestimmt; das Herz schlug dem Alten vor Erwartung, und wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es ihm Mark und Bein, als urplötzlich das Ritornell seiner Arie begann.

Formica trat heraus als Pasquarello und sang — sang mit der Stimme, mit dem eigenthümlichsten Geberdenspiel Capuzzis die heilloseste aller Arien! — Das Theater dröhnte von dem schallenden, schmetternden Gelächter der Zuschauer. Man schrie, man raste: Ah Pasquale Capuzzi! — compositore, virtuoso celeberrimo bravo — bravissimo! — Der Alte, das verfängliche Lachen nicht beachtend, war ganz Wonne und Entzücken. Die Arie war beendigt, man rief zur Ruhe; denn Doctor Graziano, diesmal von Nicolo Musso selbst dargestellt, trat auf, sich die Ohren zuhaltend, schreiend, daß Pasquarello endlich einhalten sollte mit seinem tollen Gekrächze.

Der Doctor fragte nun den Pasquarello, seit wann er sich das verfluchte Singen angewöhnt, und wo er die abscheuliche Arie her habe?

Darauf Pasquarello: Er wisse nicht, was der Doctor wolle, es ginge ihm, so wie den Römern, die keinen Geschmack für wahrhafte Musik hätten und die größten Talente unbeachtet ließen. Die Arie sey von dem größten jetzt lebenden Componisten und Virtuosen gesetzt, bei dem er das Glück habe, in Diensten zu stehen, und der ihn selbst in der Musik, im Gesang unterrichte!

Nun rieth Graziano hin und her, nannte eine Menge bekannter Componisten und Virtuosen; aber bei jedem berühmten Namen schüttelte Pasquarello verächtlich den Kopf. —

Endlich Pasquarello: der Doctor zeige seine grobe Unwissenheit, da er nicht einmal den größten Componisten der Zeit kenne. Das sey kein andrer als der Signor Pasquale Capuzzi, der ihm die Ehre erwiesen, ihn in seine Dienste zu nehmen. Ob er es nicht einsehe, daß Pasquarello Freund und Diener des Signor Pasquale sein müsse?

Da brach der Doctor in ein ungemessenes Gelächter aus und

rief: Was? nachdem Pasquarello ihm, dem Doctor, aus dem Dienste gelaufen, wo ihm außer Lohn und Nahrung doch noch mancher Quattrino ins Maul geflogen, sey er hingegangen zu dem allergrößten, ausgemachtesten alten Gecken, der jemals sich mit Maccaroni gestopft, zu dem buntscheckigen Fastnachts-Narren, der einher stolziere wie ein fatter Haushahn nach dem Regenwetter, zu dem knurrigen Geizhals, zu dem alten verliebten Hasenfuß, der mit dem widerlichen Bocksgeschrei, das er Singen nenne, die Luft in der Straße Ripetta verpeste rc.

Darauf Pasquarello ganz erzürnt: Nur der Neid spreche aus dem Doctor, er rede mit dem Herzen in der Hand (parla col cuore in mano), der Doctor sey gar nicht der Mann, der den Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia zu beurtheilen im Stande sey, — er rede mit dem Herzen in der Hand — der Doctor selbst habe einen starken Beischmack von dem allem, was er an dem vortrefflichen Signor Pasquale table — er rede mit dem Herzen in der Hand — er habe es selbst oft genug erfahren, daß über den Herrn Doctor Graziano an sechshundert Personen auf einmal aus voller Kehle gelacht u. s. w. Nun hielt Pasquarello eine lange Lobrede auf seinen neuen Herrn, den Signor Pasquale, in der er ihm alle nur mögliche Tugenden beilegte und mit der Beschreibung seiner Person schloß, die er als die Liebenswürdigkeit und Anmuth selbst herausstrich.

Gesegneter Formica, lispelte Signor Capuzzi vor sich hin, gesegneter Formica, ich merke, Du hast es darauf abgesehen, meinen Triumph vollständig zu machen, da Du den Römern allen Neid und Undank, mit dem sie mich verfolgen, gehörig in die Nase reibst, und ihnen sagst, wer ich bin!

Da kommt mein Herr selbst, rief in dem Augenblick Pasquarello, und es trat herein — Signor Pasquale Capuzzi, wie er leibte und lebte, in Kleidung, Gesicht, Gebehrde, Gang, Stellung, dem Signor Capuzzi unten so völlig gleich, daß dieser ganz erschrocken Marianna, die er so lange mit der einen Hand festgehalten, losließ, und sich selbst, Nase und Perücke, betastete, um zu erspüren, ob er nicht im Traum liege und sich doppelt sehe, ob er wirklich im Theater des Nicolo Musso sitze, und dem Wunder trauen dürfe.

Capuzzi auf dem Theater umarmte den Doctor Graziano mit vieler Freundlichkeit und fragte, wie es ihm ginge. Der Doctor erwiederte, sein Appetit sey gut, sein Schlaf ruhig, ihm zu dienen (per

servirlo), was aber seinen Beutel betreffe, der leide an einer gänzlichen Auszehrung. Gestern hab' er, seiner Liebe zu Ehren, den letzten Ducaten für ein Paar rosmarinfarbne Strümpfe ausgegeben, und eben wolle er zu dem und dem Banquier wandern, um zu sehen, ob er dreißig Ducaten geborgt erhalten könne!

„Wie könnt Ihr, sprach nun Capuzzi, bei Eurem besten Freunde vorbeigehen! — Hier, mein bester Signor, sind funfzig Ducaten, nehmt sie hin!" —

Pasquale, was thust Du! rief der Capuzzi unten halb laut! —

Der Doctor Graziano sprach nun von Schuldschein, von Zinsen; Signor Capuzzi erklärte aber, daß er beides nicht verlange von einem Freunde, wie der Doctor sey.

Pasquale bist Du von Sinnen, rief der Capuzzi unten noch lauter.

Doctor Graziano schied nach vielen dankbaren Umarmungen. Nun nahte sich Pasquarello, machte viele Bücklinge, erhob den Signor Capuzzi bis in den Himmel, meinte, daß sein Beutel an eben derselben Krankheit leide, wie der Beutel Grazianos, bat auch, ihm doch mit der vortrefflichen Arznei aufzuhelfen! — Capuzzi auf dem Theater lachte, freute sich, daß Pasquarello seine gute Laune zu nutzen verstehe, und warf ihm einige blanke Ducaten hin! —

„Pasquale, Du bist rasend — vom Teufel besessen," rief der Capuzzi unten überlaut. Man gebot ihm Stillschweigen.

Pasquarello stieg noch höher in Capuzzis Lob, und kam zuletzt auf die Arie, die er, Capuzzi, componirt habe, und womit er, Pasquarello, alle Welt zu bezaubern hoffe. Capuzzi auf dem Theater klopfte dem Pasquarello treuherzig auf die Schulter, und sprach: ihm, als seinem treuen Diener, könne er es wohl vertrauen, daß er von der Kunst der Musik eigentlich gar nichts verstehe und die Arie, von der er spreche, so wie alle Arien, die er jemals componirt, aus Frescobaldis Canzonen und Carissimis Motetten gestohlen habe.

„Das lügst Du in Deinen eignen Hals hinein, Du Hallunke!" schrie der Capuzzi unten, indem er sich von seinem Sitze erhob. Man gebot ihm aufs neue Stillschweigen, und die Frau, welche neben ihm saß, zog ihn auf die Bank nieder.

Es sey nun Zeit, fuhr der Capuzzi auf dem Theater fort, an andere wichtigere Dinge zu denken. Er wolle morgen einen großen Schmaus geben und Pasquarello müsse sich frisch daran halten, alles

Nöthige herbeizuschaffen. Nun holte er ein Verzeichniß der köstlichsten, theuersten Speisen hervor, welches er ablas; bei jeder Speise mußte Pasquarello anmerken, wie viel sie kosten würde, und erhielt auf der Stelle das Geld.

„Pasquale! — Unsinniger! — Rasender! — Taugenichts! — Verschwender!“ — so rief der Capuzzi unten dazwischen und wurde immer zorniger, je höher die Summe stieg für das unsinnigste aller Mittagsmahle.

Pasquarello fragte, als endlich das Verzeichniß geschlossen, wodurch denn Signor Pasquale bewogen würde, solch ein glänzendes Fest zu geben?

„Es ist, sprach der Capuzzi auf dem Theater, morgen der glücklichste, freudenvollste Tag meines Lebens. Wisse, mein guter Pasquarello, daß ich morgen den segensreichen Hochzeitstag meiner lieben Nichte Marianna feiere. Ich gebe ihre Hand dem braven jungen Menschen, dem vortrefflichsten aller Künstler, dem Scacciatti!“

Kaum hatte der Capuzzi oben das Wort ausgesprochen, als der Capuzzi unten ganz außer sich, ganz von Sinnen, alle Wuth der Hölle im feuerrothen Antlitz, aufsprang, beide Fäuste gegen sein Ebenbild ballte, und mit gellender Stimme aufkreischte: Das thust du nicht, das thust du nicht, du schurkischer hallunkischer Pasquale! — Willst du dich um deine Marianna betrügen, du Hund? — willst du sie dem verdammten Schuft an den Hals werfen — die süße Marianna, dein Leben — dein Hoffen — dein Alles? — Ha sieh zu — sieh zu — bethörter Narr! sieh zu, wie du bei dir ankommst! — Deine Fäuste sollen dich zerbläuen, daß du schon Mittagsmahl und Hochzeit vergessen wirst!

Aber Capuzzi oben ballte eben so wie der Capuzzi unten die Fäuste und schrie eben so in voller Wuth, mit derselben gellenden Stimme: Alle Teufel dir in den Leib, du verfluchter, unsinniger Pasquale, du verruchter Geizhals — alter verliebter Geck — bunt geputzter Esel mit der Schellenkappe um die Ohren — sieh dich vor, daß ich dir nicht das Lebenslicht ausblase, damit deine niederträchtigen Streiche, die du dem ehrlichen, guten, frommen Pasquale Capuzzi auf den Hals schieben willst, endlich einmal aufhören.

Unter den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen des Capuzzi

unten, erzählte nun der Capuzzi oben ein sauberes Stückchen von ihm nach dem andern.

„Versuche es einmal, schrie endlich der Capuzzi oben, versuche es einmal, Pasquale, Du alter verliebter Affe, das Glück dieser beiden Leute, die der Himmel selbst für einander bestimmt, zu stören!“

In dem Augenblicke erschienen im Hintergrunde des Theaters Antonio Scacciati und Marianna, sich mit den Armen umschlingend. So schwächlich der Alte sonst auf den Beinen war, die Wuth gab ihm Behendigkeit und Kraft. Mit einem Satze war er auf der Bühne, riß den Stoßdegen aus der Scheide, und rannte auf den vermeintlichen Antonio los. Er fühlte sich indessen von hinten festgehalten. Ein Offizier von der päpstlichen Garde hatte ihn erfaßt, und sprach mit ernstem Ton: Besinnt Euch, Signor Pasquale, Ihr seyd auf dem Theater des Nicolo Musso! — Ohne es zu wollen, habt Ihr heute eine gar ergötzliche Rolle gespielt! — Weder Antonio noch Marianna werdet Ihr hier finden. — Die beiden Personen, die Capuzzi dafür gehalten, waren mit den übrigen Schauspielern näher getreten. Capuzzi schaute in lauter unbekannte Gesichter! — Der Degen fiel ihm aus der zitternden Hand, er holte tief Athem, wie aus einem schweren Traum erwachend, er faßte sich an die Stirne — riß die Augen weit auf. Die Ahnung dessen, was geschehen, ergriff ihn: er schrie mit fürchterlicher Stimme, daß die Wände dröhnten: Marianna!

Bis zu ihr konnte aber sein Ruf nicht mehr dringen. Antonio hatte nämlich den Zeitpunkt, als Pasquale alles um sich her, sich selbst vergessend, mit seinem Doppelgänger zankte, sehr gut wahrgenommen, sich an Marianna hinan, durch die Zuschauer fort, und zu einer Seitenthüre hinauszuschleichen, wo der Vetturino mit dem Wagen bereit stand. Fort ging es im schnellsten Lauf, fort nach Florenz.

Marianna schrie der Alte nochmals, Marianna! — Sie ist fort — sie ist entflohen — der Spitzbube Antonio hat sie mir gestohlen! — Auf — ihr nach! — Habt die Barmherzigkeit — Leute, nehmt Fackeln, sucht mir mein Täubchen — ha die Schlange! —

Damit wollte der Alte fort. Der Offizier hielt ihn aber fest, indem er sprach: Meint Ihr das junge, holde Mädchen, das neben Euch saß, so ist es mir, als hätte ich sie längst, und zwar als Ihr den unnützen Zank mit dem Schauspieler, der eine Euch ähnliche

Maske trug, anfinget, mit einem jungen Menschen, mich dünkt es war Antonio Scacciati, herausschlüpfen gesehen. Sorgt nicht dafür; es sollen sogleich alle nur mögliche Nachforschungen angestellt und Marianna soll Euch zurückgeliefert werden, so wie man sie findet. Was aber jetzt Euch selbst betrifft, Signor Pasquale, so muß ich Euch, Eures Betragens, Eures mordgierigen Anschlags auf das Leben jenes Schauspielers halber verhaften! —

Signor Pasquale, den bleichen Tod im Antlitz, keines Wortes, keines Lautes mächtig, wurde von denselben Sbirren abgeführt, die ihn schützen sollten wider verkappte Teufel und Gespenster, und so kam in derselben Nacht, in der er seinen Triumph zu feiern hoffte, tiefe Betrübniß über ihn, und alle wahnsinnige Verzweiflung alter, verliebter, betrogner Thoren.

Salvator Rosa verläßt Rom und begiebt sich nach Florenz. Beschluß der Geschichte.

Alles hienieden unter der Sonne ist stetem Wechsel unterworfen; doch nichts mag wankelmüthiger genannt werden, als die Gesinnung der Menschen, die sich in ewigem Kreise fortdreht, wie das Rad der Glücksgöttin. Bittrer Tadel trifft morgen den, der heute großes Lob einerntete, mit Füßen tritt man heute den, der morgen hoch erhoben wird! —

Wer war in Rom, der nicht den alten Pasquale Capuzzi, mit seinem schmutzigen Geiz, mit seiner närrischen Verliebtheit, mit seiner wahnsinnigen Eifersucht, verspottete und verhöhnte, der nicht der armen, gequälten Marianna die Freiheit wünschte. Und nun Antonio die Geliebte glücklich entführt hatte, wandte sich aller Hohn, aller Spott plötzlich um in Mitleid für den alten Thoren, den man mit zur Erde gesenktem Haupte ganz trostlos durch die Straßen von Rom schleichen sah. Ein Unglück kommt selten allein: so begab es sich denn auch, daß Signor Pasquale bald darauf, als ihm Marianna entführt worden, seine besten Busenfreunde verlor. Der kleine Pitichinaccio erstickte nämlich an einem Mandelkern, den er unvorsichtiger Weise verschlucken wollte, als er eben in einer Cadenz begriffen; dem Leben des berühmten Pyramiden-Doctors Signor Splendiano Accoramboni setzte aber das plötzliche Ziel ein Schreibfehler, dessen er sich

selbst schuldig machte. Michele's Prügel waren ihm so schlecht bekommen, daß er in ein Fieber verfiel. Er beschloß, sich selbst durch ein Mittel zu heilen, das er erfunden zu haben glaubte, verlangte Feder und Dinte, und schrieb ein Recept auf, in welchem er durch ein unrichtiges Zeichen die Dosis einer stark wirkenden Substanz auf unbillige Weise erhöhte. Kaum hatte er indessen die Arzenei verschluckt, als er in die Bettkissen zurücksank und dahin schied, so aber die Wirkung der letzten Tinktur, die er verordnete, durch den eigenen Tod auf würdige, herrliche Weise bewährte.

Wie gesagt, nun waren alle, die sonst am ärgsten gelacht und tausendmal dem wackern Antonio das Gelingen seines Anschlags gewünscht hatten, ganz Mitleid für den Alten, und nicht sowohl den Antonio, als den Salvator Rosa, den sie freilich mit Recht für den Anstifter des ganzen Streichs hielten, traf der bitterste Tadel.

Salvators Feinde, deren es eine gute Anzahl gab, unterließen nicht das Feuer zu schüren, wie sie nur konnten. Seht, sprachen sie, das ist Mas'Aniello's saubrer Spießgeselle, der zu allen schlechten Streichen, zu allen räuberischen Unternehmungen willig die Hand bietet, dessen bedrohlichen Aufenthalt in Rom wir nächstens schwer fühlen werden! —

In der That gelang es der neidischen Rotte, die sich wider Salvator verschworen, den kecken Flug, den sonst sein Ruhm genommen, zu hemmen. Ein Gemälde nach dem andern kühn erfunden, herrlich ausgeführt, ging aus seiner Werkstätte hervor; aber immer zuckten die sogenannten Kenner die Achseln, fanden bald die Berge zu blau, die Bäume zu grün, die Figuren bald zu lang, bald zu breit, tadelten alles, was nicht zu tadeln war, und suchten Salvators wohlerworbnes Verdienst auf jede Weise zu schmälern. Vorzüglich verfolgten ihn die Akademiker von San Luca, die ihm den Wundarzt nicht vergessen konnten, und gingen weiter, als es ihres Berufs schien, da sie selbst die artigen Verse, die Salvator damals aufschrieb, herabsetzten, ja sogar zu verstehen gaben, daß Salvator die Früchte nicht auf eignem Boden pflücke, sondern fremdes Gebiet plündere. Daher kam es denn auch, daß es Salvator durchaus nicht gelingen wollte, sich mit dem Glanz zu umgeben, wie es wohl ehemals in Rom geschehen. Statt der großen Werkstatt, in der ihn sonst die vornehmsten Römer aufsuchten, blieb er bei der Frau Caterina, bei seinem

grünen Feigenbaum, und gerade in dieser Beschränktheit mochte er manchmal Trost finden und Beruhigung.

Mehr, als billig, ging dem Salvator das hämische Betragen seiner Feinde zu Herzen, ja er fühlte, wie eine schleichende Krankheit, von Aerger und Mißmuth erzeugt, an seinem besten Lebensmark zehrte. In dieser bösen Stimmung entwarf und führte er zwei große Gemälde aus, die ganz Rom in Aufruhr setzten. Das eine dieser Gemälde stellte die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge dar, und man erkannte in der Hauptfigur, einer leichtsinnigen Weibsperson, die alle Zeichen des niederträchtigen Gewerbes an sich trug, die Geliebte eines Cardinals. Auf dem andern Gemälde war die Glücksgöttin abgebildet, die ihre reichen Gaben verspendet. Doch Cardinalshüte, Bischofsmützen, goldne Münzen, Ehrenzeichen, fielen herab auf blökende Schafe, schreiende Esel und andere verachtete Thiere, während schön gestaltete Menschen in zerrissenen Kleidern vergebens hinaufblickten nach der geringsten Gabe. Salvator hatte ganz Raum gegeben seiner verbitterten Laune, und jene Thierköpfe trugen die ähnlichsten Züge dieser, jener vornehmen Person. Man kann denken, wie der Haß gegen ihn stieg, wie er ärger verfolgt wurde als jemals.

Frau Caterina warnte ihn mit Thränen in den Augen. Sie hatte es wohl bemerkt, daß, sobald es Nacht geworden, verdächtiges Gesindel um das Haus schlich, das jeden Schritt Salvators zu belauschen schien. Salvator sah ein, daß es Zeit sey, Rom zu verlassen und Frau Caterina mit ihren herzlieben Töchtern waren die einzigen Personen, von denen er sich mit Schmerz trennte. Er begab sich, eingedenk der wiederholten Aufforderung des Herzogs von Toskana, nach Florenz. Hier war es nun, wo dem gekränkten Salvator aller Verdruß, der ihm in Rom zugefügt worden war, reichlich vergütigt, wo ihm alle Ehre, aller Ruhm, seinem Verdienst gemäß, in reichlichem Maaß gespendet wurde. Die Geschenke des Herzogs, die hohen Preise, die er für seine Gemälde erhielt, setzten ihn bald in den Stand, ein großes Haus zu beziehen und auf das prächtigste einzurichten. Da versammelten sich um ihn her die berühmtesten Dichter und Gelehrten der Zeit; es ist genug, den Evangelista Toricelli, den Valerio Chimentelli, den Battista Ricciardi, den Andrea Cavalcanti, den Pietro Salvanti, den Filippo Apolloni, den Volumnio Bandelli, den Francesco Rovai zu nennen, die sich darunter befanden. Man

trieb Kunst und Wissenschaft im schönen Bunde vereinigt, und Salvator Rosa wußte den Zusammenkünften ein phantastisches Ansehen zu geben, das den Geist auf eigene Weise belebte und anfeuerte. So glich der Speisesaal einem schönen Lusthain mit duftenden Büschen und Blumen und plätschernden Springbrunnen, und selbst die Speisen, die von seltsam gekleideten Pagen aufgetragen wurden, sahen wunderbar aus, als kämen sie aus einem fernen Zauberlande. Diese Versammlungen der Dichter und Gelehrten in Salvator Rosa's Hause nannte man damals die Academia de' Percossi.

Wandte nun auf diese Weise Salvator seinen Geist ganz zu der Kunst und Wissenschaft, so lebte sein innigstes Gemüth auf bei seinem Freunde Antonio Scacciati, der mit der holden Marianna ein anmuthiges, sorgenfreies Künstlerleben führte. Sie gedachten des alten betrogenen Signor Pasquale, und wie sich alles im Theater des Nicolo Musso begeben. Antonio fragte den Salvator, wie er es denn angestellt, den Musso nicht allein, sondern auch den vortrefflichen Formica, den Agli, für seine, des Antonio's, Sache zu beleben; Salvator meinte indessen, das sey ein Leichtes gewesen, da eben Formica sein innigst verbundner Freund in Rom gewesen, so daß er alles mit Lust und Liebe auf dem Theater ausgeführt, was er, Salvator, ihm angegeben. Antonio versicherte dagegen, daß, so sehr er noch über jenen Auftritt lachen müsse, der sein Glück herbeigeführt, er doch von Herzen wünsche, den Alten zu versöhnen, wenn er übrigens auch nicht einen Quattrino von Marianna's Vermögen, das der Alte in Beschlag genommen, heraus haben wolle, da seine Kunst ihm Geld genug einbringe. Auch Marianna könne sich oft nicht der Thränen enthalten, wenn sie daran denke, daß der Bruder ihres Vaters ihr im Grabe den Streich nicht verzeihen werde, der ihm gespielt worden, und so werfe Pasquale's Haß einen trüben Wolkenschatten in sein helles Leben. Salvator tröstete beide, Antonio und Marianna, damit, daß die Zeit noch viel ärgere Dinge ausgeglichen, und daß der Zufall vielleicht auf weniger gefährliche Weise den Alten in ihre Nähe bringen werde, als es geschehen, wenn sie in Rom geblieben, oder jetzt nach Rom zurückkehren wollten.

Wir werden sehen, daß in dem Salvator ein weissagender Geist wohnte.

Mehrere Zeit war vergangen, als eines Tages Antonio athem-

los, bleich wie der Tod in Salvators Werkstatt hereinstürzte. „Salvator, rief er, Salvator, mein Freund! — mein Beschützer! — ich bin verloren, wenn Ihr nicht helft! — Pasquale Capuzzi ist hier; er hat gegen mich, als den Entführer seiner Nichte, einen Verhaftsbefehl ausgewirkt!" —

Aber, sprach Salvator, was kann Signor Pasquale jetzt gegen Euch ausrichten? — Seyd Ihr denn nicht durch die Kirche mit Eurer Marianna verbunden?

Ach, erwiederte Antonio ganz in Verzweiflung, selbst der Segen der Kirche schützt mich nicht vor dem Verderben! — Weiß der Himmel, welchen Weg der Alte gefunden hat, sich dem Nepoten des Papstes zu nähern. Genug, der Nepote ist's, der den Alten in seinen Schutz genommen, der ihm Hoffnung gemacht hat, daß der heilige Vater das Bündniß mit Marianna für nichtig erklären, noch mehr, daß er ihm, dem Alten, Dispensation geben werde, seine Nichte zu heirathen!

Halt, rief Salvator, nun, nun verstehe ich Alles! — Es ist der Haß des Nepoten gegen mich, der Euch, Antonio, zu verderben droht! — Wißt, daß der Nepote, dieser stolze, rohe, bäurische Tölpel sich unter jenen Thieren auf meinem Gemälde befand, die die Glücksgöttin mit ihren Gaben überschüttet! — Daß ich es war, der Euch zu Eurer Marianna, wenn auch mittelbar verhalf, das weiß nicht allein der Nepote, das weiß Jedermann in Rom; Grund genug, Euch zu verfolgen, da sie mir selbst eben nichts anhaben können! — Liebte ich Euch auch nicht als meinen besten innigsten Freund, Antonio! doch müßte ich schon darum, weil ich den Unstern auf Euch herabgezogen, alle meine Kräfte aufbieten, Euch beizustehen! — Aber bei allen Heiligen, ich weiß nicht, auf welche Weise ich Euern Gegnern das Spiel verderben soll! —

Damit legte Salvator, der so lange, ohne sich zu unterbrechen, an einem Gemälde gearbeitet, Pinsel, Palette, Malstock weg, stand auf von der Staffelei und ging, die Arme übereinander geschlagen, im Zimmer einigemal auf und ab, während Antonio ganz in sich versunken, starren Blicks den Boden betrachtete.

Endlich blieb Salvator vor Antonio stehen und rief lächelnd: Hört Antonio, ich kann nichts ausrichten gegen Eure mächtigen Feinde, aber einer ist noch, der Euch helfen kann und helfen wird, und das ist — Signor Formica! —

Ach, sprach Antonio, scherzt nicht mit einem Unglücklichen, für den es keine Rettung mehr gibt! —

Wollt Ihr schon wieder verzweifeln? rief Salvator, indem er, auf einmal in die heiterste Laune versetzt, laut auflachte; ich sage Euch, Antonio! — Freund Formica wird helfen in Florenz, wie er in Rom geholfen! — Geht fein nach Hause, tröstet Eure Marianna, und erwartet ruhig wie sich alles fügen wird. Ich hoffe, Ihr seyd auf jeden Wink bereit das zu thun, was Signor Formica, der sich in der That eben hier befindet, von Euch verlangen wird! — Antonio versprach das mit vollem Herzen, indem aufs neue die Hoffnung in ihm aufdämmerte und das Vertrauen.

Signor Pasquale Capuzzi gerieth nicht in geringes Erstaunen, als er eine feierliche Einladung von der Academia de' Percossi erhielt. „Ha, rief er aus, hier in Florenz ist es also, wo man Verdienste zu schätzen weiß, wo man den mit den vortrefflichsten Gaben ausgestatteten Pasquale Capuzzi di Senigaglia kennt und würdigt!" — So überwand der Gedanke an seine Wissenschaft, an seine Kunst, an die Ehre, die ihm deshalb erzeigt wurde, den Widerwillen, den er sonst gegen eine Versammlung hegen mußte, an deren Spitze Salvator Rosa stand. Das spanische Ehrenkleid wurde sorglicher ausgebürstet als jemals, der spitze Hut mit einer neuen Feder geschmückt, die Schuhe wurden mit neuen Bandschleifen versehen, und so erschien Signor Pasquale, glänzend wie ein Goldkäfer, vollen Sonnenschein im Antlitz, in Salvators Hause. Die Pracht von der er sich umgeben sah, selbst Salvator, der ihn in reichern Kleidern angethan empfing, flößte ihm Ehrfurcht ein, und wie es bei kleinen Seelen zu geschehen pflegt, die erst stolz und aufgeblasen, sich gleich im Staube winden, sobald sie irgend eine Uebermacht fühlen, Pasquale war ganz Demuth und Ergebung gegen denselben Salvator, dem er in Rom kecklich zu Leibe gehen wollen.

Man erwies von allen Seiten dem Signor Pasquale so viel Aufmerksamkeit, man berief sich so unbedingt auf sein Urtheil, man sprach so viel von seinen Verdiensten um die Kunst, daß er sich wie neu belebt fühlte, ja daß ein besonderer Geist in ihm wach wurde und er über Manches viel gescheuter sprach, als man es hätte denken sollen. Kam noch hinzu, daß er in seinem Leben nicht herrlicher bewirthet worden, daß er niemals begeisterndern Wein getrunken, so

konnte es nicht fehlen, daß seine Lust höher und höher stieg, und er alle Unbill vergaß, die ihm in Rom widerfahren, und die böse Angelegenheit, weshalb er sich in Florenz befand. Die Akademiker pflegten oft nach der Mahlzeit zu ihrer Lust kleine theatralische Darstellungen aus dem Stegreife zu geben, und so forderte denn auch heute der berühmte Schauspiel-Dichter Filippo Apolloni diejenigen, die gewöhnlich daran Theil nahmen, auf, das Fest mit einer solchen Darstellung zu beschließen. Salvator entfernte sich sogleich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Nicht lange dauerte es, so regten sich am Ende des Speisesaals die Büsche, schlugen die belaubten Zweige auseinander und ein kleines Theater mit einigen Sitzen für die Zuschauer wurde sichtbar.

„Alle Heiligen, rief Pasquale Capuzzi erschrocken, wo bin ich! — das ist das Theater des Nicolo Musso!" —

Ohne auf seinen Ausruf zu achten, faßten ihn Evangelista Toricelli und Andrea Cavalcanti, beides ernste Männer von würdigem, ehrfurchtgebietendem Ansehen bei den Armen, führten ihn zu einem Sitz dicht vor dem Theater, und nahmen von beiden Seiten neben ihm Platz.

Kaum war dies geschehen, so erschien — Formica auf dem Theater als Pasquarello! —

„Verruchter Formica!" schrie Pasquale, indem er aufsprang und mit geballter Faust nach dem Theater hindrohte. Toricelli's und Cavalcanti's ernste, strafende Blicke geboten ihm Ruhe und Stillschweigen.

Pasquarello schluchzte, weinte, fluchte auf das Schicksal, das ihm lauter Jammer und Herzleid bereitet, versicherte, er wisse gar nicht mehr, wie er es anstellen solle, um zu lachen, und schloß damit, daß er sich in heller Verzweiflung ganz gewiß den Hals abschneiden, wenn er ohne ohnmächtig zu werden, Blut sehen, oder in die Tiber stürzen würde, wenn er nur im Wasser das verfluchte Schwimmen lassen könne.

Nun trat Doctor Graziano ein und fragte den Pasquarello nach der Ursache seiner Betrübniß.

Darauf Pasquarello: ob er nicht wisse, was sich alles im Hause seines Herrn, des Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia begeben, ob er nicht wisse, daß ein verruchter Böswicht die holde Marianna, seines Herrn Nichte entführt? —

„Ha, murmelte Capuzzi, ich merk' es, Signor Formica, Ihr wollt Euch bei mir entschuldigen, Ihr wollt meine Verzeihung! — Nun wir wollen sehen!"

Doctor Graziano gab seine Theilnahme zu erkennen, und meinte, der Bösewicht müsse es sehr schlau angefangen haben, um allen Nachforschungen Capuzzi's zu entgehen.

Hoho, erwiederte Pasquarello, das möge der Doctor sich nicht einbilden, daß es dem Bösewicht Antonio Scacciati gelungen, dem schlauen, von mächtigen Freunden unterstützten Signor Pasquale Capuzzi zu entkommen; Antonio sey verhaftet, seine Ehe mit der entführten Marianna für nichtig erklärt worden und Marianna wieder in Capuzzi's Gewalt gekommen! —

„Hat er sie wieder? schrie Capuzzi außer sich, hat er sie wieder, der gute Pasquale? hat er sein Täubchen wieder, seine Marianna? — Ist der Schurke Antonio verhaftet? — O gesegneter Formica!"

Ihr nehmt, sprach Cavalcanti sehr ernst, Ihr nehmt zu lebhaften Antheil an dem Schauspiel, Signor Pasquale! — Laßt doch die Schauspieler reden, ohne sie auf störende Weise zu unterbrechen! —

Signor Pasquale ließ sich beschämt auf den Sitz nieder, von dem er sich erhoben.

Doctor Graziano fragte, was es denn weiter gegeben?

Hochzeit, fuhr Pasquarello fort, Hochzeit habe es gegeben. Marianna habe bereut, was sie gethan, Signor Pasquale die gewünschte Dispensation von dem heiligen Vater erhalten und seine Nichte geheirathet! —

Ja ja, murmelte Pasquale Capuzzi vor sich hin, indem ihm die Augen glänzten vor Entzücken, ja ja mein geliebtester Formica, er heirathet die süße Marianna, der glückliche Pasquale! — Er wußte ja, daß das Täubchen ihn liebte immerdar, daß nur der Satan sie verführte.

So sey, sprach Doctor Graziano, ja Alles in Ordnung und kein Grund zur Betrübniß vorhanden.

Da begann aber Pasquarello viel ärger zu schluchzen und zu weinen als vorher, und fiel endlich wie übermannt von dem entsetzlichen Schmerz in Ohnmacht.

Doctor Graziano lief ängstlich umher, bedauerte, kein Riechfläschchen bei sich zu tragen, suchte in allen Taschen, brachte endlich eine

gebratene Kastanie hervor, und hielt sie dem ohnmächtigen Pasquarello unter die Nase. Dieser erholte sich sofort unter starkem Niesen, bat ihn, dies seinen schwachen Nerven zu Gute zu halten, und erzählte, wie Marianna gleich nach der Hochzeit in die tiefste Schwermuth gefallen, beständig den Namen Antonio genannt und dem Alten mit Abscheu und Verachtung begegnet. Der Alte von Verliebtheit und Eifersucht ganz geblendet, habe aber nicht nachgelassen, sie mit seiner Tollheit auf die entsetzlichste Weise zu quälen. Nun führte Pasquarello eine Menge wahnsinniger Streiche an, die Pasquale begangen und die man sich in Rom wirklich von ihm erzählte. Signor Capuzzi rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her, murmelte dazwischen: „Verfluchter Formica — Du lügst — welcher Satan regiert Dich!“ — Nur Toricelli und Cavalcanti, die den Alten mit ernsten Blicken bewachten, hielten den wilden Ausbruch seines Zorns zurück.

Pasquarello schloß damit, daß die unglückliche Marianna endlich der ungestillten Liebessehnsucht, dem tiefen Gram, und den tausendfältigen Qualen, die ihr der fluchwürdige Alte bereitet, erlegen, und in der Blüte ihrer Jahre gestorben sey.

In dem Augenblicke vernahm man ein schauerliches de profundis, von dumpfen heiseren Kehlen angestimmt, und Männer in langen schwarzen Talaren erschienen auf der Bühne, die einen offnen Sarg trugen. In demselben erblickte man die Leiche der holden Marianna in weiße Todtengewänder gehüllt. Signor Pasquale Capuzzi in der tiefsten Trauer wankte hinterher laut heulend, sich die Brust zerschlagend, in Verzweiflung rufend: O Marianna, Marianna!

So wie der Capuzzi unten die Leiche seiner Nichte erblickte, brach er in ein lautes Jammern aus, und beide Capuzzi, der auf dem Theater und der unten, heulten und schrieen im herzzerschneidendsten Ton: O Marianna — o Marianna! — O ich Unglückseliger! — Wehe mir! Wehe mir! —

Man denke sich den offnen Sarg mit der Leiche des holden Kindes, von den Trauermännern umgeben, ihr schauerliches krächzendes de profundis, dabei die närrischen Masken, den Pasquarello und den Doctor Graziano, die ihren Schmerz durch das lächerlichste Geberdenspiel ausdrücken, und nun die beiden Capuzzi in Verzweiflung heulend und schreiend! — In der That alle, die das seltsamste Schauspiel ansahen, mußten selbst in dem tollsten Gelächter, in das

sie über den wunderlichen Alten ausgebrochen, sich von tiefen, unheimlichen Schauern durchbebt fühlen.

Nun verfinsterte sich plötzlich das Theater mit Blitz und Donnerschlag, und aus der Tiefe stieg eine bleiche, gespenstische Gestalt hervor, welche die deutlichsten Züge von Capuzzi's in Senigaglia verstorbenem Bruder, Pietro, dem Vater der Marianna trug.

„Verruchter Pasquale, heulte die Gestalt in hohlem, gräßlichen Tone, wo hast Du meine Tochter, wo hast Du meine Tochter? — Verzweifle, verdammter Mörder meines Kindes! — In der Hölle findest Du Deinen Lohn!" —

Der Capuzzi oben sank, wie vom Blitze getroffen, nieder, aber in demselben Augenblicke stürzte auch der Capuzzi unten bewußtlos von seinem Sitze herab. Das Gebüsch rauschte in einander und verschwunden war die Bühne, und Marianna und Capuzzi und das gräßliche Gespenst Pietro's. Signor Pasquale Capuzzi lag in solch schwerer Ohnmacht, daß es Mühe kostete, ihn wieder zu sich selbst zu bringen.

Endlich erwachte er mit einem tiefen Seufzer, streckte beide Hände vor sich hin, als wolle er das Entsetzen von sich abwehren, das ihn erfaßt, und rief mit dumpfer Stimme: Laßt ab von mir, Pietro! — Dann stürzte ein Thränenstrom aus seinen Augen und er weinte und schluchzte: Ach Marianna — mein holdes liebes Kind! — meine Marianna! —

Besinnt Euch, sprach nun Cavalcanti, besinnt Euch, Signor Pasquale, nur auf dem Theater habt Ihr ja Eure Nichte todt gesehen. Sie lebt, sie ist hier, um Verzeihung zu erflehen wegen des unbesonnenen Streichs, zu der sie Liebe und auch wohl Euer unüberlegtes Betragen trieb.

Nun stürzte Marianna, und hinter ihr Antonio Scacciati hervor aus dem Hintergrunde des Saals dem Alten, den man in einen Polsterstuhl gesetzt, zu Füßen. Marianna in hohem Liebreiz prangend, küßte seine Hände, benetzte sie mit heißen Thränen, und flehte ihr und ihrem Antonio, mit dem sie durch den Segen der Kirche verbunden, zu verzeihen.

In des Alten todtbleichem Gesicht schlugen plötzlich Feuerflammen auf, Wuth blitzte aus seinen Augen, er rief mit halberstickter Stimme: Ha Verruchter! — giftige Schlange, die ich im Busen nährte

zu meinem Verderben! — Da trat aber der alte ernste Toricelli in voller Würde vor Capuzzi hin und sprach: er, Capuzzi, habe im Bilde das Schicksal gesehen, das ihn unbedingt, rettungslos erfassen würde, wenn er es wage, seinen heillosen Anschlag gegen Mariannas und Antonios Ruhe und Glück auszuführen. Er schilderte mit grellen Farben die Thorheit, den Wahnsinn verliebter Alten, die das verderblichste Unheil, welches der Himmel über einen Menschen verhängen könne, auf sich herabzögen, da alle Liebe, die ihnen noch zu Theil werden könne, verloren ginge, Haß und Verachtung aber von allen Seiten die todbringenden Pfeile auf sie richte.

Und dazwischen rief die holde Marianna mit tief ins Herz dringender Stimme: „O mein Oheim, ich will Euch ja ehren und lieben wie meinen Vater, Ihr gebt mir den bittern Tod, wenn Ihr mir meinen Antonio raubt!“ Und alle Dichter, von denen der Alte umgeben, riefen einstimmig, es sey unmöglich, daß ein Mann, wie Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, der Kunst hold, selbst der vortrefflichste Künstler, nicht verzeihen, daß er, der Vaterstelle bei der Holdesten der Frauen vertrete, nicht mit Freuden einen solchen Künstler, wie den Antonio Scacciati, der von ganz Italien hochgeschätzt, mit Ruhm und Ehre überhäuft werde, zu seinem Eidam annehmen solle.

Man merkte deutlich, wie es in dem Innersten des Alten arbeitete und wühlte. Er seufzte, er ächzte, er hielt die Hände vors Gesicht, er schaute, während Toricelli mit den eindringlichsten Reden fortfuhr, während Marianna auf das rührendste flehte, während die Uebrigen den Antonio Scacciati herausstrichen, wie sie nur konnten, bald auf seine Nichte, bald auf den Antonio herab, dessen glänzende Kleider uud reiche Gnadenketten das bewährten, was dem Alten über den von ihm erlangten Künstlerruhm gesagt wurde.

Verschwunden war alle Wuth aus Capuzzi's Antlitz, er sprang auf mit leuchtenden Blicken, er drückte Marianna an seine Brust, er rief: Ja ich verzeihe Dir, mein geliebtes Kind; ich verzeihe Euch, Antonio! — Fern sey es von mir, Euer Glück zu stören. Ihr habt Recht mein würdiger Signor Toricelli; im Bilde auf dem Theater hat mir Formica alles Unheil, alles Verderben gezeigt, das mich getroffen, hätt' ich meinen wahnsinnigen Anschlag ausgeführt. — Ich bin geheilt, ganz geheilt, von meiner Thorheit! — Aber wo ist Sig-

nor Formica, wo ist mein würdiger Arzt, daß ich ihm tausend Mal für meine Heilung danke, die nur er vollbracht. Das Entsetzen, das er über mich zu bringen wußte, hat mein ganzes Inneres umgewandelt! —

Pasquarello trat hervor. Antonio warf sich ihm an den Hals, indem er rief: O Signor Formica, dem ich mein Leben, mein Alles verdanke, werft sie ab, diese Euch entstellende Maske, daß ich Euer Gesicht schaue, daß nicht länger Formica für mich ein Geheimniß bleibe.

Pasquarello zog die Kappe und die künstliche Larve, die ein natürliches Gesicht schien, da sie dem Gebehrdenspiel keinen Eintrag that, herab, und dieser Formica, dieser Pasquarello war verwandelt in — Salvator Rosa! —

Salvator! riefen voll Erstaunen Marianna, Antonio, Capuzzi. —

„Ja, sprach der wunderbare Mann, Salvator Rosa ist es, den die Römer nicht anerkennen wollten, als Maler, als Dichter, und der sie, ohne daß sie es wußten, als Formica, auf dem kleinen erbärmlichen Theater des Nicolo Musso länger als ein Jahr beinahe jeden Abend zum lautesten ungemessensten Beifall begeisterte, von dem sie jeden Spott, jede Verhöhnung des Schlechten, die sie in Salvators Gedichten und Gemälden nicht leiden wollten, willig hinnahmen! — Salvator Formica ist es, der Dir, mein geliebter Antonio, geholfen!"

Salvator, begann nun der alte Capuzzi, Salvator Rosa, so sehr ich Euch für meinen schlimmsten Feind gehalten, so habe ich Eure Kunst doch immer hoch geehrt, aber jetzt liebe ich Euch als den würdigsten Freund, und darf Euch wohl bitten, Euch meiner anzunehmen!

Sprecht, erwiederte Salvator, sprecht mein würdiger Signor Pasquale, welchen Dienst ich Euch erzeigen kann, und seyd im voraus versichert, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, das zu erfüllen, was Ihr von mir verlangt.

Nun dämmerte in Capuzzi's Antlitz jenes süßliche Lächeln, das entschwunden, seitdem Marianna ihm entführt worden, wieder auf. Er nahm Salvators Hand und lispelte leise: Mein bester Signor Salvator, Ihr vermöget Alles über den wackern Antonio; flehet ihn in meinem Namen an, er solle erlauben, daß ich den kurzen Rest meiner Tage bei ihm und meiner lieben Tochter Marianna verlebe, und die mütterliche Erbschaft, der ich einen guten Brautschatz hinzu-

zufügen gedenke, von mir annehmen! — Dann solle er aber auch nicht scheel sehen, wenn ich dem holden süßen Kinde zuweilen die kleine weiße Hand küsse, und — mir wenigstens jeden Sonntag, wenn ich in die Messe wandle, meinen verwilderten Zwickelbart aufstutzen, welches niemand auf der ganzen Erde so versteht, als er!

Salvator hatte Mühe, das Lachen über den wunderlichen Alten zu unterdrücken; ehe er aber etwas erwiedern konnte, versicherten Antonio und Marianna, den Alten umarmend, daß sie erst dann an seine völlige Versöhnung glauben und recht glücklich seyn würden, wenn er als geliebter Vater in ihr Haus trete, und es nie wieder verlasse. Antonio setzte noch hinzu, daß er nicht nur Sonntags, sondern jeden Tag Capuzzis Zwickelbart auf das zierlichste aufstutzen werde, und nun war der Alte ganz Wonne und Seligkeit. Unterdessen hatte man ein köstliches Nachtmahl bereitet, zu dem sich nun alle in der fröhlichsten Stimmung hinsetzten.

Indem ich von Dir, vielgeliebter Leser, scheide, wünsche ich recht von Herzen, daß die Freudigkeit, welche nun den Salvator und alle seine Freunde begeisterte, in Deinem eignen Gemüth, während Du die Geschichte von dem wunderbaren Signor Formica lasest, recht hell aufgegangen seyn möge.

Da — nahm Lothar das Wort, als Ottmar geendet hatte — da unser Freund ehrlich und unbefangen genug gewesen ist, gleich von Haus aus die Schwächen seines Produkts, das „Novelle“ zu nennen, ihm beliebt hat, einzugestehen, so entwaffnet freilich dieser Anspruch an unsere Gutmüthigkeit unsere Kritik, die wohlgerüstet ihm gegenüber stand. Er streckt die offne Brust der Partisane entgegen und eben darum dürfen wir, ein großmüthiger Feind, nicht zustoßen, sondern müssen seiner schonen.

Nicht, sprach Cyprian, nicht allein das, sondern wir können, um ihn aufzurichten in seinem Schmerz, sogar mit Fug ihm einiges wiewohl spärliches Lob zu Theil werden lassen. Ich für mein Theil finde manches ergötzlich und serapiontisch, wie z. B. Capuzzi's eingebildeten Beinbruch mit seinen Folgen, Capuzzi's verhängnißvolle Serenate —

Die, unterbrach Vinzenz den Freund, vorzüglich deshalb einen

ächtspanischen oder auch italiänischen Beischmack hat, weil sie sich mit gewaltigen Prügeln endet. Gehörige Prügel dürfen aber in keiner Novelle der Art fehlen und ich nehme dieselben gar sehr in Schutz als ein besonderes kräftiges Reizmittel, das die geistreichsten Dichter stets in Anspruch nahmen. Im Boccaccio geht es selten ohne Prügel ab; wo fallen aber mehr Schläge, Stöße, Püffe als in dem Roman aller Romane, im Don Quixote, so daß Cervantes es selbst für nöthig fand, sich bei dem Leser deshalb zu entschuldigen! Aber jetzt mögen gebildete Damen, für die geistiger Thee, den sie genießen können, mit leiblichem ohne allen Nachtheil für ihre Ruhe bereitet wird in Masse, derlei nicht mehr, und eine ehrliche Haut von beliebtem Dichter, will er sich erhalten in Thees und Taschenbüchern, darf höchstens mit Mühe ein Paar Nasenstüber oder ein Ohrfeiglein einschwärzen. Wo dergleichen vorkommt, das ist dann gleich eine sogenannte komische Geschichte. — Aber was Thee, — was gebildete Damen! — Sieh in mir, o mein Ottmar, deinen gewappneten Beschützer und prügle erklecklich in allen Novellen, die Du noch etwa zu schreiben entschlossen, und der Prügel halber rühme ich Dich! —

Und ich, fuhr Theodor fort, und ich des anmuthigen Trios halber, das Capuzzi, der Pyramiden-Doctor und die etwas greuliche kastratische Mißgeburt bilden, so wie auch deshalb, weil die verwunderliche Art, wie Salvator Rosa, der nie als Held des Stücks, sondern nur als Vermittler eingreift, sehr mit dem Charakter übereinstimmt, wie er geschildert wird und wie er auch aus seinen Werken spricht.

Ottmar, sagte Sylvester, hat sich mehr an das Abentheuerliche gehalten, das in Salvators Charakter lag, und weniger die ernste finstre Seite herausgekehrt. Mir fällt bei dieser Gelegenheit das berühmte Sonnett ein, in dem Salvator seinen Namen (Sälvator) allegorisirend den tiefen Unmuth ausspricht über seine Feinde und Verfolger, welche behaupteten, daß er in seinen Gedichten, denen man mit Recht Schroffheit und Mangel an innerem Zusammenhang vorwirft, Werke älterer Meister geplündert. Es heißt ungefähr:

> Wohl darum nur, weil Heiland man mich nannte,
> Hör': kreuzigt ihn! das wilde Volk ich toben?
> Doch recht! — der Brut aus Haß und Neid gewoben,
> Verzoll mit Schmerz ich Ruhm, den sie nie kannte.

Es fragen dem Pilatus treu Verwandte,
Ob mir der Lieder Lorbeer sey erhoben?
Und manches Petrus Treu' seh' ich zerstoben,
Judasse nahn sich mir, der Höll' Gesandte.

Es schwört der Juden treulos finstre Rotte,
Daß aus dem Heiligthum geraubt ich hätte,
Den Glanz, die Herrlichkeit dem mächtgern Gotte.

Doch anders reiht sich Glied an Glied der Kette.
Die Schächer sie, nicht Heiland ich zum Spotte,
Was Pindus mir, ist ihnen Schädelstätte!

Ich erinnere mich, sprach Lothar, dieses Sonnetts in der Ursprache sehr wohl, und finde, daß unser Sylvester das Rauhe, das Harte des Originals nicht übel wiedergegeben hat. — Doch um noch einmal auf Ottmars sogenannte Novelle zurück zu kommen, so halte ich meinestheils es für den größten Uebelstand, daß Ottmar statt einer in allen Theilen zum Ganzen sich ründenden Erzählung, nur vielmehr eine Reihe Bilder geliefert hat, die indessen manchmal ergötzlich genug sind.

Muß ich, rief Ottmar, muß ich Dir denn nicht Recht geben, mein Lothar? Aber gestehen werdet Ihr mir alle, daß ein gar geschickter Seegler dazu gehört, um die Klippe zu umschiffen, an der ich gescheitert.

Gefährlicher, sagte Sylvester, möchte diese Klippe wohl noch dramatischen Dichtern seyn. Nichts ist wenigstens für mich verdrießlicher, als z. B. statt eines Lustspiels in dem alles, was geschieht, fest an den Faden gereiht seyn, der sich durch das Ganze zieht, in dem alles als unbedingt zum Gebilde des Ganzen nothwendig erscheinen soll, nur eine Reihe willkürlicher Begebenheiten oder gar einzelner Situationen zu schauen. Und auch zu dieser leichtsinnigen Behandlung des Lustspiels hat der rüstigste Theaterschreiber der letzt vergangenen Zeit das Signal gegeben. Enthalten z. B. die Pagenstreiche denn mehr als eine Reihe possenhafter Einfälle, die nach Willkür zusammengewürfelt scheinen? — In älterer Zeit, der man überhaupt, rücksichts der dramatischen Kunst, wohl den tiefern Ernst nicht wird absprechen können, mühte sich jeder Lustspieldichter um einen tüchtigen Plan, aus dem sich dann das Komische, Drollige oder auch nur Possenhafte von selbst ergab, weil dies unerläßlich schien. Bei Jün-

ger, der nur oft gar zu flach erscheint, war dies gewiß der Fall, und auch dem nur zu prosaischen Bretzner fehlte es gar nicht an Talent, das Lustige aus dem dazu geschickt erfundenen Plan hervorströmen zu lassen. Auch haben seine Charaktere oft wahre, der regen Wirklichkeit entnommene Lebenskraft, wie z. B. der Eheprokurator. Nur möchten uns seine gescheut parlirenden Damen jetzt völlig ungenießbar seyn. Darum schätze ich ihn dennoch sehr. —

Mit mir, nahm Theodor das Wort, hat er es durch seine Opern ganz und gar verdorben, die als Muster gelten können. wie Opern nicht gedichtet werden müssen.

Rührt, sprach Vinzenz, rührt bloß davon her, weil der Wohlselige, wie Sylvester sehr richtig bemerkt hat, etwelche Poesie nicht sonderlich verspüren ließ, und in dem romantischen Gebiet der Oper nicht Steg und Weg zu finden wußte. — Weil Ihr aber nun so über das Lustspiel sprecht, so könnte ich mit Nutzen beibringen, daß Ihr die Zeit verderbt mit Raisonniren über ein Nonens und Euch zurufen, wie Romeo dem Merkutio: Still, o still, ihr guten Leut! — Ihr sprecht von einem Nichts! — Ich vermeine nemlich, daß wir allzumal gar kein eigentliches wahrhaftes deutsches Lustspiel repräsentiren sehen, aus dem einfachen Grunde, weil die verjährten nicht mehr verdaut werden können, der Schwäche unserer Magen halber, und neue nicht mehr geschrieben werden. Woher letzteres kommt, das werde ich ganz kürzlich in einer Abhandlung von höchstens vierzig Bogen darthun, Euch aber vor der Hand mit einem Wortspiel abfertigen. Es fehlt, sage ich nemlich, uns am Lustspiel hauptsächlich deshalb, weil es uns an der Lust fehlt, die mit sich selbst spielt, und an dem Sinn dafür.

Dixi, rief Sylvester lachend, dixi und der Name: Vinzenz darunter, und gestempelt und gesiegelt! — Ich denke aber eben daran, daß in die unterste Classe dramatischer oder vielmehr zur Darstellung auf der Bühne bestimmter Erzeugnisse, wohl die sogenannten Schubladen-Stückchen gehören möchten, in denen irgend ein gewandter Pfiffikus einen ehrsamen Oheim — Theater-Director u. s. w. durch mancherlei zum Theil alberne Verkleidungen neckt und foppt. Und doch war vor gar nicht langer Zeit derlei nüchternes mageres Zeug beinahe das tägliche Brod jeder Bühne. Jetzt scheint es damit ein wenig nachzulassen.

Aufhören, nahm Theodor das Wort, aufhören wird es nie, so lange es eitle Schauspieler giebt, denen ja in der Welt nichts gelegener seyn kann, als an einem und demselben Abend, Gestalt und Farbe auf das verschiedenartigste wechselnd, sich als chamäleontische Wunder anstaunen zu lassen. Recht in das Innerste hinein habe ich jedesmal über die sich apotheosirende Selbstgenügsamkeit lachen müssen, mit der nach überstandener Seelenwanderung dann der letzten Puppe das Ich des Schauspielers als schöner Schmetterling entfliegt. Gewöhnlich ist es ein netter, geschniegelter Nachtfalter, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen, den Dreieck unterm Arm, der es von dem Augenblick an nur mit dem in Erstaunen gesetzten Publikum zu thun hat, und sich nicht mehr um den kümmert, der ihm Frohndienste geleistet. Kann, wie in Wilhelm Meisters Lehrjahren zu lesen, ein bestimmtes Fach einen Schauspieler dazu verbinden, alle diejenigen Rollen zu übernehmen, in denen es Prügel oder irgend eine andere Mißhandlung giebt, so könnte und müßte auch jede Bühne ein, jenem Alten im Meister ähnliches Subjekt besitzen, das jenen Frohndienst ein für allemal zu verrichten, und die nöthigen Theater-Directoren u. s. w. zu spielen hätte. Zu thun gäb's immer, denn wenigstens jeder gastirende Schauspieler hat gewiß solch ein Stück in der Tasche als Eingangs-Paß und Creditbrief.

Mir fällt, sprach Lothar, dabei ein gar absonderlicher Mann ein, den ich in einer kleinen süddeutschen Stadt, bei einer Schauspieler-Truppe fand, und in dem mir ganz und gar jener vortreffliche Pedant aus dem Wilhelm Meister auflebte. So unausstehlich er jetzt auf dem Theater war, wenn er seine kleinen Rollen in heilloser Monotonie herbetete, so sagte man doch, er sey sonst in jüngeren Jahren ein sehr guter Schauspieler gewesen, und habe z. B. jene schlauen spitzbübischen Gastwirthe, wie sie in alter Zeit beinahe in jedem Lustspiel vorkamen, und über deren gänzliches Verschwinden von der Bühne schon der Wirth in Tiecks verkehrter Welt klagt, und sich mehr auf den Hofrath gelegt zu haben wünscht, ganz vortrefflich gespielt. Jetzt schien er mit dem Schicksal, das ihn freilich hart verfolgt hatte, gänzlich abgeschlossen zu haben, und in gänzlicher Apathie auf nichts in der Welt, am wenigsten aber auf sich selbst einigen Werth zu legen. Nichts durchdrang die Kruste, die der Anwurf der gemeinsten Erbärmlichkeit um sein besseres Ich gebildet, und er gefiel sich darin wohl.

Und doch strahlte aus seinen tiefliegenden, geistreichen Augen oft der Funke eines höheren Geistes und schnell zuckte dann der Ausdruck einer bittern Ironie über sein Gesicht hin, so daß das übertriebene unterwürfige Wesen, das er gegen alle, vorzüglich aber gegen seinen Director, einen jungen geckhaft eiteln Mann annahm, nur schalkische Verhöhnung schien. Sonntags pflegte er in einem reinlichen wohlgebürsteten Anzuge, dessen abentheuerliche Farbe und noch abentheuerlicherer Zuschnitt den Schauspieler aus verjährter Zeit verkündete, am untersten Ende der Wirthstafel des ersten Gasthofes in der Stadt zu sitzen, und ohne ein einziges Wort zu sprechen es sich wohl schmecken zu lassen, wiewohl er, vorzüglich was den Wein betraf, sehr mäßig war, und beinahe nur zur Hälfte die Flasche leerte, die man ihm hingestellt. Bei jedem Glase, das er sich einschenkte, bückte er sich demüthig gegen den Wirth, der ihm Sonntags einen Freitisch gab, da er die Kinder im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Es begab sich, daß ich an einem Sonntage die Wirthstafel besetzt, und nur noch einen Platz leer fand neben dem Alten. Flugs setzte ich mich hin, hoffend daß es mir gelingen werde, den bessern Geist, der in dem Mann verschlossen seyn mußte, heraufzutagen. Es war schwer, beinahe unmöglich, dem Alten beizukommen, glaubte man ihn zu fassen, so duckte er schnell unter, und verkroch sich in lauter Demuth und Unterwürfigkeit. Endlich, nachdem ich ihm mit großer Mühe ein Paar Gläser kräftigen Weins eingenöthigt, schien er etwas aufzuthauen, und sprach mit sichtlicher Rührung von der alten guten Theaterzeit, die nun verschwunden sey und nie wiederkehre. Die Tafel wurde aufgehoben, ein Paar Freunde fanden sich zu mir, der Schauspieler wollte fort. Ich hielt ihn fest, unerachtet er auf das wehmüthigste protestirte: ein armer abgelebter Schauspieler sey keine Gesellschaft für solche würdige Herren, es schicke sich ja gar nicht für ihn zu bleiben, er gehöre ja gar nicht hieher, und könne nur geduldet werden des Bischen Essens halber u. s. w. Nicht sowohl meiner Ueberredungskraft, als der unwiderstehlichen Verlockung einer Tasse Kaffee, und einer Pfeife des feinsten Knasters, den ich bei mir führte, durfte ich es wohl zuschreiben, daß er blieb. Er sprach mit Lebhaftigkeit und Geist von der alten Theaterzeit, er hatte noch Eckhof gesehen, mit Schrödern gespielt — genug es offenbarte sich, daß seine ihn vernichtende Verstimmung wohl daher rührte, daß jene Zeit die ab-

geschlossene Welt war, in der er frei athmete, frei sich bewegte, und daß aus ihr herausgeworfen er durchaus keinen festen Standpunkt zu fassen vermochte. — Wie sehr überraschte uns aber der Mann, als er endlich, ganz heiter und treuherzig geworden, mit einer Kraft des Ausdrucks, die das Innerste durchdrang, die Rede des Geistes aus dem Hamlet nach der Schröderschen Bearbeitung (die Schlegelsche Uebersetzung kannte er gar nicht) hersagte. Bewundern mußten wir ihn aber auf das Höchste, als er mehrere Stellen aus der Rolle des Oldenholm (den Namen Polonius wollte er nicht gelten lassen) auf eine Weise sprach, daß wir den kindisch gewordenen Höfling, dem es sonst gewiß nicht an Lebensweisheit fehlte, und der noch sichtliche Spuren davon blicken läßt, ganz vor Augen hatten, welches manchmal bei der wirklichen Erscheinung auf der Bühne nicht der Fall ist. — Das alles war aber nur das Vorspiel einer Szene, wie ich sie niemals sah, und die mir unvergeßlich bleiben wird! — Hier komme ich nun erst eigentlich darauf, was mich jetzt bei unserm Gespräch an meinen alten Schauspieler erinnerte, und verzeihen möget Ihr mirs, meine würdigen Serapionsbrüder, wenn die Einleitung etwas zu lang ausfiel. — Mein Mann mußte nun eben auch jene erbärmliche Hülfsrollen übernehmen, von denen Ihr spracht, und so sollte er auch einige Tage darauf den Schauspiel-Director in den Proberollen spielen, die sich der Theater-Director selbst, der darin zu glänzen glaubte, nach seiner Art und Weise zugerichtet hatte. Sey es nun, daß jener Nachmittag seinen innern bessern Sinn aufgeregt hatte oder daß er vielleicht selbigen Tages, wie es nachher verlauten wollte, seiner Gewohnheit ganz entgegen seine Geisteskraft gestählt hatte durch Wein, genug, schon bei seinem ersten Auftreten erschien er ein ganz anderer, als der er sonst gewesen. Seine Augen funkelten und die hohle schwankende Stimme des abgelebten Hypochonders war umgewandelt in einen hellen tönenden Baß, wie ihn joviale Leute älteren Schlags z. B. reiche Onkel, die die poetische Gerechtigkeit handhabend die Narrheit züchtigen und die Tugend belohnen, zu sprechen pflegen. Der Eingang ließ sonst nichts besonders ahnen. Doch wie erstaunte das Publikum, als sich, nachdem die erste Verkleidungsszene vorüber, der seltsame Mensch mit sarkastischem Lächeln zu ihm wandte und ungefähr also sprach: „Sollte ein hochverehrtes Publikum nicht eben so gut wie ich auf den ersten Blick unsern gu-

ten (er nannte den Namen des Direktors) erkannt haben? — Ist es möglich, die Kraft der Täuschung auf einen so und wieder anders zugeschnittenen Rock, auf eine mehr oder minder zerzauste Perücke zu basiren und dadurch ein dürftiges Talent, dem kein tüchtiger Geist Nahrung spendet, mühsam aufpäppeln zu wollen, wie ein von der nährenden Mutter verlassenes Kind? — Der junge Mensch, der auf solch' ungeschickte Weise sich mir als ein vielseitiger Künstler, als ein chamäleontisches Genie darstellen will, hätte nun gleich nicht so übermäßig mit den Händen fechten, nicht bei jeder Rede wie ein Taschenmesser zusammenfallen, das R nicht so schnarren sollen, und ich glaube, ein hochverehrtes Publikum sowohl als ich, hätte unsern kleinen Direktor nicht stracks erkannt, wie es nun so geschehen ist, daß es zum Erbarmen! — Doch da das Stück noch eine halbe Stunde spielen muß, so will ich mich noch diese Zeit hindurch so stellen, als merkte ich nichts, unerachtet mir das Ding herzlich langweilig ist und zuwider!" — Genug! — nach jedem neuen Auftritt des Direktors ironirte der Alte sein Spiel auf die ergötzlichste Weise und man kann denken, daß dies unter dem schallenden Gelächter des Publikums geschah. Sehr lustig war es auch, daß der, mit dem beständigen Umkleiden beschäftigte Direktor, bis zur letzten Scene nichts von dem Streich merkte, der ihm auf dem Theater gespielt wurde. Es mochte seyn, daß der Alte mit dem Theaterschneider sich im bösen Complott befand, denn so viel war gewiß, daß die Garderobe des unglückseligen Direktors in die größte Unordnung gerathen, so daß die Zwischenscenen, die der Alte ausfüllen mußte, viel länger dauerten als gewöhnlich, und er Zeit genug hatte, eine Fülle des bittersten Spotts über den armen Direktor ausströmen zu lassen, ja sogar ihm manches mit einer schalkischen Wahrheit nachzusprechen und nachzuspielen, die das Publikum außer sich selbst setzte. Das ganze Stück war auf den Kopf gestellt, so daß die lückenbüßerischen Zwischenscenen zur Hauptsache wurden. — Herrlich war es auch wohl, daß der Alte zuweilen dem Publikum schon vorhersagte, wie nun der Direktor erscheinen würde, Miene und Stellung nachahmend, und daß dieser das schallende Gelächter, das ihn empfing und das der treffenden Schilderung galt, die der Alte gegeben, zu seiner großen Zufriedenheit, lediglich seiner gelungenen Maske zuschrieb. — Zuletzt mußte denn nun wohl das Beginnen des Alten dem Direktor klar werden,

und man kann denken, daß er auf ihn losfuhr wie ein gehetzter Eber, so daß der Alte sich kaum vor Mißhandlungen retten konnte, und die Bühne nicht mehr betreten durfte. Dagegen hatte den Alten aber das Publikum so lieb gewonnen und nahm seine Parthie so lebhaft, daß der Direktor noch dazu seit jenem Abend mit dem Fluch des Lächerlichen belastet, es gerathen fand, sein kleines Theater zu schließen und weiter zu ziehen. Mehrere ehrsame Bürger, an ihrer Spitze stand jener Gastwirth, traten aber zusammen, und verschafften dem Alten ein artiges Auskommen, so daß er der Theaterhudelei auf immer entsagend ein ruhiges sorgenfreies Leben am Orte führen konnte. Doch wunderlich, ja unergründlich ist das Gemüth eines Schauspielers. Nicht ein Jahr war vergangen als der Alte plötzlich vom Orte verschwand, niemand wußte wohin! — Nach einiger Zeit wollte man ihn bei irgend einer erbärmlichen herumziehenden Schauspieler-Truppe gesehen haben, ganz in demselben nichtswürdigen Verhältniß, dem er kaum entgangen.

Mit, nahm Ottmar das Wort, mit geringer angefügter Nutzanwendung gehört dieses Anekdoton von dem Alten in den Moral-Codex für Schauspieler und für die, die es werden wollen.

— Cyprian war indessen schweigend aufgestanden, und hatte sich, nachdem er einigemal im Zimmer auf und abgeschritten, hinter die herabgelassenen Gardinen ins Fenster gestellt. In dem Augenblick als Ottmar schwieg, stürmte es heulend und tobend hinein, die Lichter drohten zu verlöschen, Theodors ganzer Schreibtisch wurde lebendig, hundert Papierchen rauschten auf und trieben im Zimmer umher und die Saiten des offenstehenden Fortepianos ächzten laut auf.

Hei — hei! rief Theodor, als er seine litterarischen Notizen, und wer weiß was sonst noch Geschriebenes, dem tobenden Herbststurm Preis gegeben sah, hei, hei, Cyprianus, was machst Du! — Und alle Freunde mühten sich, die Lichter zu retten, und sich selbst vor dem hereintosenden Schneegestöber. —

Es ist wahr, sprach Cyprian, indem er das geöffnete Fenster wieder zuwarf, es ist wahr, das Wetter leidet es nicht, daß man hinausschaue wie es damit steht. „Sage, nahm Sylvester das Wort, indem er den ganz zerstreuten Cyprian bei beiden Händen faßte und ihn nöthigte den verlassenen Platz wieder einzunehmen, sage mir nur Cyprian, wo Du weiltest, in welche fremde Region Du Dich verirrt

hattest, denn ferne, gar ferne von uns hatte Dich dein unsteter Geist doch wieder fortgetragen."

Nicht, erwiederte Cyprian, nicht so fern von Euch befand ich mich, als Du wohl denken magst, und gewiß ist es, daß eben Euer Gespräch mir das Thor öffnete zur Abfahrt. — Eben da Ihr so viel von dem Lustspiel sprachet, und Vinzenz den richtigen Erfahrungssatz aufstellte, daß uns die Lust abhanden gekommen, die mit sich selbst spielt, so fiel mir ein, daß sich dagegen in neuerer und neuster Zeit doch in der Tragödie manches wackre Talent erhoben. Mit diesem Gedanken faßte mich aber die Erinnerung an einen Dichter, der mit wahrhafter hochstrebender Genialität begann, aber plötzlich, wie von einem verderblichen Strudel ergriffen, unterging, so daß sein Name kaum mehr genannt wird. — Da, sprach Ottmar, stößest Du gerade an gegen Lothars Prinzip, welcher zu behaupten pflegt, daß das wahrhafte Genie niemals untergehe.

Und, fuhr Cyprian fort, und Lothar hat Recht, wenn er meint, daß der wildeste Sturm des Lebens nicht vermag, die Flamme zu verlöschen die wahrhaft aus dem Innersten emporgelodert, daß die bittersten Widerwärtigkeiten, die bedrängtesten Verhältnisse vergebens ankämpfen, gegen die innere Göttermacht des Geistes, daß der Bogen sich nur spannt, um desto kräftiger loszuschnellen. Wie aber, wenn in dem ersten tiefsten Keim der Embryo des giftigen Wurms lag, der entwickelt mitgeboren mit der schönen Blüthe an ihrem Leben nagt, so daß sie ihren Tod in sich selber trägt, und es keines Sturms bedarf sie zu vernichten?

So fehlte, rief Lothar, es deinem Genius an dem ersten Bedingniß, das dem Tragödien-Dichter, der frei und kräftig ins Leben treten will, unerläßlich ist. Ich meine nemlich, daß solch eines Dichters Gemüth unbedingt vollkommen gesund, frei von jedem Kränkeln seyn müsse, wie es wohl psychische Schwächlichkeit oder um mit Dir zu reden, auch wohl irgend ein mitgebornes Gift erzeugen mag. Wer konnte und kann sich solcher Gesundheit des Gemüths wohl mehr rühmen, als unser Altvater Göthe? — Mit solcher ungeschwächten Kraft, mit solcher innern Reinheit wurden Helden erzeugt wie Götz von Berlichingen — Egmont! — Und will man unserm Schiller vielleicht jene Heroenkraft nicht in dem Grade einräumen, so ist es wieder der reine Sonnenglanz des innigsten Gemüths, der seine Hel-

den umstrahlt, in dem wir uns wohlthätig erwärmt, eben so kräftig und stark fühlen als es der Schöpfer im Innersten seyn mußte. Doch vergessen muß man ja nicht den Räuber Moor, den Ludwig Tieck mit vollem Recht das titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination nennt. — Wir kommen indessen ganz von deinem Tragödien-Dichter ab, Cyprianus, und ich wollte Du rücktest nun ohne weiteres damit heraus, wen Du meinst, unerachtet ich es zu ahnen glaube.

Beinahe, sprach Cyprian, wäre ich, wie ich es heute schon einmal gethan, aufs neue hineingefahren in Euer Gespräch mit absonderlichen Worten, die Ihr nicht zu deuten wußtet, da Ihr die Bilder meines wachen Traums nicht geschaut. — Aber ich rufe nun dennoch: Nein! seit Shakspears Zeiten ging solch ein Wesen nicht über die Bühne, wie dieser übermenschliche fürchterlich grauenhafte Greis! — Und damit Ihr nicht einen Augenblick länger in Zweifel bleibt, so füge ich gleich hinzu, daß kein Dichter der neueren Zeit sich einer solchen hochtragischen gewaltigen Schöpfung erfreuen kann als der Dichter der Söhne des Thales.

Die Freunde sahen sich verwundert an. Sie ließen in der Geschwindigkeit die vorzüglichsten Charaktere aus Zacharias Werners Dichtungen die Musterung passiren, und waren dann darin einig, daß doch überall dem wahrhaft Großen, dem wahrhaft Starken Tragischen, irgend etwas Seltsames, Abentheuerliches, ja oft Gemeines beigemischt, was davon zeuge, daß der Dichter zu keiner ganz reinen Anschauung seines Helden gekommen, und daß ihm wohl eben jene vollkommene Gesundheit des inneren Gemüths gemangelt, die Lothar bei jedem Tragödien-Dichter als unerläßlich voraussetze.

Nur Theodor hatte in sich hineingelächelt, als sey er anderer Meinung, und begann nun: Halt halt! Ihr würdigen Serapionsbrüder — keine Uebereilung! — Ich weiß es ja, ich allein von Euch kann es wissen, daß Cyprian von einer Dichtung spricht, die der Dichter nicht vollendete, die mithin der Welt unbekannt geblieben, wiewohl Freunde, die in des Dichters Nähe lebten und denen er entworfene Hauptscenen mittheilte, Grund genug hatten überzeugt zu seyn, daß diese Dichtung sich zu dem Größesten und Stärkesten erheben werde, nicht allein was der Dichter geliefert, sondern was überhaupt in neuerer Zeit geschrieben worden.

Allerdings, nahm Cyprian das Wort, allerdings spreche ich von dem zweiten Theil des Kreuzes an der Ostsee, in dem eben jenes furchtbar gigantische grauenhafte Wesen auftrat, nemlich der alte König der Preußen, Waidewuthis. Es möchte mir unmöglich seyn, Euch ein deutliches Bild von diesem Charakter zu geben, den der Dichter, des gewaltigsten Zaubers mächtig, aus der schauervollen Tiefe des unterirdischen Reichs heraufbeschworen zu haben schien. Mag es Euch genügen, wenn ich Euch in dem innern Mechanismus die Spiralfeder erblicken lasse, die der Dichter hineingelegt, um sein Werk in rege Thätigkeit zu setzen. — Geschichtlicher Tradition gemäß ging die erste Kultur der alten Preußen von ihrem König Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden umgrenzt, Ackerbau getrieben, und auch einen religiösen Kultus gab er dem Volk, indem er selbst drei Götzenbilder schnitzte, denen unter einer uralten Eiche, an die sie befestigt, Opfer dargebracht wurden. Aber eine grause Macht erfaßt den, der sich selbst allgewaltig, sich selbst Gott des Volkes glaubt, das er beherrscht. — Und jene einfältigen starren Götzenbilder, die er mit eignen Händen schnitzte, damit des Volkes Kraft und Wille sich beuge der sinnlichen Gestaltung höherer Mächte, erwachen plötzlich zum Leben. Und was diese todten Gebilde zum Leben entflammt, es ist das Feuer, das der satanische Prometheus aus der Hölle selbst stahl. Abtrünnige Leibeigne ihres Herrn, ihres Schöpfers strecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er sie ausgerüstet, ihm selbst entgegen, und so beginnt der ungeheure Kampf des Uebermenschlichen im menschlichen Prinzip. — Ich weiß nicht, ob ich Euch ganz deutlich geworden bin, ob es mir ganz gelang die kolossale Idee des Dichters Euch darzustellen. Doch als Serapionsbrüder muthe ich es Euch zu, daß ihr ganz so wie ich selbst in den fürchterlichen Abgrund geblickt, den der Dichter erschlossen, und eben das Entsetzen, das Grausen empfunden habt, das mich überfällt, so wie ich nur an diesen Waidewuthis denke.

In der That, nahm Theodor das Wort, unser Cyprianus ist ganz bleich geworden, und das beweist allerdings wie die ganze große Skizze des wunderbaren Gemäldes, die der Dichter ihm entfaltet, von der er uns aber nur eine einzige Hauptgruppe blicken lassen, sein tiefstes Gemüth aufgeregt hat. Was aber den Waidewuthis betrifft, so würd' es, denk' ich, genügt haben zu sagen, daß der Dichter mit

staunenswerther Kraft und Originalität den Dämon so groß, gewaltig, gigantisch erfaßt hatte, daß er des Kampfes vollkommen würdig erschien und der Sieg, die Glorie des Christenthums, um desto herrlicher, glänzender strahlen mußte. Wahr ist es, in manchen Zügen ist mir der alte König so erschienen, als sey er, um mit Dante zu reden, der imperador del doloroso regno selbst, der auf Erden wandle. Die Katastrophe seines Unterganges, jenen Sieg des Christenthums, mithin den wahrhaftigen Schluß-Akkord, nach dem alles hinstrebt im ganzen Werke, das mir wenigstens nach der Anlage des zweiten Theils einer andern Welt anzugehören schien, habe ich mir in der dramatischen Gestaltung niemals recht denken können. Wiewohl in ganz andern Anklängen fühlt' ich erst die Möglichkeit eines Schlusses, der in grausenhafter Erhabenheit alles hinter sich läßt, was man vielleicht ahnen wollte, als ich Calderons großen Magus gelesen. — Uebrigens hat der Dichter über die Art, wie er sein Werk schließen wolle, sich nicht ausgelassen. Wenigstens ist mir darüber nichts zu Ohren gekommen.

Mich, sprach Vinzenz, will es überhaupt bedünken, als wenn es dem Dichter mit seinem Werk so gegangen sey, wie dem alten König Waidewuthis mit seinen Götzenbildern. Es ist ihm über den Kopf gewachsen und daß er der eignen Kraft nicht mächtig werden konnte, beweist eben die Verkränkelung des inneren Gemüths, die nicht zuläßt, daß etwas reines, tüchtiges zu Tage gefördert werde. Ueberhaupt kann ich, sollte Cyprian auch wirklich Recht haben, daß der Alte die glücklichsten Anlagen zu einem vortrefflichen gewaltigen Satan gehabt, mir doch nicht gut vorstellen, wie er wiederum mit dem Menschlichen so verknüpft werden konnte, um wahrhaftes dramatisches Leben verspüren zu lassen, ohne das keine Anregung des Zuschauers oder Lesers denkbar ist. Der Satan mußte zugleich ein großer gewaltiger königlicher Heros seyn. —

Und, erwiderte Cyprian, das war er auch in der That. Um dir dies zu beweisen, müßt' ich ganze Scenen, wie sie der Dichter uns mittheilte, noch auswendig wissen. Lebhaft erinnere ich mich noch eines Moments, der mir vortrefflich schien. König Waidewuthis weiß, daß keiner seiner Söhne die Krone erben wird, er erzieht daher einen Knaben — ich glaube er erscheint erst zwölf Jahre alt — zum künftigen Thronfolger. In der Nacht liegen beide, Waidewuthis und der

Knabe, am Feuer und Waidewuthis bemüht sich des Knaben Gemüth für die Idee der Göttermacht eines Volksherrschers zu entzünden. — Diese Rede des Waidewuthis schien mir ganz meisterhaft, ganz vollendet. — Der Knabe, einen jungen zahmen Wolf, den er auferzogen, seinen treuen Spielkameraden im Arm, horcht der Rede des Alten aufmerksam zu, und als dieser zuletzt frägt, ob er um solcher Macht willen wohl seinen Wolf opfern könne, da sieht der Knabe ihn starr an, ergreift dann den Wolf, und wirft ihn ohne weiteres in die Flammen.

Ich weiß, rief Theodor, als Vinzenz gar seltsam lächelte und Lothar wie von innerer Ungeduld getrieben losbrechen wollte, ich weiß, was ihr sagen wollt, ich höre das harte absprechende Urtheil, womit ihr den Dichter von Euch wegweiset, und ich will Euch gestehen, daß ich noch vor wenigen Tagen in dies Urtheil eingestimmt hätte, weniger aus Ueberzeugung, als aus Verdruß, daß der Dichter auf Bahnen gerieth, die ihn mir auf immer entrücken mußten, so daß ein Wiederfinden kaum denkbar und auch beinahe nicht wünschenswerth scheint. Mit Recht muß der Welt des Dichters Beginnen, als sein Ruhm sich erhoben, verworren, einem wahrhaftigen Geist fremd, unwürdig erscheinen, mit Recht mag sich der Verdacht regen, daß ein wetterwendisches Gemüth, der Lüge, sündhafter Heuchelei ergeben, geneigt sey die Schleier, die die Selbsttäuschung gewoben, andern überzuwerfen, daß aber die That diese Schleier mit roher Gewalt zerreiße, so daß man im Innern den bösen Geist krasser Selbstsucht an der gleißnerisch glänzenden Glorie arbeiten sehe zur eignen Beatification — Doch! — Nun! — Entwaffnet, ganz entwaffnet hat mich des Dichters Vorrede zu dem geistlichen Schauspiel: die Mutter der Makkabäer, die, wohl nur den wenigen Freunden, die sich dem Dichter in seiner schönsten Blütezeit fester angeschlossen hatten, ganz verständlich, das rührendste Selbstbekenntniß verschuldeter Schwäche, die wehmüthigste Klage über unwiderbringlich verlornes Gut enthält. Willkürlos mag dies dem Dichter entschlüpft seyn, und er selbst mochte die tiefere Bedeutung nicht ahnen, die den Freunden, die er verließ, in seinen Worten aufgehen mußte. Diese merkwürdige Vorrede lesend, war es mir, als säh' ich durch ein trübes farbloses Wolkenmeer glänzende Strahlen dämmern eines hohen edlen über aberwitzige Faseleien unmündiger Verkehrtheit erhabenen Geistes, der sich selbst, wenn auch nicht mehr zu erkennen, doch noch zu ahnen vermag. Der Dichter

erschien mir, wie der vom fixen Wahn Verstörte, der im hellen Augenblick sich des Wahns bewußt wird, aber den trostlosen Gram dieses Bewußtseyns beschwichtigend sich selbst mit erkünstelten Sophismen zu beweisen trachtet, in jenem Wahn rühre und rege sich sein eigentliches höheres Wesen, und dieses Bewußtseyn sey nur der kränkelnde Zweifel des im Irdischen befangenen Menschen. — Eben vom zweiten Theil des Kreuzes an der Ostsee spricht der Dichter in jener Vorrede, und gesteht — schneide kein solch tolles Gesicht, Lothar — bleibe ruhig auf dem Stuhle sitzen, Ottmar — trommle nicht den russischen Grenadiermarsch auf der Stuhllehne, Vinzenz! — Ich dächte der Dichter der Söhne des Thales verdiene wohl, daß von ihm unter uns recht ordentlich gesprochen würde und ich muß Euch nur sagen, daß mir das Herz nun eben recht voll ist und daß ich noch den brausenden Gischt wacker überlaufen lassen muß. —

Ha! rief Vinzenz sehr laut und pathetisch, indem er aufsprang, Ha wie der Gischt — emporzischt! — Das kommt vor im Kreuz an der Ostsee und die heidnischen Priester singen es ab in sehr greulicher abscheulicher Weise. Und Du magst nun schelten, schmähen, toben, mich verfluchen und verwünschen o mein theurer Serapionsbruder Theodor! — ich muß! — ich muß Dir in deinen tiefsinnigen Vortrag ein kleines Anekdoton hineinschmeißen, das wenigstens einen minutenlangen Sonnenschein auf alle diese Leichenbittergesichter werfen wird. — Unser Dichter hatte einige Freunde geladen, um ihnen das Kreuz an der Ostsee im Manuscript vorzulesen, wovon sie bereits einige Bruchstücke kannten, die ihre Erwartung auf das höchste gespannt hatten. Wie gewöhnlich in der Mitte des Kreises an einem kleinen Tischchen, auf dem zwei helle Kerzen in hohe Leuchter gesteckt brannten, saß der Dichter, hatte das Manuscript aus dem Busen gezogen, die ungeheure Tabacksdose, das blaugewürfelte, geschickt an ostpreußisches Gewebe, wie es zu Unterröcken und andern nützlichen Dingen üblich, erinnernde Schnupftuch vor sich hingestellt und hingelegt. — Tiefe Stille rings umher! — Kein Athemzug! — Der Dichter schneidet eins seiner absonderlichsten jeder Schilderung spottenden Gesichter, und beginnt — Ihr erinnert Euch doch, daß in der ersten Scene beim Aufgehen des Vorhangs die Preußen am Ufer der Ostsee zum Bernsteinfang versammelt sind und die Gottheit, die diesen Fang beschützt, anrufen? — Also — und beginnt:

Bankputtis! — Bankputtis! — Bankputtis! —

— Kleine Pause! — Da erhebt sich aus der Ecke die sanfte Stimme eines Zuhörers: Mein theuerster geliebtester Freund! — Mein allervortrefflichster Dichter! hast Du dein ganzes liebes Poëm in dieser verfluchten Sprache abgefaßt, so versteht keiner von uns den Teufel was davon und bitte, Du wollest nur lieber gleich mit der Uebersetzung anfangen! —

Die Freunde lachten, nur Cyprian und Theodor blieben ernst und still, noch ehe dieser aber das Wort wieder gewinnen konnte, sprach Ottmar: Nein es ist unmöglich, daß ich nicht hiebei an das wunderliche ja beinahe possierliche Zusammentreffen zweier, wenigstens rücksichts ihres Kunstgefühls, ihrer Kunstansichten ganz heterogener Naturen denken sollte. Unumstößlich gewiß mag es seyn, daß der Dichter die Idee zum Kreuz an der Ostsee, früher, lange Zeit hindurch in sich herumtrug, so viel ich erfahren, gab aber den nächsten Anlaß zum wirklichen Aufschreiben des Stücks, eine Aufforderung Ifflands an den Dichter, ein Trauerspiel für die Berliner Bühne anzufertigen. Die Söhne des Thals machten gerade damals großes Aufsehen, und man mochte dem Theatermann wegen des neu zum Tageslicht aufgekeimten Talents hart zugesetzt oder er selbst mochte gar zu verspüren gemeint haben, der junge Mensch könne auf die gewöhnlichen beliebten Handgriffe einexercirt werden, und eine tüchtige Theaterfaust bekommen. — Genug er hatte Vertrauen gefaßt und nun denke man ihn sich mit dem erhaltenen Manuscript des Kreuzes an der Ostsee in der Hand! — Iffland, dem die Trauerspiele Schillers, die sich damals trotz alles Widerstrebens hauptsächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten, eigentlich in tiefster Seele ein Gräuel waren, Iffland, der durfte er es auch nicht wagen, mit seiner innersten Meinung offen hervorzutreten, ohne befürchten zu müssen, von jener scharfen Geißel, die er schon gefühlt, noch härter getroffen zu werden, doch irgendwo drucken ließ: Trauerspiele mit großen geschichtlichen Akten und einer großen Personenzahl wären das Verderbniß der Theater — des zu bedeutenden schwer zu erschwingenden Kostenaufwandes wegen, setzte er zwar hinzu, aber er dachte doch: dixi et salvavi — Iffland, der gar zu gern seinen Geheimenräthen, seinen Sekretarien u. s. w. den nach seiner Art zugeschnittenen tragischen Kothurn angezogen hätte — Iffland liest das Kreuz an der Ostsee in dem Sinn, daß es ein für die Berliner Bühne ausdrücklich

geschriebenes Trauerspiel sey, das er in Scenen setzen, und in dem er selbst nichts weniger spielen soll, als den Geist des von den heidnischen Preußen erschlagenen Bischofs Adalbert, der als Zitterspielmann sehr häufig über die Bühne zieht, mit vielen, zum Theil erbaulichen zum Theil mystischen Reden gar nicht karg ist, und über dessen Haupt, so oft der Name Christus ausgesprochen wird, eine helle Flamme auflodert und wieder verschwindet! — Das Kreuz an der Ostsee, ein Stück dessen Romantik sich nur zu oft ins Abentheuerliche, in geschmacklose Bizarrerie verirrt, dessen scenische Einrichtung wirklich, wie es bei den gigantischen Schöpfungen Shakspears oft nur den Schein hat, allen unbesiegbaren Bedingnissen der Bühnen-Darstellungen spottet. — Geradezu verwerfen, unartig absprechen, alles für tolles verwirrtes Zeug erklären, wie man es sonst wohl den diis minorum gentium geboten, das durfte man nicht. — Ehren — loben — ja bis an den Himmel erheben und dann mit tiefster Betrübniß erklären, daß die schwachen Theaterbretter den Riesenbau nicht zu tragen vermöchten, darauf kam es an. — Der Brief, den Iffland dem Dichter schrieb, und dessen Struktur nach jener bekannten Widerspruchs-Form der Italiener: — ben parlato ma — eingerichtet, soll ein classisches Meisterwerk der Theater-Diplomatik gewesen seyn. Nicht aus dem Inneren des Stücks heraus hatte der Direktor die Unmöglichkeit der Bühnen-Darstellung demonstrirt, sondern höflicher Weise nur den Maschinisten angeklagt, dessen Zauberei solch enge Schranken gesetzt wären, daß er nicht einmal Christus-Flämmchen in der Luft aufleuchten lassen könne u. s. w. Doch kein Wort mehr! — Theodor soll nun die Irrwege seines Freundes entschuldigen, wie er mag und kann!

Entschuldigen? erwiderte Theodor, meinen Freund entschuldigen? das würde sehr ungeschickt, vielleicht gar albern und abgeschmackt herauskommen. Laßt mich statt dessen ein psychisches Problem aufstellen, das Euch darauf hinbringen soll, wie besondere Umstände auf die Bildung des psychischen Organismus wirken können oder recht eigentlich um auf Cyprians Gleichniß zurückzukommen wie mit dem Keim der schönsten Blüte der Wurm mitgeboren werden kann, der sie zum Tode vergiftet. — Man sagt, daß der Hysterismus der Mütter sich zwar nicht auf die Söhne vererbe, in ihnen aber eine vorzüglich lebendige ja ganz excentrische Phantasie erzeuge, und es ist einer unter uns, glaube ich, an dem sich die Richtigkeit dieses Satzes bewährt

hat. Wie mag es nun mit der Wirkung des hellen Wahnsinns der Mutter auf die Söhne seyn, die ihn auch, wenigstens der Regel nach, nicht erben? — Ich meine nicht jenen kindischen albernen Wahnsinn der Weiber, der bisweilen als Folge des gänzlich geschwächten Nervensystems eintritt, ich habe vielmehr jenen abnormen Seelenzustand im Sinn, in dem das psychische Prinzip durch das Glühfeuer überreizter Phantasie zum Sublimat verflüchtigt, ein Gift worden, das die Lebensgeister angreift, so daß sie zum Tode erkranken und der Mensch in dem Delirium dieser Krankheit den Traum eines andern Seyns für das wache Leben selbst nimmt. Ein Weib sonst hochbegabt mit Geist und Phantasie mag in diesem Zustande oft mehr eine göttliche Seherin als eine Wahnsinnige scheinen, und in dem Kitzel des Krampfs psychisch geiler Verzückung Dinge aussprechen, die gar viele geneigt seyn werden, für die unmittelbaren Eingebungen höherer Mächte zu halten. Denkt Euch, daß der fixe Wahn einer auf diese Weise geisteskranken Mutter darin bestünde, daß sie sich für die Jungfrau Maria, den Knaben, den sie gebar, aber für Christus, den Sohn Gottes hält. Und dies verkündet sie täglich, stündlich dem Knaben, den man nicht von ihr trennt, so wie sein Fassungsvermögen mehr und mehr erwacht. Der Knabe ist überreich ausgestattet mit Geist und Gemüth, vorzüglich aber mit einer glühenden Phantasie. Verwandte, Lehrer, für die er Achtung und Vertrauen hegt, alle sagen ihm, daß seine arme Mutter wahnsinnig sey, und er sieht selbst den Aberwitz jener Einbildung der Mutter ein, die ihm nicht einmal neu seyn kann, da sie sich in den mehrsten Irrenhäusern wiederholt. Aber die Worte der Mutter dringen tief in sein Herz, er glaubt Verkündigungen aus einer andern Welt zu hören, und fühlt lebhaft wie im Inneren sich der Glaube entzündet, der den richtenden Verstand zu Boden tritt. Vorzüglich erfaßt ihn das mit unwiderstehlicher Gewalt, was die mütterliche Seherin über das irdische Treiben der Welt, über die Verachtung, den Hohn, den die Gottgeweihten dulden müßten, sagt, und er findet alles bestätigt im Leben, und dünkt sich im jugendlich unreifen Unmuth schon ein göttlicher Dulder, wenn die Bursche ihn, den etwas seltsam und abentheuerlich gekleideten Fuchs im Collegio auslachen oder gar auspfeifen — Was weiter! — muß nicht in der Brust eines solchen Jünglings der Gedanke aufkeimen, daß jener sogenannte Wahnsinn der Mutter, die ihm hoch erhaben dünkt über die Erkenntniß, über

das Urtheil der gemeinen irdischen Welt, nichts anders sey als der in metaphorischen Worten prophetisch verkündete Aufschluß seines höhern im Innern verschlossenen Seyns und seiner Bestimmung? — Ein Auserwählter der höhern Macht — Heiliger — Prophet. — Giebt es für einen in glühender Einbildungskraft entbrannten Jüngling einen stärkeren Anlaß zu mystischer Schwärmerei? — laßt mich ferner annehmen, daß dieser Jüngling, physisch und psychisch reizbar bis zum verderblichsten Grade, hingerissen wird von dem unwiderstehlichsten, rasendsten Trieb zur Sünde, zu aller bösen Lust der Welt! — Mit abgewandtem Gesicht will ich hier vorübereilen bei dem schauerlichen Abgrunde der menschlichen Natur, aus dem der Keim jenes sündhaften Triebes emporwachsen und in die Brust des unglücklichen Jünglings hineinranken mochte, ohne daß er andere Schuld trug, als die seines zu heißen Bluts, das für das fortwuchernde Giftkraut ein nur zu üppiger Dünger war. — Ich darf nicht weiter gehen, ihr fühlt das Entsetzen des furchtbaren Widerspruchs, der das Innere des Jünglings zerspaltet. Himmel und Hölle stehen kämpfend gegen einander auf und dieser Todeskampf ist es, der im Innern verschlossen auf der Oberfläche Erscheinungen erzeugt, die im grellen Abstich gegen alles, was sonst durch die menschliche Natur bedingt, keiner Deutung fähig sind. — Wie, wenn nun des zum Manne gereiften Jünglings glühende Einbildungskraft, die in früher Kindheit aus dem Wahnsinn der Mutter den Keim jenes excentrischen Gedankens des Heiligthums einsog, wie, wenn diese, da die Zeit gekommen, in der die Sünde all ihres Prunks beraubt in ekelhafter Nacktheit sich selbst des Höllentrugs anklagt, von der Angst trostloser Zerknirschung getrieben, in die Mystik eines Religions-Cultus hereinflüchtete, der ihr entgegenkommt mit Siegeshymnen und duftendem Rauchopfer? Wie, wenn hier aus der verborgensten Tiefe, die Stimme eines dunkeln Geistes vernommen würde, die also spricht: Nur irdische Verblendung war es, die Dich an einen Zwiespalt in deinem Innern glauben ließ. Die Schleier sind gefallen, und Du erkennst, daß die Sünde das Stigma ist deiner göttlichen Natur, deines überirdischen Berufs, womit die ewige Macht den Auserwählten gezeichnet. Nur dann, wenn Du Dich unterfingst Widerstand zu leisten dem sündigen Trieb, zu widerstreben der ewigen Macht, mußte sie den Entarteten, — Verblendeten verwerfen — das geläuterte Feuer der Hölle selbst strahlt in der Glorie

des Heiligen! — Und so giebt diese grauenvolle Hypermystik dem Verlornen den Trost, der das morsche Gebäude in furchtbarer Zerrüttung vollends zertrümmert, so wie der Wahnsinnige dann unheilbar erscheint, wenn ihm der Wahnsinn Wohlseyn und Gedeihen gewährt.

O, rief Sylvester, o ich bitte Dich Theodor! nicht weiter, nicht weiter! — Mit abgewandtem Gesicht eiltest Du vorhin bei einem Abgrund vorüber, in den Du nicht blicken wolltest, aber mir ist es überhaupt, als führtest Du uns auf schmalem schlüpfrigem Wege, auf dessen beiden Seiten grauenvolle bedrohliche Abgründe uns entgegengähnten. Deine letzten Worte erinnerten mich an die furchtbare Mystik des Pater Molinos, an die abscheuliche Lehre vom Quietismus. Ich erbebte im Innersten als ich den Hauptsatz dieser Lehre las: Il ne faut avoir nul égard aux tentations, ni leur opposer aucune résistance. Si la nature se meut, il faut la laisser agir; ce n'est que la nature! *) Dies führt ja —

Uns, fiel Lothar dem Freunde ins Wort, viel zu weit und in

*) Toute opération active est absolument interdite par Molinos. C'est même offenser Dieu, que de ne pas tellement s'abandonner à lui, que l'on soit comme un corps inanimé. De-là vient, suivant cet hérésiarque, que le voeu de faire quelque bonne oeuvre, est un obstacle à la perfection, parce que l'activité naturelle est ennemie de la grâce; c'est un obstacle aux opérations de Dieu et à la vraie perfection, parce que Dieu veut agir en nous sans nous. Il ne faut connoître, ni lumière, ni amour, ni résignation. Pour être parfait, il ne faut pas même connoître Dieu; il ne faut penser, ni au paradis, ni à l'enfer, ni à la mort, ni à l'éternité. On ne doit point désirer de sçavoir si on marche dans la volonté de Dieu, si on est assez résigné ou non. En un mot, il ne faut point que l'ame connoisse, ni son état, ni son néant; il faut qu'elle soit comme un corps inanimé. Toute réflexion est nuisible, même celles qu'on fait sur ses propres actions et sur ses défauts. Ainsi on ne doit point s'embarrasser du scandale que l'on peut causer, pourvu que l'on n'ait pas intention de scandaliser. Quand une fois on a donné son libre arbitre à Dieu, on ne doit plus avoir aucun désir de sa propre perfection, ni des vertus, ni de sa sanctification, ni de son salut; il faut même se défaire de l'espérance, parce qu'il faut abandonner à Dieu tout le soin de ce qui nous regarde, même celui de faire en nous et sans nous sa divine volonté. Ainsi c'est une imperfection que de demander; c'est avoir une volonté et vouloir que celle de Dieu s'y conforme. Par la même raison, il ne faut lui rendre grâce d'aucune chose; c'est le remercier d'avoir fait notre volonté; et nous n'en devons point avoir.

(Causes célèbres, par Richer Tom. II.)
Histoire du procès de la Cadière.

die Region der bösesten Träume und überhaupt jenes überschwenglichen Wahnsinns, von dem unter uns Serapionsbrüdern gar nicht die Rede seyn sollte, da wir sonst unsern leichten und leuchtenden Sinn aufs Spiel setzen, und am Ende nicht vermögen, gleich blinkenden Goldfischlein im hellen Wasser lustig zu spielen und zu plätschern, sondern versinken in farblosen Morast! — Darum still, still von allem sublimtollen, das religiöser Wahn erzeugen konnte.

Ottmar und Vinzenz stimmten dem Freunde bei, indem sie noch hinzufügten, daß Theodor ganz gegen die Serapiontische Regel gehandelt, da er so viel von einem den andern zum Theil fremden Gegenstande gesprochen, so sich augenblicklicher Anregung gänzlich hingebend und andere Mittheilungen hemmend.

Nur Cyprian nahm sich Theodors an, indem er behauptete, daß der Gegenstand, worüber Theodor vorzüglich zuletzt gesprochen, wohl ein solches, freilich wie er zugeben müsse, unheimliches Interesse habe, daß selbst diejenigen, denen die Person, von der alles ausgegangen, unbekannt geblieben, sich doch nicht wenig angeregt fühlen dürften.

Ottmar meinte, daß ihn, dächte er sich das alles, was Theodor gesprochen, in einem Buche gedruckt, ein kleiner Schauer anwandle. Cyprian wandte aber dagegen ein, daß hier das: Sapienti sat, alles gut machen dürfte.

Theodor hatte sich unterdessen in das Nebenzimmer entfernt, und kam jetzt mit einem verhüllten Bilde zurück, das er auf einen Tisch gegen die Wand lehnte, und zwei Lichter seitwärts davor stellte. Aller Blicke waren dahin gerichtet und als nun Theodor das Tuch von dem Bilde schnell hinwegzog, entfloh den Lippen aller ein lautes: Ah!

Es war der Dichter der Söhne des Thales, Brustbild in Lebensgröße, auf das sprechendste getroffen, ja wie aus dem Spiegel gestohlen.

Ist es möglich, rief Ottmar ganz begeistert, ist es möglich! — Ja unter diesen buschigten Augenbraunen glimmt aus den dunklen Augen das unheimliche Feuer jener unseligen Mystik hervor, die den Dichter ins Verderben reißt! — Aber diese Gemüthlichkeit, die aus allen übrigen Zügen spricht, ja dieses schalkische Lächeln des wahren Humors, das um die Lippen spielt, und sich vergebens zu verbergen strebt im lang gezogenen Kinn, das die Hand behaglich streicht? —

Wahrhaftig, ich fühle mich seltsam hingezogen zu dem Mystiker, der, je mehr ich ihn anschaue, desto menschlicher wird —

Geht es uns denn anders — geht es uns denn anders? so riefen Lothar und Vinzenz. Ja fuhr Vinzenz dann fort, das Bild starr anblickend, ja immer heller werden diese trüben Augen. — Du hast Recht Ottmar, er wird menschlich — et homo factus est — Seht er blinkt mit den Augen, er lächelt — gleich wird er etwas sprechen, das uns erfreut — ein göttlicher Spaß — ein fulminantes Witzwort schwebt auf den Lippen — nur zu — nur zu, werther Zacharias — genire Dich nicht, wir lieben Dich verschlossener Ironiker! — Hah! Freunde! — Serapionsbrüder! — Die Gläser zur Hand, wir wollen ihn aufnehmen zum Ehrenmitglied unsers Serapionsklubbs, auf die Brüderschaft anstoßen, und für keinen Frevel wird es der Humorist achten, wenn ich vor seinem Bildniß eine Libation vornehme, was weniges Punsch mit zierlicher Andacht auf meinen blank gewichsten Pariser Stiefel vergießend.

Die Freunde ergriffen die gefüllten Gläser, um zu thun wie Vinzenz geheißen.

Halt, rief Theodor dazwischen, halt! vergönnt mir zuvor noch einige Worte. Fürs erste bitte ich Euch, das psychische Problem, das ich vorhin in vielleicht zu grellen Farben aufstellte, keinesweges geradehin auf meinen Dichter anzuwenden. Denkt vielmehr daran, daß es mir darum zu thun war, Euch recht lebhaft, recht eindringend zu zeigen, wie gefährlich es ist über Erscheinungen in einem Menschen abzusprechen, deren tiefe psychische Motive man nicht kennt, ja wie herz- und gemüthlos es scheint den mit aberwitzigem Hohn, mit kindischer Verspottung zu verfolgen, der einer niederdrückenden Gewalt erlag, welcher man selbst vielleicht noch viel weniger widerstanden hätte. — Wer hebt den ersten Stein auf wider den, der wehrlos geworden, weil seine Kraft mit dem Herzblut fortströmte, das Wunden entquoll, die eigner Selbstverrath ihm geschlagen. — Nun mein Zweck ist erreicht. Selbst Euch, Lothar, Ottmar, Vinzenz, Euch strengen unerbittlichen Richtern, ist es ganz anders zu Sinn geworden, als ihr meinen Dichter von Angesicht zu Angesicht erblicktet. — Sein Gesicht spricht wahr. In jener schönen Zeit, als er mir noch befreundet näher stand, mußte ich, was seinen Umgang betrifft, ihn für den gemüthlichsten liebenswürdigsten Menschen anerkennen, den

es nur geben mag und all' die seltsamen fantastischen Schnörkel seiner äußern Erscheinung, seines ganzen Wesens, die er selbst mit feiner Ironie, mehr recht ins Licht zu stellen, als zu verbergen suchte, trugen nur dazu bei, daß er in der verschiedensten Umgebung, unter den verschiedensten Bedingnissen auf höchst anziehende Weise ergötzlich blieb. Dabei beseelte ihn ein tiefer aus dem Innersten strömender Humor, in dem man den würdigen Landsmann Hamanns, Hippels, Scheffners, wiederfand. — Nein es ist nicht möglich, daß alle diese Blüten abgestorben seyn sollten, angeweht von dem Gifthauch einer heillosen Bethörung! — Nein! könnte sich jenes Bild beleben, säße der Dichter plötzlich hier unter uns, Geist und Leben ginge funkensprühend auf in seinem Gespräch wie sonst. — Mag ich die Dämmerung geschaut haben, die den aufglühenden Tag verkündigt! — Mögen die Strahlen wahrer Erkenntniß stärker und stärker hervorbrechen, mag wiedergewonnene Kraft, frischer Lebensmuth ein Werk erzeugen, das uns den Dichter in der reinen Glorie des wahrhaft begeisterten Sängers erblicken läßt, und sey dies auch erst am Spätabend seiner Tage. Und darauf, Ihr Serapionsbrüder, laßt uns anstoßen in fröhlicher Hoffnung.

Die Freunde ließen die Gläser hell erklingen, indem sie einen Halbkreis um des Dichters Bild schlossen.

Und, sprach Vinzenz, und dann ist es ganz gleich, ob der Dichter Geheim-Sekretär, oder Abbé, oder Hofrath, oder Cardinal, oder gar der Pabst selbst ist, oder auch nur Bischoff in partibus infidelium, z. B. von Paphos.

Es ging dem Vinzenz wie gewöhnlich, er hatte ohne es zu wollen, ohne eigentlich daran zu denken, der ernsthaften Sache ein Hasenschwänzchen angehängt. Die Freunde fühlten sich aber zu seltsam angeregt, um darauf sonderlich zu achten, sondern setzten sich stillschweigend wieder an den Tisch, während Theodor das Bild des Dichters in das Nebenzimmer zurück trug.

Ich hatte vor, sprach nun Sylvester, euch heute eine Erzählung vorzulesen, deren Entstehung ich einem besondern Zufall oder vielmehr einer besondern Erinnerung verdanke. Es ist indessen so spät geworden, daß ehe ich geendet, die Serapionsstunde längst vorüber seyn müßte.

Eben, nahm Vinzenz das Wort, eben so geht es mir mit dem

längst versprochenen Märchen, das ich hier wie ein liebes Schoßkind an meinen Busen gedrückt trage in der Seitentasche meines Fracks, dem gewöhnlichen Schmollwinkel aller zarten Geistesprodukte. Der Bengel hat sich an der nährenden Muttermilch meiner Fantasie dick und fett gesogen und ist dabei so vorlaut geworden, daß er bis zum Anbruch des Tages fortquäken würde, ließe ich ihn einmal zu Worte kommen. Darum soll er warten bis zum nächsten Serapionsklubb. — Sprechen, ich meine conversiren, scheint heute gefährlich, denn ehe wirs uns versehen, sitzt wieder ein Heidenkönig oder der Pater Molinos oder der Teufel oder sonst ein mauvais sujet unter uns und schwatzt allerlei verwirrtes und verwirrendes Zeug, und wer weiß ob es dann Hamanns Landsmann wieder gelingen würde, den Filu wegzulächeln. Ist daher jemand von uns etwa eines Manuscripts mächtig, das Ergötzliches enthält, und vor allen Dingen von der Art, daß es mit einer Achtels Elle guten Buchbinderzwirns zusammengeheftet werden könnte, so rücke er getrost damit hervor und lese.

Erscheint, sprach Cyprian, das, was einer von uns jetzt noch vortragen wollte, eigentlich nur als Lückenbüßer oder als andere Melodien einleitendes Zwischenspiel, so darf ich Muth fassen Euch eine Kleinigkeit mitzutheilen, die ich vor mehreren Jahren als ich verhängnißvolle, bedrohliche Tage überstanden, niederschrieb. Das Blatt das ich rein vergessen, fiel mir erst vor wenigen Tagen wieder in die Hände und jene Zeit ging mir wieder auf in der hellsten Erinnerung. Ich glaube, daß der nächste Anlaß der chimärischen Dichtung bei weitem anziehender ist, als die Dichtung selbst, und ich werde Euch, wenn ich geendet mehr darüber sagen.

Cyprian las:

Erscheinungen.

Gedachte man der letzten Belagerung von Dresden, so wurde Anselmus noch bläßer als er schon sonst war. Er faltete die Hände auf dem Schooß, er starrte vor sich hin ganz verloren in trübe Gedanken, er grollte und murmelte sich selbst an: „Herr des Himmels! fuhr ich zur rechten Zeit in die neuen Klappstiefel hinein mit beiden Beinen, rannte ich, brennendes Stroh und berstende Granaten nicht achtend, schnell hinaus über die Brücke nach der Neustadt, so bog sich

gewiß dieser, jener große Mann aus dem Kutschenschlage, und rief, mir freundlich zuwinkend: Steigen sie nur getrost ein, mein Guter! Aber so wurd' ich eingesperrt in den verfluchten Hamsterbau von Wällen, Parapets, Sternschanzen, verdeckten Gängen und mußte Noth und Elend ertragen wie Einer. — Kam es denn nicht so weit, daß der müßige Magen, stieß er, zum Zeitvertreib in Roux Diktionnaire blätternd, auf das Wort: Essen, ganz verwundert ausrief: Essen? was ist denn das? — Leute, die sonst wohlbeleibt gewesen, knöpften ihr eignes Fell über als breiten Brustlatz und natürlichen Spencer. — O Gott! wär' nicht noch der Archivarius Lindhorst gewesen! — Popowicz wollte mich zwar todtschlagen, aber der Delphin sprizte wunderbaren Lebensbalsam aus den silberblauen Nüstern. — Und Agafia!" — Bei diesem Namen pflegte Anselmus vom Stuhl aufzufahren, ein ganz klein wenig — zwei — dreimal zu springen und sich dann wieder zu setzen. Es blieb ganz vergebens, den Anselmus zu fragen: was er eigentlich mit diesen verwunderlichen Redensarten und Grimassen meine, er sagte bloß: Kann ichs denn erzählen, wie alles sich begab mit Popowicz und Agafia, ohne für närrisch gehalten zu werden? Alle lächelten zweideutig, als wollten sie sagen: Ei Lieber, das geschieht ja schon ohnedem. — An einem trüben nebligen Oktoberabend trat Anselmus, den man fern glaubte, ganz unvermuthet bei seinem Freunde zur Stubenthür hinein. Er schien im tiefsten Gemüth aufgeregt, er war freundlicher, weicher als sonst, beinahe wehmüthig, sein zu Zeiten vielleicht gar zu wild herumfahrender Humor beugte sich gezähmt und gezügelt dem mächtigen Geist, der sein Innerstes erfaßte. — Es war ganz finster worden, der Freund wollte Lichter herbei schaffen, da sprach Anselmus, indem er den Freund bei beiden Armen ergriff: „Willst Du mir einmal ganz zu Willen seyn, so steck keine Lichter an, laß es bewenden bei dem matten Schein deiner Astral-Lampe, der dort aus jenem Cabinet zu uns herüberschimmert. Du kannst machen was Du willst — Thee trinken, Tabak rauchen, aber zerschmeiße keine Tasse und wirf mir keinen brennenden Fidibus auf die neue Weste. Beides könnte mich nicht allein kränken, sondern auch unnützer Weise hineinlärmen in den Zaubergarten, wo ich nun heute einmal hineingerathen bin und mich sattsam erlustire. — Ich setze mich hier ins Sopha!" — Er that das. Nach einer ziemlich langen Pause fing er an: Morgen früh um acht Uhr sind es gerade zwei

Jahre her, als der Graf von der Lobau mit zwölftausend Mann und vier und zwanzig Kanonen aus Dresden auszog, um sich nach den Meißner Bergen hin durch zu schlagen — Nun, das muß ich gestehen, rief der Freund laut lachend, mit wahrer Andacht hab' ich gewartet auf irgend eine himmlische Erscheinung, die Deinem Zaubergarten entschweben würde und nun! — Was geht mich der Graf von der Lobau und sein Ausfall an? — und daß Du es behalten hast, daß es gerade zwölftausend Mann und vier und zwanzig Kanonen waren! Seit wann kleben denn kriegerische Ereignisse fest in Deinem Kopfe? — Ist Dir denn, sprach Anselmus, ist Dir denn die so kurz vergangene verhängnißvolle Zeit schon so fremd geworden, daß Du es nicht mehr weißt, wie das geharnischte Ungethüm uns alle erreichte und erfaßte? — Das: Noli turbare rettete uns nicht mehr vor eigner Gewaltanstrengung und wir wollten nicht gerettet seyn, denn in Jedes Brust schnitt der Dämon tiefe Wunden, und aufgereizt von wildem Schmerz ergriff Jedes Faust die ungewohnte Waffe, nicht nur zum Schutz, nein, zum Trutz, damit die heillose Schmach gebüßt und gerächt werde im Tode. — Lebendig gestaltet in Fleisch und Blut tritt mich eben heute die Macht an, welche in jenen dunklen Tagen waltete und mich fort trieb von Kunst und Wissenschaft in das blutige Getümmel. — War es mir denn möglich am Schreibtisch sitzen zu bleiben? — Ich trieb mich auf den Gassen umher, ich lief den ausziehenden Truppen nach, so weit ich durfte, nur um selbst zu schauen und aus dem was ich geschaut Hoffnung zu schöpfen, erbärmliche prahlhafte Anschlagszettel und Nachrichten nicht achtend. Als nun vollends jene Schlacht aller Schlachten geschlagen war, als ringsumher alles hoch aufjauchzte im entzückenden Gefühl wieder gewonnener Freiheit, und wir noch gefesselt in Sklavenketten lagen, da wollte mir die Brust zerspringen. Es war mir, als müsse ich durch irgend eine entsetzliche That, mir und Allen, die mir gleich an die Stange gekettet, Luft und Freiheit verschaffen. — Es mag Dir jetzt und so wie Du mich überhaupt zu kennen glaubst, abentheuerlich, spaßhaft vorkommen, aber ich kann es Dir sagen, daß ich mich mit dem wahnsinnigen Gedanken trug: irgend ein Fort, das der Feind, wie ich wußte, mit starken Pulvervorräthen versehen, anzuzünden, und in die Luft zu sprengen. — Der Freund mußte unwillkürlich ein wenig lächeln über den wilden Heroismus des friedfertigen Anselmus, der

konnte das aber nicht bemerken, da es finster war, und fuhr nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, in folgender Art fort: Ihr habt es ja Alle oft gesagt, daß ein eigner Stern, der über mir waltet, mir in wichtigen Momenten fabelhaftes Zeug dazwischen schiebt, woran Niemand glaubt und das mir selbst oft wie aus meinem eignen innern Wesen hervorgegangen erscheint, unerachtet es sich dann auch wieder außer mir als mystisches Symbol des Wunderbaren, das uns im Leben überall entgegentritt, gestaltet. — So ging es mir heute vor zwei Jahren in Dresden — Der ganze Tag verstrich in dumpfer ahnungsvoller Stille, vor den Thoren blieb alles ruhig, kein Schuß fiel. Spät Abends, es mochte beinahe zehn Uhr seyn, schlich ich nach einem Kaffeehause auf dem Altmarkt, wo in einem entlegenen Hinterstübchen, das keiner der verhaßten Fremden betreten durfte, gleichgesinnte Freunde sich einander in Trost und Hoffnung ermuthigten. Dort war es, wo, allen Lügen zum Trotz, die wahren Berichte der Schlachten an der Katzbach, bei Kulm rc. mitgetheilt wurden, wo unser R. schon zwei Tage nachher den Triumph bei Leipzig verkündete, den er, Gott weiß auf welche geheimnißvolle Art erfahren. Mein Weg führte mich bei dem Brühlschen Pallast, in welchem der Marschall wohnte, vorüber, und es fiel mir die ganz besonders helle Beleuchtung der Säle, so wie das rege Getümmel im Flur des Hauses auf. Eben sagte ich dies den Freunden mit der Bemerkung: daß gewiß etwas bei dem Feinde im Werke seyn müsse, als R. ganz erhitzt und außer Athem schnell eintrat. „Hört das Neueste, fing er sogleich an: so eben hielt man bei dem Marschall großen Kriegsrath. Der General Mouton (Graf von der Lobau) will sich mit zwölftausend Mann und vier und zwanzig Kanonen nach Meißen hin durchschlagen. Morgen früh geschieht der Ausfall.“ Vieles nun wurde hin und her geredet und man pflichtete endlich R.s Meinung bei, daß dieser Anschlag, der bei der regen Wachsamkeit unserer Freunde draußen, sehr leicht dem Feinde verderblich werden könnte, vielleicht früher den Marschall zur Kapitulation zwingen und unser Elend enden würde. Wie kann R. in demselben Augenblick des Beschlusses erfahren haben, was beschlossen worden, dachte ich, als ich um Mitternacht zurückkehren wollte in mein Haus, aber bald vernahm ich, wie es durch die Grabesstille der Nacht dumpf zu rasseln begann. Geschütz und Pulverwagen, reichlich mit Fourage bepackt, zogen langsam bei mir vorüber nach der Elbbrücke

zu. „R. hat doch Recht," so mußt' ich mir selbst sagen. Ich folgte dem Zuge und kam bis auf die Mitte der Brücke an den damals gesprengten Bogen, der durch hölzerne Gerüste ersetzt war. Von beiden Seiten des Gerüsts, hüben und drüben, befand sich auf der Brücke eine Verschanzung von hohen Pallisaden und Erdwällen. Hier vor der Verschanzung drückte ich mich dicht an das Geländer der Brücke, um nicht bemerkt zu werden. Da war es mir, als finge eine der hohen Pallisaden an sich hin und her zu bewegen und sich herab zu beugen zu mir, dumpfe unverständliche Worte murmelnd. Die dicke Finsterniß der nebligen Nacht ließ mich nichts deutlich erkennen, aber als nun das Geschütz vorüber und es todtenstill auf der Brücke worden, als ich tiefe schwere Athemzüge, ein leises ahnungsvolles Gewimmer dicht neben mir vernahm, als sich der dunkle Holzblock höher und höher aufrichtete, da überlief mich eiskaltes Grauen und wie vom schweren Traum geängstet vermochte ich, in Bleiangeln festgefußt, mich nicht zu regen. Der Nachtwind erhob sich und trieb den Nebel über die Berge, der Mond warf bleiche Strahlen durch die zerrissenen Wolken. Da gewahrte ich, unfern von mir, die Gestalt eines hohen Greises mit silberweißem Hauptthaar und langem Bart. Er hatte den knapp über die Hüften reichenden Mantel in vielen dicken Falten um Brust und Schultern geworfen, einen weißen langen Stab hielt er, den nackten Arm weit vorgestreckt, über den Strom hinaus. Er war es, der so wimmerte und murmelte. In dem Augenblick sah ich von der Stadt her Gewehre blinken und hörte Tritte. Ein französisches Bataillon marschirte in tiefem Schweigen über die Brücke. Da kauerte der Alte nieder und fing an mit kläglicher Stimme zu jammern, indem er den Vorüberziehenden eine Mütze hinhielt wie um Almosen bettelnd. Ein Offizier rief lachend: Voilà St. Pierre, qui veut pêcher! der ihm folgte, blieb stehen und sprach sehr ernst, indem er dem Alten Geld in die Mütze warf: Eh bien moi pêcheur, je lui aiderai à pêcher. — Mehrere Offiziere und Soldaten, aus den Gliedern heraustretend, warfen nun still und nur manchmal leise aufseufzend, wie in banger Todeserwartung, dem Alten Geld hin, der dann jedesmal mit dem Kopf seltsam hin und her nickte und dabei ein dumpfes Geheul ausstieß. Endlich sprengte ein Offizier (ich erkannte den General Mouton) so dicht heran an den Alten, daß mir bangte, das schäumende Roß werde ihn zertreten und fragte, indem

er mit schneller Wendung nach dem Adjudanten hin, sich den schwankenden Hut auf dem Kopfe festschlug, stark und wild: Qui est cet homme? — Die Reiter, die ihm folgten, blieben alle still, aber ein alter bärtiger Sappeur, der außer Glied und Reihe mit der Axt auf der Schulter so neben her schlenderte, sprach ruhig und ernst: C'est un pauvre maniaque bien connu ici. On l'appelle St. Pierre pêcheur. Damit wogte der Zug nicht wie sonst wohl in faselndem Scherz und frechem Jubel, nein in trüber Unlust die Brücke entlang vorüber. So wie der letzte Ton verhallte, so wie der letzte Schein der Waffen in fernem Dunkel verblinkte, hob sich der Alte langsam in die Höhe und stand das Haupt aufgerichtet, den Stab empor gestreckt in grauenvoller Majestät da, als wolle er, ein wunderthätiger Heiliger, den stürmenden Wellen gebieten. Mächtiger und mächtiger rauschten wie aus tiefstem Grunde bewegt die Wogen des Stroms. Es war mir als vernähm' ich mitten im Rauschen eine dumpfe Stimme. Michael Popowicz — Michael Popowicz — siehst Du noch nicht den Feuermann? — So tönte es von unten herauf in russischer Sprache. — Der Alte murmelte in sich hinein, er schien zu beten. Doch plötzlich schrie er laut auf: Agafia! und in demselben Augenblick erglänzte sein Antlitz wie in blutrothem Feuer, das aus der Elbe herauf ihn anstrahlte. Auf den Meißner Bergen loderten mächtige flackernde Flammen hoch in die Lüfte, ihr Wiederschein strahlte in der Elbe, in dem Antlitz des Greises. Nun fing es an ganz nahe bei mir am Gerüst der Brücke zu plätschern ,und zu plätschern, immer stärker und stärker und ich gewahrte wie eine dunkle Gestalt mühsam heraufkletterte und sich mit wunderbarer Gewandtheit über das Geländer hinüber schwang. — Agafia! schrie der Alte noch einmal. — Mädchen, um des Himmels willen! — Dorothee wie — so fing ich an, aber in dem Augenblick fühlte ich mich umfaßt, und mit Gewalt fortgezogen. O um Jesus! — Sey doch nur stille, lieber Anselmus, Du bist ja sonst des Todes! lispelte die Kleine, die nun vor mir stand, zitternd und bebend vor Frost. Die langen schwarzen Haare hingen triefend herab, die ganz durchnäßten Kleider schlossen eng an den schlanken Leib. Sie sank nieder vor Mattigkeit und klagte leise: Ach, es ist drunten so kalt — sprich nur nichts mehr, lieber Anselmus, sonst müssen wir ja sterben! — Der Feuerschein glühte in ihrem Gesicht, ja es war Dorothee, das hübsche Bauermädchen, die sich, da ihr

Dorf geplündert, ihr Vater erschlagen, zu meinem Hauswirth geflüchtet, der sie in seine Dienste genommen. „Das Unglück hat sie ganz stupid gemacht, sonst wäre sie ein gutes Ding," pflegte mein Hauswirth zu sagen, und er hatte recht, denn außerdem, daß sie beinahe gar nicht und nur konfuses Zeug sprach, entstellte auch ein nichtssagendes unheimliches Lächeln das sonst wunderschöne Antlitz. Sie brachte mir jeden Morgen den Kaffee aufs Zimmer und da bemerkte ich denn freilich, daß ihr Wuchs, ihre Farbe, ihre Haut durchaus sich nicht zur Bäuerin reimen wollten. „Ei," pflegte mein Wirth dann weiter zu sagen, „ei Herr Anselmus, sie ist ja auch eines Pächters Tochter und noch dazu aus Sachsen." — Als nun die Kleine triefend, bebend, halbentseelt vor mir mehr lag als kniete, da riß ich schnell meinen Mantel herab und hüllte sie ein, indem ich leise lispelte: Erwärme Dich doch nur, ach, erwärme Dich doch nur, liebe Dorothee! Du mußt ja sonst umkommen. — Aber was machst Du auch im kalten Strom! — Still doch nur, erwiederte die Kleine, indem sie den Kragen des Mantels, der ihr übers Gesicht gefallen, wegschlug und mit den Fingerchen die triefenden Haare zurück kämmte, still doch nur! — Komm auf jene steinerne Bank! — Vater spricht jetzt mit dem heiligen Andreas und hört uns nicht. — Wir schlichen leise hin. Ganz erfaßt von den wunderbarsten Gefühlen, ganz übermannt von Graus und Entzücken, schloß ich die Kleine in meine Arme, sie setzte sich ohne Umstände auf meinen Schooß, sie schlang ihren Arm um meinen Hals, ich fühlte wie das Wasser eiskalt aus ihren Haaren über meinen Nacken hinab rann, aber wie Tropfen in flammendes Feuer hinein gespritzt die Glut nur vermehren, siedete stärker in mir Liebe und Verlangen. Anselmus, lispelte die Kleine, Anselmus, Du bist doch wohl ein guter Mensch, Du singst, daß es mir recht zu Herzen geht, und bist auch sonst manierlich. Du wirst mich nicht verrathen. Wer sollte Dir denn auch wohl Kaffee kochen? — Und höre! wenn ihr bald alle hungern werdet, wenn kein Mensch Dich speisen wird, dann komm' ich zu Dir Nachts ganz allein, daß es niemand weiß, und backe Dir im Ofen recht schöne Piroggen — ich habe Mehl, feines Mehl versteckt in meinem Kämmerlein; — dann wollen wir Hochzeitskuchen essen, so weiß und schön! — Die Kleine lachte, aber dann fing sie an zu schluchzen: Ach, wie in Moskau! — O mein Alexei, mein Alexei, Du schöner Delphin — schwimme — schwimme auf den Fluthen,

harrt denn deiner nicht die treue Braut? — Sie neigte das Köpfchen und leiser und leiser schluchzend, und auf und nieder athmend wie in sehnsuchtsvollen Seufzern schien sie einzuschlummern. Ich blickte nach dem Alten, der stand mit weit ausgespreizten Armen und sprach in tiefem hohlen Ton: Er winkt Euch! — Er winkt Euch, seht wie mächtig er seines Flammenbarts feurige Locken schüttelt, wie er ungeduldig die Feuersäulen, auf denen er das Land durchwandelt, in den Boden stampft — hört ihr nicht seine stöhnenden Tritte, fühlt ihr nicht den belebenden Athem, der wie ein funkensprühender Heerrauch Euch voraufzieht? — heran! — heran — ihr tüchtigen Brüder! — Des Alten Worte waren anzuhören wie das dumpfe Brausen der heranziehenden Windsbraut, und indem er sprach, flackerte immer lebendiger und höher das Feuer auf den Meißner Bergen. Hilf, heiliger Andreas, hilf! stöhnte die Kleine im Schlaf, dann fuhr sie auf, wie plötzlich schreckhaft berührt, und indem sie mich fester mit dem linken Arm umschlang, raunte sie mir ins Ohr: Anselmus, ich will Dich doch lieber ermorden! Ich sah in ihrer Rechten ein Messer blinken. — Entsetzt stieß ich sie zurück, indem ich laut aufschrie: Rasende, was beginnst Du? — Da kreischte sie auf: Ach ich kann es ja doch nicht thun — aber jetzt bist Du verloren. — In demselben Augenblick schrie der Alte: Agafia! mit wem sprichst Du? und ehe mich besinnen konnte, stand er dicht vor mir und führte mit hochgeschwungenem Stabe einen entsetzlichen Schlag, der mein Haupt zerschmettert haben würde, hätte mich Agafia nicht von hinten erfaßt und schnell fort gerissen. Der Stab zersplitterte auf dem Steinpflaster in tausend Stücke, der Alte sank in die Knie! — Allons! — Allons! erscholl es von allen Seiten; ich mußte mich aufraffen und schnell auf die Seite springen, um nicht von aufs Neue heran ziehenden Kanonen und Pulverwagen gerädert zu werden. Andern Morgens trieben die Russen den übermüthigen Heerführer mit Schmach herab von den Bergen und hinein in die Schanzen. — Es ist eigen, sagte man, daß die Freunde draußen von dem Vorhaben des Feindes wußten, denn das Signalfeuer auf den Meißner Bergen zog die Truppen zusammen, um mit voller Kraft da widerstehen und siegen zu können, wo der Feind den unerwarteten Hauptstreich auszuführen gedachte. — Dorothee brachte mir mehrere Tage hinter einander nicht den Kaffee. Ganz erblaßt vor Schrecken erzählte mir der Hauswirth, daß er Dorotheen und den

wahnsinnigen Bettler von der Elbbrücke mit starker Wache aus dem Hause des Marschalls nach der Neustadt führen gesehen. — O Herr des Himmels! — sie wurden erkannt und hingerichtet! rief hier der Freund aus; aber Anselmus lächelte seltsam und sprach: Agafia wurde gerettet, aus ihren Händen empfing ich, als die Kapitulation geschlossen, ein schönes weißes Hochzeitsbrod, das sie selbst gebacken. —

Mehr war aus dem störrischen Anselmus von dieser wunderlichen Begebenheit nicht herauszubringen.

Du hast, sprach Lothar als Cyprian geendet, Du hast uns auf den Anlaß deiner Dichtung verwiesen, der anziehender seyn soll als diese, eben diesen Anlaß halte ich daher für einen integrirenden Theil der Dichtung selbst, ohne den sie nicht bestehen kann. Füge also Dein Warum und Weswegen nur gleich als tüchtige Note hinzu.

Findet Ihr, nahm Cyprian das Wort, findet Ihr es denn nicht eben so seltsam als merkwürdig, daß alles, was ich Euch vorlas, bis auf den kleinen phantastischen Zusatz, buchstäblich wahr ist, und daß selbst dieser auch seinen Keim in der Wirklichkeit findet?

Wie, was sagst Du, riefen die Freunde durch einander.

Fürs erste, sprach Cyprian weiter, wißt Ihr alle, daß mich wirklich das Schicksal traf, das ich den fabelhaften Anselmus als das seinige erzählen ließ. Eine Verspätung von zehn Minuten entschied mein Schicksal, ich wurde eingesperrt in das bald von allen Seiten hart belagerte Dresden. Wahr ists, daß nach der Leipziger Schlacht, als mit jedem Tage unser Schicksal beängstigender, drückender wurde, Freunde oder vielmehr Bekannte, die ein gleiches Loos, gleicher Sinn einander näher gebracht hatte, sich wie die Jünger zu Emaus am späten Abend in dem Hinterstübchen eines Kaffeehauses versammelten. Der Wirth hieß Eichelkraut, war ein fester gerader Mann, verheelte ganz und gar nicht seinen entschiedenen Franzosenhaß und wußte die fremden Gäste, die ihn besuchten, in Respekt, ja was noch mehr sagen will, sich ganz vom Leibe zu halten. In jenes Stübchen durfte nun vollends gar kein Franzmann eindringen, und gelang es zufällig einem hineinzuschlüpfen, so bekam er, er mochte bitten, fluchen, wie er wollte, durchaus nichts an Speise und Trank. Und dabei herrschte eine tiefe Todtenstille und alle bliesen mit angestrengter Kraft dicke

Tabakswolken aus den Pfeifen, so daß bald ein erstickender Dampf das kleine Zimmer erfüllte, und der Franzose im eigentlichsten Sinn des Worts weggeräuchert wurde, wie eine Wespe, wirklich auch wie diese brummend und summend durch die Thüre abfahrend. — Dann wurde der Qualm durch die Fenster gelassen und man kam wieder in Ruhe und Behaglichkeit. Ein sehr gemüthlicher liebenswürdiger Dichter, der sonst mit seinen Kapitelchen die Lesewelt fütterte, wie mit würzhaften Bonbons, war die Seele dieses heimlichen und heimischen Klubbs und mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Augenblicke, wenn wir auf den obersten Boden des Hauses gestiegen durch das kleine Dachfenster hinausschauten in die Nacht und ringsumher die Wachtfeuer der Belagerer aufleuchten sahen; wenn wir dann uns selbst noch allerlei Wunderliches vorfabelten, das in dem räthselhaften Schimmer des Mondes und jener Feuer uns aufgehen wollte und dann den unten harrenden Freunden all' die Wunderdinge erzählten, die wir geschaut. — Wahr ists, daß in einer Nacht einer von uns (ein Advokat), der, mag der Himmel wissen aus welchen Quellen, immer die schnellsten und gewissesten Nachrichten hatte, zu uns hineintrat, und uns von dem eben im Kriegsrath beschlossenen Ausfall des Grafen von der Lobau gerade so erzählte, wie ich es Euch vorlas. Wahr ist es, daß ich dann, als ich Mitternachts nach Hause zurückkehrend auf der Straße mit Fourage bepacktem Geschütz begegnete, als die französischen Bataillone im dumpfen Schweigen sich sammelten (es wurde kein Generalmarsch geschlagen), als sie über die Brücke zu marschieren begannen, nicht länger an der Richtigkeit jener Nachricht zweifeln konnte. Wahr ist es endlich, daß auf der Brücke ein greiser Bettler lag, den ich mich nicht erinnern konnte vorher in Dresden gesehn zu haben, und die vorüberziehenden Franzosen anbettelte. — Wahr ist es endlich und zugleich das Allerwunderbarste, daß als ich mit aufgeregtem Gemüth in meiner Wohnung angekommen, auf den obersten Boden kletterte und hinausschaute, ich auf den Meißner Bergen ein Feuer gewahrte, das eben so wenig ein brennendes Gebäude als ein Wachtfeuer seyn konnte. Hoch auf loderte pyramidalisch eine Flamme, die nicht abnahm nicht zunahm, und ein Bekannter, der in demselben Hause wohnte und mit mir heraufgestiegen war, versicherte: die Flamme müsse ein Signalfeuer seyn. Der Erfolg lehrte, daß die Russen durchaus von dem Ausfall, der am andern Morgen statt fin-

den sollte, schon in der Nacht unterrichtet seyn mußten, denn gerade auf den Meißner Bergen hatten sie zum Theil sehr entfernt liegende Bataillone heran gezogen, ihre Kraft auf diese Weise concentrirt, und es war vorzüglich russische Landwehr, die nach kurzem Kampf die französischen Bataillone von den Meißner Bergen hinabjagte, als wenn der Sturm über ein Stoppelfeld braust. Als der Ueberrest des Korps die Schanzen erreicht, zogen sich die Russen ruhig in ihre Stellung zurück. Also in demselben Augenblick als der Kriegsrath bei Gouvion St. Cyr gehalten wurde, erfuhren oder noch wahrscheinlicher, hörten den Beschluß selbst an, Leute, die keinesweges dazu berufen. Merkwürdig genug wußte der Advokat jedes Detail der geflegten Berathung, so wie vorzüglich, daß Gouvion anfangs gegen den Ausfall gewesen und nur nachgegeben, um nicht einer Muthlosigkeit beschuldigt zu werden da wo es einen kühnen Entschluß galt. Der Graf von der Lobau hatte sich übrigens durchschlagen und zur Armee des Kaisers stoßen wollen. — Wie erfuhren aber die belagernden Truppen so schnell — in dem Zeitraum einer Stunde — den Anschlag? — Außerdem daß, da die eng verschanzte Brücke unbemerkt zu passiren unmöglich, der Strom durchschwommen, daß die Schanzen und Wälle durchschlichen werden mußten, war ganz Dresden in beträchtlicher Ausdehnung dicht verpallisadirt und mit Wachen umstellt. Wie war es irgend einem Menschen möglich, in ganz kurzer Zeit alle diese Hindernisse zu überwinden und ins Freie zu kommen? — Man möchte an telegraphische Zeichen denken, die von irgend einem hohen Hause, oder von einem Thurm in Dresden mittelst angezündeter Lichter gegeben wurden. Aber wie schwierig ist auch dies und gefährlich oben ein, da diese Zeichen so leicht bemerkt werden konnten. — Genug! — es bleibt unbegreiflich wie sich das begeben konnte, was sich wirklich begab und das ist genug um eine lebhafte Einbildungskraft zu allerlei geheimnißvollen und genugsam abentheuerlichen Hypothesen zu entzünden.

Ich beuge, sprach Lothar lächelnd, ich beuge in tiefer Ehrfurcht meine Kniee vor dem heiligen Serapion und vor dem vortrefflichsten seiner Jünger und bin überzeugt, daß eine serapiontische Erzählung der gewaltigen Kriegsbegebenheiten, die derselbe geschaut hat, nach seiner Weise, ungemein anziehend, dabei aber sehr lehrreich für phantastische Militairs seyn müßte. — Ich wette, die Sache mit dem Ausfall, könnte man ihr auf den Grund kommen, begab sich ganz

einfach und natürlich. Doch deines Wirths Hausmädchen, die hübsche Dorothee mußte in den Strom als verfänglicher Nix? —

Spotte nicht, erwiederte Cyprian sehr feierlich, spotte nicht, Lothar, noch steht mir das holde Mädchen — das lieblich furchtbare Geheimniß, ja anders kann ich nicht sagen was sie war, vor Augen! — Ich war es, der den Hochzeitskuchen empfing! — Stralend im Schmuck blitzfunkelnder Diamanten — im reichen Zobelpelz —

Hört, hört, rief Vinzenz, da haben wirs! — Sächsisches Hausmädchen — russische Prinzessin — Moskau — Dresden! — hat Cyprian nicht immer von einer gewissen Zeit, die er unmittelbar nach dem ersten französischen Feldzuge verlebt, in gar geheimnißvollen Worten und Andeutungen gesprochen? — Nun kommts heraus — rede — laß ausströmen dein volles Herz mein Cyprianischer Serapion und serapiontischer Cyprian! — rede, sprich — Du mußt reden, Du mußt durchaus reden!

Und wenn, erwiederte Cyprian plötzlich verdüstert und in sich gekehrt, und wenn ich nun schwiege? — und wenn ich nun schweigen müßte? — und ich werde schweigen! —

Die letzten Worte sprach Cyprian mit seltsam erhobenem Ton, indem er nach seiner gewohnten Art, wenn er tief bewegt war, sich zurücklehnte in den Stuhl und die Decke anstarrte.

Die Freunde sahen sich schweigend an mit bedenklichen Mienen.

Es ist, begann Lothar endlich, es ist nun heute einmal mit unserm Serapionsklubb ein verzwicktes Wesen und alles Bestreben zu irgend einer gemüthlichen Freudigkeit zu gelangen umsonst. — Musik wollen wir machen — erschrecklich singen irgend was Tolles! —

Recht, rief Theodor, indem er das Pianoforte öffnete, laßt uns singen und wenn es auch kein Kanon ist, der, wie Junker Tobias vorschlägt, einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln kann, so soll es doch toll genug seyn, um dem Signor Capuzzi und seinen Kumpanen Ehre zu machen. — Laßt uns aus dem Stegreif ein italiänisches Terzetto buffo aufführen. Ich nehme die Parthie der Liebhaberin und fange an, Ottmar singt den Liebhaber, und dann mag Lothar als komischer Alter dreinfahren und in kurzen Noten toben und schmälen.

Aber, die Worte, die Worte, sprach Ottmar. — Singt, was Ihr wollt, erwiederte Theodor: Oh dio! addio — lasciami mia vita —

Nein, nein, rief Vinzenz, soll ich nicht mitsingen, unerachtet ich ein göttliches Talent in mir verspüre, dem bloß das Organ der Catalani fehlt, um sich mit drastischer Wirkung kund zu thun, so laß mich wenigstens Euer Versifex, Euer Hofpoet seyn und empfangt hier das Opernbuch aus meinen Händen! —

Vinzenz hatte auf Theodors Schreibtisch den Indice de' teatrali spettacoli von 1791 gefunden, den er Theodor'n überreichte.

Dieser Indice, so wie alle übrigen, die Jahr aus Jahr ein in Italien erscheinen, enthielt nichts, als die Namenverzeichnisse der gegebenen Opern, der Componisten, Dekorateurs, Sänger und Sängerinnen. Man schlug das Theater von Mailand auf und kam darin überein, daß die Geliebte die Namen der Sänger mit untermischten Oh dio's und ah cielo's, der Liebhaber die Namen der Sängerinnen auf dieselbe Weise absingen, der komische Alte aber sehr erzürnt mit den Titeln der gegebenen Opern und Scheltworten dazwischen losbrechen sollte.

Theodor spielte ein Ritornell nach Zuschnitt, Form und Wesen, wie sie sich zu hunderten in der Opera buffa der Italiäner befinden, und begann dann in ungemein süßer zärtlicher Melodie: Lorenzo Coleoni, Gaspare Rossari — oh dio — Giuseppo Marelli — Francesco Sedini etc. Darauf Ottmar: Giuditta Paracca, Teresa Ravini — Giovanna Velati — oh dio etc. Darauf aber Lothar in lauter Achtelnoten hinter einander weggestoßen: Le Gare generose del Maestro Paesiello — che vedo — la Donna di spirito del Maestro Mariella — briconaccio — Pirro Re di Epiro — maledetti — del Maestro Zingarelli etc.

Der Gesang, den Lothar und Ottmar mit gehöriger Gestikulation begleiteten, während Vinzenz der Rolle Theodors die allerpossierlichsten Gesten hinzufügte, die man nur sehen konnte, erhitzte die Freunde immer mehr. In einer Art von komischer Wuth der Begeisterung faßte einer des andern Sinn und Gedanken; alle Gänge, Imitationen u. s. w., wie sie in derlei Compositionen vorzukommen pflegen, wurden auf das Genaueste ausgeführt, so daß jemand, den der Zufall herbeigeführt, wohl nicht leicht hätte ahnen können, er höre Musik aus dem Stegreife, mußte ihm auch das tolle Durcheinander der Namen gar befremdlich vorkommen.

Immer stärker und ausgelassener tobte alle italiänische Rabbia bis, wie man denken kann, das Ganze sich mit einem unmäßigen Gelächter schloß, in das auch Cyprian einstimmte.

Die Freunde schieden diesmal mehr gewaltsam aufgeregt zu toller Lust, als im Innern wahrhaft gemüthlich froh, wie es sonst wohl geschehen.

Achter Abschnitt.

Die Serapionsbrüder hatten sich wiederum versammelt.

Sehr irren, sprach Lothar, sehr irren müßt' ich und überhaupt gar nicht der geübte, geniale Physiognomiker seyn, der ich wirklich bin, wenn ich nicht aus jedem von unsern Gesichtern, das meinige, das ich so eben magisch schimmernd im Spiegel erblickt, nicht ausgenommen, mit Leichtigkeit herausbuchstabiren sollte, daß wir alle vieles im Sinn tragen und jeder nur auf das Commando-Wort harret, um sogleich loszufeuern. Ich fürchte, daß vielleicht auch heute dieser, jener in diesem, jenem verschlossene excentrische Sprühteufel aufsteigen, knisternd und knallend umherfahren und dann erst zu spät sich durchs Fenster davon machen könnte, wenn er uns alle bereits erklecklich angesengt; ich fürchte sogar einen Nachtrag zum neulichen Gespräch, den der heilige Serapion von uns abwenden möge! Damit wir aber keinesfalls sogleich in wilde stürmende Wogen hineingerathen, sondern unsere serapiontische Sitzung fein ruhigen Geistes beginnen mögen, schlage ich vor, daß Sylvester uns sogleich die Erzählung vorlese, zu deren Mittheilung neulich die Zeit nicht mehr hinreichen wollte.

Die Freunde waren mit Lothars Vorschlag einverstanden.

Mein Gespinnst, sprach Sylvester, indem er einige Blätter hervorzog, mein Gespinnst besteht diesmal aus mancherlei Faden von gar verschiedener Farbe und es wird darauf ankommen, ob Ihr dennoch dem Ganzen Ton und Haltung zugestehen wollt. Einem ursprünglich, wie ich zugestehen will, etwas magern Stoff glaubte ich dadurch mehr Fleisch und Blut zuzuwenden, daß ich aus einer großen verhängnißvollen Zeit Gebilde herbeiholte, deren Rahmen das nun eigentlich nur ist, was als sich in dem Augenblick begebend dargestellt wird.

Sylvester las:

Der Zusammenhang der Dinge.

Im Weltsystem bedingter Fall über eine Baumwurzel. Mignon und der Zigeuner aus Lorca, nebst dem General Palafox. Erschlossenes Paradies bei dem Grafen Walther Puck.

„Nein," sprach Ludwig zu seinem Freunde Euchar, „nein, es giebt gar keinen solchen ungeschlachten tölpischen Begleiter der holden Glücksgöttin, der radschlagend die Tische umwirft, die Tintenflaschen zerbricht, dem Präsidenten in den Wagen hineinpolternd, Kopf und Arm verletzt, wie Herr Tieck, der mit Vornahmen so wie ich Ludwig geheißen, ihn in dem Prolog zum zweiten Theil des Fortunat aufzustellen beliebt hat. Nein es giebt keinen Zufall. Ich bleibe dabei, das ganze Weltsystem mit allem, was sich darin begiebt, der ganze Makrokosmus gleicht einem großen künstlich zusammengefügten Uhrwerk, das augenblicklich stocken müßte, sobald es irgend einem fremden willkürlosen Prinzip vergönnt wäre, auch nur das kleinste Rädchen feindlich zu berühren." „Ich weiß nicht," erwiederte Euchar lächelnd, „ich weiß nicht, Freund Ludwig! wie Du auf einmal zu dieser fatalen, längst veralteten mechanistischen Idee kommst, und Goethe's schönen Gedanken vom rothen Faden, der sich durch unser Leben zieht, und an dem wir, ihn in lichten Augenblicken gewahrend, den über uns, in uns waltenden höheren Geist erkennen, so entstellen darfst." „Das Gleichniß," sprach Ludwig weiter, „das Gleichniß ist mir anstößig, weil es von der englischen Marine entnommen. Durch das kleinste Tau ihrer Schiffe, ich weiß es ja eben aus Goethe's Wahlverwandtschaften, zieht sich ein rother Faden, der es als Staatseigenthum bezeichnet. Nein, nein, mein lieber Freund! Alles, was sich begiebt, ist von Ursprung an als nothwendig bedingt, eben weil es sich begiebt, und das ist der Zusammenhang der Dinge, auf dem das Prinzip alles Seyns, des ganzen Lebens beruht! — Da man nämlich — in dem Moment —"

Doch es ist nöthig dem geneigten Leser zuförderst zu sagen, daß beide, Ludwig und Euchar also mit einander redend, durch einen Laubgang des schönen Parks vor W. lustwandelten. Es war Sonntag. Die Dämmerung begann einzubrechen, der Abendwind strich säuselnd durch die Büsche, die sich von der Glut des Tages erholend,

aufathmeten in leisen Seufzern; durch den ganzen Wald ertönten lustig die frohen Stimmen geputzter Bürgersleute, die sich hinausgemacht, und bald ins blumigte Gras hingelagert ein mäßiges Abendbrod verzehrten, bald in dieses, in jenes der zahlreichen Wirthshäuser eingekehrt, sich nach den Kräften des Gewinns der Woche etwas mehr zu Gute thaten.

In dem Moment also, da Ludwig weiter reden wollte, über die tiefsinnigen Lehren vom Zusammenhang der Dinge, stolperte er über eine dicke Baumwurzel, die er, brillbewaffnet, wie er war, doch übersehen, und fiel der Länge nach zur Erde nieder. „Das lag im Zusammenhang der Dinge; schlugst Du nicht schmählich hin, so ging die Welt unter im nächsten Augenblick.“ So sprach Euchar ernsthaft und gelassen, hob Stock und Hut des Freundes auf, beides war ihm beim Fall entflogen, und reichte ihm die Hand zum Aufstehen. Ludwig fühlte aber das rechte Knie so verletzt, daß er zu hinken genöthigt, und dabei blutete die Nase heftig genug. Dies bewog ihn dem Rathe des Freundes zu folgen, und einzukehren in das nächste Wirthshaus, unerachtet er sonst dergleichen, vorzüglich an Sonntagen sorgfältig vermied, da ihm der Jubel der sonntäglichen Bürgerwelt eine seltsame innere Aengstlichkeit einflößte, als befinde er sich an einem Orte, der nicht recht geheuer, wenigstens für Leute seines Gleichen.

Auf dem mit Bäumen besetzten Rasen vor dem Hause hatten die Gäste einen dichten bunten Kreis geschlossen, aus dessen Mitte die Töne einer Chitarre und eines Tambourins erklangen. Das Schnupftuch vor dem Gesicht, vom Freunde geführt, hinkte Ludwig hinein in das Haus, und bat so kläglich um Wasser und um ein geringes Etwas von Weinessig, daß die erschrockene Wirthin ihn in den letzten Zügen glaubte. Während er mit dem Verlangten bedient wurde, schlich Euchar, auf den Chitarren- und Tambourin-Töne einen mächtigen unwiderstehlichen Zauber übten, man wird erfahren warum, hinaus, und suchte in den geschlossenen Kreis zu kommen. Euchar gehörte zu den wenigen hochbeglückten Lieblingen der Natur, denen ihr äußeres Ansehen, ihr ganzes Wesen überall freundliches Zuvorkommen verschafft, und so geschah es denn auch, daß einige Handwerksbursche, sonst eben nicht am Sonntage zu graziöser Höflichkeit aufgelegt, als er fragte, was sich in dem Kreise begebe, sogleich Platz machten, da-

mit er nur auch das kleine närrische Ding schauen könne, das so hübsch und so künstlich spiele und tanze. Nun that sich vor Euchar ein Schauspiel auf, das seltsam und anmuthig zugleich, seinen ganzen Sinn gefangen nahm.

In der Mitte des Kreises tanzte ein Mädchen mit verbundenen Augen zwischen neun Eiern, die zu drei und drei hinter einander auf dem Boden lagen, den Fandango, indem sie das Tambourin dazu schlug. Zur Seite stand ein kleiner verwachsener Mensch mit einem häßlichen Zigeunergesicht, und spielte die Chitarre. Die Tänzerin schien höchstens fünfzehn Jahre alt, sie ging fremdartig gekleidet, im rothen goldstaffirten Mieder, und kurzem weißen mit bunten Bändern besetzten Rock. Ihr Wuchs, jede ihrer Bewegungen war die Zierlichkeit, die Anmuth selbst. Sie wußte dem Tambourin, das sie bald hoch über dem Kopfe, bald mit in malerischer Stellung ausgestreckten Armen seitwärts, bald vor sich hin, bald hinter dem Rücken hielt, wunderbar mannigfaltige Töne zu entlocken. Zuweilen glaubte man den dumpfen Ton einer in weiter Ferne angeschlagenen Pauke, dann das klagende Girren der Turteltauben, dann wieder das Brausen des nahenden Sturmes zu vernehmen; dazu erklangen die wohlgestimmten hellen Glöckchen gar lieblich. Der kleine Chitarrist gab dem Mädchen in der Virtuosität des Spiels nichts nach, denn auch er wußte sein Instrument auf ganz eigene Weise zu behandeln, indem er die eigenthümliche Melodie des Tanzes bald klar und kräftig hervortreten, bald, indem er nach spanischer Weise mit der ganzen Hand über die Saiten fuhr, verrauschen ließ, bald volle helle Akkorde anschlug. Immer stärker und mächtiger sauste und brauste das Tambourin, rauschten die Saiten der Chitarre, immer kühner wurden die Wendungen, die Sprünge des Mädchens; haardicht bei den Eiern setzte sie zuweilen fest und bestimmt den Fuß auf, so daß die Zuschauer oft sich eines lauten Schreies nicht erwehren konnten, meinend, nun sey eines von den zerbrechlichen Dingern zerstoßen. Des Mädchens schwarze Locken hatten sich losgenestelt, und flogen im wilden Tanz um ihr Haupt, so daß sie beinahe einer Mänade glich. „Endige!“ rief ihr der Kleine auf spanisch zu. Da berührte sie tanzend jedes der Eier, so daß sie in einen Haufen zusammenrollten; dann aber mit einem starken Schlag auf das Tambourin, mit einem mächtigen Akkord der Chitarre, blieb sie plötzlich stehen wie festgezaubert. Der Tanz war geendet.

Der Kleine trat hinzu und löste ihr das Tuch von den Augen, sie nestelte ihr Haar auf, nahm das Tambourin und ging mit niedergeschlagenen Augen im Kreise umher, um einzusammeln. Niemand hatte sich weggeschlichen, jeder legte mit vergnügter Miene ein Stück Geld auf das Tambourin. Bei Euchar ging sie vorüber, und als er sich hinzudrängte, um ihr auch etwas zu geben, lehnte sie es ab. „Warum willst Du von mir nichts annehmen, Kleine?“ fragte Euchar. Das Mädchen schaute auf, und durch die Nacht schwarzer seidener Wimpern blitzte der glühende Blick der schönsten Augen. „Der Alte,“ sprach sie ernst, beinahe feierlich, mit tiefer Stimme und fremdem Akzent, „der Alte hat mir gesagt, daß Sie, mein Herr, erst dann kamen, als die beste Hälfte meines Tanzes vorüber, und da darf ich nichts nehmen.“ Damit machte sie dem Euchar eine zierliche Verbeugung, und wandte sich zu dem Kleinen, dem sie die Chitarre abnahm, und ihn an einen entfernten Tisch führte. Als Euchar hinblickte, gewahrte er Ludwig, der nicht weit davon zwischen zwei ehrsamen Bürgersleuten saß, ein großes Glas Bier vor sich stehen hatte, und ihm ängstlich zuwinkte. Euchar ging hinan und rief lachend: „Nun Ludwig, seit wann ergiebst Du Dich denn dem schnöden Biertrinken?“ Aber Ludwig winkte ihm zu, und sprach mit bedeutendem Ton: „Wie kannst Du nur so etwas reden? das schöne Bier gehört zu den edelsten Getränken, und ich liebe es über alle Maßen, wenn es so vortrefflich gebraut wird als eben hier.“

Die Bürger standen auf, Ludwig begrüßte sie mit ungemeiner Höflichkeit, und zog ein süßsaures Gesicht, als sie ihm beim Weggehen, nochmals den gehabten Unfall bedauernd, treuherzig die Hände schüttelten. „Immer,“ begann nun Ludwig, „immer bringst Du mich mit deinem unbedachtsamen Wesen in unnütze Gefahr! Ließ ich mir nicht ein Glas Bier geben, würgte ich nicht das schnöde Getränk hinunter, konnten das nicht die handfesten Meister übel nehmen, grob werden, mich als einen Ungeweihten hinauswerfen? Und nun bringst Du mich, nachdem ich so geschickt meine Rolle gespielt, doch in Verdacht!“ „Ei,“ erwiederte Euchar lachend, „wärst Du hinausgeworfen, oder gar was weniges abgeprügelt worden, hätte das nicht im Zusammenhang der Dinge gelegen? Doch höre, welch' hübsches Schauspiel mir dein im Makrokosmus bedingter Sturz über die Baumwurzel verschafft hat.“

Euchar erzählte von dem anmuthigen Eiertanz des kleinen spa-

nischen Mädchens — „Mignon!" rief Ludwig begeistert, „himmlische, göttliche Mignon!"

Gar nicht weit von den Freunden saß der Chitarrist, und zählte emsig das eingenommene Geld, während das Mädchen vor dem Tische stand, und eine Apfelsine in ein Glas Wasser ausdrückte. Der Alte strich endlich das Geld zusammen, und nickte der Kleinen zu mit vor Freude funkelnden Blicken, die aber reichte dem Alten das bereitete Getränk hin, indem sie ihm die runzlichten Wangen streichelte. Ein widriges mäckerndes Gelächter schlug der Alte auf, und schlürfte den Trank ein mit durstigen Zügen. Die Kleine setzte sich hin, und klimperte auf der Chitarre. — „O Mignon!" rief Ludwig von neuem, „göttliche, himmlische Mignon! — Ja ich rette sie, ein zweiter Wilhelm Meister, aus den Händen des heimtückischen Bösewichts, dem sie dienstbar!" — „Woher," sprach Euchar ruhig und gelassen, „woher weißt Du, daß jener kleine Buckelmann ein heimtückischer Bösewicht ist?" — „Kalter Mensch," erwiederte Ludwig, „kalter Mensch, den nichts ergreift, der nichts auffaßt, der keinen Sinn hat für das Geniale, Fantastische. Siehst Du, gewahrst Du denn nicht, wie aller Hohn, aller Neid, alle Bosheit, der schmutzigste Geiz aus den kleinen grünen Katzenaugen der zigeunerischen Mißgeburt herausblitzt, sich aus den Runzeln des unheimlichen Antlitzes herausfältelt? — Ja ich rette es — ich rette es aus den satanischen Fäusten des braunen Unholds, das liebe Kind! — Könnt' ich nur reden mit der kleinen Huldin!" „Nichts ist leichter ins Werk zu stellen als das," sprach Euchar, und winkte das Mädchen herbei.

Sofort legte die Kleine das Instrument auf den Tisch, näherte und verbeugte sich dann mit züchtig niedergesenktem Blick. „Mignon!" rief Ludwig wie außer sich selbst, „Mignon, holde süße Mignon!" „Sie nennen mich Emanuela," sprach das Mädchen. „Und der abscheuliche Kerl dort," sprach Ludwig weiter, „wo hat er Dich Aermste geraubt, wo hat er Dich in seine verfluchten Schlingen verlockt?" „Ich verstehe," erwiederte die Kleine, indem sie die Augen aufschlug, und Ludwig mit ernstem Blick durchstrahlte, „ich verstehe Euch nicht, mein Herr, ich weiß nicht, was Ihr meint, warum Ihr mich so fragt." „Du bist Spanierin mein Kind," begann Euchar. „Ja wohl," erwiederte das Mädchen mit zitternder Stimme, „ja wohl bin ich das, Ihr seht, Ihr hört mirs wohl an, und da mag ich es nicht läugnen."

„So," sprach Euchar weiter, „so spielst Du auch Chitarre, und vermagst ein Lied zu singen?" Das Mädchen hielt die Hand vor die Augen, und lispelte kaum hörbar: „Ach ich möcht' Euch, meine lieben Herren, wohl eins vorspielen und vorsingen, aber meine Lieder sind glühend heiß, und hier ist es so kalt — so kalt!" „Kennst Du," sprach nun Euchar auf spanisch mit erhöhter Stimme, „kennst Du das Lied: Laurel immortal?" Das Mädchen schlug die Hände zusammen, hob den Blick gen Himmel, Thränen perlten in ihren Augen, stürzte fort, riß die Chitarre vom Tisch, flog mehr, als sie ging, zu den Freunden zurück, stellte sich vor Euchar, und begann:

Laurel immortal al gran Palafox,
Gloria de Espanna, de Francia terror! etc.

In der That, unbeschreiblich zu nennen war der Ausdruck, mit dem die Kleine das Lied vortrug. Aus dem tiefsten Todesschmerz flammte glühende Begeisterung auf, jeder Ton schien ein Blitz, vor dem jede Eisdecke zerspringen mußte, die sich über die erkaltete Brust gelegt. Ludwig wollte vor lauter Entzücken, wie man zu sagen pflegt, aus der Haut fahren. Er unterbrach den Gesang des Mädchens durch überlaute Bravas, Bravissimas, und hundert ähnliche Ausrufungen des Beifalls. „Habe," sprach Euchar zu ihm, „habe die Gnade, mein Gönner, und halt jetzt ein wenig das Maul!" „Ich weiß es schon," erwiederte Ludwig mürrisch, „daß Musik Dich unempfindlichen Menschen ganz und gar nicht zu rühren vermag, that aber übrigens wie ihm Euchar geheißen.

Das Mädchen lehnte sich, als das Lied geendet, ermattet an einen nahe stehenden Baum, und indem sie die Akkorde fortsäuseln ließ, bis sie im Pianissimo verhauchten, fielen große Thränen auf das Instrument!

„Du bist," sprach Euchar mit dem Tone, der nur aus tief bewegter Brust zu kommen pflegt, „Du bist bedürftig, mein armes holdes Kind, habe ich nicht deinen Tanz von Anfang an gesehen, so hast Du das jetzt durch deinen Gesang überreichlich ersetzt, und darfst Dich nun nicht mehr weigern, etwas von mir anzunehmen."

Euchar hatte ein kleines Beutelchen hervorgezogen, aus dem schöne Dukaten herausblinkten, das steckte er nun der Kleinen zu, als sie sich ihm genähert. Das Mädchen heftete den Blick auf Euchars Hand, faßte sie mit beiden Händen, bedeckte sie, mit dem lauten Aus-

ruf: „Oh Dios!“ vor Euchar niederstürzend, mit tausend heißen Küssen. „Ja,“ rief Ludwig begeistert, „ja nur Gold, nichts als Gold dürfen die süßen Händchen empfangen,“ fragte aber dann, ob Euchar ihm nicht einen Thaler wechseln könne, da er gerade kein kleines Geld bei sich führe.

Indessen war der Bucklichte hinangehinkt, hob die Chitarre auf, die Emanuela zu Boden fallen lassen, und verbeugte sich nun schmunzelnd ein Mal über das andere vor Euchar, der gewiß das Töchterlein reichlich beschenkt habe, da sie so gerührt danke.

„Bösewicht, Spitzbube,“ grollte ihn Ludwig an. Erschrocken fuhr der Kleine zurück und sprach weinerlich: „Ach Herr, warum seyd Ihr denn so böse? Verdammt doch nicht den armen ehrlichen Biagio Cubas! kehrt Euch ja nicht an meine Farbe, an mein, ich weiß es wohl, häßliches Gesicht! Ich bin in Lorca geboren, und eben solch ein alter Christ, als Ihr es selbst nur irgend seyn könnt.“ Das Mädchen sprang schnell auf, rief dem Alten auf spanisch zu: „O fort — nur schnell fort, Väterchen!“ und beide entfernten sich, indem Cubas noch allerlei wunderliche Bücklinge verführte, Emanuela aber dem Euchar den seelenvollsten Blick zuwarf, dessen die schönsten Augen mächtig.

Als der Wald schon das seltsame Paar verbarg, begann Euchar: „Siehst Du wohl Ludwig, daß Du Dich mit deinem schlimmen Urtheil, das Du über den kleinen Kobold fälltest, übereilt hast? Es ist wahr, der Mensch hat etwas Zigeunerartiges, er ist, wie er selbst sagt, aus Lorca. Nun mußt Du aber wissen, daß Lorca eine alt maurische Stadt ist, und daß die Lorcaner, sonst ganz hübsche Leute, die Spuren ihrer Abkunft nicht verläugnen können. Nichts nehmen sie jedoch übler auf, als wenn man ihnen das zu verstehen giebt, weshalb sie unaufhörlich versichern, daß sie alte Christen wären. So ging es dem Kleinen, in dessen Gesicht sich freilich der maurische Stamm in der Karikatur abspiegelt.“ „Nein,“ rief Ludwig, „ich bleibe dabei, der Kerl ist ein verruchter Spitzbube, und ich werde Alles daran setzen, meine holde süße Mignon aus seinen Klauen zu retten.“ „Hältst Du,“ sprach Euchar, „den Kleinen durchaus für einen Spitzbuben, so traue ich meines Theils, wieder nicht recht der holden süßen Mignon“ — „Was sagst Du?“ fuhr Ludwig auf, „was sagst Du Euchar? dem lieben Himmelskinde nicht trauen, aus deren Augen die unschulds-

vollste Holdseligkeit hervorleuchtet? Aber daran erkennt man den eiskalten Prosaiker, der für dergleichen keinen Sinn hat, und der mißtrauisch ist gegen Alles, was nicht hineinpaßt, in seinen gewöhnlichen alltäglichen Kram!“ „Nun,“ erwiderte Euchar gelassen, „ereifere Dich nur nicht so sehr, mein enthusiastischer Herzensfreund. Du wirst freilich sagen, daß das Mißtrauen gegen die süße Mignon keinen recht haltbaren Grund hat. Es entstand nur deshalb, weil ich eben jetzt gewahrte, daß die Kleine in eben dem Augenblick, als sie meine Hand faßte, mir den kleinen Ring mit dem seltenen Stein, den ich, wie Du weißt, beständig trug, vom Finger gezogen. Ungern vermisse ich das theure Andenken aus einer verhängnißvollen Zeit.“ „Was um des Himmels willen,“ sprach Ludwig kleinlaut, „es ist wohl gar nicht möglich! Nein,“ fuhr er dann heftig fort, „nein, es ist nicht möglich! Nicht täuschen kann ein solches Antlitz, ein solches Auge, ein solcher Blick! Du hast den Ring fallen lassen — verloren.“ „Nun,“ sprach Euchar, „wir wollen sehen, uns aber, da es stark zu dunkeln beginnt, nach der Stadt zurückbegeben!“

Unterwegs hörte Ludwig nicht auf von Emanuela zu sprechen, die er mit den süßesten Namen nannte und versicherte, wie er deutlich an einem gewissen unbeschreiblichen Blick, den sie scheidend ihm zugeworfen, bemerkt, daß er einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe, welches ihm wohl in dergleichen Fällen, wenn nemlich die Romantik ins Leben trete, arrivire. Euchar unterbrach den Freund nicht mit einem Wort. Der exaltirte sich selbst aber immer mehr und mehr, bis er gerade unter dem Thore, als eben der Tambour der Wache den abendlichen Trommelschlag begann, dem Freunde um den Hals fiel, und Thränen in den Augen mit kreischender Stimme, um den dröhnenden Wirbel des militärischen Virtuosen zu überbieten, ins Ohr schrie, er sey ganz und gar in Liebe zur süßen Mignon, und er wolle sein Leben daran setzen, sie wieder aufzufinden, und der alten Mißgeburt zu entreißen.

Vor dem Hause, in welchem Ludwig wohnte, stand ein Diener in reicher Livree, der näherte sich ihm mit einer Karte. Kaum hatte Ludwig gelesen und den Diener abgefertigt, als er den Freund eben so heftig umhalste, als es schon unter dem Thore geschehen, dann aber rief: „Nenne mich, o mein Euchar! aller Sterblichen glücklichsten, beneidenswerthesten! Erschließe deine Brust — fasse meine Seligkeit,

habe Sinn für Himmelswonne, Guter! Mische deine Freudenzähren mit den meinigen!" „Aber," fragte Euchar, „was kann Dir denn so hochherrliches auf einer Karte verkündet werden?" „Erschrick nicht," fuhr Ludwig murmelnd fort, erschrick nicht, wenn ich Dir das zauberisch strahlende Paradies von tausend Wonnen aufthue, das sich mir aufthun wird, mittelst dieser Karte!" „So möcht' ich doch nur wissen", sprach Euchar weiter, „welch ein hohes Glück Dir beschieden!" „Wisse es," rief Ludwig, „erfahr' es, vernimm es! Staune — zweifle — rufe — schreie — brülle. Ich bin auf morgen eingeladen zum Soupee und Ball bei dem Grafen Walther Puck! Viktorine — Viktorine, holde süße Viktorine!" „Und die holde süße Mignon?" So fragte Euchar, doch Ludwig ächzte gar weinerlich: „Viktorine, Du mein Leben!" und stürzte hinein in das Haus.

Die Freunde Ludwig und Euchar. Böser Traum von dem Verlust eines schönen Paars Beine im Piquett. Leiden eines enthusiastischen Tänzers. Trost, Hoffnung und Monsieur Cochenille.

Es möchte nöthig seyn, dem geneigten Leser zuerst etwas mehr über die beiden Freunde zu sagen, damit derselbe von Haus aus wenigstens einigermaßen wisse, wie er mit ihnen daran ist, was er von jedem zu halten.

Beide hatten einen Stand, der eigentlich chimärisch zu nennen, da er keinem Sterblichen auf dieser Welt beschieden, sie waren Freiherren. Zusammen erzogen, in enger Freundschaft aufgewachsen, konnten sie sich auch dann nicht trennen, als mit dem Zunehmen der Jahre die ausgesprochenste Verschiedenheit der innern Gemüthsart immer mehr und mehr hervortrat, die sich selbst im äußeren Wesen offenbarte. Euchar gehörte als Knabe zu den sogenannten artigen Kindern, die also genannt werden, weil sie in der Gesellschaft Stunden lang auf einem Fleck still sitzen, nichts fragen, begehren u. s. w. und dann sich herrlich ausbilden zu hölzernen Dummköpfen. Mit Euchar hatte es eine andere Bewandtniß. Wurde er, wenn er, ein artiges Kind mit niedergeschlagenen Augen, gebeugtem Haupt da saß, angesprochen, so fuhr er erschrocken auf, stotterte, weinte manchmal gar, er schien aus tiefen Träumen zu erwachen. War er allein, so schien er ein ganz anderes Wesen. Man hatte ihn belauscht, als er heftig

sprach, wie mit mehreren Personen, die zugegen, ja als er ganze Geschichten, die er gehört oder gelesen, wie ein Schauspiel aufführte, da mußten Tische, Schränke, Stühle, alles was sich eben im Zimmer vorfand, Städte, Wälder, Dörfer, Personen vorstellen. Eine besondere Begeisterung ergriff aber den Knaben, wenn es ihm vergönnt wurde, allein im Freien umherzustreifen. Dann sprang, jauchzte er durch den Wald, umarmte die Bäume, warf sich ins Gras, küßte die Blumen, u. s. w. In irgend ein Spiel mit Knaben seines Alters ließ er sich ungern ein, und galt deshalb für furchtsam und träge, weil er irgend ein gefährliches Unternehmen, einen gewaltigen Sprung, eine kühne Kletterei niemals mitmachen wollte. Aber auch hier war es besonders, daß, wenn es am Ende jedem an Muth gefehlt hatte, das Unternehmen wirklich zu wagen, Euchar still zurückblieb, und einsam mit Geschicklichkeit das vollbrachte, was die Andern nur gewollt. Galt es z. B. einen hohen schlanken Baum zu erklettern, und hatte keiner hinauf gemocht, so saß Euchar gewiß im nächsten Augenblick, so wie er sich allein befand, oben auf der Spitze. Aeußerlich kalt, theilnahmlos erscheinend, ergriff der Knabe alles mit ganzem Gemüth, mit einer Beharrlichkeit, wie sie nur starken Seelen eigen, und brach in manchen Momenten das im Inneren Empfundene hervor, so geschah es mit unwiderstehlich hinreißender Gewalt, so daß jeder Kundige über die Tiefe des Gefühls, das der Knabe in der verschlossenen Brust trug, erstaunen mußte. Mehrere grundgescheidte Hofmeister konnten aus ihrem Zöglinge gar nicht klug werden, und nur ein einziger (der letzte) versicherte, der Knabe sey eine poetische Natur, worüber Euchars Papa gar sehr erschrak, indem er befürchten zu müssen glaubte, daß der Knabe am Ende das Naturell der Mutter haben werde, die bei den glänzendsten Couren Kopfschmerz und Ekel empfunden. Des Papas Intimus, ein hübscher glatter Kammerherr, versicherte jedoch, besagter Hofmeister thäte ein Esel seyn, in dem jungen Baron Euchar flösse echt adeliges Blut, mithin sey seine Natur freiherrlich, und nicht poetisch. Das beruhigte den Alten merklich. Man kann denken wie sich aus solchen Grundanlagen des Knaben der Jüngling entwickeln mußte. Auf Euchars Antlitz hatte die Natur die bedeutungsvolle Chiffer gedrückt, mit der sie ihre Lieblinge bezeichnet. Aber Lieblinge der Natur sind die, welche die unendliche Liebe der guten Mutter, ihr tiefstes Wesen ganz zu fassen vermögen, und diese Lieb-

linge werden nur von Lieblingen verstanden. So kam es denn auch, daß Euchar von der Menge nicht verstanden, für gleichgültig, kalt, keiner rechtschaffenen Extase über ein neues Trauerspiel fähig, und daher auch für prosaisch verschrien wurde. Vorzüglich konnten es ganze Zirkel der elegantesten scharfsinnigsten Damen, denen sonst dergleichen Kenntniß wohl zuzutrauen, durchaus nicht begreifen, wie es möglich sey, daß diese Apollo-Stirn, diese scharf gebogenen gebietenden Brauen, diese düstres Feuer sprühenden Augen, diese sanft aufgeworfenen Lippen, nur einem leblosen Bilde angehören sollten. Und doch schien es so, denn Euchar verstand durchaus nicht die Kunst, über nichts, nichts in nichtssagenden Worten mit schönen Weibern so zu reden, und so sich darzustellen, als sey er Rinaldo in Fesseln.

Ganz anders verhielt es sich mit Ludwig. Der gehörte zu den wilden, ausgelassenen Knaben von denen man zu prophezeien pflegt, daß ihnen dereinst die Welt zu enge seyn würde. Er war es, der immer den Gespielen die tollesten Streiche angab, man hätte denken sollen, daß der kühne Junge doch einmal Schaden leiden würde, er war es aber auch immer, der mit unverbrannter Nase davon kam, da er bei der Ausführung sich geschickt hintenan zu stellen, oder ganz davon zu machen wußte. Er ergriff alles schnell mit großer Begeisterung, ließ es aber eben so schnell wieder; so kam es, daß er vieles lernte, aber nicht viel. Zum Jüngling herangewachsen machte er ganz artige Verse, spielte passabel manches Instrument, malte ganz hübsch, sprach ziemlich fertig mehrere Sprachen, war daher ein wahrer Ausbund von Bildung. Ueber alles konnte er in die erstaunlichste Extase gerathen, und diese in den mächtigsten Worten verkünden. Aber es war mit ihm, wie mit der Pauke, die angeschlagen desto stärker tönt, je größer der innere hohle Raum. Der Eindruck, den alles Schöne, Herrliche auf ihn machte, glich dem äußern Kitzel, der die Haut berührt, ohne die innern Fibern zu erfassen. Ludwig gehörte zu den Leuten, die man sehr oft sagen hört: „Ich wollte!" und die vor diesem wollenden Prinzip nie zum Handeln kommen. Da aber in dieser Welt diejenigen Menschen, welche sehr laut und breit verkündigen, was sie thun wollen, viel mehr gelten, als die, welche in aller Stille hingehen und es wirklich thun, so geschah es auch, daß man Ludwig jeder großen Handlung fähig hielt, und ihn deßhalb höchlich bewunderte, ohne weiter darnach zu fragen, ob er denn wirklich das

gethan, was er so laut verkündet. Freilich gab es auch wohl Leute, die Ludwig durchschauten, und ihn festhaltend bei seinen Worten sich darnach emsig erkundigten, ob er dies oder jenes ausgeführt. Dies verdroß ihn aber um so mehr, als er in einsamen Stunden bisweilen selbst sich gestehen mußte, daß das ewige Wollen und Wollen ohne That miserabel sey. Da gerieth er über ein verschollenes Buch, worin die mechanistische Lehre vom Zusammenhang der Dinge vorgetragen wurde. Begierig griff er diese Lehre auf, die sein Treiben, oder vielmehr sein Wollen, bei sich selbst und bei andern entschuldigte. Denn war nicht ausgeführt, was er versprochen, so trug nicht er die Schuld, sondern es hatte nur allein im Zusammenhang der Dinge gelegen, daß es nicht geschehen konnte.

Der geneigte Leser wird sich wenigstens von der großen Bequemlichkeit jener weisen Lehren überzeugen.

Da Ludwig übrigens ein ganz hübscher Jüngling mit rothen blühenden Wangen war, so würde er, vermöge seiner Eigenschaften, der Abgott jedes eleganten Zirkels gewesen seyn, hätte nicht sein kurzes Gesicht ihn manches seltsame Quidproquo begehen lassen, das ihm oft verdrießliche Folgen zuzog. Er tröstete sich jedoch mit dem unbeschreiblichen Eindruck, den er auf jedes weibliche Herz zu machen glaubte, und überdem galt die Gewohnheit, daß er, eben seines kurzen Gesichts halber, um nicht in der Person zu irren, mit der er sprach, welches ihm manchmal zu großem Aerger geschehen, selbst den Damen näher trat, als schicklich für die unbefangene Dreistigkeit des genialen Menschen.

Tages darauf, als Ludwig auf dem Ball bei dem Grafen Walther Puck gewesen, in aller Frühe erhielt Euchar ein Billet von ihm, worin es hieß:

„Theurer! Geliebtester! Ich bin elend, geschlagen, verloren, herabgestürzt von dem blumigten Gipfel der schönsten Hoffnungen in den bodenlosen nächtlichen Abgrund der Verzweiflung. Das, was mein namenloses Glück bereiten sollte, ist mein Unglück! — Komme! eile, tröste mich, wenn Du es vermagst!"

Euchar fand den Freund mit verbundenem Haupt auf dem Sopha ausgestreckt, blaß, übernächtig. „Kommst Du," rief Ludwig ihm mit matter Stimme entgegen, indem er den Arm nach ihm ausstreckte, „kommst Du mein edler Freund? Ja, Du hast doch gewiß einigen

Sinn für meinen Schmerz, für meine Leiden! Laß Dir wenigstens erzählen, was mir begegnet, und sprich das Urtheil, wenn Du glaubst daß ich verloren bin total!“ „Gewiß,“ begann Euchar lächelnd, „gewiß ist es auf dem Ball nicht so gegangen, wie Du gedachtest?“ Ludwig seufzte tief auf. „Hat,“ sprach Euchar weiter, „hat die holde Viktorine scheel gesehen, Dich nicht beachtet?“ „Ich habe sie,“ erwiederte Ludwig mit tiefem Grabeston, „ich habe sie schwer, ich habe sie unversöhnlich beleidigt!“ „Mein Gott,“ rief Euchar, „wie hat sich das nur begeben können?“ Ludwig holte nochmals einen tiefen Seufzer, ächzte was weniges, und begann leise, aber mit gehörigem Pathos:

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Mahlt, eh' sie kommt; so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran.
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen!

„Ja,“ fuhr er dann wehmüthig fort, „ja, Euchar, wie das geheimnißvolle Schnurren des Räderwerks den Schlag der Uhr verkündet, so gehen warnende Ereignisse dem einbrechenden Malheur vorher. Schon in der Nacht vor dem Ball hatte ich einen schrecklichen, fürchterlichen Traum! Mir war es, als sey ich schon bei dem Grafen, und könne, eben im Begriff zu tanzen, plötzlich keinen Fuß von der Stelle rühren. Im Spiegel werde ich zu meinem Schrecken gewahr, daß ich statt des zierlichen Fußgestells, das mir die Natur verliehen, des alten Konsistorial-Präsidenten dick umwickelte podagristische Beine unter dem Leibe trage. Und während daß ich an den Boden fest gebannt stehe, ländert der Konsistorial-Präsident, Viktorinen im Arm, leicht wie ein Vogel daher, lächelt mich hämisch an, und behauptet zuletzt, auf freche Weise, daß er mir meine Füße abgewonnen habe im Piquett. Ich erwachte, Du kannst es denken, in Angstschweiß gebadet! Noch ganz tiefsinnig über das böse Nachtgesicht bringe ich die Tasse, in der glühende Chokolade dampft, an den Mund, und verbrenne mir dermaßen die Lippen, daß Du trotz aller Pomade, die ich verbraucht, die Spuren davon noch sehen kannst. Nun ich weiß es ja, daß Du nicht viel Antheil nimmst an fremden Leiden, ich übergehe daher alle die fatalen Ereignisse, womit mich das Schicksal den Tag über neckte, und sage Dir nur, daß, als es endlich Abends zum Anziehen kam, eine Masche des seidenen Strumpfs platzte, mir zwei Westenknöpfe sprangen, daß ich, im Begriff in den Wagen zu steigen,

meinen Wellington in die Goße warf, und endlich im Wagen selbst, als ich die Patentschnallen fester auf die Schuhe drücken wollte, zu meinem nicht geringen Entsetzen an der Façon fühlte, daß der Esel von Kammerdiener mir ungleiche Schnallen aufgedrückt. Ich mußte umkehren, und verspätete mich wohl um eine gute halbe Stunde. Viktorine kam mir entgegen im vollsten Liebreiz — ich bat sie um den nächsten Tanz. Wir länderten — ich war im Himmel. Aber da fühlte ich plötzlich die Tücke des feindlichen Schicksals" — „Zusammenhanges der Dinge," fiel ihm Euchar ins Wort. „Nenne es," fuhr Ludwig fort, „nenne es wie Du willst, heute ist mir alles gleich. Genug, es war ein tückisches Verhängniß, das mich vorgestern über die fatale Baumwurzel hinstürzte. Tanzend fühlte ich meinen Schmerz im Knie sich erneuern, und immer stärker und heftiger werden. Aber in demselben Augenblick spricht Viktorine so laut, daß es die andern Tänzer hören: „Das geht ja zum Einschlafen!" Man winkt, man klatscht den Musikanten zu, und rascher und rascher wirbelt sich der Tanz! Mit Gewalt kämpfte ich die Höllenqual nieder, hüpfe zierlich, und mache ein freundliches Gesicht. Und doch raunt mir Viktorine einmal über das andere zu: „warum so schwerfällig heute, lieber Baron? Sie sind gar nicht mehr derselbe Tänzer wie sonst!" Glühende Dolchstiche in mein Herz hinein." „Armer Freund," sprach Euchar lächelnd, „ich fasse deine Leiden im ganzen Umfange."

„Und doch," fuhr Ludwig fort, „war dieß alles nur Vorspiel des unseligsten Ereignisses! Du weißt, wie lange ich mich mit den Touren einer Seize herumgetragen, Du weißt, wie ich vieles Glas und Porzellan, das ich, hier in meinem Zimmer mich in jenen Touren, in den kühnsten Wendungen und Sprüngen versuchend, von den Tischen warf, nicht geachtet habe, bloß um die geträumte Vollkommenheit zu erringen. Eine dieser Touren ist das Herrlichste, das jemals der menschliche Geist in dieser Art ersonnen. Vier Paar stehen in malerischer Stellung, der Tänzer auf der rechten Fußspitze balanzirend, umfaßt seine Tänzerin mit dem rechten Arm, während er den linken gratiös gekrümmt über das Haupt erhebt, die andern machen Ronde. Vestris und Gardel haben an so etwas nicht gedacht. Auf diese Seize hatte ich den höchsten Moment der Seligkeit gebaut! Zum Namenstag des Grafen Walther Puck hatte ich sie bestimmt — Viktorinen im Arm bei jener überirdischen Tour, wollte ich flüstern:

„Göttliche — himmlische Komteß, ich liebe Sie unaussprechlich, ich bete Sie an! seyn Sie mein, Engel des Lichts!“ Daher, lieber Euchar, gerieth ich in solch Entzücken, als ich nun wirklich zum Ball eingeladen wurde, woran ich beinahe zweifeln mußte, da Graf Puck kurz zuvor auf mich sehr erzürnt schien, als ich ihm die Lehre vom Zusammenhang der Dinge, vom Räderwerk des Makrokosmus, vortrug, die er seltsamer Weise dahin verstand, als vergleiche ich ihn mit einem Perpendikel. Er nannte das eine malitiöse Anspielung, die er nur meiner Jugend verzeihe, und drehte mir den Rücken. Nun also! Der unglückliche Ländler war geendet, ich tanzte keinen Schritt mehr, entfernte mich in die Nebenzimmer, und wer mir auf dem Fuße folgte war der gute Cochenille, der mir sogleich Champagner kredenzte. Der Wein goß neue Lebenskraft mir in die Adern, ich fühlte keinen Schmerz mehr. Die Seize sollte beginnen, ich flog in den Saal zurück, stürzte hin zu Viktorinen, küßte ihr feurig die Hand, stellte mich in die Ronde. Jene Tour kommt, ich übertreffe mich selbst — ich schwebe — balanzire, der Gott des Tanzes selbst — ich umschlinge meine Tänzerin, ich lispele: „Göttliche, himmlische Komteß,“ wie ichs mir vorgenommen. Das Geständniß der Liebe ist meinen Lippen entflohen, ich schaue der Tänzerin tief in die Augen — Herr des Himmels! es ist nicht Viktorine, mit der ich getanzt, es ist eine ganz andere, mir völlig unbekannte Dame, nur gewachsen, gekleidet wie Viktorine! Du kannst denken, daß mir war, als träfe mich der Blitz! Alles um mich her schwamm chaotisch zusammen, ich hörte keine Musik mehr, sprang wild durch die Reihen, bald hier bald dort hört' ich Schmerzensrufe, bis ich mich mit starken Armen fest gehalten fühlte und eine dröhnende Stimme mir ins Ohr donnerte: „Himmel tausend sapperment, ich glaube, Sie haben neun Teufel in den Beinen, Baron!“ Es war der verhängnißvolle Consistorial-Präsident, den ich schon im Traum gesehen, der mich in einer ganz entfernten Ecke des Saals festhielt und also fortfuhr: „Kaum bin ich vom Spieltisch aufgestanden und in den Saal getreten, als Sie wie das böse Wetter, aus der Mitte herausfahren und wie besessen auf meinen Füßen herumspringen, daß ich vor Schmerz brüllen möchte, wie ein Stier, wär' ich nicht ein Mann von feiner Konduite. Sehen Sie nur, welche Verwirrung Sie angerichtet haben.“ In der That hatte die Musik aufgehört, die ganze Seize war aus einander und ich bemerkte, wie

mehrere Tänzer umher hinkten, Damen sich zu den Sesseln führen ließen und mit Odeurs bedient wurden. — Ich hatte die Tour der Verzweiflung über die Füße der Tanzenden genommen, bis der baumstarke Präsident dem tollen Lauf ein Ziel setzte. — Viktorine nahte sich mir mit zornfunkelnden Augen. „In der That,“ sprach sie, „eine Artigkeit ohne gleichen, Herr Baron! Sie fordern mich zum Tanz auf, tanzen dann mit einer andern Dame und verwirren den ganzen Ball.“ Du kannst Dir meine Betheurungen denken. „Diese Mystifikationen,“ erwiederte Viktorine ganz außer sich, „sind Ihnen eigen, Herr Baron, ich kenne Sie, aber ich bitte, mich nicht weiter zum Gegenstande Ihrer tiefen schneidenden Ironie zu wählen.“ — So ließ sie mich stehen. Nun kam meine Tänzerin, die Artigkeit, ja ich möchte sagen die Zuthulichkeit selbst! — Das arme Kind hat Feuer gefaßt, ich kann es ihr nicht verdenken, aber bin ich denn Schuld? — O Viktorine, Viktorine! O Unglücks-Seize! — Furientanz, der mich in den Orkus hinabreißt!“

Ludwig schloß die Augen, und seufzte und ächzte, der Freund war aber gutmüthig genug, nicht auszubrechen in lautes Gelächter. Er wußte über dem wohl, daß Unfälle der Art, wie sie den armen Ludwig bei dem Ball des Grafen Walther Puck betroffen, selbst auf Menschen von geringerer Geckenhaftigkeit die Wirkung spanischer Fliegen äußern in psychischem Sinn.

Nachdem Ludwig ein Paar Tassen Chokolade eingeschlürft, ohne sich, wie Tages zuvor, die Lippen zu verbrennen, schien er mehr Fassung zu gewinnen, sein ungeheures Schicksal mit größerem Muthe zu tragen. „Höre,“ begann er zu Euchar, der sich indessen in ein Buch vertieft, „höre Freund, Du warst ja auch zum Ball eingeladen?“ — „Allerdings,“ entgegnete Euchar gleichgültig, kaum von den Blättern aufblickend. — „Und kamst nicht, und hast mir nicht einmal von der Einladung etwas gesagt,“ sprach Ludwig weiter. — „Eine Angelegenheit,“ erwiederte Euchar, „hielt mich fest, die mir wichtiger war, als jeder Ball in der Welt, und hätt' ihn der Kaiser von Japan gegeben.“ — „Gräfin Viktorine,“ fuhr Ludwig fort, „erkundigte sich sehr angelegentlich, weshalb Du wohl ausbliebest. Sie war so unruhig, blickte so oft nach der Thüre. In der That, ich hätte eifersüchtig werden, ich hätte glauben können, Dir wärs zum ersten Mal gelungen, ein weibliches Herz zu rühren, wenn sich nicht alles auf-

geklärt hätte. — Kaum mag ichs Dir wieder erzählen, auf welche schonungslose Art sich die holde Viktorine über Dich äußerte. — Nichts geringeres behauptete sie, als daß Du ein kalter, herzloser Sonderling seyst, dessen Gegenwart sie oft mitten in der Lust ängstige; weshalb sie denn gefürchtet hätte, Du würdest auch an dem Abend ihr Freudenstörer seyn. Nun sey sie aber recht froh, daß Du nicht gekommen. — Aufrichtig gesprochen, seh ich doch gar nicht ein, warum Du, lieber Euchar, dem der Himmel doch so viel körperliche und geistige Vorzüge verliehen, solch entschiedenes Unglück bei den Damen hast, warum ich Dir überall den Rang ablaufe! — Kalter Mensch! Kalter Mensch, ich glaube, Du hast keinen Sinn für das hohe Glück der Liebe, und darum wirst Du nicht geliebt. Ich dagegen! — Glaube mir, selbst Viktorines aufglühender Zorn, erzeugte er sich nicht aus den Liebesflammen, die in ihrem Innern lodern, für mich den Glücklichen, den Seligen?"

Die Thüre öffnete sich, und es trat ein seltsames Männlein in das Zimmer, im rothen Rock mit großen Stahlknöpfen, schwarz seidenen Unterkleidern, stark gepuderter hoher Frisur mit kleinem runden Haarbeutel! „Bester Cochenille," rief ihm Ludwig entgegen, „bester Monsieur Cochenille, wie habe ich das seltne Vergnügen." —

Euchar versicherte, daß wichtige Angelegenheiten ihn fortriefen, und ließ den Freund mit dem Kammerdiener des Grafen Walther Puck allein.

Cochenille versicherte süß lächelnd mit niedergeschlagenen Augen, wie hochgräfliche Gnaden überzeugt wären, daß der verehrteste Herr Baron während der Seize von einer seltsamen Krankheit befallen, deren Namen im Lateinischen beinahe so klinge, wie Raptus, und wie er, Monsieur Cochenille, gekommen, Nachfrage zu halten nach des verehrtesten Herrn Barons gnädigem Wohlbefinden. „Was Raptus, o Cochenille, was Raptus," rief Ludwig, erzählte nun ausführlich, wie sich alles begeben und schloß damit, daß er den gewandten Kammerdiener des Grafen Walther Puck bat, die Sache möglichst ins Geleise zu bringen.

Ludwig erfuhr, daß seine Tänzerin eine Cousine der Gräfin Viktorine gewesen, die vom Lande hineingekommen, zum Namenfest des Grafen, daß sie und Gräfin Viktorine ein Herz und eine Seele wären, und sich, wie bei jungen Mädchen der Einklang der Gemüther wohl

in Seide und Flor ans Licht zu treten pflege, öfters ganz gleich kleideten. Cochenille meinte ferner, daß es mit dem Zorn der Gräfin Viktorine doch nicht rechter Ernst seyn müsse. Er habe ihr nämlich bei dem Schluß des Balls, gerade als sie mit der Cousine zusammengestanden, Gefrornes servirt, und dabei bemerkt, wie beide herzlich gekichert und gelacht, so wie gehört, wie sie beide mehrmals ganz deutlich den Namen des hochverehrtesten Herrn Barons genannt hätten. Freilich sey, wie er vernommen, die gräfliche Cousine ungemein verliebter Komplexion, und werde nun verlangen, daß der Herr Baron das fortsetze, was er begonnen, nämlich daß er der Cousine fortan erklecklich den Hof mache, und zuletzt Glacéhandschuhe anziehe, und sie zum Brautaltare führe, indessen wolle er das Seinige thun, daß sie davon abgebracht werde. Morgenden Tages wollte er hochgräfliche Gnaden, wenn er dieselbe zu frisiren die Ehre habe, gerade beim Lockenbau auf der linken Seite, die ganze Sache vortragen, und bitten, der Cousine unter eindringenden oheimlichen Ermahnungen vorzustellen, daß des Herrn Barons Liebeserklärung nichts anders gewesen sey, als was dergleichen Erklärungen gewöhnlich wären, nämlich ein angenehmer Tanzschnörkel der geraden Tour beigefügt, als liebenswürdiger Exceß. Das werde helfen. Cochenille gab endlich dem Baron den Rath, Viktorinen so bald als nur möglich zu sehen, und dazu finde sich noch am heutigen Tage Gelegenheit. Die Konsistorial-Präsidentin Veehs gebe nämlich Abends ästhetischen Thee, den sie, wie er von dem Kammerdiener des russischen Gesandten erfahren, durch die russische Gesandtschaft direkt von der chinesischen Grenze kommen lasse, und der einen ungemein süßen Geruch verbreite. Dort werde er Viktorine finden, und alles retabliren können.

Ludwig sah ein, daß nur unwürdige Zweifel den Glauben an sein Liebesglück verstört haben konnten, und beschloß beim ästhetischen Thee der Konsistorial-Präsidentin so bezaubernd liebenswürdig zu seyn, daß es Viktorinen nicht einfallen werde, auch nur was weniges zu schmollen.

Der ästhetische Thee. Stickhusten eines tragischen Dichters. Die Geschichte nimmt einen ernsten Schwung, und spricht von blutigen Schlachten, Selbstmord u. dgl.

Der geneigte Leser muß es sich schon gefallen lassen, den beiden Freunden, Ludwig und Euchar, zu folgen in den ästhetischen Thee, der nun bei der Frau Konsistorial-Präsidentin Beehs wirklich angegangen. Ungefähr ein Dutzend hinlänglich geputzter Damen sitzen in einem Halbkreis. Eine lächelt gedankenlos, die andere ist vertieft in den Anblick ihrer Schuhspitzen, mit denen sie geschickt die neuester Pas irgend einer Françoise ganz in der Stille zu probiren weiß, die dritte scheint süß zu schlafen, noch süßer zu träumen, die vierte läßt den Feuerblick ihrer Augen umherstreifen, damit er nicht einen sondern wo möglich alle jungen Männer treffe, die im Saal versammelt, die fünfte lispelt: „Göttlich — herrlich — sublim" — diese Ausrufungen gelten aber dem jungen Dichter, der eben mit allem nur möglichen Pathos eine neue Schicksals-Tragödie vorliest, die langweilig und abgeschmackt genug ist, um sich ganz zu solcher Vorlesung zu eignen. Hübsch war es, daß man oft ein Brummen vernahm, fernem Donner zu vergleichen. Dies war aber die Stimme des Konsistorial-Präsidenten, der in einem entfernten Zimmer mit dem Grafen Walther Puck Piquett spielte, und sich auf jene Weise grollend, murrend vernehmen ließ. Der Dichter las mit dem süßesten Ton, dessen er mächtig:

Nur noch einmal, nur noch einmal
Laß dich hören, holde Stimme,
Ja o Stimme, süße Stimme,
Stimme aus dem tiefen Grunde,
Stimme aus den Himmelslüften.
Horch, o horch —

Da schlug aber der Donner los, der längst bedrohlich gemurmelt. „Himmel tausend Saperment!" dröhnte des Konsistorial-Präsidenten Stimme durch das Zimmer, so daß alles erschrocken von den Sitzen aufsprang. Wieder war es hübsch, daß der Dichter sich gar nicht stören ließ, sondern fortfuhr:

Ja es ist sein Liebesathem,
Ist sein Ton, den Honiglippen
Ist der süße Laut entflohen —

Ein höheres Schicksal als das, was in des Dichters Tragödie waltete, litt es aber nicht, daß der Dichter seine Vorlesung ende.

Gerade, als er bei einem gräßlichen Fluch, den der Held des Stücks ausspricht, seine Stimme erheben wollte zur höchsten tragischen Kraft, kam ihm, der Himmel weiß was, in den Hals, so daß er in einen fürchterlichen, nicht zu beschwichtigenden Husten ausbrach, und halb todt weggetragen wurde.

Der Präsidentin, der man längst Ueberdruß und Langeweile angemerkt, schien die plötzliche Unterbrechung nicht ungelegen. Sobald die Ruhe der Gesellschaft wieder hergestellt, erinnerte sie, wie es nun an der Zeit sey, daß irgend etwas nicht vorgelesen sondern recht lebendig erzählt werde, und meinte, daß Euchar recht eigentlich der Gesellschaft dazu verpflichtet, da er sonst bei seiner hartnäckigen Schweigsamkeit wenig zur Unterhaltung beitrage.

Euchar erklärte bescheiden, daß er ein sehr schlechter Erzähler sey, und daß das, was er vielleicht zum besten geben könne, sehr ernsten, vielleicht gar graulichen Inhalts seyn, so aber der Gesellschaft wenig Lust erregen werde. Da riefen aber vier blutjunge Fräulein mit einer Stimme: „O graulich! nur recht graulich, o was ich mich gar zu gern graue!“

Euchar nahm den Rednerstuhl ein, und begann: Wir haben eine Zeit gesehen, die wie ein wüthender Orkan über die Erde dahin brauste. Die menschliche Natur, in ihrer tiefsten Tiefe erschüttert, gebar das Ungeheure, wie das sturmbewegte Meer die entsetzlichen Wunder des Abgrunds emporschleudert auf den tosenden Wellen. Alles was Löwenmuth, unbezwingbare Tapferkeit, Haß, Rache, Wuth, Verzweiflung im mörderischen Todeskampf vollbringen können, geschah im spanischen Freiheitskriege. Es sey mir erlaubt von den Abentheuern meines Freundes — ich will ihn Edgar nennen — zu erzählen, der dort unter Wellingtons Fahnen mitfocht. Edgar hatte im tiefen schneidenden Gram über die Schmach seines deutschen Vaterlandes, seine Vaterstadt verlassen, und war nach Hamburg gezogen, wo er in einem kleinen Stübchen, das er in einer entlegenen Gegend gemiethet, einsam lebte. Von dem Nachbar, mit dem er Wand an Wand wohnte, wußte er eben nichts weiter, als daß es ein alter kranker Mann sey, der niemals ausgehe. Er hörte ihn öfters stöhnen, und in sanfte rührende Klagen ausbrechen, ohne die Worte zu verstehen. Später ging der Nachbar fleißig in der Stube auf und ab und ein Zeichen wiedergekehrter Genesung schien es, als er eines Tages eine Chitarre

stimmte, und dann leise Lieder begann, die Edgar für spanische Romanzen erkannte.

Auf näheres Befragen vertraute ihm die Wirthin, daß der Alte ein Krankheits halber von dem Romanaschen Korps zurückgebliebener spanischer Offizier sey, der freilich nun insgeheim bewacht werde, und sich nicht viel hinaus wagen dürfe.

Mitten in der Nacht hörte Edgar den Spanier die Chitarre stärker anschlagen als sonst. Er begann in mächtiger, seltsam wechselnder Melodie, die Profecia del Pirineo des Don Juan Baptista de Arriaza. Es kamen die Strophen:

Y oye que el gran rugido
Es ya trueno en los campos de Castilla
En las Asturias bèlico alarido,
Voz de venganza en la imperial Sevilla
Junto a Valencia es rayo,
Y terremoto horrisono en Monsàyo.

Mira en hares guererras,
La Espanna toda hieriendo hasta sus fines,
Batir tambores, tremolar banderas,
Estallar bronçes, resonar clarines,
Y aun las antiguas lanzas,
Salir del polvo à renovar venganzas.

„Möge," unterbrach die Präsidentin den Redner, „möge es doch unserm Freunde, bevor er weiter erzählt, gefallen, uns die mächtigen Verse deutsch zu wiederholen, da ich mit mehreren meiner lieben Gäste die ästhetische Unart theile, kein Spanisch zu verstehen." „Der mächtige Klang," erwiederte Euchar, „den jene Verse haben, geht in der Uebersetzung verloren, doch wurden sie gut genug also verdeutscht:" *)

Horch, wie des Leuen Töne,
Zum Donner in Castiliens Regionen,
Zum Heulen werden für Asturias Söhne,
Rachschrei für die, die in Sevilla wohnen.
Valenzia ist erschüttert,
Indeß Moncayos Boden dröhnt und zittert.

Sieh bis an seine Grenzen
Das ganze Land in Kriegesglut sich röthen,

*) Durch S. H. Friedländer.

Die Trommeln wirbeln und die Fahnen glänzen,
Die Erze krachen, schmettern die Trompeten,
Selbst die im Staube lagen,
Die Lanzen braucht man in den Rachetagen. —

Edgars Innerstes entzündete die Glut der Begeisterung, die aus dem Gesange des Alten strömte. Eine neue Welt ging ihm auf, er wußte nun, wie er sich aufraffen von seiner Siechheit, wie er ermannt zu kühner That, den Kampf, der seine Brust zerfleischte, auskämpfen konnte im regen Leben. „Ja, nach Spanien — nach Spanien!“ so rief er überlaut, aber in demselben Augenblick verstummte Gesang und Spiel des Alten. Edgar konnte der Begierde nicht widerstehen, den zu kennen, der ihm neues Leben eingehaucht. Die Thüre wich dem Druck seiner Hand. Doch in dem Moment, als er hineintrat in des Alten Zimmer, sprang dieser mit dem Schrei: „traidor!“ (Verräther) vom Bette auf, und stürzte mit gezogenem Dolch los auf Edgar.

Diesem gelang es indessen durch eine geschickte Wendung dem gutgezielten Stoß auszuweichen, dann aber den Alten fest zu packen und nieder zu drücken auf das Bett.

Während er nun den kraftlosen Alten fest hielt, beschwor er ihn in den rührendsten Ausdrücken sein stürmisches Einbrechen ihm zu verzeihen. Kein Verräther sey er, vielmehr habe das Lied des Alten allen Gram, allen trostlosen Schmerz, der seine Brust zerrisse, entflammt zu glühender Begeisterung, zu unerschürterlichem Kampfesmuth. Er wolle hin nach Spanien, und freudig fechten für die Freiheit des Landes. Der Alte blickte ihn starr an, sprach leise: „Wär' es möglich?“ drückte Edgarn, der nicht nachließ auf das Eindringendste zu betheuern, daß ihn nichts abhalten werde, seinen Entschluß auszuführen, heftig an die Brust, indem er den Dolch, den er noch in der Faust hielt, weit von sich schleuderte.

Edgar erfuhr nun, daß der Alte Baldassare de Luna geheißen, und aus einem der edelsten Geschlechter Spaniens entsprossen war. Hülflos, ohne Freunde, ohne die geringste Unterstützung bei der drückendsten Bedürftigkeit hatte er die trostlose Aussicht fern von seinem Vaterlande ein elendes Leben zu verschmachten. Nicht gelingen wollt' es Edgarn den bedaurenswürdigen Alten zu beschwichtigen, als er aber zuletzt auf das Heiligste versprach, beider Flucht nach England

möglich zu machen, da schien neues belebendes Feuer durch alle Glieder des Spaniers zu strömen. Er war nicht mehr der sieche Alte, nein, ein begeisterter Jüngling, der Hohn sprach der Ohnmacht seiner Unterdrücker.

Edgar hielt, was er versprochen. Es gelang ihm die Wachsamkeit der arglistigen Hüter zu täuschen, und mit Baldassare de Luna zu entfliehen nach England. Das Schicksal vergönnte aber nicht dem wackern, vom Unglück verfolgten Mann, daß er sein Vaterland wiedersehe. Aufs neue erkrankt, starb er in London in Edgars Armen. Ein prophetischer Geist ließ ihn die Glorie des geretteten Vaterlandes schauen. In den letzten Seufzern des Gebets, das sich den zum Tode erstarrten Lippen mühsam entrang, vernahm Edgar den Namen: Vittoria! und die Verklärung des Himmels leuchtete auf de Lunas lächelndem Antlitz.

Gerade in dem Zeitraum, als Suchets siegreiche Heere allen Widerstand niederzuschmettern, das schmachvolle fremde Joch auf ewige Zeit zu befestigen drohten, langte Edgar mit der Brigade des englischen Obristen Sterret vor Tarragona an. Es ist bekannt, daß der Obrist die Lage des Platzes zu bedenklich fand, um die Truppen auszuschiffen. Das vermochte der nach kühnen Waffenthaten dürstende Jüngling nicht zu ertragen. Er verließ die Engländer und begab sich zu dem spanischen General Contreras, der mit acht tausend der besten spanischen Truppen in der Festung lag. Man weiß, daß des heftigsten Widerstandes unerachtet, Suchets Truppen Tarragona mit Sturm nahmen, daß Contreras selbst durch einen Bajonnetstich verwundet den Feinden in die Hände fiel.

Alles furchtbare entsetzen der Hölle bieten die gräuelvollen Scenen dar, die vor Edgars Augen sich aufthaten. War es schändliche Verrätherei, war es unbegreifliche Nachlässigkeit der Befehlshaber — genug, den zur Vertheidigung des Hauptwalls aufgestellten Truppen fehlte es bald an Munition. Lange widerstanden sie mit dem Bajonnet dem durch das erbrochne Thor einstürmenden Feinde, als sie aber endlich seinem wüthenden Feuer weichen mußten, da ging es fort in wilder Verwirrung nach dem Thor gegenüber, in das, da es zu klein für die durchdringenden Massen, eingekeilt sie Stich halten mußten dem fürchterlichen Gemetzel. Doch gelang es etwa viertausend Spaniern, das Regiment Almeira war dabei und mit ihm Edgar, hinaus-

zukommen. Mit der Wuth der Verzweiflung durchbrachen sie die dort aufgestellten feindlichen Bataillone, und setzten ihre Flucht fort auf dem Wege nach Barcellona. Schon glaubten sie sich gerettet, als ein fürchterliches Feuer aus Feldstücken, die der Feind hinter einem tiefen Graben, der den Weg durchschnitt, aufgestellt hatte, unentrinnbaren Tod in ihre Reihen brachte. Edgar stürzte getroffen nieder.

Ein wüthender Kopfschmerz war das Gefühl, indem er zur Besinnung erwachte. Es war tiefe Nacht, alle Schauer des Todes durchbebten ihn, als er das dumpfe Aechzen, den herzzerschneidenden Jammer vernahm. Es gelang ihm sich aufzuraffen, und fortzuschleichen. Als endlich die Morgendämmerung anbrach, befand er sich in der Nähe einer tiefen Schlucht. Eben im Begriff hinabzusteigen, kam ein Trupp feindlicher Reiter langsam hinauf. Nun der Gefangenschaft zu entgehen, schien unmöglich, doch wie ward ihm, als plötzlich aus dem dicksten Gebüsch Schüsse fielen, die einige der Reiter niederstreckten, und nun ein Trupp Guerillas auf die übrig gebliebenen losstürzte. Laut rief er seinen Befreiern auf spanisch zu, die ihn freudig aufnahmen. Nur ein Streifschuß hatte ihn getroffen, von dem er bald genas, so daß er vermochte sich Don Joachim Blakes Truppen anzuschließen, und nach vielen Gefechten mit ihm einzuziehen in Valenzia.

Wer weiß es nicht, daß die vom Guadalaviar durchströmte Ebene, in der das schöne Valenzia mit seinen stolzen Thürmen gelegen, das Paradies der Erde zu nennen ist. Alle Götterlust eines ewig heitern Himmels strahlt hinein in das Gemüth der Bewohner, denen das Leben ein ununterbrochener Festtag wird. Und dies Valenzia war nun der Waffenplatz des mörderischen Krieges! Statt der süßen Liebesklänge, die sonst in der stillen Nacht hinauf girrten zu den Gitterfenstern, hörte man nur das dumpfe Gerassel des Geschützes, der Pulverkarren, die wilden Rufe der Wachen, das unheimliche Murmeln der durch die Straßen ziehenden Truppen. Alle Freude war verstummt, die Ahnung des Entsetzlichen, was sich begeben werde, lag auf den bleichen von Gram und Wuth verstörten Gesichtern, der fürchterlichste Ingrimm brach aus in tausend gräßlichen Verwünschungen des Feindes. Die Alameda (ein reizender Spaziergang in Valenzia), sonst der Tummelplatz der schönen Welt, diente jetzt zur Musterung eines Theils der Truppen. Hier war es, wo Edgar, als er eines Tages

einsam an einen Baum gelehnt stand, und nachsann über das dunkle feindliche Verhängniß, das über Spanien zu walten schien, einen hochbejahrten Mann von hohem stolzen Wuchs bemerkte, der langsam auf und ab schritt, und bei ihm vorübergehend jedesmal einen Augenblick stehen blieb und ihn scharf ins Auge faßte. Edgar trat endlich auf ihn zu, und fragte mit bescheidenem Ton, wodurch er des Mannes besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. „So habe," sprach der Mann, indem ein düstres Feuer unter den buschigten schwarzen Brauen hervorblitzte, „so hab ich mich doch nicht getäuscht, Ihr seyd kein Spanier, und doch muß ich, lügt nicht Euer Rock, Euch für einen unserer Mitkämpfer halten. Das kommt mir aber etwas wunderlich vor." Edgar zwar ein wenig verletzt durch des Alten barsche Anrede, erzählte doch gelassen genug, was ihn nach Spanien gebracht.

Kaum hatte er indessen den Namen Baldassare de Luna genannt, als der Alte in voller Begeisterung laut rief: „Was sagt Ihr? — Baldassare de Luna — Baldassare de Luna? mein würdiger Vetter! ach mein innigster einziger Freund, der mir hienieden noch übrig geblieben!" Edgar wiederholte, wie sich alles begeben, und unterließ nicht zu erwähnen, mit welchen Himmelshoffnungen Baldassare de Luna gestorben.

Der Alte faltete die Hände, schlug die Augen voller Thränen auf zum Himmel, seine Lippen bebten, er schien mit dem dahin geschiedenen Freunde zu reden. „Verzeiht," wandte er sich dann zu Edgar, „verzeiht, wenn mich ein düstres Mißtrauen zu einem Betragen gegen Euch zwang, das mir sonst nicht eigen. Man wollte vor einiger Zeit ahnen, daß die verruchte Arglist des Feindes so weit gehe, fremde Offiziere sich in unsere Heere schleichen zu lassen, um verderblichen Verrath zu bereiten. Die Vorfälle in Tarragona haben diese Ahnung nur zu sehr bestätigt, und schon hat die Junta beschlossen alle fremden Offiziere zu entfernen. Don Joachim Blake hat indessen erklärt, daß vorzüglich fremde Ingenieure ihm unentbehrlich wären, dagegen aber feierlich versprochen, jeden Fremden, auf den der leiseste Verdacht des Verraths kommen werde, augenblicklich niederschießen zu lassen. Seyd Ihr wirklich ein Freund meines Baldassare, so meint Ihr es gewiß tapfer und ehrlich — ich habe Euch indessen Alles gesagt, und Ihr möget Euch darnach achten." Damit ließ ihn der Alte stehen.

Alles Waffenglück schien von den Spaniern gewichen, der Todesmuth der Verzweiflung vermochte nichts auszurichten gegen den immer näher andringenden Feind. Enger und enger wurde Valenzia von allen Seiten umzingelt, so daß Blake, auf das äußerste gebracht, beschloß, sich mit zwölftausend Mann der auserlesensten Truppen durchzuschlagen. Es ist bekannt, daß nur wenige durchkamen, daß die übrigen zum Theil getödtet, zum Theil zurückgedrängt wurden in die Stadt. Hier war es, wo Edgar an der Spitze des tapfern Jägerregiments Ovihuela noch dem Feinde einige Momente Trotz zu bieten vermochte, so daß die wilde Verwirrung der Flucht weniger verderblich wurde. Aber wie bei Tarragona streckte ihn in dem Moment des wüthendsten Kampfes eine Gewehrkugel nieder. — Den Zustand von diesem Augenblick an bis zum klaren Bewußtseyn beschrieb mir Edgar als unerklärlich seltsam. Oft war es ihm, als sey er in wilder Schlacht, er hörte den Donner des Geschützes, das wilde Geschrei der Kämpfenden, die Spanier rückten siegreich vor, aber als er von freudiger Kampfeslust entflammt, sein Bataillon ins Feuer führen wollte, war er plötzlich gelähmt, und versank in bewußtlose Betäubung; dann fühlte er wieder deutlich, daß er auf weichem Lager liege, daß man ihm kühles Getränk einflöße, er hörte sanfte Stimmen sprechen, und konnte sich doch nicht aufraffen aus den Träumen. Einmal, als er wieder in dem dicksten Getümmel der Schlacht zu seyn wähnte, war es ihm, als packe man ihn fest bei der Schulter, während ein feindlicher Jäger sein Gewehr auf ihn abschoß, so daß die Kugel seine Brust traf, und sich auf unglaubliche Weise langsam einwühlte in das Fleisch unter den unsäglichsten Schmerzen, bis alles Gefühl unterging im tiefen Todesschlaf.

Aus diesem Todesschlaf erwachte Edgar plötzlich zu vollem Bewußtseyn, doch in solcher seltsamer Umgebung, daß er durchaus nicht ahnen konnte, wo er sich befinde. Zu dem weichen und üppigen Lager mit seidenen Decken paßte nämlich gar schlecht das niedrige, kleine, gefängnißartige Gewölbe von rohen Steinen, in dem es stand. Eine düstere Lampe verbreitete nur ein sparsames Licht rings umher, weder Thüre noch Fenster war bemerkbar. Edgar richtete sich mühsam in die Höhe, da gewahrte er einen Franziskaner, der in einer Ecke des Gewölbes auf einem Lehnstuhl saß, und zu schlafen schien. „Wo bin ich?“ rief Edgar mit aller Kraftanstrengung, deren er nur fähig.

Der Mönch fuhr auf aus dem Schlafe, schürte den Docht der Lampe, nahm sie, leuchtete Edgarn in's Gesicht, fühlte seinen Puls und murmelte etwas, das Edgar nicht verstand. Edgar war im Begriff den Mönch zu befragen um alles, was sich mit ihm begeben, als geräuschlos sich die Wand zu öffnen schien, und ein Mann hereintrat, den Edgar augenblicklich für den Alten von der Alameda her erkannte. Der Mönch rief ihm zu, daß die Krisis vorüber sey, und nun alles gut gehen werde. „Gelobt sey Gott!" erwiederte der Alte, und näherte sich Edgars Lager.

Edgar wollte sprechen, der Alte bat ihn aber zu schweigen, weil die mindeste Anstrengung zur Zeit ihm noch gefährlich sey. Zu denken sey es, daß es ihm unerklärlich seyn müsse, sich in solchen Umgebungen wieder zu finden, wenig Worte würden aber hinreichen, ihn nicht nur ganz zu beruhigen, sondern ihm auch die Nothwendigkeit zu zeigen, daß man ihn in diesen traurigen Kerker lagern müssen.

Edgar erfuhr nun Alles. Als er von einer Kugel in die Brust getroffen niedersank, hatten ihn die unerschrockenen Kampfesbrüder, des fürchterlichsten Feuers ungeachtet, aufgerafft, und in die Stadt hineingetragen. Es begab sich, daß hier im dicksten Getümmel Don Rafaele Marchez (so war der Alte geheißen) den verwundeten Edgar gewahrte, und ihn, statt nach dem Spital, sogleich in sein Haus tragen ließ, um dem Freunde seines Baldassare alle nur mögliche Hülfe und Pflege angedeihen zu lassen. Die Wunde war zwar gefährlich genug, was aber Edgars Zustand besonders bedenklich machte, war das hitzige Nervenfieber, dessen Spuren sich schon früher gezeigt, und das nun in voller Wuth ausbrach. Man weiß daß Valenzia drei Tage und drei Nächte hindurch mit dem gräßlichsten Erfolg beschossen wurde, daß alles Schrecken, alles Entsetzen der furchtbarsten Belagerung, sich in der von Menschen überfüllten Stadt verbreitete, daß derselbe Pöbel, der von der Junta zur Wuth aufgereizt, unter den fürchterlichsten Drohungen verlangte, Blake solle sich aufs äußerste vertheidigen, nun bewaffnet den General zur augenblicklichen Uebergabe zwingen wollte; daß Blake mit der Fassung eines Helden den zusammengerotteten Haufen durch wallonische Garden aus einander treiben ließ, dann aber mit Suchet ehrenvoll genug kapitulirte. Don Rafaele Marchez wollte nicht, daß der todtkranke Edgar dem Feinde in die Hände fallen sollte. So wie die Kapitulation geschlossen, und

der Feind einrückte in Valenzias Mauern, schaffte er Edgarn hinab in das entlegene, jedem Fremden unentdeckbare Gewölbe. „Freund meines verklärten Baldassare (so schloß Don Rafaele Marchez seine Erzählung), seyd auch der meinige, Euer Blut ist geflossen für mein Vaterland, jeder Tropfen fiel siedend heiß in meine Brust, und vertilgte jede Spur des Mißtrauens, das in dieser verhängnißvollen Zeit sich nur zu leicht erzeugen muß. Dieselbe Glut, die den Spanier entflammt zum wüthendsten Haß, lodert auch auf in seiner Freundschaft, und macht ihn jeder That, jedes Opfers fähig für den Verbundenen. In meinem Hause wirthschaften die Feinde, doch Ihr seyd in Sicherheit, denn ich schwöre Euch, geschieht Entsetzliches, so lasse ich mich lieber unter den Trümmern von Valenzia begraben, als daß ich Euch verriethe. Glaubt mir das!"

Zur Tageszeit herrschte rings um Edgars verborgenes Gemach die tiefste Grabesstille, Nachts dagegen war es Edgar oft, als höre er aus der Ferne den Wiederhall leiser Tritte, das dumpfe Murmeln mehrerer Stimmen durcheinander, das Oeffnen und Schließen von Thüren, das Geklirre von Waffen. Ein unterirdisches Treiben schien zum Leben erwacht in den Stunden des Schlafes. Edgar befragte darum den Franziskaner, der ihn sehr selten nur auf Augenblicke verließ, und ihn mit der unermüdlichsten Sorgfalt pflegte. Der meinte aber, sey er nur erst mehr genesen, so würde er wohl durch Don Rafaele Marchez erfahren, was in seiner Nachbarschaft sich begebe. Das geschah denn auch wirklich. Als nämlich Edgar so weit hergestellt, daß er sein Lager verlassen konnte, kam eines Nachts Don Rafaele mit einer angezündeten Fackel, und lud Edgar ein sich anzukleiden, und ihm nebst dem Pater Eusebio, so hieß der Franziskaner, der sein Arzt und Krankenwärter, zu folgen.

Don Rafaele führte ihn durch einen schmalen ziemlich langen Gang, bis sie an eine verschlossene Thür kamen, die auf Don Rafaeles Klopfen geöffnet wurde.

Wie erstaunte Edgar, als er in ein geräumiges, hell erleuchtetes Gewölbe trat, in dem sich eine zahlreiche Gesellschaft von Leuten befand, die größten Theils ein schmutziges, wildes, trotziges Ansehen hatten. Mitten stand ein Mann, der, wie der gemeinste Bauer gekleidet, mit verwildertem Haar, alle Spuren eines heimathlosen Nomadenlebens an sich tragend, doch in seinem ganzen Wesen etwas

kühnes, Ehrfurcht gebietendes hatte. Die Züge seines Gesichtes waren dabei edel, und aus seinen Augen blitzte jenes kriegerische Feuer, das den Helden verräth. Zu diesem Mann führte Don Rafaele seinen Freund hin, und kündigte ihn als den jungen tapferen Deutschen an, den er dem Feinde entrissen, und der bereit sey, den großen Kampf für die Freiheit von Spanien mit zu kämpfen. Dann sprach Don Rafaele sich zu Edgar wendend: „Ihr seht hier im Herzen von Valenzia von Feinden umlagert den Heerd, auf dem ewig das Feuer geschürt wird, dessen unlöschbare Flammen immer mit verdoppelter Kraft auflodernd, den verruchten Feind vertilgen sollen, in der Zeit, wenn er, durch sein trügerisches Waffenglück kühn und sicher geworden, schwelgen wird in trotzigem Uebermuth. Ihr befindet Euch in den unterirdischen Gewölben des Franziskaner-Klosters. Auf hundert, jeder Arglist verborgenen Schleichwegen kommen hier die Häupter der Tapfern zusammen, und ziehen dann wie aus einem Brennpunkt schießende Strahlen hinaus nach allen Enden, um den verrätherischen Fremdlingen, selbst nach durch Uebermacht erzwungenen Siegen, Tod und Verderben zu bereiten. Wir betrachten Euch, Don Edgar, als der Unsrigen einen. Nehmt Theil an der Glorie unserer Unternehmungen!"

Empecinado — niemand anders als das berühmte Haupt der Guerillas war jener Mann in Bauerntracht, Empecinado, dessen unerschrockene Kühnheit bis zum mährchenhaften Wunder stieg, der wie der unvernichtbare Geist der Rache selbst allen Anstrengungen der Feinde Trotz bot, und plötzlich, wenn er spurlos verschwunden schien, mit verdoppelter Stärke hervorbrach, der in dem Augenblick, als die Feinde die vollkommene Niederlage seiner Haufen verkündeten, vor den Thoren von Madrid erschien, und den Afterkönig in Todesschrecken setzte — also Empecinado reichte Edgarn die Hand, und redete zu ihm mit begeisterten Worten.

Man führte jetzt einen Jüngling gebunden herbei. Auf seinem todtbleichen Antlitz lagen alle Spuren trostloser Verzweiflung, er schien zu beben, nur mit Mühe sich aufrecht zu erhalten, als man ihn hinstellte vor Empecinado. Der durchbohrte ihn schweigend mit seinem Flammenblick, und begann endlich mit einer fürchterlichen, herzzermalmenden Ruhe: „Antonio! Ihr steht in Eintracht mit dem Feinde, Ihr wart mehrmals zu ungewöhnlichen Stunden bei Suchet, Ihr

habt unsre Waffenplätze in der Provinz Cuenca verrathen wollen!“ „Es ist so,“ erwiederte Antonio mit einem schmerzlichen Seufzer, ohne das gesenkte Haupt empor zu richten. „Ist es möglich?“ rief nun Empecinado im wilden Zorn aufbrausend, „ist es möglich, daß Du ein Spanier bist, daß das Blut Deiner Vorfahren Dir in den Adern rinnt? War Deine Mutter nicht die Tugend selbst? wäre der leiseste Gedanke, daß sie die Ehre ihres Hauses hätte beflecken können, nicht verruchter Frevel: ich würde glauben, du seyst ein Bastard aus dem Samen des verworfensten Volks der Erde entsprossen! Du hast den Tod verdient. Mache dich gefaßt zu sterben!“ Da stürzte Antonio ganz Jammer und Verzweiflung hin zu Empecinados Füßen, indem er laut schrie: „Oheim — Oheim! glaubt Ihr denn nicht, daß alle Furien der Hölle meine Brust zerfleischen? Habt Barmherzigkeit, habt Mitleiden! Bedenkt, daß die Arglist des Teufels oft alles vermag! — Ja, Oheim, ich bin ein Spanier, laßt mich das beweisen! — Seyd barmherzig, vergönnt, daß ich die Schande, die Schmach, die die verruchtesten Künste der Hölle über mich gebracht, tilge, daß ich Euch, daß ich den Brüdern gereinigt erscheinen möge! — Oheim, Ihr versteht mich, Ihr wißt, warum ich Euch anflehe!“

Empecinado schien durch des Jünglings Flehen erweicht. Er hob ihn auf und sprach sanft: „Du hast Recht, die Arglist des Teufels vermag viel. Deine Reue ist wahr, muß wahr seyn. Ich weiß, warum du flehst, ich verzeihe dir, Sohn der geliebten Schwester! komm an meine Brust.“ Empecinado löste selbst die Bande des Jünglings, schloß ihn in seine Arme, und reichte ihm dann den Dolch, den er am Gürtel trug. „Habe Dank,“ schrie der Jüngling, küßte Empecinados Hände, benetzte sie mit Thränen, hob den Blick betend gen Himmel, stieß sich den Dolch tief in die Brust, und sank lautlos zusammen. Den kranken Edgar erschütterte der Auftritt dermaßen, daß er sich der Ohnmacht nahe fühlte. Pater Eusebio brachte ihn zurück in sein Gewölbe.

Als einige Wochen vergangen, glaubte Don Rafaele Marchez seinen Freund ohne Gefahr aus seinem Kerker, in dem er nicht genesen konnte, befreien zu dürfen. Er brachte ihn zur Nachtzeit herauf, in ein einsames Zimmer, dessen Fenster in eine ziemlich entlegene Straße hinausgingen, und warnte ihn, wenigstens den Tag über nicht aus der Thüre zu treten, der Franzosen halber die im Hause einquartiert seyen.

Selbst wußte Edgar nicht, woher die Lust kam, die ihn eines Tages anwandelte, auf den Corridor hinauszugehen. In demselben Augenblick, als er aus dem Zimmer trat, öffnete sich aber die Thür gegenüber, und ein französischer Offizier trat ihm entgegen.

„Freund Edgar, welches Geschick bringt Euch hierher? Seyd tausendmal willkommen!“ so rief der Franzose, stürzte auf ihn zu, umarmte ihn voller Freude. Edgar hatte augenblicklich den Obrist La Combe von der kaiserlichen Garde erkannt. Der Zufall hatte den Obristen gerade in der verhängnißvollsten Zeit der tiefen Erniedrigung des deutschen Vaterlandes in das Haus des Oheims geführt, bei dem Edgar, als er die Waffen ablegen müssen, sich aufhielt. La Combe war im südlichen Frankreich geboren. Durch seine unzweideutige Gutmüthigkeit, durch die, seiner Nation sonst eben nicht eigene Zartheit, womit er die tief Verletzten zu behandeln wußte, gelang es ihm den Widerwillen, ja den unversöhnlichen Haß, der in Edgars Innerm gegen die übermüthigen Feinde festgewurzelt, zu überwinden, und zuletzt durch einige Züge, die La Combes wahrhaft edlen Sinn außer Zweifel setzten, seine Freundschaft zu gewinnen. „Edgar, wie kommst du hieher nach Valenzia?“ rief der Obrist. Man kann denken wie sehr Edgar in Verlegenheit gerieth; er vermochte nicht zu antworten. Der Obrist sah ihn starr an, und sprach dann ernst: „Ha! ich weiß, was dich her gebracht. Du hast deinem Haß Luft gemacht, du hast das Schwert der Rache gezückt für die vermeintliche Freiheit eines wahnsinnigen Volks — und — ich kann dir das nicht verdenken. Ich müßte deine Freundschaft nicht für ächt halten, wenn du etwa glauben solltest, ich könnte dich verrathen. Nein, mein Freund! nun ich dich gefunden, bist du erst in voller Sicherheit. Denn wisse, du sollst von nun an kein anderer seyn, als der reisende Geschäftsführer eines deutschen Handelshauses in Marseille, den ich längst gekannt, und damit gut!“ So sehr es Edgarn peinigte, La Combe ruhte nicht, bis er seine Klause verließ, und mit ihm die bessern Zimmer bezog, die Don Rafaele Marchez ihm eingeräumt.

Edgar eilte den mißtrauischen Spanier von dem ganzen Hergang der Sache, von dem Verhältniß mit La Combe, zu unterrichten. Don Rafaele begnügte sich ernst und trocken zu erwiedern: „In der That, das ist ein sonderbarer Zufall!“

Der Obrist fühlte Edgars Lage ganz; indessen konnte er doch

den seiner Nation eigenthümlichen Sinn, dem lebendiges Bewegen in Lust und zerstreuendem Vergnügen als die tiefste Herzenswunde heilend erscheint, nicht verläugnen. So kam es, daß der Obrist mit dem Marseiller Kaufmann Arm in Arm täglich in der Alameda spazierte, ihn fortriß in die lustigen Gelage der bis zum tollen Uebermuth leichtsinnigen Kameraden.

Edgar bemerkte wohl, wie ihn manche seltsame Gestalten mit mißtrauischen Blicken verfolgten, und es fiel ihm nicht wenig aufs Herz, als er, mit dem Obristen in eine Posada eintretend, ganz deutlich hinter sich zischeln hörte: „aqui esta el traidor!“ (da ist der Verräther).

Don Rafaele wurde immer kälter und einsilbiger gegen Edgar, bis er zuletzt sich gar nicht mehr sehen, und ihm sagen ließ, er könne von nun an, statt daß er sonst mit ihm allein gegessen, mit dem Obristen La Combe speisen.

Eines Tages, als der Dienst den Obristen abgerufen, und Edgar sich allein in dem Zimmer befand, klopfte es leise an der Thür und Pater Eusebio trat herein. Eusebio fragte nach Edgar's Gesundheit, und sprach dann von allerlei gleichgültigen Dingen, bis er plötzlich inne hielt, und Edgarn tief ins Auge blickte, dann rief er tief bewegt: „Nein Don Edgar! Ihr seyd kein Verräther! Es ist des Menschen Natur, daß er im wachen Traum, im bethörenden Wahnsinn des Fiebers, wenn der Lebensgeist im harten Kampf begriffen mit der irdischen Hülle, wenn die stärker gespannten Fibern nicht mehr den fortbrausenden Gedanken zu hemmen vermögen — ja — daß er dann sein Innerstes zu erschließen gezwungen! Wie oft hab' ich, Don Edgar, an Eurem Lager Nächte durchwacht, wie oft habt Ihr mich unbewußt in Eure tiefste Seele blicken lassen! Nein, Don Edgar, Ihr könnt kein Verräther seyn. Aber seht Euch vor — seht Euch vor!“ Edgar beschwor Eusebio ihm zu sagen, welcher Verdacht auf ihm laste, welche Gefahr ihm drohe. „Nicht verhehlen,“ sprach Eusebio, „nicht verhehlen will ich Euch, daß Euer Umgang mit dem Obristen La Combe und seinen Gefährten Euch verdächtig gemacht hat, daß man fürchtet, Ihr könntet, wenn auch nicht aus bösem Willen, doch im fröhlichen Uebermuth bei irgend einem lustigen Gelage, wenn Ihr zu viel des starken spanischen Weins genossen, die Geheimnisse dieses Hauses verrathen, in die Euch Don Rafaele eingeweiht. Ihr seyd

allerdings in einiger Gefahr! Doch," fuhr Eusebio, da Edgar nachdenklich schwieg, nach einer Weile mit niedergesenktem Blicke fort, „doch giebt es ein Mittel Euch aller Gefahr zu entreißen, Ihr dürft Euch nur dem Franzosen ganz in die Arme werfen, er wird Euch fortschaffen aus Valenzia." „Was sagt Ihr?" fuhr Edgar heftig auf, „Ihr vergeßt, daß ich ein Deutscher bin! Nein, lieber vorwurfsfrei sterben, als Rettung suchen in elender Schmach!" „Don Edgar!" rief der Mönch begeistert, „Don Edgar, Ihr seyd kein Verräther!" Dann drückte er Edgarn an die Brust, und verließ mit Thränen in den Augen das Zimmer.

Noch in derselben Nacht, Edgar war einsam geblieben, der Obrist nicht zurückgekehrt, hörte Edgar Tritte sich nähern, und Don Rafaels Stimme rief: „Macht auf, Don Edgar, macht auf!" Als Edgar öffnete, stand Don Rafaele vor ihm, mit einer Fackel in der Hand, neben ihm Pater Eusebio. Don Rafaele lud Edgarn ein ihm zu folgen, da er einer wichtigen Berathung im Gewölbe des Franziskaner Klosters beiwohnen müsse. Schon waren sie im unterirdischen Gange, Don Rafaele schritt mit der Fackel voraus, als Eusebio Edgarn leise zuflüsterte: „O Gott, Don Edgar, Ihr geht zum Tode, Ihr könnet nicht mehr entrinnen!"

Edgar hatte in manchem mörderischen Kampf sich fröhlichen Todesmuth erhalten, doch hier mußte ihn wohl alle Bangigkeit, aller Schrecken des Meuchelmords, der auf ihn wartete, durchbeben, so daß ihn Eusebio mit Mühe aufrecht erhielt. Und doch gelang es ihm, da der Gang noch weit, nicht allein Fassung zu gewinnen, sondern auch zum festen Entschluß zu kommen, der ihn zum gefährlichen Spiel bestimmte. Als die Thüren des Gewölbes sich öffneten, erblickte Edgar den furchtbaren Empecinado, aus dessen Augen Wuth und Rache blitzten. Hinter ihm standen mehrere Guerillas und einige Franziskaner Mönche. Nun ganz ermuthigt, trat Edgar keck und fest dem Haupt der Guerillas entgegen, und sprach ernst und ruhig: „Es schickt sich sehr gut, daß ich Euch heute zu Gesicht bekomme, Don Empecinado, schon wollt' ich Don Rafaele ein Gesuch vortragen, dessen Gewährung ich nun von Euch selbst einholen kann. Ich bin — Pater Eusebio, mein Arzt und treuer Pfleger wird es mir bezeugen — nun ganz genesen, ich fühle mich ganz erkräftigt, und vermag die langweilige Ruhe meines Aufenthalts unter verhaßten Feinden nicht län-

ger zu ertragen. Ich bitte Euch, Don Empecinado, laßt mich auf den Euch bekannten Schleichwegen hinausbringen, damit ich zu Euern Haufen stoße, und Thaten vollbringe, nach denen meine ganze Seele dürstet." „Hm," erwiederte Empecinado, mit beinahe hämischem Ton, „haltet Ihr es denn noch mit dem wahnsinnigen Volke, das lieber in den Tod gehen als der großen Nation huldigen will? haben Euch Eure Freunde nicht eines Bessern belehrt?" „Euch ist," sprach Edgar gefaßt, „Euch ist der deutsche Sinn fremd, Don Empecinado, Ihr wißt nicht, daß der deutsche Muth, der in heller reiner Naphtaflamme unauslöschbar fortbrennt, daß die deutsche felsenfeste Treue der undurchdringliche Harnisch ist, von dem alle vergifteten Pfeile der Arglist und Bosheit wirkungslos abprallen. Ich bitte Euch nochmals, Don Empecinado, laßt mich hinaus ins Freie, damit ich die gute Meinung bewähre, die ich wohl schon verdient zu haben glaube." Empecinado blickte Edgarn verwundert an, während ein dumpfes Murmeln durch die Versammlung lief. Don Rafaele wollte mit Empecinado sprechen, er wies ihn zurück, näherte sich Edgarn, faßte seine Hand und sprach bewegt: „Ihr waret wohl heute zu etwas Anderm berufen — doch — Don Edgar! denkt an Euer Vaterland! die Feinde, die es in Schmach versenkten, stehen auch hier vor Euch; denkt daran, daß zu dem Phönix, der mit leuchtendem Gefieder aus den Flammen emporsteigen wird, die hier gen Himmel lodern, auch Eure deutschen Brüder aufblicken werden, so daß dann die Verzweiflung glühende Sehnsucht werden muß, Todesmuth und Todeskampf gebährend." „Ich habe," erwiederte Edgar sanft, „ich habe das Alles bedacht, ehe ich mein Vaterland verließ, um mein Blut für Eure Freiheit zu verspritzen, mein ganzes Wesen löste sich auf in Racheburst, als Don Baldassare de Luna sterbend in meinen Armen lag." „Ist es Euch," rief nun Empecinado wie plötzlich im Zorn auflodernd, „ist es Euch Ernst, so müßt Ihr noch in dieser Nacht fort — in diesem Augenblick — Ihr dürft nicht mehr zurück in Don Rafaele's Haus." Edgar erklärte, daß dies eben sein Wunsch sey, und sogleich wurde er von einem Mann, der Isidor Mirr geheißen, später sich zu einem Haupt der Guerillas emporschwang, und dem Pater Eusebio fortgebracht.

Nicht herzlich genug konnte auf dem Wege der gute Eusebio Edgarn seine Theilnahme an seiner Rettung versichern. „Der Him-

mel," sprach er, „nahm sich Eurer Tugend an, und senkte den Muth in Eure Brust, der mir als ein göttliches Wunder erschien." Viel näher vor Valenzia, als geahnt worden, als der Feind wohl träumen mochte, fand Edgar den ersten Haufen Guerillas, dem er sich anschloß.

Ich schweige von Edgars kriegerischen Abentheuern, die manchmal einem ritterhaften Fabelbuch entlehnt scheinen möchten, und komme gleich zu dem Augenblick, als Edgar ganz unverhofft den Don Rafaele Marchez unter den Guerillas erblickte. „Man hat Euch wirklich Unrecht gethan, Don Edgar," sprach Don Rafaele. Edgar drehte ihm den Rücken.

So wie die Dämmerung einbrach, gerieth Don Rafaele in eine Unruhe, die immer mehr und mehr stieg, bis zur qualvollsten Angst. Er lief hin und her, stöhnte, seufzte, hob die Hände gen Himmel, betete. „Was ist dem Alten?" fragte Edgar. „Es ist ihm gelungen," erwiederte Isidor Mirr, „nachdem er selbst sich fortgeschlichen, seine besten Habseligkeiten aus Valenzia zu retten und auf Maulthiere laden zu lassen, die erwartet er in dieser Nacht und mag wohl Böses fürchten." Edgar wunderte sich über Don Rafaele's Geiz, der ihn alles Uebrige vergessen zu lassen schien. Es war Mitternacht, der Mond leuchtete hell durch das Gebirge, als man aus der Schlucht herauf ein starkes Schießen vernahm. Bald hinkten schwer verwundete Guerillas hinan, welche verkündeten, daß der Trupp, der Don Rafaele's Maulthiere geführt, ganz unerwartet von französischen Jägern überfallen worden sey. Beinahe alle Kameraden wären niedergemacht, die Maulthiere schon in des Feindes Gewalt. „Heiliger Gott, mein Kind, mein armes unglückliches Kind!" So kreischte Don Rafaele auf, und sank besinnungslos zu Boden.

„Was ist da zu thun?" rief Edgar laut, „auf — auf — Brüder, hinab in die Schlucht — hinab, den Tod unserer Tapfern zu rächen, den Hunden die gute Beute aus den Zähnen zu reißen." „Der brave Deutsche hat Recht!" rief Isidor Mirr, „der brave Deutsche hat Recht!" erscholl es rings umher, und hinab in die Schlucht ging es wie brausender Gewittersturm!

Nur noch wenige Guerillas wehrten sich im Todesmuth der Verzweiflung. Mit dem Schrei: „Valenzia!" stürzte sich Edgar in den dicksten Haufen der Feinde, und mit dem todverkündenden Gebrüll

blutdürstiger Tiger stürzten die Guerillas ihm nach, stießen den von jähem Todesschreck gelähmten Feinden ihre Dolche in die Brust, schlugen sie nieder mit den Büchsenkolben. Die schnell Entrinnenden trafen wohlgezielte Schüsse. Das waren die Valenzier, die die Kürassiere des General Moncey auf dem Marsche einholten, ihnen in die Flanke sprangen, sie, ehe ihnen die Besinnung kam, mit Dolchstößen niedermachten, und Meister der Waffen und Pferde zurückkehrten in ihre Schlupfwinkel.

Schon war alles entschieden, als Edgar aus dem tiefsten Dickicht heraus ein durchdringendes Geschrei vernahm; schnell eilte er hin, und gewahrte, wie ein kleiner Mensch, den Zügel des Maulthiers, das hinter ihm stand, zwischen den Zähnen, mit einem Franzosen rang. In demselben Augenblick, ehe noch Edgar hervor gekommen, stieß der Franzose den Kleinen mit einem Dolch, den er ihm wahrscheinlich entwunden, nieder, und wollte nun das Maulthier fortzerren, tiefer in den Wald hinein. Edgar schrie laut auf, der Franzose schoß, fehlte, Edgar rannte ihm sein Bajonett durch den Leib. Der Kleine winselte. Edgar hob ihn auf, machte mit Mühe den Zügel los, in den er krampfhaft gebissen, und wurde nun erst, als er ihn auf das Maulthier legen wollte, gewahr, daß eine verhüllte Gestalt darauf saß, die niedergebeugt den Hals des Thieres umklammert hatte und leise wimmerte. Hinter dem Mädchen, das war die Gestalt, der Stimme nach zu urtheilen, legte nun Edgar den kleinen wunden Menschen, faßte die Zügel des Maulthiers, und so gings hinauf zu dem Waffenplatz, wo Isidor Mirr, da sich kein Feind mehr spüren lassen, mit den Kameraden schon angekommen.

Man hob den Kleinen, der ohnmächtig geworden vom Blutverlust, unerachtet die Wunde nicht tödtlich schien, und dann das Mädchen hinab von dem Maulthiere. Aber in dem Augenblick stürzte Don Rafaele ganz außer sich, laut schreiend: „mein Kind — mein süßes Kind!“ herbei. Er wollte die Kleine, kaum acht bis zehn Jahre schien das Mädchen alt zu sein, in seine Arme schließen, doch als nun der helle Fackelglanz Edgarn ins Gesicht leuchtete, fiel er plötzlich diesem zu Füßen, und rief: „O Don Edgar, Don Edgar, vor keinem Sterblichen hat sich dieses Knie gebeugt, aber Ihr seyd kein Mensch, Ihr seyd ein Engel des Lichts, gesandt mich zu retten vor tödtendem Gram, trostloser Verzweiflung! O Don Edgar, hämisches Mißtrauen

wurzelte in dieser unheilbrütenden Brust! O fluchwürdiges Unternehmen, Euch, den Edelsten der Menschen, Ehre und Muth im treuesten Herzen, stürzen zu wollen in schmachvollen Tod! Stoßt mich nieder, Don Edgar, nehmt blutige Rache an mir Elendem! Niemals könnt Ihr vergeben, was ich that."

Edgar im vollen Bewußtsein, nichts mehr vollbracht zu haben, als was Pflicht und Ehre geboten, fühlte sich gepeinigt von Don Rafaele's Betragen. Er suchte ihn auf alle nur mögliche Weise zu beschwichtigen, welches ihm endlich mit Mühe gelang.

Don Rafaele erzählte, daß der Obrist La Combe ganz außer sich gewesen über Edgars Verschwinden, daß er geschehenes Unheil ahnend im Begriff gestanden, das ganze Haus durchwühlen, und ihn, den Don Rafaele, selbst zur Haft bringen zu lassen. Dies habe ihn genöthigt zu fliehen, und nur den Bemühungen der Franziskaner sey es gelungen auch die Tochter, den Diener, und manches dessen er bedurfte herauszuschaffen aus Valenzia.

Man hatte unterdessen den wunden Diener so wie auch Don Rafaele's Tochter weiter fortgeschafft; Don Rafaele zu alt, die kühnen Züge der Guerillas mit zu machen, sollte ihnen folgen. Beim wehmüthigen Scheiden von Edgar händigte er ihm einen Talisman ein, der ihn aus mancher dringenden Gefahr rettete. — — So endigte Euchar seine Erzählung, die die Theilnahme der ganzen Gesellschaft erregt zu haben schien.

Der Dichter, der sich von seinem Stickhusten erholt hatte und wieder hereingetreten war, meinte, daß in Edgar's spanischen Abentheuern viel guter Tragödienstoff enthalten, nur wünsche er einen geziemlichen Zusatz von Liebe und einen tüchtigen Schluß, einen honnetten Mord, hinlänglichen Wahnsinn, Schlagfluß oder sonst dergleichen. „Ach ja, Liebe!" sprach ein Fräulein, indem sie verschämt erröthete; „ein hübsches Liebesabentheuer fehlte Ihrer sonst sehr artigen Erzählung, lieber Baron." „Habe ich," erwiederte Euchar lächelnd, „habe ich denn aber, meine Gnädige, einen Roman auftischen wollen? waren es nicht die Schicksale meines Freundes Edgar, von denen ich sprach, und dessen Leben in den wilden Gebirgen Spaniens war leider ganz arm an Abentheuern der Art. „Ich glaube," murmelte Viktorine dumpf vor sich hin, „ich glaube diesen Edgar zu kennen, der arm geblieben, weil er die reichste Gabe verschmähte."

Keiner war aber so in Enthusiasmus gerathen, als Ludwig. Der rief überlaut: „Ja ich kenne sie, die verhängnißvolle Profecia del Pirineo des göttlichen Don Juan Baptista de Arriaza! O — sie goß Flammen in mein Inneres, ich wollte hin nach Spanien, wollte in den heißen Kampf treten, hätt' es nur im Zusammenhange der Dinge gelegen. Ha! ich kann mich ganz in Edgars Lage versetzen, wie hätte ich in dem fatalen Augenblick im Franziskaner-Gewölbe zu dem furchtbaren Empecinado gesprochen!" Ludwig begann nun eine Rede, die so pathetisch war, daß Alles in Erstaunen gerieth, und nicht genug Ludwigs Muth, seine heroische Entschlossenheit bewundern konnte. „Aber es lag nicht im Zusammenhange der Dinge," unterbrach ihn die Präsidentin, „doch mag es in diesem Zusammenhange liegen, oder vielmehr sich wohl schicken, daß ich eben heute meinen lieben Gästen eine Unterhaltung zugedacht, die der Erzählung unsers Euchar einen ganz charakteristischen erheiternden Schluß gibt."

Die Thüren öffneten sich, herein trat Emanuela, und hinter ihr der kleine verwachsene Biagio Cubas, mit der Chitarre in den Händen, sich auf seltsame Weise verbeugend. Doch mit jener unbeschreiblichen Anmuth, die die Freunde Ludwig und Euchar schon im Park bewundert, trat Emanuela in den Kreis, verbeugte sich, und sprach mit holder süßer Stimme, daß sie gekommen, vor der Gesellschaft ein Talent zu zeigen, das vielleicht nur durch seine Fremdartigkeit ergötze.

Das Mädchen schien seit den wenigen Tagen, da die Freunde sie sahen, größer, reizender, vollendeter im Wuchs geworden zu seyn, auch war sie sehr sauber, beinahe reich gekleidet. „Nun kannst du," zischelte Ludwig dem Freunde ins Ohr, während Cubas unter hundert sehr possierlichen Geberden die Anstalten zum Fandango zwischen neun Eiern traf, „nun kannst du ja deinen Ring wieder fordern!" „Hasenfuß," erwiederte dieser, „du siehst ihn ja an meinem Finger, ich hatte ihn mit dem Handschuh abgestreift, und fand ihn eben in dem Handschuh noch denselben Abend wieder." Emanuela's Tanz riß Alles hin, denn niemand hatte ähnliches jemals gesehen. Während Euchar den ernsten Blick unabgewandt auf die Tänzerin richtete, brach Ludwig los in laute Ausrufe des höchsten Entzückens. Da sprach Viktorine, neben der er saß, ihm ins Ohr: „Heuchler, Sie wagen es, mir von Liebe vorzureden, und sind verliebt in das kleine trotzige Ding, in die spanische Seiltänzerin? Wagen Sie es nicht mehr sie

anzuschauen.“ Ludwig wurde nicht wenig verlegen über Viktorinens ungeheure Liebe zu ihm, die so ohne alle vernünftige Ursache aufflammen konnte in Eifersucht. „Ich bin sehr glücklich,“ lispelte er vor sich selbst hin, „aber es genirt.“

Nachdem der Tanz geendigt, nahm Emanuela die Chitarre und begann spanische Romanzen heitern Inhalts. Ludwig bat, ob es ihr nicht gefallen wolle, jenes hübsche Lied zu wiederholen, das sie seinem Freunde Euchar vorgesungen; Emanuela begann sogleich:

Laurel immortal al gran Palafox etc.

Immer glühender wurde ihre Begeisterung, immer mächtiger ihrer Stimme Klang, immer stärker rauschten die Akkorde. Endlich kam die Strophe, die des Vaterlandes Befreiung verkündet, da fiel ihr strahlender Blick auf Euchar, ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen, sie sank nieder auf die Knie. Schnell sprang die Präsidentin hinzu, hob das Mädchen auf, sprach: „Nicht weiter, nicht weiter, mein süßes holdes Kind!“ führte sie zum Sopha, küßte sie auf die Stirne, streichelte ihr die Wangen.

„Sie ist wahnsinnig, sie ist wahnsinnig!“ rief Viktorine Ludwigen in's Ohr; „du liebst keine Wahnsinnige — nein! — sag' es mir, sag' es mir gleich auf der Stelle, daß du keine Wahnsinnige zu lieben vermagst!“ „Ach Gott, nein nein!“ erwiederte Ludwig ganz erschrocken. Er konnte sich in den Ausbruch der heftigsten Liebe Viktorinens gar nicht recht finden.

Während die Präsidentin Emanuelen süßen Wein und Bikuit einnöthigte, damit sie sich nur erhole, wurde auch der wackre Chitarrist Biagio Cubas, der in einer Ecke des Zimmers niedergesunken war, und sehr geschluchzt hatte, mit einem tüchtigen Glase echten Xeres bedient, das er mit einem fröhlichen: „Donna, viva insted mil annos!“ bis auf den letzten Tropfen leerte.

Man kann denken, daß die Frauen nun herfielen über Emanuele, und sie mit Fragen bestürmten, nach ihrem Vaterlande, ihren Verhältnissen u. s. w. Die Präsidentin fühlte die peinliche Lage des Mädchens zu sehr, um sie nicht gleich daraus zu befreien, dadurch, daß sie den festgeschlossenen Kreis in mancherlei Wirbel aufzulösen wußte, in denen sich nun alle, selbst die Piquettspieler drehten. Der Konsistorial-Präsident meinte, die kleine Spanierin sey ein schmuckes allerliebstes Ding, nur ihr verwünschtes Tanzen sey ihm in die Beine

gefahren, und ihm manchmal so schwindlig zu Muthe geworden, als ländre mit ihm der leidige Satan. Das Singen sey dagegen ganz was Apartes gewesen, und habe ihn sehr ergötzt.

Graf Walther Puck war andrer Meinung. Er verachtete Emanuelens Gesang, da ihm das Trillo gemangelt, und rühmte dagegen höchlich ihren Tanz, den er, wie er sich ausdrückte, ganz delizиös gefunden. Er bezog sich darauf, daß er sich auf so etwas sehr gut verstehe, da er sonst es dem besten Balletmeister gleich gethan. „Kannst du," sprach Graf Walther Puck, „kannst du es dir vorstellen, Bruder Konsistorial-Präsident, daß ich, als ein juveniler Ausbund aller Geschwindigkeit und Stärke, den Fiocco sprang, und mit dem zartesten der Beine ein neun Fuß über meiner Nasenspitze aufgehängtes Tambourin hinabschlug? Und was den Fandango zwischen Eiern betrifft, so hab' ich tanzend oft mehr Eier zerstampft, als sieben Hennen des Tages legen konnten." „Alle Teufel, das waren Kunststücke!" schrie der Konsistorial-Präsident. „Und da," fuhr der Graf fort, „der gute Cochenille sehr amön das Flageolet bläst, so tanze ich noch zuweilen ausgelassen nach seinem Pfeiflein, wiewohl nur in meinem Zimmer ganz insgeheim." „Das glaub' ich," rief der Konsistorial-Präsident laut lachend, „das glaub' ich, Bruder Graf!" Unterdessen war Emanuele mit ihrem Eubas verschwunden.

Als die Gesellschaft sich trennen wollte, sprach die Präsidentin: „Freund Euchar! ich wette, Sie wissen noch mehr Interessantes von Ihrem Freunde Edgar! Ihre Erzählung war ein Bruchstück, das uns alle so gespannt hat, daß wir eine schlaflose Nacht haben werden. Nicht länger als bis morgen Abend gönne ich Ihnen Frist uns zu beruhigen. Wir müssen mehr erfahren von Don Rafaele, Empecinado, den Guerillas, und ist es möglich, daß Edgar sich verlieben kann, so halten Sie damit nicht zurück." „Das wäre herrlich!" rief es von allen Seiten, und Euchar mußte versprechen, sich am folgenden Abend mit dem zur Ergänzung seines Bruchstücks nöthigen Material einzufinden.

Auf dem Heimwege konnte Ludwig nicht genug von Viktorinens bis an Wahnsinn gränzender Liebe zu ihm sprechen. „Aber," rief er, „sie hat mir durch ihre Eifersucht mein eignes Innres aufgeschlossen, ich habe einen tiefen Blick hinein gethan, und gefunden, daß ich Emanuelen unaussprechlich liebe. Ich werde sie aufsuchen, ihr

meine Liebe gestehen — sie an mein Herz drücken!" „Thue das, mein Kind," erwiederte Euchar gelassen.

Als am andern Abend die Gesellschaft bei der Präsidentin versammelt, verkündigte sie mit Bedauern, daß Baron Euchar ihr geschrieben, wie ihn ein unvorhergesehenes Ereigniß genöthigt plötzlich abzureisen, weshalb er die Ergänzung des Bruchstücks bis zu seiner Rückkunft verschieben müsse.

Euchar's Rückkehr. Scenen einer durchaus glücklichen Ehe. Beschluß der Geschichte.

Zwei Jahre mochten vergangen seyn, als vor dem goldnen Engel, dem vornehmsten Wirthshause in W., ein stattlicher, schwer bepackter Reisewagen hielt, aus dem ein junger Mann, eine verschleierte Dame und ein alter Herr stiegen. Ludwig kam gerade des Weges und konnte nicht unterlassen, stehen zu bleiben und die Ankömmlinge mit der Lorgnette zu betrachten. In dem Augenblick drehte sich der junge Mann um und stürzte mit dem Ausruf: „Ludwig, mein Ludwig, sey mir tausendmal gegrüßt," Ludwigen in die Arme. —

Der war aber nicht wenig verwundert, so ganz unerwartet seinen Freund Euchar wieder zu sehen. Denn Niemand anders war der junge Mann, der aus dem Reisewagen gestiegen. „Bester," sprach Ludwig, „wer ist denn die verschleierte Dame, wer der alte Herr, der mit dir gekommen? — Alles erscheint mir so seltsam und — da kommt ja noch ein Packwagen heran und auf ihm sitzt — hilf Himmel! — seh' ich recht?" —

Euchar nahm Ludwigen unter den Arm, führte ihn einige Schritte über die Straße fort und sprach: „Du wirst alles zu seiner Zeit erfahren, geliebter Freund, aber für jetzt sage mir nur, was mit dir vorgegangen? — Du siehst leichenblaß aus, das Feuer deiner Augen ist erloschen, du bist, aufrichtig sag' ich's dir, um zehn Jahre älter geworden. Hat dich eine schwere Krankheit heimgesucht? Drückt dich sonst ein böser Kummer?" „Ach nein," erwiederte Ludwig, „ich bin vielmehr der glücklichste Mensch unter der Sonne und führe ein wahres Schlaraffenleben in lauter Liebe und Lust. Denn wisse, seit länger als einem Jahr hat mir die himmlische Viktorine ihre zarte liebe Hand gereicht. Dort das schöne Haus mit den hellen Spiegelfenstern ist meine Residenz, und du könntest nichts gescheidteres thun, als gleich

mit mir kommen, und mich besuchen in meinem irdischen Paradiese. Wie wird sich mein gutes Weib freuen, dich wieder zu sehen. Ueberraschen wir sie!" Euchar bat nur um Frist, die Kleider zu wechseln, und versprach dann zu kommen, und zu vernehmen, wie sich alles zu Ludwig's Glück gefügt.

Ludwig empfing den Freund unten an der Treppe, und bat so leise als möglich aufzutreten, da Viktorine häufig, und jetzt eben stärker, an nervösen Kopfschmerzen leide, die sie in solch reizbaren Zustand versetzten, daß sie die leisesten Tritte im Hause vernehme, unerachtet ihre Gemächer im entferntesten Theile des Flügels befindlich. Beide schlichen nun sachte über die mit Decken belegten Stufen durch den Corridor, und in Ludwig's Zimmer hinein. Nach herzlichen Ergießungen der Freude, des Wiedersehens zog Ludwig an der Schelle, rief aber auch gleich: „Gott! — Gott! was hab' ich gethan — ich Unglücklicher!" und hielt beide Hände vor's Gesicht. Es dauerte auch nicht lange, so stürzte ein schnippisches Ding von Kammermädchen hinein, und schrie Ludwigen mit gemeinem kreischenden Ton an: „Herr Baron, was fangen Sie an? wollen Sie die arme Frau Baronin tödten, die schon in Krämpfen liegt?" „Ach Gott," lamentirte Ludwig, „bestes Nettchen, in der Freude hab' ich nicht daran gedacht! Nun — hier der Herr Baron, mein bester Herzensfreund ist angekommen — seit Jahren haben wir uns nicht gesehen — ein alter intimer Freund deiner Frau — bitte sie, flehe sie an, daß sie vergönne ihn ihr vorzustellen. Thue das, bestes Nettchen!" Ludwig drückte ihr Geld in die Hand, und sie verließ mit einem schnippischen: „ich will sehen, was zu machen ist," das Zimmer.

Euchar, der hier einen Auftritt sah, wie er sich nur zu oft im Leben begiebt, und daher in hundert Romanen und Komödien aufgetischt wird, hatte seine besonderen Gedanken über des Freundes häusliches Glück. Er fühlte mit Ludwig die Pein des Moments, und begann sich nach gleichgültigen Dingen zu erkundigen. Ludwig ließ sich aber gar nicht darauf ein, sondern meinte, es sey ihm doch gar zu merkwürdig in der Zwischenzeit ergangen, und das müsse er erzählen.

„Du erinnerst," begann er, „du erinnerst dich gewiß jenes Abends bei der Präsidentin Vehs, als du die Geschichte aus dem Leben deines Freundes Edgar erzähltest. Du erinnerst dich auch, wie dann

Viktorine in Eifersucht erglühte, und ihr von Liebe zu mir entflammtes Herz ganz und gar erschloß. Und ich Thor, ich gestand dir's ja, ich Thor verliebte mich sehr in die kleine spanische Tänzerin, und las wohl in ihren Blicken, daß ich nicht hoffnungslos liebe. Du wirst bemerkt haben, daß, als siebe im Schluß des Fandango die Eier in eine Pyramide zusammen schob, die Spitze dieser Pyramide mir, der ich gerade in der Mitte des Kreises hinter dem Stuhle der Vehs stand, zugerichtet war. Nun, konnte sie besser ausdrücken, wie sehr ich sie interessire? Ich wollte den andern Tag das liebe Ding aufsuchen, aber es lag nicht im Zusammenhang der Dinge, daß es geschah. Ich hatte die Kleine beinahe ganz vergessen, als der Zufall —"

„Der Zusammenhang der Dinge," fiel ihm Euchar in's Wort.

„Nun ja wohl," sprach Ludwig weiter, „genug, ich ging einige Tage darauf durch unsern Park, vor dem Wirthshause vorüber, wo wir damals unsere kleine Spanierin zum ersten Mal sahen. Da sprang die Wirthin — du glaubst gar nicht, was die gute Frau, die mir damals Essig und Wasser für mein wundes Knie reichte, für ein Interesse für mich gefaßt hatte — ja die Wirthin sprang auf mich zu, und fragte sehr angelegentlich, wo denn die Tänzerin mit ihrem Begleiter geblieben sey, die ihr so vielen Besuch verschafft, sie ließe sich schon seit mehreren Wochen gar nicht sehen. Ich wollte mir andern Tages alle Mühe geben zu erforschen, ob sie noch im Orte oder nicht, es lag aber nicht im Zusammenhang der Dinge, daß es geschah. Mein Herz bereute auch jetzt gar sehr die Thorheit, die ich begehen wollen, und wandte sich wieder ganz der himmlischen Viktorine zu. In ihr nur zu reizbares Gemüth war aber mein Attentat der Untreue so tief eingedrungen, daß sie mich gar nicht sehen, nichts von mir hören wollte. Der liebe Cochenille versicherte, daß sie in tiefe Melancholie verfallen, daß sie oft in Thränen ersticken wolle, daß sie ganz trostlos rufe: „Ich habe ihn verloren, ich habe ihn verloren!" Du kannst denken, welche Wirkung dies auf mich machte, wie ich ganz aufgelöst war in Schmerz über das unglückliche Mißverständniß. Cochenille bot mir seine Hülfe an, er wollte die Comtesse auf schlaue Weise von meiner wahren Gesinnung unterrichten, ihr meine Verzweiflung schildern, ihr sagen, daß ich nicht mehr derselbe sey, daß ich auf den Bällen höchstens viermal tanze, im Theater gedankenlos in die Kulissen hineinstarre, meinen Anzug vernachläßige u. s. f.

Ich ließ ihm reichlich Goldstücke zufließen und er brachte mir dafür jeden Morgen eine neue Hoffnung. Endlich ließ sich Viktorine wieder sehen. Ach wie schön sie war! O Viktorine, mein holdes, liebes, süßes Weib, die Anmuth selbst und die Güte!" —

Nettchen trat herein und kündigte Ludwigen an, daß die Frau Baronin ganz erstaunt wären über die seltsamen Einfälle, die den Herrn Baron heute bethörten. Erst klingelten Sie, als sey Feuer im Hause und dann verlangten Sie, daß die todtkranke Frau von Besuchen belästigt werden solle. Sie könne heute niemanden sehen und ließe sich bei dem fremden Herrn entschuldigen. Nettchen sah Eucharn starr in die Augen, maß ihn von Kopf bis zu Fuß und verließ dann das Zimmer.

Ludwig sah schweigend vor sich nieder und fuhr dann kleinlaut fort: Du glaubst gar nicht, mit welcher beinahe verhöhnenden Kälte mir Viktorine begegnete. Hätten nicht die früheren Ausbrüche der glühendsten Liebe mich überzeugt, daß die Kälte erheuchelt um mich zu strafen, in der That, ich wäre in manche Zweifel gerathen. Endlich wurde ihr die Verstellung zu schwer, ihr Betragen freundlicher und freundlicher, bis sie zuletzt auf einem Ball mir ihren Shawl anvertraute. Da war mein Triumph entschieden. Ich arrangirte jene verhängnißvolle Seize zum zweiten Mal, tanzte göttlich mit ihr, mit ihr der Himmlischen, flüsterte ihr auf der rechten Fußspitze balanzirend und die Holde umfangend zu: Göttliche, himmlische Comteß, ich liebe Sie unaussprechlich, ich bete Sie an — Seyen sie mein, Engel des Lichts! — Viktorine lachte mir in's Gesicht, das hielt mich aber nicht ab den andern Morgen zu schicklicher Zeit, das heißt um ein Uhr hinzugehen, mir durch meinen Freund Cochenille den Zutritt zu verschaffen und sie anzuflehen um ihre Hand. Sie sah mir schweigend in's Gesicht, ich warf mich vor ihr nieder, faßte die Hand, die mein werden sollte, bedeckte sie mit glühenden Küssen. Sie ließ das geschehen, aber es wurde mir in der That seltsam zu Muthe, als ihr ernster, starrer Blick mir wie ohne Sehkraft, als sey sie ein lebloses Bild, schien. Doch endlich traten ein Paar große Thränen ihr in die Augen, sie drückte mir die Hand so heftig, daß ich, da ich gerade einen wunden Finger, hätte aufschreien mögen, stand auf, verließ, das Schnupftuch vor dem Gesicht, das Zimmer. — Mein Glück war mir nicht zweideutig, ich eilte zum Grafen und hielt um die Tochter

an. Schön, sehr schön, allerliebst bester Baron, sprach der Graf wohlgefällig lächelnd, aber haben Sie der Gräfin schon etwas merken lassen, sind Sie geliebt? ich bin, als ein wahrer Thor, ungemein portirt für die Liebe! Ich erzählte dem Grafen, wie es sich mit der Seize begeben. Seine Augen funkelten vor Freude. „Das ist delizios, das ist ganz delizios," rief er einmal über das andere. „Wie war die Tour, bester Baronetto?" fragte er mich dann. Ich tanzte die Tour und blieb stehen in der Stellung, wie ich sie erst beschrieben. Scharmant, englischer Freund, in der That ganz scharmant, rief der Graf voll Entzücken, schellte, schrie laut zur Thür hinaus: Cochenille, Cochenille!

Als Cochenille gekommen, mußte ich ihm die Musik zu meiner Seize vorsingen, die ich selbst componirt. Nehmen Sie Ihr Flageolet zur Hand, Cochenille, und blasen Sie dasjenige, was der Herr Baron Ihnen vorgesungen. So sprach der Graf. Cochenille führte gut genug aus, was ihm geboten, ich mußte mit dem Grafen tanzen, seine Dame vorstellen und, ich hätt' es dem Alten nicht zugetraut, auf der rechten Fußspitze schwebend flüsterte er mir zu: Auserwähltester der Barone, meine Tochter Viktorine ist die Ihrige!

Die holde Viktorine zierte sich, wie das nun einmal Mädchen zu thun pflegen. Sie blieb stumm und starr, sagte nicht nein, nicht ja, und betrug sich überdem gegen mich so, daß auf's neue meine Hoffnungen sanken. Dazu kam, daß ich eben jetzt erfuhr, wie damals, als ich in der Seize die Cousine faßte statt Viktorinen, die Mädchen den heillosen Spaß verabredet hatten, um mich auf entsetzliche Weise zu mystifiziren. In der That, ich wurde ganz betrübt und wollte beinahe meinen, daß es im Zusammenhang der Dinge läge mich bei der Nase herumführen zu lassen. — Unnütze Zweifel — ehe ich mir's versah — ganz unerwartet, gerade als ich in das tiefste Leid versunken, bebte das himmlische Ja! von den süßesten Lippen! — Nun wurde ich recht gewahr, welchen Zwang sich Viktorine angethan, denn sie war nun so ausgelassen lustig und heiter, wie man sie niemals gesehen. Daß sie mir die unschuldigste Liebkosung versagte, daß ich kaum ihre Haud zu küssen wagen durfte — nun das war wohl übertriebene Sprödigkeit. Manche von meinen Freunden wollten mir zwar allerlei dummes Zeug in den Kopf setzen, der Tag vor meiner Vermählung war aber dazu bestimmt, die letzten Zweifel aus meiner Seele

zu vertilgen. — Am frühen Morgen eilte ich zu meiner Braut. Ich fand sie nicht in ihrem Zimmer. Auf ihrem Arbeitstisch liegen Papiere. — Ich werfe einen Blick darauf, es ist Viktorinens saubere, niedliche Handschrift — ich lese — es ist ein Tagebuch — o Himmel — o all' ihr Götter! jeder Tag giebt mir einen neuen Beweis, wie glühend, wie unaussprechlich mich Viktorine von jeher liebte — der kleinste Vorfall ist aufgezeichnet und immer heißt es: Du verstehst dies Herz nicht — Unempfindlicher! soll ich, im Wahnsinn der Verzweiflung alle Scham verläugnend, dir zu Füßen sinken, dir sagen, daß ohne deine Liebe mir das frische Leben Grabesnacht dünkt? — Und in diesem Ton ging es weiter fort! — Eben an dem Abende, als ich in Liebe entbrannte zur kleinen Spanierin, lese ich: Alles ist verloren — er liebt sie, nichts ist gewisser. Wahnsinniger, weißt du nicht, daß der Blick des liebenden Weibes das Innerste zu durchschauen vermag? — Ich lese das laut; in dem Augenblicke tritt Viktorine hinein, mit dem Tagebuch in der Hand stürze ich vor ihr nieder, schreie: „Nein, nein, niemals liebte ich jenes seltsame Kind, du, du allein warst mein Abgott immerdar!" — Da starrt mich Viktorine an, ruft mit einer gellenden Stimme, die mir noch in die Ohren klingt: „Unglückseliger, dich habe ich nicht gemeint!" verläßt mich schnell, in das andre Zimmer eilend. — Vermagst du dir es zu denken, daß weibliche Ziererei so weit gehen kann! —

Nettchen kam in diesem Moment und erkundigte sich im Namen der Frau Baronin, woran es denn liege, daß der Herr Baron ihr nicht den Fremden zuführe, sie warte schon eine halbe Stunde vergebens auf den ihr zugedachten Besuch. „Ein herrliches, treffliches Weib," sprach der Baron gerührt, „sie opfert sich für meine Wünsche." Euchar verwunderte sich nicht wenig, die Baronin völlig angekleidet, beinahe geputzt, anzutreffen.

„Hier bringe ich dir unsern theuern Euchar, wir haben ihn wieder!" so rief Ludwig; als aber Euchar sich der Baronin näherte, ihre Hand faßte, überfiel sie ein heftiges Zittern, und mit einem leisen: „O Gott!" sank sie ohnmächtig in den Lehnsessel.

Euchar, der die Pein des Augenblicks nicht zu ertragen vermochte, entfernte sich schnell. „Unglückseliger," sprach er zu sich selbst, „nein! du warst nicht gemeint!" Er übersah nun das grenzenlose Elend, in das Mißverständnisse der unbegreiflichen Eitelkeit den Freund gestürzt

hatten, er wußte nun, wem Viktorinens Liebe gegolten, und fühlte sich auf seltsame Weise bewegt. Jetzt erst wurde ihm mancher Moment klar, den er in seiner unbefangenen Geradheit nicht beachtet, jetzt erst durchschaute er die leidenschaftliche Viktorine ganz und gar, und begriff selbst kaum, daß er ihre Liebe nicht geahnt. Jene Momente, in denen sich Viktorinens Liebe beinahe rücksichtslos offenbarte, gingen ihm hell in der Seele auf, und er empfand lebhaft, daß gerade dann ein seltsamer unerklärlicher Widerwille gegen das schöne holde Mädchen ihn in die unmuthigste Stimmung versetzt hatte. Diesen bittern Unmuth richtete er nun gegen sich selbst, indem ihn tiefes Mitleiden für die Arme, über die ein finstrer Geist gewaltet, durchdrang.

Gerade denselben Abend war die Gesellschaft bei der Präsidentin Vehs versammelt, der Euchar vor zwei Jahren von Edgars Abentheuern in Spanien erzählt hatte. Man empfing ihn mit dem fröhlichsten Jubel, doch wie ein elektrischer Schlag traf es ihn, als er Viktorinen erblickte, die er durchaus nicht vermuthet. Keine Spur von Krankheit war an ihr zu bemerken, ihre Augen strahlten feurig wie sonst, und ein sorgfältig gewählter geschmackvoller Putz erhöhte ihre Schönheit und Anmuth. Euchar, von ihrer Gegenwart gepeinigt, schien, wie es sonst gar nicht seine Art war, gedrückt, verlegen. Viktorine wußte geschickt sich ihm zu nähern, faßte plötzlich seine Hand, zog ihn bei Seite, sprach ernst und ruhig: „Sie kennen meines Mannes System vom Zusammenhange der Dinge. Den wahren Zusammenhang unsers ganzen Seyns bilden, denk' ich, die Thorheiten, die wir begehen, bereuen, und wieder begehen, so daß unser Leben ein toller Spuk scheint, der uns, unser eigenes Ich, rastlos verfolgt, bis er uns zu Tode neckt und hetzt! — Euchar! ich weiß Alles, ich weiß, wen ich noch diesen Abend sehen werde — ich weiß, daß Sie erst heute mich verstanden haben. — Nicht Sie, nein, ein böser Geist nur brachte bittern hoffnungslosen Schmerz über mich! — Der Dämon ist gewichen in dem Augenblick, als ich Sie wieder sah! — Frieden und Ruhe über uns, Euchar!" — Ja, erwiederte Euchar gerührt, ja Viktorine, Frieden und Ruhe über uns, die ewige Macht läßt kein mißverstandenes Leben ohne Hoffnung. — Es ist nun alles vorüber und gut, sprach Viktorine, drückte eine Thräne aus dem Auge und wandte sich zur Gesellschaft.

Die Präsidentin hatte das Paar beobachtet und flüsterte nun Eucharn zu: Ich habe ihr alles gesagt, that ich Recht? Muß ich, erwiederte Euchar, muß ich mich denn nicht Allem unterwerfen?

Die Gesellschaft nahm nun, wie es wohl zu geschehen pflegt, einen neuen Anlauf zur Freude und Verwunderung über Euchars unverhoffte Rückkunft, und bestürmte ihn mit Fragen, wo er gewesen, was sich mit ihm unter der Zeit begeben.

„Eigentlich," hob jetzt Euchar an, „bin ich nur gekommen, um das vor zwei Jahren gegebene Wort zu lösen, nämlich noch manches von meines Freundes Edgar Schicksalen zu erzählen, ja jene Ezählung ordentlich abzurunden und ihr einen Schlußstein zu geben, den der Herr Dichter dort damals vermißte. Darf ich nun noch versichern, daß keine finstere Gewölbe, keine Mordthaten und dergleichen fürder vorkommen werden, ja daß dagegen nach dem Wunsche der Damen von hinlänglich romantischer Liebe die Rede seyn wird, so kann ich wohl auf einigen gerechten Beifall hoffen." Alle applaudirten sehr und rückten schnell in einen engen Kreis zusammen. Euchar nahm den Rednerstuhl ein und begann ohne weiteres.

Die seltsamen, zum Theil mährchenhaften Kriegesabentheuer, welche Edgar bestand, während er mit den Guerillas focht, übergehe ich, und bemerke nur, daß der Talisman, den ihm Don Rafaele Marchez bei dem Abschiede einhändigte, ein kleiner Ring mit geheimnißvollen Chiffern war, der ihn als einen, in die geheimsten Bündnisse Eingeweihten bezeichnete, eben daher ihm aber überall bei den Kundigen das unbedingteste Vertrauen erwarb, und ferner eine Gefahr, der ähnlich, der er in Valenzia ausgesetzt gewesen, unmöglich machte. Später begab er sich zu den englischen Truppen und focht unter Wellington. Keine feindliche Kugel traf ihn mehr, frisch und gesund kehrte er nach dem beendigten Feldzuge in sein Vaterland zurück. Den Don Rafaele Marchez hatte er weder selbst wieder gesehen, noch von seinen Schicksalen weiter etwas vernommen. Längst war Edgar in seiner Vaterstadt, als ihm eines Tages der kleine Ring des Don Rafaele, den er beständig am Finger trug, auf besondere Weise abhanden gekommen war. Den andern Morgen in aller Frühe trat ein kleiner seltsamer Mensch ins Zimmer, hielt ihm den verlornen Ring vor Augen, und fragte, ob es nicht der seinige sey. So wie Edgar dies aber freundlich bejahte, rief der Mensch ganz außer

sich auf spanisch: „O Don Edgar, Ihr seid es — Ihr seid es, es ist gar kein Zweifel mehr!“ Nun kamen Edgar des kleinen Menschen Gesichtszüge, seine Gestalt ins Gedächtniß zurück, es war Don Rafaeles treuer Diener, der mit dem Löwenmuth der Verzweiflung Don Rafaeles Kind zu retten trachtete. „Um aller Heiligen willen, Ihr seyd der Diener des Don Rafaele Marchez! ich kenne Euch wieder — wo ist er? ha! eine seltsame Ahnung will sich bewähren!“ So rief Edgar, doch der Kleine beschwor ihn nur gleich mit ihm zu gehen!

Der Kleine führte Edgarn in die entfernteste Vorstadt, stieg mit ihm herauf bis zur Bodenkammer eines elenden Hauses. Welch' ein Anblick! Siech, abgezehrt, alle Spuren des tödtenden Grams auf dem todbleichen Antlitz, lag Don Rafaele Marchez auf einem Strohlager, vor dem ein Mädchen — ein Kind des Himmels kniete! So wie Edgar eintrat, stürzte das Mädchen auf ihn zu, riß ihn hin zu dem Alten, rief mit dem Ton des inbrünstigsten Entzückens: „Vater — Vater, er ist es, nicht wahr, er ist es?“ „Ja,“ sprach der Alte, indem seine erloschenen Augen aufleuchteten, und er mühsam die gefalteten Hände zum Himmel erhob, „ja er ist es, unser Retter! — O Don Edgar, wer hätt' es gedacht, daß die Flamme, die in mir aufglühte für Vaterland und Freiheit, sich verderblich gegen mich selbst richten sollte!“ —

Nach den ersten Ausbrüchen des höchsten Entzückens, des tiefsten Schmerzes erfuhr Edgar, daß es der ausgedachtesten Bosheit der Feinde Don Rafaeles gelungen war, ihn nach hergestellter Ruhe der Regierung verdächtig zu machen, die das Verbannungsurtheil über ihn aussprach und sein Vermögen konfiszirte. Er gerieth in das tiefste Elend. Die fromme Tochter, der treue Diener ernährten ihn durch Gesang und Spiel. — Das ist Emanuele, das ist Biaggio Cubas, rief Ludwig laut und alle riefen ihm durcheinander nach: ja ja, das ist Emanuele — das ist Cubas!

Die Präsidentin gebot Ruhe, indem der Redner, wenn sich auch manches nach und nach aufzuklären scheine, doch nicht unterbrochen werden dürfe, vielmehr zum völligen Schluß der Geschichte kommen müsse. Uebrigens glaube sie zu errathen, daß Edgar, so wie er die holde Emanuele erblickt, in die glühendste Liebe gekommen. „So ist es, nahm Euchar das Wort, indem eine leichte Röthe sein Gesicht überflog, so ist es in der That. Schon früher, als er das wunderbare

Kind schaute, durchbebten süße Ahnungen seine Brust, und das noch nie gekannte Gefühl der inbrünstigsten Liebe entzündete sein ganzes Wesen! — Edgar mußte, konnte helfen. Er brachte den Don Rafaele, Emanuelen, so wie den treuen Eubas (ich selbst half das vermitteln) auf das Gut seines Oheims. Don Rafaeles Glücksstern schien nun wieder aufgehen zu wollen, denn bald darauf erhielt er einen Brief von dem frommen Vater Eusebio, in dem es hieß, daß die Brüder, bekannt mit den verborgenen Winkeln seines Hauses, den nicht unbeträchtlichen Schatz an Gold und Juwelen, den er vor seiner Flucht eingemauert, in das Kloster geborgen hätten, und daß es nur darauf ankäme, ihn durch eine sichere Person abholen zu lassen. Edgar entschloß sich augenblicklich mit dem treuen Eubas hinzureisen nach Valenzia. Er sah seinen frommen Pfleger, den Vater Eusebio wieder, Don Rafaeles Schatz wurde ihm ausgehändigt. Doch er wußte, daß wohl mehr als aller Reichthum, dem Rafaele Marchez seine Ehre galt. Es gelang ihm in Madrid der Regierung die völlige Unschuld Don Rafaeles darzuthun, der Bann wurde aufgehoben."

Die Thüren gingen auf, hinein trat eine prächtig gekleidete Dame, hinter ihr ein alter Mann, von hohem stolzen Ansehen. Die Präsidentin eilte ihnen entgegen, führte die Dame in den Kreis — Alle waren von ihren Plätzen aufgestanden — und sprach: „Donna Emanuela Marchez, die Gemahlin unsers Euchar — Don Rafaele Marchez!"

„Ja," sprach Euchar, indem die Seligkeit des gewonnenen Glücks aus seinen Augen leuchtete, auf seinen Wangen schimmerte in glühendem Roth: „ja es blieb wirklich nur noch übrig zu sagen, daß der, den ich Edgar nannte, niemand anders ist als ich selbst." Viktorine schloß die in dem mächtigsten Liebreiz strahlende Emanuela in die Arme, drückte sie heftig an ihre Brust, beide schienen sich schon zu kennen, Ludwig sprach aber, indem er einen etwas trüben Blick auf die Gruppe warf: „Das alles lag im Zusammenhang der Dinge!"

Die Freunde waren mit Sylvesters Erzählung zufrieden und stimmten vorzüglich darin überein, daß Euchars Schicksale in Spanien während des Befreiungskrieges, so episodisch sie eingeflochten schienen, doch der Kern des Ganzen wären und deshalb von guter Wirkung, weil Alles darin auf wahrhaft historischer Basis beruhe.

Es ist, nahm Lothar das Wort, es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Geschichte Eigenthümliches darbietet, das der ohne Halt im Leeren schwebende Geist zu schaffen sich vergebens bemüht. Eben so giebt das geschickte Benutzen der historisch wahren Gebräuche, Sitten, herkömmlichen Gewohnheiten irgend eines Volkes oder einer besondern Klasse desselben der Dichtung eine besondere Lebensfarbe, die sonst schwer zu erlangen. Doch sag' ich ausdrücklich, das geschickte Benutzen, denn in der That, das Erfassen des geschichtlich Wahren, der Wirklichkeit in einer Dichtung, deren Begebnisse ganz der Phantasie angehören, ist nicht so leicht als mancher wohl denken möchte und erfordert allerdings ein gewisses Geschick, das nicht jedem eigen und ohne welches statt einer frischen Lebendigkeit nur ein mattes schielendes Scheinleben zu Tage gefördert wird. So kenne ich Dichtungen, vorzüglich von schriftstellerischen Frauen, in denen man jeden Augenblick gewahrt, wie in jenen Farbentopf getunkt und doch am Ende nichts heraus gebracht wurde, als ein wirres Gemengsel von bunten Strichen, da, wo es abgesehen war auf ein recht lebendiges Bild.

Ich gebe, sprach Ottmar, dir vollkommen Recht und nachdem ich flüchtig an einen gewissen Roman einer sonst genugsam geistreichen Frau gedacht, dem es trotz aller Pinselei aus jenem Farbentopfe durchaus an aller Lebendigkeit, an aller poetischen Wahrheit mangelt, und ihn schnell wieder vergessen, will ich dir nur sagen, daß gerade das Geschick die Wirklichkeit, das geschichtlich Wahre aufzufassen, die Werke eines Dichters auszeichnen mag, der seit nicht gar langer Zeit unter uns bekannt worden. Ich meine den engländischen Walther Scott. Zwar las ich erst seinen Astrologen, aber — ex ungue leonem. — Gleich die Exposition in diesem Roman ist gegründet auf schottische Sitten, dem Lande eigenthümliche Einrichtungen, aber ohne diese zu kennen wird man von der frischen Lebendigkeit aller Gebilde ergriffen auf wunderbare Weise und um so mehr ist diese Exposition durchaus meisterhaft zu nennen, als man, wie durch einen Zauberschlag, versetzt wird — ich bediene mich, da keine Frauen zugegen, eines zweiten lateinischen Ausspruchs — medias in res. Dabei besitzt Scott eine seltene Kraft mit wenigen starken Strichen seine Figuren so hinzustellen, daß sie alsbald lebendig herausschreiten aus dem Rahmen des Gemäldes und sich bewegen in dem eigenthümlichsten Charakter. Scott ist eine herrliche Erscheinung in der englischen

Litteratur, er ist eben so lebendig als Smollet, wiewohl viel klassischer und edler, doch fehlt ihm nach meiner Meinung das Brillantfeuer des tiefen Humors, der aus Sterne's und Swifts Werken hervorblitzt.

Mir, begann Vinzenz, mir geht es zur Zeit eben so wie dir, Ottmar! Nur den Astrologen allein habe ich von Scotts Werken gelesen, aber auch mich hat der originelle Roman gar sehr angesprochen, der in seinem methodischen Fortschreiten einem Knäuel zu vergleichen, der ruhig abgewickelt wird und dessen festgesponnener Faden niemals reißt. Was mir zu tadeln, aber recht aus der englischen Lebensweise hervorzugehen scheint ist, daß, außer der in der That erhaben grauenhaften Zigeunerin, die jedoch nicht so wohl ein Weib als eine gespenstische Erscheinung zu nennen, die Weiber flach und blaß gehalten sind. Die beiden Mädchen im Astrologen gemahnen mich an die Frauenzimmer auf den englischen colorirten Kupferstichen in punktirter Manier, die sich alle ähnlich, das heißt eben so hübsch als ganz bedeutungslos sind, und denen man es ansieht, daß aus dem kleinen zugespitzten Mündchen nichts weiter hervorzukommen wagt, als das unschuldigste: Ja Ja und Nein Nein, da alles übrige vom Uebel. Hogarths Milchverkäuferin ist der Prototypus aller dieser Geschöpflein. Es fehlt jenen beiden Mädchen der eigentliche Geist, der göttlich belebende Athem.

Möchte man, sprach Theodor, nicht dagegen den Weibern eines unserer geistreichsten Dichter, vorzüglich wie sie in ältern Werken vorkommen, etwas mehr Körper wünschen, da sie oft im Anschauen zerfließen zu Nebelgebilden? — Nun wir wollen dennoch beide, diesen heimischen Dichter so wie jenen fremden, deshalb recht hoch ehren und lieben, weil sie wahres und herrliches schaffen.

Sehr merkwürdig, nahm Sylvester das Wort, ist es doch, daß, irre ich nicht, mit Walther Scott beinahe zu gleicher Zeit ein engländischer Dichter auftrat, der in ganz anderer Tendenz das Große, Herrliche leistet. Es ist Lord Byron, den ich meine, und der mir kräftiger und gediegener scheint als Thomas Moore. Seine Belagerung von Corinth ist ein Meisterwerk voll der lebendigsten Bilder, der genialsten Gedanken. Vorherrschend soll sein Hang zum Düstern, ja Grauenhaften und Entsetzlichen seyn, und seinen Vampyr hab' ich gar nicht lesen mögen, da mir die bloße Idee eines Vampyrs, habe ich sie richtig aufgefaßt, schon eiskalte Schauer erregt. So viel

12 *

ich weiß, ist ein Vampyr nämlich nichts anders als ein lebendiger Todter, der Lebendigen das Blut aussaugt.

Hoho, rief Lothar lachend, ein Dichter wie du mein theurer Freund Sylvester, muß wohl bewandert seyn in allen möglichen Zauber- und Hexengeschichten und andern Teufeleien, ja sich selbst was weniges auf das Zaubern und Hexen verstehen, da solches zu manchem Dichten und Trachten nützlich. Was nun insonderheit den Vampyrismus betrifft, so will ich dir, damit du meine ungemeine Belesenheit in derlei Dingen erkennen mögest, gleich ein anmuthiges Werklein anführen, aus dem du dich auf das vollständigste über diese dunkle Materie belehren kannst. Der vollständige Titel dieses Werkleins heißt: „M. Michael Ranfts Diaconi zu Nebra, Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer Hungarischen Vampyrs und Blutsauger gezeigt, auch alle von dieser Materie bisher zum Vorschein gekommene Schriften rezensirt werden." — Schon dieser Titel wird dich von der Gründlichkeit des genannten Werks überzeugen, und du wirst daraus entnehmen, daß ein Vampyr nichts anders ist, als ein verfluchter Kerl, der sich als Todter einscharren läßt, und demnächst aus dem Grabe aufsteigt und den Leuten im Schlafe das Blut aussaugt, die dann auch zu Vampyrs werden, so daß nach den Berichten aus Ungarn, die der Magister beibringt, sich die Bewohner ganzer Dörfer umsetzten in schändliche Vampyrs. Um einen solchen Vampyr unschädlich zu machen, muß er ausgegraben, ihm ein Pfahl durchs Herz geschlagen, und der Körper zu Asche verbrannt werden. Diese scheußlichen Creaturen erscheinen oft nicht in eigner Gestalt, sondern en masque. So heißt es, wie ich mich sehr lebhaft erinnere, in einem Briefe, den ein Offizier aus Belgrad an einen berühmten Doktor nach Leipzig schrieb, um sich nach der eigentlichen Natur des Vampyrismus zu erkundigen, ungefähr: „In dem Dorfe, Kinklina genannt, hat es sich „zugetragen, daß zwei Brüder von einem Vampyr geplaget worden, „weswegen einer um den andern gewachet, da es denn wie ein Hund „die Thüre geöffnet, auf Anschreien aber gleich wieder davon gelaufen, bis endlich einmal beide eingeschlafen, da es denn dem einen „in einem Augenblick einen rothen Fleck unter dem rechten Ohr ge„sauget, worauf er denn in drei Tagen davon gestorben." Zum Schluß sagt der Offizier: „Weil man nun hier ein ungemeines Wun-

„der daraus machet, als unterstehe mich Dero Partikular-Meinung „mir gehorsamst auszubitten, ob solches sympathetischer, teuflischer „oder astralischer Geister Wirkung sey, der ich mit vieler Hochachtung „verharre ꝛc.“ Nimm dir ein Beispiel an diesem wißbegierigen Offizier. — Jetzt fällt mir sogar sein Name ein; es war der Fähndrich des Prinz Alexandrinischen Regiments, Sigismund Alexander Friedrich von Kottwitz. Ueberhaupt beschäftigte sich damals das Militair ganz ungemein mit dem Vampyrismus. Eben in Magister Ranfts Werk befindet sich nämlich ein in gerichtlicher Form von Regimentsärzten in Gegenwart zweier Offiziere eben jenes Alexandrinischen Regiments aufgenommener Akt über die Auffindung und Vernichtung eines Vampyrs. Unter andern heißt es in diesem Akt: „Weil sie nun „daraus ersehen, daß er ein wirklicher Vampyr sey, so haben sie demselben einen Pfahl durchs Herz geschlagen, wobei er einen wohlver„nehmlichen Gächzer gethan und häufiges Geblüte von sich gelassen.“ — Ist das nicht merkwürdig und lehrreich zugleich? Es mag, erwiederte Sylvester, es mag sich das alles im Magister Ranft nur abentheuerlich oder vielmehr aberwitzig ausnehmen, indessen erscheint, hält man sich an die Sache selbst, ohne den Vortrag zu beachten, der Vampyrismus als eine der furchtbar grauenhaftesten Ideen, ja das furchtbar grauenhafte dieser Idee artet aus ins Entsetzliche, scheußlich Widerwärtige.

Und, fiel Cyprian dem Freunde ins Wort, und demunerachtet kann aus dieser Idee ein Stoff hervorgehen, der von einem phantasiereichen Dichter, dem poetischer Takt nicht fehlt, behandelt, die tiefen Schauer jenes geheimnißvollen Grauens erregt, das in unserer eigenen Brust wohnt, und berührt von den elektrischen Schlägen einer dunkeln Geisterwelt den Sinn erschüttert, ohne ihn zu verstören. Eben der richtige poetische Takt des Dichters wird es hindern, daß das Grauenhafte ausarte ins Widerwärtige und Ekelhafte; das dann aber meistentheils zugleich aberwitzig genug erscheint, um auch die leiseste Wirkung auf unser Gemüth zu verfehlen. Warum sollte es dem Dichter nicht vergönnt seyn, die Hebel der Furcht, des Grauens, des Entsetzens zu bewegen? Etwa weil hie und da ein schwaches Gemüth dergleichen nicht verträgt? Soll starke Kost gar nicht aufgetragen werden, weil einige am Tische sitzen, die schwächlicher Natur sind oder sich den Magen verdorben haben?

Es bedarf, nahm Theodor das Wort, es bedarf keiner Apologie des Grauenhaften gar nicht, mein lieber phantastischer Cyprianus! Wir wissen ja alle, wie wunderbar die größten Dichter vermöge jener Hebel das menschliche Gemüth in seinem tiefsten Innern zu bewegen wußten. Man darf ja nur an Shakspeare denken! — Und wer verstand sich auch darauf besser, als unser herrliche Tieck in mancher seiner Erzählungen. Ich will nur des Liebeszaubers erwähnen. Die Idee dieses Mährchens muß in jeder Brust eiskalte Todesschauer, ja der Schluß das tiefste Entsetzen erregen, und doch sind die Farben so glücklich gemischt, daß trotz alles Grauens und Entsetzens uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragischen befängt, dem wir uns willig und gern hingeben. Wie wahr ist das, was Tieck seinem Manfred in den Mund legt, um die Einwürfe der Frauen gegen das Schauerliche in der Poesie zu widerlegen. Ja wohl ist das Entsetzliche, was sich in der alltäglichen Welt begiebt, eigentlich dasjenige, was die Brust mit unverwindlichen Qualen foltert, zerreißt. Ja wohl gebährt die Grausamkeit der Menschen das Elend, was große und kleine Tyrannen schonungslos mit dem teuflischen Hohn der Hölle schaffen, die ächten Gespenstergeschichten. Und wie schön sagt nun der Dichter: In dergleichen mährchenhaften Erfindungen aber kann ja dieses Elend der Welt nur wie von muntern Farben gebrochen hineinspielen, und ich dächte, auch ein nicht starkes Auge müßte es auf diese Weise ertragen! — Oft schon, sprach Lothar, gedachten wir des tiefen genialen Dichters, dessen Anerkennung in seiner ganzen hohen Vortrefflichkeit der Nachwelt vorbehalten bleibt, während schnell aufflackernde Irrlichter, die mit erborgtem Glanz das Auge im Augenblick zu blenden vermochten, eben so schnell wieder verlöschen. — Uebrigens meine ich, daß die Phantasie durch sehr einfache Mittel aufgeregt werden könne, und daß das Grauenhafte oft mehr im Gedanken, als in der Erscheinung beruhe. Kleists Bettelweib von Lokarno trägt für mich wenigstens das Entsetzlichste in sich, was es geben mag, und doch, wie einfach ist die Erfindung! — Ein Bettelweib das man mit Härte hinter den Ofen weiset, wie einen Hund, und das gestorben, nun jeden Tag über den Boden wegtappt, und sich hinter den Ofen ins Stroh legt, ohne daß man irgend etwas erblickt! — Doch ist es auch freilich die wunderbare Färbung des Ganzen, welche so kräftig wirkt. Kleist wußte in jenen Farbentopf nicht allein ein-

zutünken, sondern auch die Farben mit der Kraft und Genialität des vollendeten Meisters auftragend ein lebendiges Bild zu schaffen wie keiner. Er durfte keinen Vampyr aus dem Grabe steigen lassen, ihm genügte ein altes Bettelweib. — Es ist, nahm Cyprian das Wort, es ist mir bei dem Gespräch über den Vampyrismus eine gräßliche Geschichte eingefallen, die ich vor langer Zeit entweder las oder hörte. Doch glaube ich beinahe das letztere, denn wie ich mich erinnere setzte der Erzähler hinzu, daß die Geschichte sich wirklich zugetragen, und nannte die gräfliche Familie und das Stammhaus, wo sich alles begeben. Sollte die Geschichte dennoch gedruckt und euch bekannt seyn, so fallt mir nur gleich in die Rede, denn es giebt nichts langweiligeres, als sich längst bekannte Dinge auftischen zu lassen. — Ich merke, sprach Ottmar, daß du wieder etwas sehr tolles und gräuliches zu Markte bringen wirst; denke wenigstens an den heiligen Serapion, sey so kurz als du nur vermagst, um unsern Vinzenz zu Worte kommen zu lassen, der, wie ich merke, schon ungeduldig darauf harrt, uns das längst versprochene Mährchen mitzutheilen.

Still, still, rief Vinzenz. Nichts besseres kann ich mir wünschen, als daß Cyprian einen rechten schwarzen Teppich als Hintergrund aufhänge, auf dem dann die mimisch-plastische Darstellung meiner bunten, und wie ich meine, genugsam bocksspringenden Figuren sich ganz hübsch ausnehmen muß. Darum beginne, o mein Cyprianus, und sey düster, schrecklich, ja entsetzlich, trotz dem vampyrischen Lord Byron, den ich nicht gelesen.

Graf Hyppolit, so begann Cyprian, war zurückgekehrt von langen weiten Reisen, um das reiche Erbe seines Vaters, der unlängst gestorben, in Besitz zu nehmen. Das Stammschloß lag in der schönsten anmuthigsten Gegend, und die Einkünfte der Güter reichten hin zu den kostspieligsten Verschönerungen. Alles was der Art dem Grafen auf seinen Reisen, vorzüglich in England, als reizend, geschmackvoll, prächtig aufgefallen, sollte nun vor seinen Augen noch einmal entstehen. Handwerker und Künstler, wie sie gerade nöthig, fanden sich auf seinen Ruf bei ihm ein, und es begann alsbald der Umbau des Schlosses, die Anlage eines weitläuftigen Parks in dem größten Styl, so daß selbst Kirche, Todtenacker und Pfarrhaus eingegränzt wurden und als Parthie des künstlichen Waldes erschienen. Alle Arbeiten leitete der Graf, der die dazu nöthigen Kenntnisse besaß, selbst,

er widmete sich diesen Beschäftigungen mit Leib und Seele, und so war ein Jahr vergangen, ohne daß es ihm eingefallen, dem Rath eines alten Oheims gemäß in der Residenz sein Licht leuchten zu lassen vor den Augen der Jungfrauen, damit ihm die schönste, beste, edelste zufalle als Gattin. Eben saß er eines Morgens am Zeichentisch, um den Grundriß eines neuen Gebäudes zu entwerfen, als eine alte Baronesse, weitläuftige Verwandte seines Vaters, sich anmelden ließ. Hyppolit erinnerte sich, als er den Namen der Baronesse hörte, sogleich, daß sein Vater von dieser Alten immer mit der tiefsten Indignation, ja mit Abscheu gesprochen, und manchmal Personen, die sich ihr nähern wollen, gewarnt, sich von ihr fern zu halten, ohne jemals eine Ursache der Gefahr anzugeben. Befragte man den Grafen näher, so pflegte er zu sagen, es gäbe gewisse Dinge, über die es besser sey zu schweigen als zu reden. So viel war gewiß, daß in der Residenz dunkle Gerüchte von einem ganz seltsamen und unerhörten Criminalprozeß gingen, in dem die Baronesse befangen, der sie von ihrem Gemahl getrennt, aus ihrem entfernten Wohnort vertrieben, und dessen Unterdrückung sie nur der Gnade des Fürsten zu verdanken habe. Sehr unangenehm berührt fühlte sich Hyppolit durch die Annäherung einer Person, die sein Vater verabscheut, waren ihm auch die Gründe dieses Abscheus unbekannt geblieben. Das Recht der Gastfreundschaft, das vorzüglich auf dem Lande gelten mag, gebot ihm indessen, den lästigen Besuch anzunehmen. Niemals hatte eine Person, ohne im mindesten häßlich zu seyn, in ihrer äußern Erscheinung solch einen widerwärtigen Eindruck auf den Grafen gemacht, als eben die Baronesse. Bei dem Eintritt durchbohrte sie den Grafen mit einem glühenden Blick, dann schlug sie die Augen nieder und entschuldigte ihren Besuch in beinahe demüthigen Ausdrücken. Sie klagte, daß der Vater des Grafen von den seltsamen Vorurtheilen befangen, die ihm, gegen sie feindlich Gesinnte, auf hämische Weise beizubringen gewußt, sie bis in den Tod gehaßt, und ihr, unerachtet sie in der bittersten Armuth beinahe verschmachtet, und sich ihres Standes schämen müssen, niemals auch nur die mindeste Unterstützung zufließen lassen. Endlich, ganz unerwartet in den Besitz einer kleinen Geldsumme gekommen, sey es ihr möglich geworden, die Residenz zu verlassen und in ein entferntes Landstädtchen zu fliehen. Auf dieser Reise habe sie dem Drange nicht wiederstehen können, den Sohn

eines Mannes zu sehen, den sie seines ungerechten unversöhnlichen Hasses unerachtet stets hochverehrt. — Es war der rührende Ton der Wahrheit, mit dem die Baronesse sprach, und der Graf fühlte sich um so mehr bewegt, als er weggewandt von dem widrigen Antlitz der Alten, versunken war in den Anblick des wunderbar lieblichen anmuthigen Wesens, das mit der Baronesse gekommen. Die Baronesse schwieg; der Graf schien es nicht zu bemerken, er blieb stumm. Da bat die Baronesse, es ihrer Befangenheit an diesem Orte zu verzeihen, daß sie dem Grafen nicht gleich bei ihrem Eintritt ihre Tochter Aurelie vorgestellt. Nun erst gewann der Graf Worte, und beschwor, roth geworden bis an die Augen, in der Verwirrung des liebeentzückten Jünglings, die Baronesse, sie möge ihm vergönnen, das gut zu machen, was sein Vater nur aus Mißverstand verschulden können, und vor der Hand es sich auf seinem Schlosse gefallen lassen. Seinen besten Willen betheuernd faßte er die Hand der Baronesse, aber das Wort, der Athem stockte ihm, eiskalte Schauer durchbebten sein Innerstes. Er fühlte seine Hand von im Tode erstarrten Fingern umkrallt, und die große knochendürre Gestalt der Baronesse, die ihn anstarrte mit Augen ohne Sehkraft, schien ihm in den häßlich bunten Kleidern eine angeputzte Leiche. „O mein Gott, welch' ein Ungemach gerade in diesem Augenblick!“ So rief Aurelie und klagte dann mit sanfter herzdurchdringender Stimme, daß ihre arme Mutter zuweilen plötzlich vom Starrkrampf ergriffen werde, daß dieser Zustand aber gewöhnlich ohne Anwendung irgend eines Mittels in ganz kurzer Zeit vorüber zu gehen pflege. Mit Mühe machte sich der Graf los von der Baronesse, und alles glühende Leben süßer Liebeslust kam ihm wieder, als er Aureliens Hand faßte und feurig an die Lippen drückte. Beinahe zum Mannesalter gereift, fühlte der Graf zum erstenmal die ganze Gewalt der Leidenschaft, um so weniger war es ihm möglich, seine Gefühle zu verbergen, und die Art, wie Aurelie dies aufnahm in hoher kindlicher Liebenswürdigkeit, entzündete in ihm die schönsten Hoffnungen. Wenige Minuten waren vergangen, als die Baronesse aus dem Starrkrampf erwachte, und sich des vorübergegangenen Zustandes völlig unbewußt, den Grafen versicherte, wie sie der Antrag, einige Zeit auf dem Schlosse zu verweilen, hoch ehre, und alles Unrecht, das ihr der Vater angethan, mit einem mal vergessen lasse. So hatte sich nun plötzlich der Hausstand des Grafen

verändert, und er mußte glauben, daß ihm eine besondere Gunst des Schicksals die einzige auf dem ganzen Erdenrund zugeführt, die als heißgeliebte angebetete Gattin ihm das höchste Glück des irdischen Seyns gewähren könne. Das Betragen der alten Baronesse blieb sich gleich, sie war still, ernst, ja in sich verschlossen, und zeigte, wenn es die Gelegenheit gab, eine milde Gesinnung, und ein jeder unschuldigen Lust erschlossenes Herz. Der Graf hatte sich an das in der That seltsam gefurchte todtenbleiche Antlitz, an die gespenstische Gestalt der Alten gewöhnt, er schrieb alles ihrer Kränklichkeit zu, so wie dem Hange zu düstrer Schwärmerei, da sie, wie er von seinen Leuten erfahren, oft nächtliche Spaziergänge machte durch den Park nach dem Kirchhofe zu. Er schämte sich, daß das Vorurtheil des Vaters ihn so habe befangen können, und die eindringlichsten Ermahnungen des alten Oheims, das Gefühl, das ihn ergriffen, zu besiegen, und ein Verhältniß aufzugeben, das ihn über kurz oder lang ganz unvermeidlich ins Verderben stürzen werde, verfehlten durchaus ihre Wirkung. Von Aureliens innigster Liebe auf das Lebhafteste überzeugt, bat er um ihre Hand, und man kann denken, mit welcher Freude die Baronesse, die sich aus tiefer Dürftigkeit gerissen, im Schooße des Glücks sah, diesen Antrag aufnahm. Die Bläße und jener besondere Zug, der auf einen schweren innern unverwindlichen Gram deutet, war verschwunden aus Aureliens Antlitz, und die Seligkeit der Liebe strahlte aus ihren Augen, schimmerte rosigt auf ihren Wangen. Am Morgen des Hochzeitstages vereitelte ein erschütternder Zufall die Wünsche des Grafen. Man hatte die Baronesse im Park unfern des Kirchhofes leblos am Boden auf dem Gesicht liegend gefunden, und brachte sie nach dem Schlosse, eben als der Graf aufgestanden und im Wonnegefühl des errungenen Glücks hinausschaute. Er glaubte die Baronesse nur von ihrem gewöhnlichen Uebel befallen; alle Mittel, sie wieder zurückzurufen ins Leben blieben aber vergeblich, sie war todt. Aurelie überließ sich weniger den Ausbrüchen eines heftigen Schmerzes, als daß sie verstummt, thränenlos durch den Schlag, der sie getroffen, in ihrem innersten Wesen gelähmt schien. Dem Grafen bangte für die Geliebte, und nur leise und behutsam wagte er es, sie an ihr Verhältniß als gänzlich verlassenes Kind zu erinnern, welches erfordere, das Schickliche aufzugeben, um das noch Schicklichere zu thun, nemlich des Todes der Mutter unerachtet den Hochzeitstag so viel nur möglich

zu beschleunigen. Da fiel aber Aurelie dem Grafen in die Arme und rief, indem ihr ein Thränenstrom aus den Augen stürzte, mit schneidender, das Herz durchbohrender Stimme: Ja — Ja! — um aller Heiligen, um meiner Seligkeit willen, ja! — Der Graf schrieb diesen Ausbruch innerer Gemüthsbewegung dem bittern Gedanken zu, daß sie verlassen, heimathslos nun nicht wisse wohin, und auf dem Schlosse zu bleiben doch der Anstand verbiete. Er sorgte dafür, daß Aurelie eine alte würdige Matrone zur Gesellschafterin erhielt, bis nach wenigen Wochen aufs neue der Hochzeitstag heran kam, den weiter kein böser Zufall unterbrach, sondern der Hyppolits und Aureliens Glück krönte. Aurelie hatte sich indessen immerwährend in einem gespannten Zustande befunden. Nicht der Schmerz über den Verlust der Mutter, nein eine innere, namenlose, tödtende Angst schien sie rastlos zu verfolgen. Mitten im süßesten Liebesgespräch fuhr sie plötzlich, wie von jähem Schreck erfaßt, zum Tode erbleicht auf, schloß den Grafen, indem ihr Thränen aus den Augen quollen, in ihre Arme, als wolle sie sich festhalten, damit eine unsichtbare feindliche Macht sie nicht fortreiße ins Verderben, und rief: Nein — nimmer — nimmer! — Erst jetzt, da sie verheirathet mit dem Grafen, schien der gespannte Zustand aufgehört, jene innere entsetzliche Angst sie verlassen zu haben. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf irgend ein böses Geheimniß vermuthete, von dem Aureliens Inneres verstört, doch hielt er es mit Recht für unzart, Aurelien darnach zu fragen, so lange ihre Spannung anhielt und sie selbst darüber schwieg. Jetzt wagte er es leise darauf hinzudeuten, was wohl die Ursache ihrer seltsamen Gemüthsstimmung gewesen seyn möge. Da versicherte Aurelie, daß es ihr eine Wohlthat sey, ihm, dem geliebten Gemahl, jetzt ihr ganzes Herz zu erschließen. Nicht wenig erstaunte der Graf, als er nun erfuhr, daß nur das heillose Treiben der Mutter allen sinnverstörenden Gram über Aurelien gebracht. „Giebt es, rief Aurelie, etwas Entsetzlicheres, als die eigne Mutter hassen, verabscheuen zu müssen?“ Also war der Vater, der Oheim von keinem falschen Vorurtheil befangen, und die Baronesse hatte mit durchdachter Heuchelei den Grafen getäuscht. Für eine seiner Ruhe günstige Schickung mußte es nun der Graf halten, daß die böse Mutter an seinem Hochzeitstage gestorben. Er hatte dessen kein Hehl; Aurelie erklärte aber, daß gerade bei dem Tode der Mutter sie sich von düstern furchtbaren Ahnungen ergriffen gefühlt,

daß sie die entsetzliche Angst nicht verwinden können, die Todte werde erstehn aus dem Grabe, und sie hinabreißen aus den Armen des Geliebten in den Abgrund. Aurelie erinnerte sich (so erzählte sie) ganz dunkel aus ihrer früheren Jugendzeit, daß eines Morgens, da sie eben aus dem Schlafe erwacht, ein furchtbarer Tumult im Hause entstand. Die Thüren wurden auf und zu geworfen, fremde Stimmen riefen durcheinander. Endlich als es stiller geworden, nahm die Wärterin Aurelien auf den Arm und trug sie in ein großes Zimmer, wo viele Menschen versammelt, in der Mitte auf einem langen Tisch ausgestreckt lag aber der Mann, der oft mit Aurelien gespielt, sie mit Zuckerwerk gefüttert, und den sie Papa genannt. Sie streckte die Händchen nach ihm aus und wollte ihn küssen. Die sonst warmen Lippen waren aber eiskalt, und Aurelie brach, selbst wußte sie nicht warum, aus in heftiges Weinen. Die Wärterin brachte sie in ein fremdes Haus, wo sie lange Zeit verweilte, bis endlich eine Frau erschien, und sie in einer Kutsche mitnahm. Das war nun ihre Mutter, die bald darauf mit Aurelien nach der Residenz reiste. Aurelie mochte ungefähr sechszehn Jahre alt seyn, als ein Mann bei der Baronesse erschien, den sie mit Freude und Zutraulichkeit empfing, wie einen alten geliebten Bekannten. Er kam oft und öfter, und bald veränderte sich der Hausstand der Baronesse auf sehr merkliche Weise. Statt daß sie sonst in einem Dachstübchen gewohnt, und sich mit armseligen Kleidern und schlechter Kost beholfen, bezog sie jetzt ein hübsches Quartier in der schönsten Gegend der Stadt, schaffte sich prächtige Kleider an, aß und trank mit dem Fremden, der ihr täglicher Tischgast war, vortrefflich, und nahm Theil an allen öffentlichen Lustbarkeiten, wie sie die Residenz darbot. Nur auf Aurelien hatte diese Verbesserung der Lage ihrer Mutter, die diese offenbar dem Fremden verdankte, gar keinen Einfluß. Sie blieb eingeschlossen in ihrem Zimmer zurück, wenn die Baronesse mit dem Fremden dem Vergnügen zueilte, und mußte so armselig einhergehen als sonst. Der Fremde hatte, unerachtet er wohl beinahe vierzig Jahre alt seyn mochte, ein sehr frisches jugendliches Ansehen, war von hoher schöner Gestalt, und auch sein Antlitz mochte männlich schön genannt werden. Demunerachtet war er Aurelien widrig, weil oft sein Benehmen, schien er sich auch zu einem vornehmen Anstande zwingen zu wollen, linkisch, gemein, pöbelhaft wurde. Die Blicke, womit er aber Aurelien zu betrachten begann, erfüllten

sie mit unheimlichem Grauen, ja mit einem Abscheu, dessen Ursache sie sich selbst nicht zu erklären wußte. Nie hatte bisher die Baronesse es der Mühe werth geachtet, Aurelien auch nur ein Wort über den Fremden zu sagen. Jetzt nannte sie Aurelien seinen Namen mit dem Zusatz, daß der Baron steinreich und ein entfernter Verwandter sey. Sie rühmte seine Gestalt, seine Vorzüge, und schloß mit der Frage: wie er Aurelien gefalle? Aurelie verschwieg nicht den innern Abscheu, den sie gegen den Fremden hegte, da blitzte sie aber die Baronesse an mit einem Blick, der ihr tiefen Schreck einjagte, und schalt sie ein dummes einfältiges Ding. Bald darauf wurde die Baronesse freundlicher gegen Aurelien, als sie es jemals gewesen. Sie erhielt schöne Kleider, reichen modischen Putz jeder Art, man ließ sie Theil nehmen an den öffentlichen Vergnügungen. Der Fremde bemühte sich nun um Aureliens Gunst auf eine Weise, die ihn nur immer widerwärtiger ihr erscheinen ließ. Tödtlich wurde aber ihr zarter jungfräulicher Sinn berührt, als ein böser Zufall sie geheime Zeugin seyn ließ einer empörenden Abscheulichkeit des Fremden und der verderbten Mutter. Als nun einige Tage darauf der Fremde in halbtrunknem Muth sie auf eine Art in seine Arme schloß, daß die verruchte Absicht keinem Zweifel unterworfen, da gab ihr die Verzweiflung Manneskraft, sie stieß den Fremden zurück, daß er rücklings überstürzte, entfloh und schloß sich in ihr Zimmer ein. Die Baronesse erklärte Aurelien ganz kalt und bestimmt, daß, da der Fremde ihren ganzen Haushalt bestritte, und sie gar nicht Lust habe, zurück zu kommen in die alte Dürftigkeit, hier jede alberne Ziererei verdrießlich und unnütz seyn werde; Aurelie müsse sich dem Willen des Fremden hingeben, der sonst gedroht, sie zu verlassen. Statt auf Aureliens wehmüthigstes Flehen, statt auf ihre heißen Thränen zu achten, begann die Alte in frechem Spott laut auflachend über ein Verhältniß, das ihr alle Lust des Lebens erschließen werde, auf eine Art zu sprechen, deren zügellose Abscheulichkeit jedem sittlichen Gefühl Hohn sprach, so daß Aurelie sich davor entsetzte. Sie sah sich verloren, und das einzige Rettungsmittel schien ihr schleunige Flucht, Aurelie hatte sich den Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, die wenigen Habseligkeiten, die die dringendste Nothwendigkeit erforderte, zusammengepackt, und schlich nach Mitternacht, als sie die Mutter in tiefem Schlaf glaubte, über den matt erleuchteten Vorsaal. Schon wollte sie leise, leise hinaustreten, als die Hausthüre

rasselnd aufsprang und es die Treppe hinauf polterte. Hinein in den Vorsaal, hin zu Aureliens Füßen stürzte die Baronesse, in einen schlechten schmutzigen Kittel gekleidet, Brust und Arme entblößt, das greise Haar aufgelöst, wild flatternd. Und dicht hinter ihr her der Fremde, der mit dem gellenden Ruf: Warte verruchter Satan, höllische Hexe, ich werd' dir dein Hochzeitmahl eintränken! sie bei den Haaren mitten ins Zimmer schleifte, und mit dem dicken Knittel, den er bei sich trug, auf die grausamste Weise zu mißhandeln begann. Die Baronesse stieß ein fürchterliches Angstgeschrei aus, Aurelie ihrer Sinne kaum mächtig, rief laut durch das geöffnete Fenster nach Hülfe. Es traf sich, daß gerade eine Patrouille bewaffneter Polizei vorüber ging. Diese drang sogleich ins Haus. „Faßt ihn, rief die Baronesse, sich vor Wuth und Schmerz krümmend, den Polizei-Soldaten entgegen, faßt ihn -- haltet ihn fest! — schaut seinen bloßen Rücken an! — es ist —„ So wie die Baronesse den Namen nannte, jauchzte der Polizei-Sergeant, der die Patrouille führte, laut auf: Hoho — haben wir dich endlich, Urian! Und damit packten sie den Fremden fest, und schleppten ihn, so sehr er sich sträuben mochte, fort. Dem allem was sich zugetragen unerachtet, hatte die Baronesse Aureliens Absicht doch sehr wohl bemerkt. Sie begnügte sich damit, Aurelien ziemlich unsanft beim Arm zu fassen, sie in ihr Zimmer zu werfen, und dieses dann abzuschließen, ohne weiter etwas zu sagen. Andern Morgens war die Baronesse ausgegangen, und kam erst am späten Abend wieder, während Aurelie in ihr Zimmer wie in ein Gefängniß eingeschlossen, niemanden sah und hörte, so daß sie den ganzen Tag zubringen mußte ohne Speise und Trank. Mehrere Tage hinter einander ging das so fort. Oft blickte die Baronesse sie mit zornfunkelnden Augen an, sie schien mit einem Entschluß zu ringen, bis sie an einem Abend Briefe fand, deren Inhalt ihr Freude zu machen schien. „Aberwitzige Creatur, du bist an allem Schuld, aber es ist nun gut, und ich wünsche selbst, daß die fürchterliche Strafe dich nicht treffen mag, die der böse Geist über dich verhängt hatte.“ So sprach die Baronesse zu Aurelien, dann wurde sie wieder freundlicher, und Aurelie, die, da nun der abscheuliche Mensch von ihr gewichen, nicht mehr an die Flucht dachte, erhielt auch wieder mehr Freiheit. — Einige Zeit war vergangen, als eines Tages, da Aurelie gerade einsam in ihrem Zimmer saß, sich auf der Straße ein großes Geräusch erhob.

Das Kammermädchen sprang hinein und berichtete, daß man eben den Sohn des Scharfrichters aus — vorbeibringe, der wegen Raubmord dort gebrandtmarkt und nach dem Zuchthause gebracht, seinen Wächtern auf dem Transport aber entsprungen sey. Aurelie wankte, ergriffen von banger Ahnung, an das Fenster, sie hatte sich nicht betrogen, es war der Fremde, der umringt von zahlreichen Wachen, auf dem Leiterwagen fest angeschlossen vorübergefahren wurde. Man brachte ihn zurück zur Abbüßung seiner Strafe. Der Ohnmacht nahe sank Aurelie zurück in den Lehnsessel, als der furchtbar wilde Blick des Kerls sie traf, als er mit drohender Gebehrde die geballte Faust aufhob gegen das Fenster. — Immer noch war die Baronesse viel außer dem Hause, Aurelien ließ sie aber jedesmal zurück, und so führte sie von manchen Betrachtungen über ihr Schicksal, über das, was Bedrohliches, ganz unerwartet, plötzlich sie treffen könne, ein trübes, trauriges Leben. Von dem Kammermädchen, das übrigens erst nach jenem nächtlichen Ereigniß in das Haus gekommen, und der man nun erst wohl erzählt haben mochte, wie jener Spitzbube mit der Frau Baronesse in vertraulichem Verhältniß gelebt, erfuhr Aurelie daß man in der Residenz die Frau Baronesse gar sehr bedaure, von einem solchen niederträchtigen Verbrecher auf solche verruchte Weise getäuscht worden zu seyn. Aurelie wußte nur zu gut, wie ganz anders sich die Sache verhielt, und unmöglich schien es, daß wenigstens die Polizeisoldaten, welche damals den Menschen im Hause der Baronesse ergriffen, nicht, als diese ihn nannte und den gebrandtmarkten Rücken angab, als gewisses Kennzeichen des Verbrechers, von der guten Bekanntschaft der Baronesse mit dem Scharfrichtersohn überzeugt worden seyn sollten. Daher äußerte sich denn auch jenes Kammermädchen bisweilen auf zweideutige Weise darüber, was man so hin und her denke, und daß man auch wissen wolle, wie der Gerichtshof strenge Nachforschung gehalten, und sogar die gnädige Frau Baronesse mit Arrest bedroht haben solle, weil der verruchte Scharfrichtersohn gar Seltsames erzählt. — Aufs Neue mußte die arme Aurelie der Mutter verworfene Gesinnung darin erkennen, daß es ihr möglich gewesen, nach jenem entsetzlichen Ereigniß auch nur noch einen Augenblick in der Residenz zu verweilen. Endlich schien sie gezwungen, den Ort, wo sie sich von schmachvollem, nur zu gegründetem Verdacht verfolgt sah, zu verlassen und in eine entfernte Gegend zu fliehen.

Auf dieser Reise kam sie nun in das Schloß des Grafen, und es geschah, was erzählt worden. Aurelie mußte sich überglücklich, aller böser Sorge entronnen, fühlen; wie tief entsetzte sie sich aber, als, da sie in diesem seligen Gefühl von der gnadenreichen Schickung des Himmels zur Mutter sprach, diese, Höllenflammen in den Augen, mit gellender Stimme rief: „Du bist mein Unglück, verworfenes heilloses Geschöpf, aber mitten in deinem geträumten Glück trifft Dich die Rache, wenn mich ein schneller Tod dahin gerafft. In dem Starrkrampf, den deine Geburt mich kostet, hat die List des Satans" — hier stockte Aurelie, sie warf sich an des Grafen Brust und flehte, ihr es zu erlassen, das ganz zu wiederholen, was die Baronesse noch ausgesprochen in wahnsinniger Wuth. Sie fühle sich im Innern zermalmt, gedenke sie der fürchterlichen, jede Ahnung des Entsetzlichsten überbietenden Drohung der von bösen Mächten erfaßten Mutter. Der Graf tröstete die Gattin so gut er es vermochte, unerachtet er selbst sich von kaltem Todesschauer durchbebt fühlte. Gestehen mußte er es sich, auch ruhiger geworden, daß die tiefe Abscheulichkeit der Baronesse doch, war sie auch gestorben, einen schwarzen Schatten in sein Leben warf, das ihm sonnenklar gedünkt.

Kurze Zeit war vergangen, als Aurelie sich gar merklich zu ändern begann. Während die Todtenblässe des Antlitzes, das ermattete Auge auf Erkrankung zu deuten schien, ließ wieder Aureliens wirres, unstetes, ja scheues Wesen auf irgend ein neues Geheimniß schließen, das sie verstörte. Sie floh selbst den Gemahl, schloß sich bald in ihr Zimmer ein, suchte bald die einsamsten Plätze des Parks, und ließ sie sich dann wieder blicken, so zeugten die verweinten Augen, die verzerrten Züge des Antlitzes von irgend einer entsetzlichen Qual, die sie gelitten. Vergebens mühte sich der Graf, die Ursache von dem Zustande der Gattin zu erforschen, und aus der völligen Trostlosigkeit, in die er endlich verfiel, konnte ihn nur die Vermuthung eines berühmten Arztes retten, daß bei der großen Reizbarkeit der Gräfin all' die bedrohlichen Erscheinungen eines veränderten Zustandes nur auf eine frohe Hoffnung der beglückten Ehe deuten könnten. Derselbe Arzt erlaubte sich, als er einst mit dem Grafen und der Gräfin bei Tische saß, allerlei Anspielungen auf jenen vermutheten Zustand guter Hoffnung. Die Gräfin schien alles theilnahmlos zu überhören, doch plötzlich war sie ganz aufmerksam, als der Arzt von den seltsa-

men Gelüsten zu sprechen begann, die zuweilen Frauen in jenem Zustande fühlten, und denen sie ohne Nachtheil ihrer Gesundheit, ja ohne die schädlichste Einwirkung auf das Kind, nicht widerstehen dürften. Die Gräfin überhäufte den Arzt mit Fragen, und dieser wurde nicht müde, aus seiner praktischen Erfahrung die ergötzlichsten drolligsten Fälle mitzutheilen. „Doch, sprach er, hat man auch Beispiele von den abnormsten Gelüsten, durch die Frauen verleitet wurden zu der entsetzlichsten That. So hatte die Frau eines Schmidts ein solch unwiderstehliches Gelüste nach dem Fleisch ihres Mannes, daß sie nicht eher ruhte, als bis sie ihn einst, da er betrunken nach Hause kam, unvermuthet mit einem großen Messer überfiel, und so grausam zerfleischte, daß er nach wenigen Stunden den Geist aufgab."

Kaum hatte der Arzt diese Worte gesprochen, als die Gräfin ohnmächtig in den Sessel sank, und aus den Nervenzufällen, die dann eintraten, nur mit Mühe gerettet werden konnte. Der Arzt sah nun, daß er sehr unvorsichtig gehandelt, im Beiseyn der nervenschwachen Frau jener fürchterlichen That zu erwähnen.

Wohlthätig schien indessen jene Krise auf den Zustand der Gräfin gewirkt zu haben, denn sie wurde ruhiger, wiewohl bald darauf ein ganz seltsames starres Wesen, ein düstres Feuer in den Augen, und die immer mehr zunehmende Todtenfarbe den Grafen in neue gar quälende Zweifel über den Zustand der Gattin stürzte. Das Unerklärlichste dieses Zustandes der Gräfin lag aber darin, daß sie auch nicht das mindeste an Speise zu sich nahm, vielmehr gegen alles, vorzüglich aber gegen Fleisch, den unüberwindlichsten Abscheu bewies, so daß sie sich jedesmal mit den lebhaftesten Zeichen dieses Abscheues vom Tische entfernen mußte. Die Kunst des Arztes scheiterte, denn nicht das dringendste, liebevollste Flehen des Grafen, nichts in der Welt konnte die Gräfin vermögen, auch nur einen Tropfen Medizin zu nehmen. Da nun Wochen, Monate vergangen, ohne daß die Gräfin auch nur einen Bissen genossen, da es ein unergründliches Geheimniß, wie sie ihr Leben zu fristen vermochte, so meinte der Arzt, daß hier etwas im Spiele sey, was außer dem Bereich jeder getreu menschlichen Wissenschaft liege. Er verließ das Schloß unter irgend einem Vorwande, der Graf konnte aber wohl merken, daß der Zustand der Gattin dem bewährten Arzt zu räthselhaft, ja zu unheimlich bedünkt, um länger zu harren und Zeuge einer unergründlichen Krankheit zu seyn,

ohne Macht zu helfen. Man kann es sich denken, in welche Stimmung dies alles den Grafen versetzen mußte; aber es war an dem noch nicht genug. — Gerade um diese Zeit nahm ein alter treuer Diener die Gelegenheit wahr, dem Grafen, als er ihn gerade allein fand, zu entdecken, daß die Gräfin jede Nacht das Schloß verlasse, und erst beim Anbruch des Tages wiederkehre. Eiskalt erfaßte es den Grafen. Nun erst dachte er daran, wie ihn seit einiger Zeit jedesmal zur Mitternacht ein ganz unnatürlicher Schlaf überfallen, den er jetzt irgend einem narkotischen Mittel zuschrieb, das die Gräfin ihm beibringe, um das Schlafzimmer, das sie vornehmer Sitte entgegen, mit dem Gemahl theilte, unbemerkt verlassen zu können. Die schwärzesten Ahnungen kamen in seine Seele; er dachte an die teuflische Mutter, deren Sinn vielleicht erst jetzt in der Tochter erwacht, an irgend ein abscheuliches ehebrecherisches Verhältniß, an den verruchten Scharfrichterknecht. — Die nächste Nacht sollte ihm das entsetzliche Geheimniß erschließen, das allein die Ursache des unerklärlichen Zustandes der Gattin seyn konnte. Die Gräfin pflegte jeden Abend selbst den Thee zu bereiten, den der Graf genoß, und sich dann zu entfernen. Heute nahm er keinen Tropfen, und als er seiner Gewohnheit nach im Bette las, fühlte er keineswegs um Mitternacht die Schlafsucht, die ihn sonst überfallen. Demunerachtet sank er zurück in die Kissen, und stellte sich bald, als sey er fest eingeschlafen. Leise, leise verließ nun die Gräfin ihr Lager, trat an das Bett des Grafen, leuchtete ihm ins Gesicht, und schlüpfte hinaus aus dem Schlafzimmer. Das Herz bebte dem Grafen, er stand auf, warf einen Mantel um, und schlich der Gattin nach. Es war eine ganz mondhelle Nacht, so daß der Graf Aureliens, in ein weißes Schlafgewand gehüllte Gestalt, unerachtet sie einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, auf das deutlichste wahrnehmen konnte. Durch den Park nach dem Kirchhofe zu, nahm die Gräfin ihren Weg, dort verschwand sie an der Mauer. Schnell rannte der Graf hinter ihr her, durch die Pforte der Kirchhofsmauer, die er offen fand. Da gewahrte er im hellsten Mondesschimmer dicht vor sich einen Kreis furchtbar gespenstischer Gestalten. Alte halbnackte Weiber mit fliegendem Haar hatten sich niedergekauert auf den Boden, und mitten in dem Kreise lag der Leichnam eines Menschen, an dem sie zehrten mit Wolfesgier. — Aurelie war unter ihnen! — Fort stürzte der Graf in wildem Grausen, und rannte besinnungslos, ge-

hetzt von der Todesangst, von dem Entsetzen der Hölle, durch die Gänge des Parks, bis er sich am hellen Morgen im Schweiß gebadet, vor dem Thor des Schlosses wiederfand. Unwillkürlich, ohne einen Gedanken fassen zu können, sprang er die Treppe herauf, stürzte durch die Zimmer, hinein in das Schlafgemach. Da lag die Gräfin, wie es schien, in sanftem, süßem Schlummer, und der Graf wollte sich überzeugen, daß nur ein abscheuliches Traumbild, oder, da er sich der nächtlichen Wanderung bewußt, für die auch der von dem Morgenthau durchnäßte Mantel zeugte, vielmehr eine sinnetäuschende Erscheinung ihn zum Tode geängstigt. Ohne der Gräfin Erwachen abzuwarten, verließ er das Zimmer, kleidete sich an, und warf sich aufs Pferd. Der Spazierritt an dem schönen Morgen durch duftendes Gesträuch, aus dem heraus muntrer Gesang der erwachten Vögel ihn begrüßte, verscheuchte die furchtbaren Bilder der Nacht; getröstet und erheitert kehrte er zurück nach dem Schlosse. Als nun aber beide, der Graf und die Gräfin sich allein zu Tische gesetzt, und diese, da das gekochte Fleisch aufgetragen, mit den Zeichen des tiefsten Abscheus aus dem Zimmer wollte, da trat die Wahrheit dessen, was er in der Nacht geschaut, gräßlich vor die Seele des Grafen. In wildem Grimm sprang er auf, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verfluchte Ausgeburt der Hölle, ich kenne deinen Abscheu vor des Menschen Speise, aus den Gräbern zerrst du deine Aetzung, teuflisches Weib!“ Doch so wie der Graf diese Worte ausstieß, stürzte die Gräfin laut heulend auf ihn zu, und biß ihn mit der Wuth der Hyäne in die Brust. Der Graf schleuderte die Rasende von sich zur Erde nieder, und sie gab den Geist auf unter grauenhaften Verzuckungen. — Der Graf verfiel in Wahnsinn.

Ei, sprach Lothar, nachdem es einige Augenblicke still gewesen unter den Freunden, ei mein vortrefflicher Cyprianus, du hast vortrefflich Wort gehalten. Gegen deine Geschichte ist der Vampyrismus ein wahrer Kinderspaß, ein drolliges Fastnachtsspiel zum Todtlachen. Nein, alles darin ist scheußlich interessant, und mit Assa foetida so überreichlich gewürzt, daß ein überreizter Gaumen, dem alle gesunde natürliche Kost nicht mehr mundet, sich daran sehr erlustiren mag.

Und doch, nahm Theodor das Wort, hat unser Freund gar manches verschleiert, und ist über anderes so schnell hinweg geschlüpft, daß es nur eine vorübergehende schreckhaft schauerliche Ahnung erregt, wofür

wir ihm dankbar seyn wollen. Ich erinnere mich nun wirklich, die gräßlich gespenstische Geschichte in einem alten Buche gelesen zu haben. Alles darin war aber mit weitschweifiger Genauigkeit erzählt, und es wurden vorzüglich die Abscheulichkeiten der Alten recht con amore auseinander gesetzt, so daß das Ganze einen überaus widerwärtigen Eindruck zurück ließ, den ich lange nicht verwinden konnte. — Ich war froh, als ich das garstige Zeug vergessen, und Cyprian hätte mich nicht wieder daran erinnern sollen, wiewohl ich gestehen muß, daß er so ziemlich an unsern Schutzpatron, den heiligen Serapion, gedacht, und uns tüchtige Schauer erregt hat, wenigstens beim Schluß. Wir wurden alle ein wenig blaß, am mehrsten aber der Erzähler selbst.

Nicht geschwind genug, sprach Ottmar, können wir hinwegkommen über das entsetzliche Bild, das, da es selbst nur zu grelle Figuren darstellt, nicht mehr, wie Vinzenz meinte, zum schwarzen Hintergrunde dienen kann. Laßt mich, um gleich einen tüchtigen Seitensprung zu thun, hinweg von dem Höllenbreughel, den uns Cyprianus vor Augen gebracht, während sich Vinzenz, wie ihr hört, recht ausräuspert, damit seine Rede fein glatt dem Munde entströme, Euch zwei Worte über eine ästhetische Theegesellschaft sagen, an die mich ein kleines Blättchen erinnerte, das ich heute zufällig unter meinen Papieren vorfand. — Du erlaubst das auch, Freund Vinzenz?

Eigentlich, erwiederte Vinzenz, ist es aller Serapiontischen Regel entgegen, daß Ihr hin und her schwatzt — ja nicht allein das, sondern auch daß ohne sonderlichen Anlaß, ganz Unziemliches vorgebracht wird von graulichen Vampyren und andern höllischen Sachen, so daß ich schweigen muß, da ich schon den Mund geöffnet. — Doch rede, mein Ottmar! Die Stunden fliehen, und ich werde Euch zum Trotz das letzte Wort behalten, wie eine zänkische Frau. Darum rede, mein Ottmar, rede.

Der Zufall, begann Ottmar, oder vielmehr eine gutgemeinte Empfehlung, führte mich in jenen ästhetischen Thee, und gewisse Verhältnisse geboten mir, so sehr mich darin auch Langeweile und Ueberdruß quälten, wenigstens eine Zeitlang nicht davon zu bleiben. Ich ärgerte mich, daß, als einst ein wahrhaft geistreicher Mann eine Kleinigkeit vorlas, die voll ächten ergötzlichen Witzes recht zu solcher Mittheilung sich eignete, alles gähnte und sich langweilte, daß dagegen die saft- und kraftlosen Machwerke eines jungen eitlen Dichters alles entzückten.

Dieser Mensch war stark im Gemüthlichen und Ueberschwenglichen, hielt aber dabei auch gar viel auf seine Epigramme. Da diesen nun immer nichts weiter fehlte, als die Spitze, so gab er jedesmal selbst das Zeichen zum Lachen durch das Gelächter, das er aufschlug, und in das nun alles einstimmte. — An einem Abend fragte ich ganz bescheiden an, ob es mir vielleicht vergönnt seyn dürfte, ein Paar kleine Gedichte mitzutheilen, die mir in einer Stunde der Begeistrung zu Sinn gekommen. Man that mir die Ehre an, mich für genial zu halten, und so wurde mir mit Jubel verstattet, warum ich gebeten. Ich nahm mein Blättlein und las mit feierlichem Ton:

Italiens Wunder.

Wenn ich mich nach Morgen wende,
Scheint die liebe Abendsonne
Mir gerade in den Rücken.
Dreh' ich mich denn um nach Abend,
Fallen mir die goldnen Strahlen
Gradezu ins Angesicht —
Heilig Land, wo solche Wunder,
Andacht ganz und Lieb' zu schauen
Die Natur den Menschen würdigt!

„O herrlich, göttlich, mein lieber Ottmar, und so tief gefühlt, so empfunden in der bewegten Brust!“ So rief die Dame vom Hause und mehrere weiße Damen und schwarze Jünglinge (ich meine nur schwarzgekleidete mit vortrefflichen Herzen unterm Jabot) riefen nach: Herrlich — Göttlich. — Ein junges Fräulein seufzte aber tief auf und drückte eine Thräne aus dem Auge. Auf Verlangen las ich weiter, indem ich meiner Stimme den Ausdruck eines tief bewegten Gemüths zu geben mich bemühte:

Lebenstiefe.

Der kleine Junker Matz
Hatt' einen bunten Spatz,
Den ließ er gestern fliegen,
Konnt ihn nicht wieder kriegen.
Jetzt hat der Junker Matz
Nicht mehr den bunten Spatz!

Neuer Tumult des Beifalls, neue Lobeserhebungen! Man wollte mehr hören, ich versicherte dagegen bescheidner Weise, wie ich wohl einsehe, daß solche Strophen, die mit Allgewalt das ganze Leben in allen seinen Tendenzen erfaßten, auf die Länge das Gemüth zarter

Frauen zu schmerzhaft ergriffen, ich würde es deshalb vorziehen, noch zwei Epigramme mitzutheilen, in denen man die eigentliche Bedeutung des Epigramms, die auf dem plötzlichen Hervorspringen der funkelnden Spitze beruhe, wohl nicht verkennen würde. Ich las:

Schlagender Witz.

Der dicke Meister Schrein
Trank manches Gläschen Wein,
Bis ihn erfaßt die Todesnoth.
Da sprach der Nachbar Grau,
Ein feiner Kunde, listig, schlau:
„Der dicke Meister Schrein,
„Der trank manch Gläschen Wein,
„Der ist nun wirklich todt!“ —

Nachdem der funkelnde Witz dieses schelmischen Epigramms gehörig bewundert worden, gab ich noch folgendes Epigramm zum Besten:

Beißende Replik.

„Von Hansens Buch macht man ja großes Wesen,
„Hast du das Wunderding denn schon gelesen?“
So Humm zu Hamm, — doch Spötter Hamm der spricht,
„Nein, guter Humm, gelesen hab ich's nicht!“ —

Alles lachte sehr, aber die Dame vom Hause rief mir, mit dem Finger drohend, zu: Spötter, schalkischer Spötter, muß denn der Witz so beißend, so durchbohrend seyn? — Der geistreiche Mann drückte mir, da sich nun alles erhoben im Vorübergehen die Hand und sprach: „Gut getroffen! — Ich danke Ihnen!“ Der junge Dichter drehte mir verächtlich den Rücken. Dagegen nahte sich das junge Fräulein, das erst über Italiens Wunder Thränen vergossen, und versicherte, indem sie erröthend die Augen niederschlug: „die jungfräuliche Brust erschließe sich mehr dem Gefühl süßer Wehmuth als dem Scherz, sie bäte mich daher um das erste Gedicht, das ich gelesen, es wär' ihr dabei so seltsam wohlig, schaurig zu Muthe geworden!“ Ich versprach das, indem ich dem artigen und dabei genugsam hübschen Fräulein mit dem höchsten Entzücken des von einem Mädchen gepriesenen Dichters die kleine Hand küßte, bloß um den Poeten noch mehr zu ärgern, der mir Blicke zuwarf, wie ein ergrimmter Basilisk.

Merkwürdig, nahm Vinzenz das Wort, merkwürdig genug scheint es, daß Du, lieber Freund Ottmar, ohne es zu ahnen, so eben einen guten Goldschmidts-Prolog zu meinem Mährlein gegeben hast. Du

merkst, daß ich zierlich auf jenen Ausspruch Hamlets anspiele: Ist dies ein Prolog oder ein Denkspruch auf einem Ringe? Ich meine nemlich, daß Dein Prolog nur in den Paar Worten besteht, die Du über den ergrimmten Poeten gesagt hast. Denn irren müßte ich mich sehr, wenn solch ein überschwenglicher Poet nicht ein Hauptheld seyn sollte in meinem Mährchen, das ich nun ohne Weiteres beginnen und nicht eher nachlassen will, bis das letzte Wort, das eben so schwer zu schaffen als das erste, glücklich heraus ist. — Vinzenz las:

Die Königsbraut.

Ein nach der Natur entworfenes Mährchen.

Erstes Kapitel,

in dem von verschiedenen Personen und ihren Verhältnissen Nachricht gegeben, und alles Erstaunliche und höchst Wunderbare, das die folgenden Kapitel enthalten sollen, vorbereitet wird auf angenehme Weise.

Es war ein gesegnetes Jahr. Auf den Feldern grünte und blühte gar herrlich Korn und Waizen und Gerste und Hafer, die Bauerjungen gingen in die Schoten, und das liebe Vieh in den Klee; die Bäume hingen so voller Kirschen, daß das ganze Heer der Sperlinge trotz dem besten Willen, alles kahl zu picken, die Hälfte übrig lassen mußte zu sonstiger Verspeisung. Alles schmauste sich satt tagtäglich an der großen offnen Gasttafel der Natur. — Vor allen Dingen stand aber in dem Küchengarten des Herrn Dapsul von Zabelthau das Gemüse so über die Maßen schön, daß es kein Wunder zu nennen, wenn Fräulein Aennchen vor Freude darüber ganz außer sich gerieth. —

Nöthig scheint es gleich zu sagen, wer beide waren, Herr Dapsul von Zabelthau und Aennchen.

Es ist möglich, daß du, geliebter Leser, auf irgend einer Reise begriffen, einmal in den schönen Grund kamst, den der freundliche Main durchströmt. Laue Morgenwinde hauchen ihren duftigen Athem hin über die Flur, die in dem Goldglanz schimmert der emporgestiegenen Sonne. Du vermagst es nicht auszuharren in dem engen Wagen, du steigst aus und wandelst durch das Wäldchen, hinter dem du erst, als du hinabfuhrst in das Thal, ein kleines Dorf erblicktest. Plötzlich kommt dir aber in diesem Wäldchen ein langer hagerer Mann entgegen, dessen seltsamer Aufzug dich festbannt. Er trägt

einen kleinen grauen Filzhut, aufgestülpt auf eine pechschwarze Perücke, eine durchaus graue Kleidung, Rock, Weste und Hose, graue Strümpfe und Schuhe, ja selbst der sehr hohe Stock ist grau lakirt. So kommt der Mann mit weit ausgespreizten Schritten auf dich los, und indem er dich mit großen tief liegenden Augen anstarrt, scheint er dich doch gar nicht zu bemerken. „Guten Morgen, mein Herr!“ rufst du ihm entgegen, als er dich beinahe umrennt. Da fährt er zusammen, als würde er plötzlich geweckt aus tiefem Traum, rückt dann sein Mützchen und spricht mit hohler weinerlicher Stimme: „Guten Morgen? O mein Herr! wie froh können wir seyn, daß wir einen guten Morgen haben — die armen Bewohner von Santa Cruz — so eben zwei Erdstöße, und nun gießt der Regen in Strömen herab!“ — Du weißt, geliebter Leser, nicht recht, was du dem seltsamen Manne antworten sollst, aber indem du darüber sinnest, hat er schon mit einem: Mit Verlaub, mein Herr! deine Stirn sanft berührt und in deinen Handteller gekuckt. „Der Himmel segne Sie, mein Herr, Sie haben eine gute Constellation,“ spricht er nun eben so hohl und weinerlich als zuvor, und schreitet weiter fort. — Dieser absonderliche Mann war eben Niemand anders als der Herr Dapsul von Zabelthau, dessen einziges ererbtes ärmliches Besitzthum das kleine Dorf Dapsulheim ist, das in der anmuthigsten lachendsten Gegend vor dir liegt und in das du so eben eintrittst. Du willst frühstücken, aber in der Schenke sieht es traurig aus. In der Kirchweih ist aller Vorrath aufgezehrt und da du dich nicht mit bloßer Milch begnügen willst, so weiset man dich nach dem Herrenhause, wo das gnädige Fräulein Anna dir gastfreundlich darbieten werde, was eben vorräthig. Du nimmst keinen Anstand, dich dorthin zu begeben. — Von diesem Herrenhause ist nun eben nichts mehr zu sagen, als daß es wirklich Fenster und Thüren hat, wie weiland das Schloß des Herrn Baron von Tondertontonk in Westphalen. Doch prangt über der Hausthür das mit Neuseeländischer Kunst in Holz geschnittene Wappen der Familie von Zabelthau. Ein seltsames Ansehn gewinnt aber dieses Haus dadurch, daß seine Nordseite sich an die Ringmauer einer alten verfallenen Burg lehnt, so daß die Hinterthüre die ehemalige Burgpforte ist, durch die man unmittelbar in den Burghof tritt, in dessen Mitte der hohe runde Wachthurm noch ganz unversehrt da steht. Aus jener Hausthür mit dem Familienwappen tritt dir ein junges rothwangigtes Mädchen ent-

gegen, die mit ihren klaren blauen Augen und blondem Haar ganz hübsch zu nennen und deren Bau vielleicht nur ein wenig zu rundlich derb gerathen. Die Freundlichkeit selbst, nöthigt sie dich ins Haus, und bald, so wie sie nur dein Bedürfniß merkt, bewirthet sie dich mit der trefflichsten Milch, einem tüchtigen Butterbrod, und dann mit rohem Schinken, der dir in Bayonne bereitet scheint und einem Gläschen aus Runkelrüben gezogenen Brandtweins. Dabei spricht das Mädchen, die nun eben keine andre ist als das Fräulein Anna von Zabelthau, ganz munter und frei von allem, was die Landwirthschaft betrifft und zeigt dabei gar keine unebene Kenntnisse. Doch plötzlich erschallt wie aus den Lüften eine starke, fürchterliche Stimme: Anna — Anna! Anna! — Du erschrickst, aber Fräulein Anna spricht ganz freundlich: Papa ist zurückgekommen von seinem Spaziergange und ruft aus seiner Studierstube nach dem Frühstück! „Ruft — aus seiner Studierstube," frägst du erstaunt. Ja, erwiedert Fräulein Anna oder Fräulein Aennchen, wie sie die Leute nennen, ja Papa's Studierstube ist dort oben auf dem Thurm, und er ruft durch das Rohr! — Und du siehst, geliebter Leser! wie nun Aennchen des Thurmes enge Pforte öffnet und mit demselben Gabelfrühstück, wie du es soeben genossen, nämlich mit einer tüchtigen Portion Schinken und Brod nebst dem Runkelrübengeist hinaufspringt. Eben so schnell ist sie aber wieder bei dir, und dich durch den schönen Küchengarten geleitend, spricht sie so viel von bunter Plümage, Rapuntika, englischem Turneps, kleinem Grünkopf, Montrue, großem Mogul, gelbem Prinzenkopf, u. s. f., daß du in das größeste Erstaunen gerathen mußt, zumal, wenn du nicht weißt, daß mit jenen vornehmen Namen nichts anders gemeint ist, als Kohl und Sallat. —

Ich meine, daß der kurze Besuch, den du, geliebter Leser, in Dapsulheim abgestattet, hinreichen wird, dich die Verhältnisse des Hauses, von dem allerlei seltsames, kaum glaubliches Zeug ich dir zu erzählen im Begriff stehe, ganz errathen zu lassen. Der Herr Dapsul von Zabelthau war in seiner Jugend nicht viel aus dem Schlosse seiner Eltern gekommen, die ansehnliche Güter besaßen. Sein Hofmeister, ein alter, wunderlicher Mann, nährte, nächstdem daß er ihn in fremden, vorzüglich orientalischen Sprachen unterrichtete seinen Hang zur Mystik, oder vielmehr besser gesagt, zur Geheimnißkrämerei. Der Hofmeister starb und hinterließ dem jungen Dapsul eine ganze

Bibliothek der geheimen Wissenschaften, in die er sich vertiefte. Die Eltern starben auch, und nun begab sich der junge Dapsul auf weite Reisen, und zwar wie es der Hofmeister ihm in die Seele gelegt, nach Egypten und Indien. Als er endlich nach vielen Jahren zurückkehrte, hatte ein Vetter unterdessen sein Vermögen mit so großem Eifer verwaltet, daß ihm nichts übrig geblieben als das kleine Dörfchen Dapsulheim. Herr Dapsul von Zabelthau strebte zu sehr nach dem sonnegebornen Golde einer höhern Welt, als daß er sich hätte aus irdischem viel machen sollen, er dankte vielmehr dem Vetter mit gerührtem Herzen dafür, daß er ihm das freundliche Dapsulheim erhalten mit dem schönen hohen Wartthurm, der zu astrologischen Operationen erbaut schien und in dessen höchster Höhe Herr Dapsul von Zabelthau auch sofort sein Studierzimmer einrichten ließ. Der sorgsame Vetter bewies nun auch, daß Herr Dapsul von Zabelthau heirathen müsse. Dapsul sah die Nothwendigkeit ein und heirathete sofort das Fräulein, das der Vetter für ihn erwählt. Die Frau kam eben so schnell ins Haus als sie es wieder verließ. Sie starb, nachdem sie ihm eine Tochter geboren. Der Vetter besorgte Hochzeit, Taufe und Begräbniß, so daß Dapsul auf seinem Thurm von allem dem nicht sonderlich viel merkte, zumal die Zeit über gerade ein sehr merkwürdiger Schwanzstern am Himmel stand, in dessen Constellation sich der melancholische, immer Unheil ahnende Dapsul verflochten glaubte. Das Töchterlein entwickelte unter der Zucht einer alten Großtante, zu deren großen Freude einen entschiedenen Hang zur Landwirthschaft. Fräulein Aennchen mußte, wie man zu sagen pflegt, von der Pike an dienen. Erst als Gänsemädchen, dann als Magd, Großmagd, Haushälterin, bis zur Hauswirthin herauf, so daß die Theorie erläutert und festgestellt wurde durch eine wohlthätige Praxis. Sie liebte Gänse und Enten, und Hühner und Tauben, Rindvieh und Schaafe ganz ungemein, ja selbst die zarte Zucht wohlgestalteter Schweinlein war ihr keineswegs gleichgültig, wiewohl sie nicht wie einmal ein Fräulein in irgend einem Lande ein kleines weißes Ferkelchen mit Band und Schelle versehen und erkieset hatte zum Schooßthierchen. Ueber alles und auch weit über den Obstbau ging ihr aber der Gemüsegarten. Durch der Großtante landwirthschaftliche Gelehrsamkeit hatte Fräulein Aennchen, wie der geneigte Leser in dem Gespräch mit ihr bemerkt haben wird, in der That ganz hübsche theoretische Kennt-

nisse vom Gemüsebau erhalten, beim Umgraben des Ackers, beim Einstreuen des Saamens, Einlegung der Pflanzen stand Fräulein Aennchen nicht allein der ganzen Arbeit vor, sondern leistete auch selbst thätige Hülfe. Fräulein Aennchen führte einen tüchtigen Spaten, das mußte ihr der hämische Neid lassen. Während nun Herr Dapsul von Zabelthau sich in seine astrologischen Beobachtungen und in andere mystische Dinge vertiefte, führte Fräulein Aennchen, da die alte Großtante gestorben, die Wirthschaft auf das beste, so daß wenn Dapsul dem Himmlischen nachtrachtete, Aennchen mit Fleiß und Geschick das Irdische besorgte.

Wie gesagt, kein Wunder war es zu nennen, wenn Aennchen vor Freude über den diesjährigen ganz vorzüglichen Flor des Küchengartens beinahe außer sich gerieth. An üppiger Fülle des Wachsthums übertraf aber alles andere ein Mohrrüben-Feld, das eine ganz ungewöhnliche Ausbeute versprach.

Ei, meine schönen lieben Mohrrüben! so rief Fräulein Aennchen einmal über das andere, klatschte in die Hände, sprang, tanzte umher, gebehrdete sich wie ein zum heiligen Christ reich beschenktes Kind. Es war auch wirklich, als wenn die Möhrenkinder sich in der Erde über Aennchens Lust mit freuten, denn das feine Gelächter, das sich vernehmen ließ, stieg offenbar aus dem Acker empor. Aennchen achtete nicht sonderlich darauf, sondern sprang dem Knecht entgegen, der, einen Brief hoch emporhaltend, ihr zurief: „An Sie, Fräulein Aennchen, Gottlieb hat ihn mitgebracht aus der Stadt." Aennchen erkannte gleich an der Aufschrift, daß der Brief von niemanden anders war als von dem jungen Herrn Amandus von Nebelstern, dem einzigen Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, der sich auf der Universität befand. Amandus hatte sich, als er noch auf dem Dorfe des Vaters hauste und täglich hinüberlief nach Dapsulheim, überzeugt, daß er in seinem ganzen Leben keine andere lieben könne als Fräulein Aennchen. Eben so wußte Fräulein Aennchen ganz genau, daß es ihr ganz unmöglich seyn werde, jemals einem andern, als nur dem braunlockigten Amandus auch nur was weniges gut zu seyn. Beide, Aennchen und Amandus, waren daher übereingekommen, sich je eher, desto lieber zu heirathen und das glücklichste Ehepaar zu werden auf der ganzen weiten Erde. — Amandus war sonst ein heiterer unbefangner Jüngling, auf der Universität gerieth er aber, Gott weiß wem in

die Hände, der ihm nicht nur einbildete, er sey ein ungeheures poetisches Genie, sondern ihn auch verleitete, sich auf die Ueberschwenglichkeit zu legen. Das gelang ihm auch so gut, daß er sich in kurzer Zeit hinweggeschwungen hatte über alles, was schnöde Prosaiker Verstand und Vernunft nennen, und noch dazu irriger Weise behaupten, daß beides mit der regsten Phantasie sehr wohl bestehen könne. — Also von dem jungen Herrn Amandus von Nebelstern war der Brief, den Fräulein Aennchen voller Freude öffnete und also las:

Himmlische Maid!

Siehest du — empfindest du — ahnest du deinen Amandus, wie er selbst Blum' und Blüte vom Orangenblüthauch des duftigen Abends umflossen, im Grase auf dem Rücken liegt und hinaufschaut mit Augen voll frommer Liebe und sehnender Andacht! — Thymian und Lavendel, Rosen und Nelken, wie auch gelbäugigte Narzissen und schaamhafte Veilchen flicht er zum Kranz. Und die Blumen sind Liebesgedanken, Gedanken an dich, o Anna! — Doch geziemt begeisterten Lippen die nüchterne Prose? — Hör, o höre, wie ich nur sonnettisch zu lieben, von meiner Liebe zu sprechen vermag.

Flammt Liebe auf in tausend durst'gen Sonnen,
Buhlt Lust um Lust im Herzen ach so gerne,
Hinab aus dunklem Himmel strahlen Sterne
Und spiegeln sich im Liebes-Thränen-Bronnen.

Entzücken, ach! zermalmen starke Wonnen
Die süße Frucht entsprossen bittrem Kerne,
Und Sehnsucht winkt aus violetter Ferne,
In Liebesschmerz mein Wesen ist zerronnen.

In Feuerwellen tos't die stürm'sche Brandung
Dem kühnen Schwimmer will es keck gemuthen
Im jähen mächt'gen Sturz hinabzupurzeln.

Es blüht die Hyazinth der nahen Landung;
Das treue Herz keimt auf, will es verbluten,
Und Herzensblut ist selbst die schönst' der Wurzeln!

Möchte o Anna, dich, wenn du dieses Sonnett aller Sonnette liesest, all' das himmlische Entzücken durchströmen, in das mein ganzes Wesen sich auflöste, als ich es niederschrieb und nachher mit göttlicher Begeisterung vorlas, gleichgestimmten des Lebens Höchstes ahnenden Gemüthern. Denke, o denke, süßeste Maid, an deinen getreuen, höchst entzückten Amandus von Nebelstern.

N. S. Vergiß nicht, o hohe Jungfrau, wenn du mir antwortest, einige Pfund von dem Virginischen Taback beizupacken, den du selbst ziehest. Er brennt gut und schmeckt besser als der Portoriko, den hier die Bursche dampfen, wenn sie kneipen gehn.

Fräulein Aennchen drückte den Brief an die Lippen und sprach dann: Ach wie lieb, wie schön! — Und die allerliebsten Verschen, alles so hübsch gereimt. Ach wenn ich nur so klug wäre, alles zu verstehen, aber das kann wohl nur ein Student. — Was das nur zu bedeuten haben mag mit den Wurzeln. Ach gewiß meint er die langen rothen englischen Karotten, oder am Ende gar die Rapuntika, der liebe Mensch!

Noch denselben Tag ließ es sich Fräulein Aennchen angelegen seyn, den Taback einzupacken und dem Schulmeister zwölf der schönsten Gänsefedern einzuhändigen, damit er sie sorglich schneide. Fräulein Aennchen wollte sich noch heute hinsetzen, um die Antwort auf den köstlichen Brief zu beginnen. — Uebrigens lachte es dem Fräulein Aennchen, als sie aus dem Küchengarten lief, wieder sehr vernehmlich nach, und wäre Aennchen nur was weniges achtsam gewesen, sie hätte durchaus das feine Stimmchen hören müssen, welches rief: „Zieh mich heraus, zieh mich heraus — ich bin reif — reif — reif!“ Aber wie gesagt, sie achtete nicht darauf. —

Zweites Kapitel.

Welches das erste wunderbare Ereigniß und andere lesenswerthe Dinge enthält, ohne die das versprochene Mährchen nicht bestehen kann.

Der Herr Dapsul von Zabelthau stieg gewöhnlich Mittags hinab von seinem astronomischen Thurm, um mit der Tochter ein frugales Mahl einzunehmen, das sehr kurz zu dauern und wobei es sehr still herzugehen pflegte, da Dapsul das Sprechen gar nicht liebte. Aennchen fiel ihm auch gar nicht mit vielem Reden beschwerlich, und das um so weniger, da sie wohl wußte, daß, kam der Papa wirklich zum Sprechen, er allerlei seltsames unverständliches Zeug vorbrachte, wovon ihr der Kopf schwindelte. Heute war ihr ganzer Sinn aber so aufgeregt durch den Flor des Küchengartens und durch den Brief des geliebten Amandus, daß sie von beiden durch einander sprach ohne Aufhören. Messer und Gabel ließ endlich Herr Dapsul von Zabelthau fallen, hielt sich beide Ohren zu und rief: „o des leeren, wüsten,

verwirrten Geschwätzes!“ Als nun aber Fräulein Aennchen ganz erschrocken schwieg, sprach er mit dem gedehnten weinerlichen Tone, der ihm eigen: Was das Gemüse betrifft, meine liebe Tochter, so weiß ich längst, daß die diesjährige Zusammenwirkung der Gestirne solchen Früchten besonders günstig ist und der irdische Mensch wird Kohl und Radiese und Kopfsallat genießen, damit der Erdstoff sich mehre und er das Feuer des Weltgeistes aushalte wie ein gut gekneteter Topf. Das gnomische Prinzip wird widerstehen dem ankämpfenden Salamander, und ich freue mich darauf Pastinak zu essen, den du vorzüglich bereitest. Anlangend den jungen Herrn Amandus von Nebelstern, so habe ich nicht das mindeste dagegen, daß du ihn heirathest, sobald er von der Universität zurückgekehret. Laß es mir nur durch Gottlieb hinaufsagen, wenn du zur Trauung gehest mit deinem Bräutigam, damit ich euch geleite nach der Kirche. — Herr Dapsul schwieg einige Augenblicke und fuhr dann ohne Aennchen, deren Gesicht vor Freude glühte über und über, anzublicken, lächelnd und mit der Gabel an sein Glas schlagend — beides pflegte er stets zu verbinden, es kam aber gar selten vor — also fort: Dein Amandus ist einer, der da soll und muß, ich meine ein Gerundium, und ich will es dir nur gestehen, mein liebes Aennchen! daß ich diesem Gerundio schon sehr früh das Horoskop gestellt habe. Die Constellationen sind sonst alle ziemlich günstig. Er hat den Jupiter im aufsteigenden Knoten, den die Venus im Gesechstschein ansiehet. Nur schneidet die Bahn des Sirius durch und gerade auf dem Durchschneidungspunkt steht eine große Gefahr, aus der er seine Braut rettet. Die Gefahr selbst ist unergründlich, da ein fremdartiges Wesen dazwischen tritt, das jeder astrologischen Wissenschaft Trotz zu bieten scheint. Gewiß ist es übrigens, daß nur der absonderliche psychische Zustand, den die Menschen Narrheit oder Verrücktheit zu nennen pflegen, dem Amandus jene Rettung möglich machen wird. O meine Tochter, (hier fiel Herr Dapsul wieder in seinen gewöhnlichen weinerlichen Ton) o meine Tochter, daß doch keine unheimliche Macht, die sich hämisch verbirgt, vor meinen Seheraugen, dir plötzlich in den Weg treten, daß der junge Herr Amandus von Nebelstern doch nicht nöthig haben möge, dich aus einer andern Gefahr zu retten als aus der, eine alte Jungfer zu werden! — Herr Dapsul seufzte einigemal hinter einander tief auf, dann fuhr er fort: Plötzlich bricht

aber nach dieser Gefahr die Bahn des Sirius ab und Venus und Jupiter, sonst getrennt, treten versöhnt wieder zusammen. —

So viel als heute, sprach Herr Dapsul von Zabelthau schon seit Jahren nicht. Ganz erschöpft stand er auf und bestieg wieder seinen Thurm.

Aennchen wurde andern Tages ganz frühe mit der Antwort an den Herrn von Nebelstern fertig. Sie lautete also:

Mein herzlieber Amandus!

Du glaubst gar nicht, was dein Brief mir wieder Freude gemacht hat. Ich habe dem Papa davon gesagt und der hat mir versprochen, uns in die Kirche zur Trauung zu geleiten. Mache nur, daß du bald zurückkehrst von der Universität. Ach, wenn ich nur deine allerliebsten Verschen, die sich so hübsch reimen, ganz verstünde! — Wenn ich sie so mir selbst laut vorlese, dann klingt mir alles so wunderbar und ich glaube dabei, daß ich alles verstehe und dann ist alles wieder aus und verstoben und verflogen und mich dünkts, als hätt' ich bloß Worte gelesen, die gar nicht zusammen gehörten. Der Schulmeister meint, das müsse so seyn, das sey eben die neue vornehme Sprache, aber ich — ach! — ich bin ein dummes einfältiges Ding! — Schreibe mir doch, ob ich nicht vielleicht Student werden kann auf einige Zeit, ohne meine Wirthschaft zu vernachlässigen? Das wird wohl nicht gehen? Nun, sind wir nur erst Mann und Frau, da kriege ich wohl was ab von deiner Gelehrsamkeit und von der neuen vornehmen Sprache. Den virginischen Taback schicke ich dir, mein herziges Amandchen. Ich habe meine Hutschachtel ganz vollgestopft, so viel hinein gehen wollte und den neuen Strohhut derweile Carl dem Großen aufgesetzt, der in unserer Gaststube steht, wiewohl ohne Füße, denn es ist, wie du weißt, nur ein Brustbild. — Lache mich nicht aus, Amandchen, ich habe auch Verschen gemacht und sie reimen sich gut. Schreib' mir doch, wie das kommt, daß man so gut weiß, was sich reimt, ohne gelehrt zu seyn. Nun höre einmal:

Ich lieb' dich, bist du mir auch ferne
Und wäre gern recht bald deine Frau.
Der heitre Himmel ist ganz blau,
Und Abends sind golden alle Sterne,
Drum mußt du mich stets lieben
Und mich auch niemals betrüben,

Ich schick dir den Virginischen Taback
Und wünsche, daß er dir recht wohl schmecken mag!

Nimm vorlieb mit dem guten Willen, wenn ich die vornehme Sprache verstehen werde, will ichs schon besser machen. — Der gelbe Steinkopf ist dieses Jahr über alle Maaßen schön gerathen und die Kruppbohnen lassen sich herrlich an, aber mein Dachshündchen, den kleinen Feldmann, hat gestern der große Gänserich garstig ins Bein gebissen. Nun — es kann nicht alles vollkommen seyn auf dieser Welt — hundert Küsse in Gedanken, mein liebster Amandus, deine treueste Braut, Anna von Zabelthau.

P. S. Ich habe in gar großer Eile geschrieben, deswegen sind die Buchstaben hin und wieder etwas krumm gerathen.

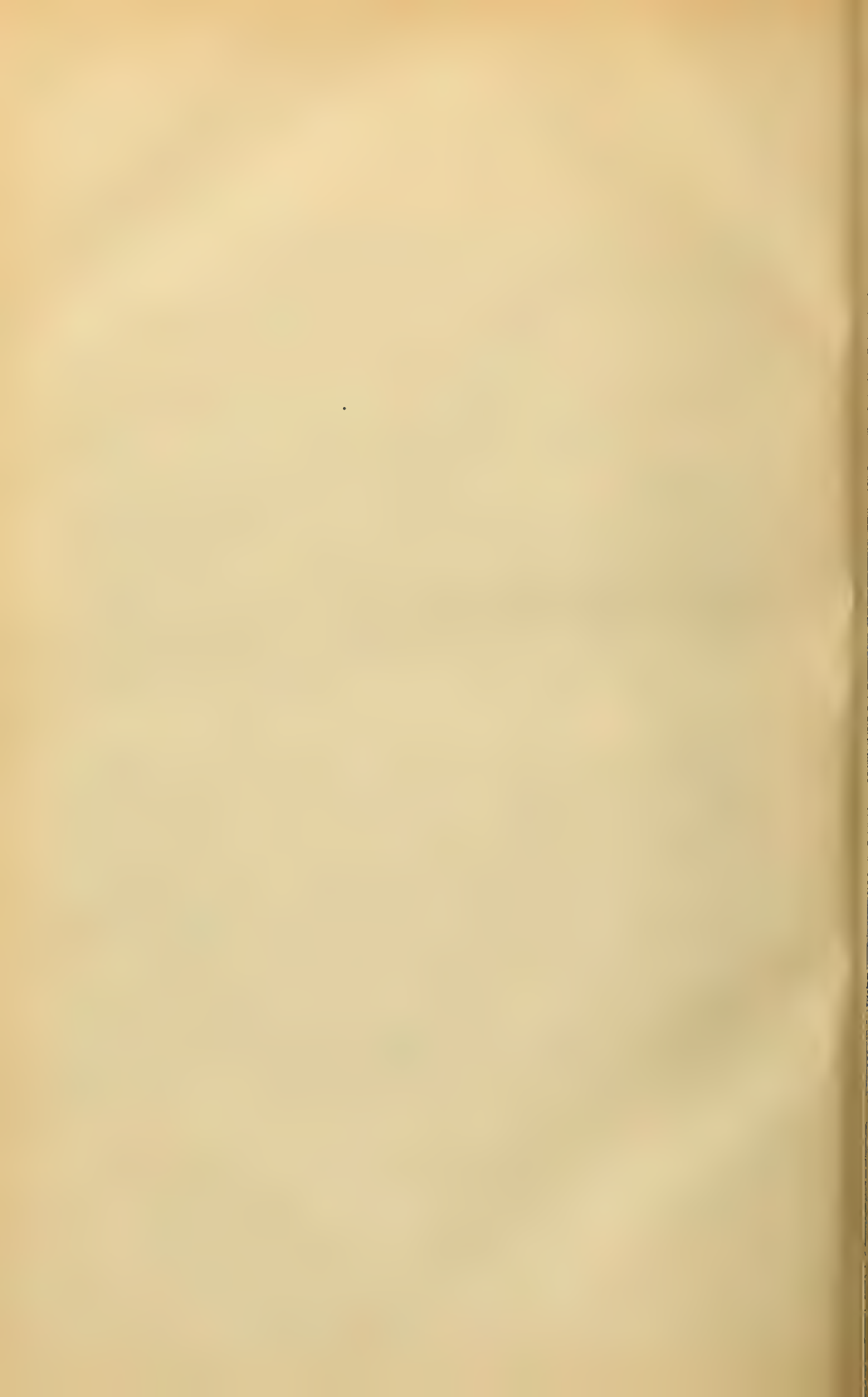
P. S. Du mußt mir das aber bei Leibe nicht übel nehmen, ich bin dennoch, schreibe ich auch etwas krumm, geraden Sinnes und stets deine getreue Anna. —

P. S. Der Tausend, das hätte ich doch bald vergessen, ich vergeßliches Ding. Der Papa läßt dich schönstens grüßen und dir sagen, du seyst einer, der da soll und muß, und würdest mich einst aus einer großen Gefahr retten. Nun darauf freue ich mich recht und bin nochmals deine dich liebendste, allergetreueste Anna von Zabelthau.

Dem Fräulein Aennchen war eine schwere Last entnommen, als sie diesen Brief fertig hatte, der ihr nicht wenig sauer geworden. Ganz leicht und froh wurde ihr aber zu Muthe, als sie auch das Couvert zu Stande gebracht, es gesiegelt ohne das Papier oder die Finger zu verbrennen und den Brief nebst der Tabacksschachtel, auf die sie ein ziemlich deutliches M. v. N. gepinselt, dem Gottlieb eingehändigt, um beides nach der Stadt auf die Post zu tragen. — Nachdem das Federvieh auf dem Hofe gehörig besorgt, lief Fräulein Aennchen geschwind nach ihrem Lieblingsplatz, dem Küchengarten. Als sie nach dem Mohrrüben-Acker kam, dachte sie daran, daß es nun offenbar an der Zeit sey, für die Leckermäuler in der Stadt zu sorgen und die ersten Mohrrüben auszuziehen. Die Magd wurde herbeigerufen, um bei der Arbeit zu helfen. Fräulein Aennchen schritt behutsam bis in die Mitte des Ackers, faßte einen stattlichen Krautbusch. Doch so wie sie zog, ließ sich ein seltsamer Ton vernehmen. — Man denke ja nicht an die Alraun-Wurzel und an das entsetzliche

IV. pag. 209.





Gewinsel und Geheul, das, wenn man sie herauszieht aus der Erde, das menschliche Herz durchschneidet. Nein, der Ton, der aus der Erde zu kommen schien, glich einem feinen, freudigen Lachen. Doch aber ließ Fräulein Aennchen den Krautbusch wieder fahren und rief etwas erschreckt: J! — wer lacht denn da mich aus? Als sich aber weiter nichts vernehmen ließ, faßte sie noch einmal den Krautbusch, der höher und stattlicher emporgeschossen schien als alle andere, und zog beherzt, das Gelächter, das sich wieder hören ließ, gar nicht achtend die schönste, die zarteste der Mohrrüben aus der Erde. Doch so wie Fräulein Aennchen die Mohrrübe betrachtete, schrie sie laut auf vor freudigem Schreck, so daß die Magd herbeisprang und eben so wie Fräulein Aennchen laut aufschrie über das hübsche Wunder, das sie gewahrte. Fest der Mohrrübe aufgestreift saß nämlich ein herrlicher goldner Ring mit einem feuerfunkelnden Topas. „Ei, rief die Magd, der ist für Sie bestimmt. Fräulein Aennchen, das ist Ihr Hochzeitsring, den müssen Sie nur gleich anstecken!" Was sprichst du für dummes Zeug, erwiederte Fräulein Aennchen, den Trauring, den muß ich ja von dem Herrn Amandus von Nebelstern empfangen, aber nicht von einer Mohrrübe! — Je länger Fräulein Aennchen den Ring betrachtete, desto mehr gefiel er ihr. Der Ring war aber auch wirklich von so feiner zierlicher Arbeit, daß er alles zu übertreffen schien, was jemals menschliche Kunst zu Stande gebracht. Den Reif bildeten hundert und hundert winzig kleine Figürchen in den mannichfaltigsten Gruppen verschlungen, die man auf den ersten Blick kaum mit dem bloßen Auge zu unterscheiden vermochte, die aber, sahe man den Ring länger und schärfer an, ordentlich zu wachsen, lebendig zu werden, in anmuthigen Reihen zu tanzen schienen. Dann aber war das Feuer des Edelsteins von solch ganz besonderer Art, daß selbst unter den Topasen im grünen Gewölbe zu Dresden schwerlich ein solcher aufgefunden werden möchte. Wer weiß, sprach die Magd, wie lange der schöne Ring tief in der Erde gelegen haben mag, und da ist er denn heraufgespatelt worden und die Mohrrübe ist durchgewachsen. Fräulein Aennchen zog nun den Ring von der Mohrrübe ab und seltsam genug war es, daß diese ihr zwischen den Fingern durchglitschte und in dem Erdboden verschwand. Beide, die Magd und Fräulein Aennchen achteten aber nicht sonderlich darauf, sie waren zu sehr versunken in den Anblick des prächtigen Ringes, den Fräu-

lein Aennchen nun ohne weiteres ansteckte an den kleinen Finger der rechten Hand. So wie sie dies that, empfand sie von der Grundwurzel des Fingers bis in die Spitze hinein einen stechenden Schmerz, der aber in demselben Augenblick wieder nachließ als sie ihn fühlte.

Natürlicherweise erzählte sie Mittags dem Herrn Dapsul von Zabelthau, was ihr seltsames auf dem Mohrrübenfelde begegnet, und zeigte ihm den schönen Ring, den die Möhrrübe aufgesteckt gehabt. Sie wollte den Ring, damit ihn der Papa besser betrachten könne, vom Finger herabziehn. Aber einen stechenden Schmerz empfand sie, wie damals, als sie den Ring aufsteckte, und dieser Schmerz hielt an, so lange sie am Ringe zog, bis er zuletzt so unerträglich wurde, daß sie davon abstehen mußte. Herr Dapsul betrachtete den Ring an Aennchens Finger mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ließ Aennchen mit dem ausgestreckten Finger allerlei Kreise nach allen Weltgegenden beschreiben, versank dann in tiefes Nachdenken und bestieg, ohne nur ein einziges Wort weiter zu sprechen, den Thurm. Fräulein Aennchen vernahm wie der Papa im Hinaufsteigen beträchtlich seufzte und stöhnte.

Andern Morgens, als Fräulein Aennchen sich gerade auf dem Hofe mit dem großen Hahn herumjagte, der allerlei Unfug trieb, und hauptsächlich mit den Täubern krakelte, weinte der Herr Dapsul von Zabelthau so erschrecklich durch das Sprachrohr herab, daß Aennchen ganz bewegt wurde und durch die hohle Hand hinauf rief: Warum heulen Sie denn so unbarmherzig, bester Papa, das Federvieh wird ja ganz wild! — Da schrie der Herr Dapsul durch das Sprachrohr herab: Anna, meine Tochter Anna, steige sogleich zu mir herauf. Fräulein Aennchen verwunderte sich höchlich über dieses Gebot, denn noch nie hatte sie der Papa auf den Thurm beschieden, vielmehr dessen Pforte sorgfältig verschlossen gehalten. Es überfiel sie ordentlich eine gewisse Bangigkeit, als sie die schmale Wendeltreppe hinaufstieg und die schwere Thür öffnete, die in das einzige Gemach des Thurmes führte. Herr Dapsul von Zabelthau saß von allerlei wunderlichen Instrumenten und bestaubten Büchern umgeben, auf einem großen Lehnstuhl von seltsamer Form. Vor ihm stand ein Gestell, das ein in einen Rahmen gespanntes Papier trug, auf dem verschiedene Linien gezeichnet. Er hatte eine hohe, spitze, graue Mütze auf dem Kopfe, trug einen weiten Mantel von grauem Kalmank und hatte

einen langen weißen Bart am Kinn, so daß er wirklich aussah wie ein Zauberer. Eben wegen des falschen Bartes kannte Fräulein Aennchen den Papa anfangs gar nicht und blickte ängstlich umher, ob er etwa in einer Ecke des Gemachs vorhanden; nachher, als sie aber gewahrte, daß der Mann mit dem Barte wirklich Papachen sey, lachte Fräulein Aennchen recht herzlich und fragte: obs denn schon Weihnachten sey und ob Papachen den Knecht Ruprecht spielen wolle?

Ohne auf Aennchens Rede zu achten, nahm Herr Dapsul von Zabelthau ein kleines Eisen zur Hand, berührte damit Aennchens Stirne und bestrich dann einige mal ihren rechten Arm von der Achsel bis in die Spitze des kleinen Ringefingers herab. Hierauf mußte sie sich auf den Lehnstuhl setzen, den Herr Dapsul verlassen und den kleinen beringten Finger auf das in den Rahmen gespannte Papier in der Art stellen, daß der Topas den Centralpunkt, in den alle Linien zusammenliefen, berührte. Alsbald schossen aus dem Edelstein gelbe Strahlen rings umher, bis das ganze Papier dunkelgelb gefärbt war. Nun knisterten die Linien auf und nieder, und es war, als sprängen die kleinen Männlein aus des Ringes Reif lustig umher auf dem ganzen Blatt. Der Herr Dapsul, den Blick von dem Papier nicht wegwendend, hatte indessen eine dünne Metallplatte ergriffen, hielt sie mit beiden Händen hoch in die Höhe und wollte sie niederdrücken auf das Papier, doch in demselben Augenblick glitschte er auf dem glatten Steinboden aus, fiel sehr unsanft auf den Hintern, während die Metallplatte, die er instinktmäßig losgelassen, um wo möglich den Fall zu brechen und das Steißbein zu konserviren, klirrend zur Erde fiel. Fräulein Aennchen erwachte mit einem leisen Ach! aus dem seltsamen träumerischen Zustande, in den sie versunken. Herr Dapsul richtete sich mühsam in die Höhe, setzte den grauen Zuckerhut wieder auf, der ihm entfallen, brachte den falschen Bart in Ordnung und setzte sich dem Fräulein Aennchen gegenüber auf einige Folianten, die über einander gethürmt. „Meine Tochter, sprach er dann, meine Tochter Anna, wie war dir so eben zu Muthe? was dachtest, was empfandest du? welche Gestaltungen erblicktest du mit den Augen des Geistes in deinem Innern?"

Ach, erwiederte Fräulein Aennchen, mir war so wohl zu Muthe, so wohl, wie mir noch niemals gewesen. Dann dachte ich an den Herrn Amandus von Nebelstern. Ich sah ihn ordentlich vor Augen,

aber er war noch viel hübscher als sonst und rauchte eine Pfeife von den virginischen Blättern, die ich ihm geschickt, welches ihm ungemein wohl stand. Dann bekam ich plötzlich einen ungemeinen Appetit nach jungen Mohrrüben und Bratwürstlein und war ganz entzückt, als das Gericht vor mir stand. Eben wollte ich zulangen, als ich wie mit einem jähen schmerzhaften Ruck aus dem Traum erwachte.

— Amandus von Nebelstern — Virginischer Kanaster — Mohrrüben — Bratwürste! — So sprach Herr Dapsul von Zabelthau sehr nachdenklich, und winkte der Tochter, die sich entfernen wollte, zu bleiben.

„Glückliches unbefangenes Kind, begann er dann mit einem Ton, der noch viel weinerlicher war, als sonst jemals, daß du nicht eingeweiht bist in die tiefen Mysterien des Weltalls, die bedrohlichen Gefahren nicht kennst, die dich umgeben. Du weißt nichts von jener überirdischen Wissenschaft der heiligen Cabbala. Zwar wirst du auch deshalb niemals der himmlischen Lust der Weisen theilhaftig werden, die, zur höchsten Stufe gelangt, weder essen noch trinken dürfen als nur zur Lust, und denen niemals menschliches begegnet, du stehst aber auch dafür nicht die Angst des Ersteigens jener Stufe aus, wie dein unglücklicher Vater, den noch viel zu sehr menschlicher Schwindel anwandelt, und dem das, was er mühsam erforscht, nur Grauen und Entsetzen erregt und der noch immer aus purem irdischen Bedürfniß essen und trinken und — überhaupt menschliches thun muß. — Erfahre, mein holdes mit Unwissenheit beglücktes Kind, daß die tiefe Erde, die Luft, das Wasser, das Feuer erfüllt ist mit geistigen Wesen höherer und doch wieder beschränkterer Natur als die Menschen. Es scheint unnöthig, dir, mein Dümmchen, die besondere Natur der Gnomen, Salamander, Sylphen und Undinen zu erklären, du würdest es nicht fassen können. Um dir die Gefahr anzudeuten, in der du vielleicht schwebst, ist es genug, dir zu sagen, daß diese Geister nach der Verbindung mit den Menschen trachten, und da sie wohl wissen, daß die Menschen in der Regel solch eine Verbindung sehr scheuen, so bedienen sich die erwähnten Geister allerlei listiger Mittel, um den Menschen, dem sie ihre Gunst geschenkt, zu verlocken. Bald ist es ein Zweig, eine Blume, ein Glas Wasser, ein Feuerstrahl oder sonst etwas ganz geringfügig scheinendes, was sie zum Mittel brauchen, um ihren Zweck zu erreichen. Richtig ist es, daß eine solche

Verbindung oft sehr ersprießlich ausschlägt, wie denn einst zwei Priester, von denen der Fürst von Mirandola erzählt, vierzig Jahre hindurch mit einem solchen Geist in der glücklichsten Ehe lebten. Richtig ist es ferner, daß die größten Weisen einer solchen Verbindung eines Menschen mit einem Elementargeist entsprossen. So war der große Zoroaster ein Sohn des Salamanders Oromasis, so waren der große Apollonius, der weise Merlin, der tapfre Graf von Cleve, der große Cabbalist Bensyra herrliche Früchte solcher Ehen, und auch die schöne Melusine war, nach dem Ausspruch des Parazelsus, nichts anders, als eine Sylphide. Doch demunerachtet ist die Gefahr einer solchen Verbindung nur zu groß, denn abgesehen davon, daß die Elementargeister von dem, dem sie ihre Gunst geschenkt, verlangen, daß ihm das hellste Licht der profundesten Weisheit aufgehe, so sind sie auch äußerst empfindlich, und rächen jede Beleidigung sehr schwer. So geschah es einmal, daß eine Sylphide, die mit einem Philosophen verbunden, als er mit seinen Freunden von einem schönen Frauenzimmer sprach, und sich vielleicht dabei zu sehr erhitzte, sofort in der Luft ihr schneeweißes schön geformtes Bein sehen ließ, gleichsam um die Freunde von ihrer Schönheit zu überzeugen, und dann den armen Philosophen auf der Stelle tödtete. Doch ach — was spreche ich von anderen? warum spreche ich nicht von mir selbst? — Ich weiß, daß schon seit zwölf Jahren mich eine Sylphide liebt, aber ist sie scheu und schüchtern, so quält mich der Gedanke an die Gefahr, durch kabbalistische Mittel sie zu fesseln, da ich noch immer viel zu sehr an irdischen Bedürfnissen hänge, und daher der gehörigen Weisheit ermangle. Jeden Morgen nehme ich mir vor zu fasten, lasse auch das Frühstück glücklich vorüber gehen, aber wenn dann der Mittag kommt — O Anna, meine Tochter Anna — Du weißt es ja — ich fresse erschrecklich!" — Diese letzten Worte sprach der Herr Dapsul von Zabelthau mit beinahe heulendem Ton, indem ihm die bittersten Thränen über die hagern eingefallenen Backen liefen; dann fuhr er beruhigter fort: „doch bemühe ich mich gegen den mir gewogenen Elementargeist des feinsten Betragens, der ausgesuchtesten Galanterie. Niemals wage ich es eine Pfeife Taback ohne die gehörigen kabbalistischen Vorsichtsmaßregeln zu rauchen, denn ich weiß ja nicht, ob mein zarter Luftgeist die Sorte liebet und nicht empfindlich werden könnte über die Verunreinigung seines Elements, weshalb denn auch alle diejeni-

gen, die Jagdknaster rauchen, oder: Es blühe Sachsen, niemals weise und der Liebe einer Sylphide theilhaftig werden können. Eben so verfahre ich, wenn ich mir einen Haselstock schneide, eine Blume pflücke, eine Frucht esse oder Feuer anschlage, da all' mein Trachten dahin geht, es durchaus mit keinem Elementargeist zu verderben. Und doch — siehst du wohl jene Nußschale, über die ich ausglitschte und rücklings umstülpend das ganze Experiment verdarb, das mir das Geheimniß des Ringes ganz erschlossen haben würde? Ich erinnere mich nicht, jemals in diesem nur der Wissenschaft geweihten Gemach (du weißt nun, weshalb ich auf der Treppe frühstücke) Nüsse genossen zu haben, und um so klarer ist es, daß in diesen Schalen ein kleiner Gnome versteckt war, vielleicht um bei mir zu hospitiren und meinen Experimenten zuzulauschen. Denn die Elementargeister lieben die menschlichen Wissenschaften, vorzüglich solche, die das uneingeweihte Volk wo nicht albern und aberwitzig, so doch die Kraft des menschlichen Geistes übersteigend, und eben deshalb gefährlich nennt. Deshalb finden sie sich auch häufig ein bei den göttlichen magnetischen Operationen. Vorzüglich sind es aber die Gnomen, die ihre Fopperei nicht lassen können, und dem Magnetiseur, der noch nicht zu der Stufe der Weisheit gelangt ist, die ich erst beschrieben, und zu sehr hängt an irdischem Bedürfniß, ein verliebtes Erdenkind unterschieben in dem Augenblick, da er glaubte in völlig reiner abgeklärter Luft eine Sylphide zu umarmen. — Als ich nun dem kleinen Studenten auf den Kopf trat, wurde er böse und warf mich um. Aber einen tiefern Grund hatte wohl der Gnome, mir die Entzifferung des Geheimnisses mit dem Ringe zu verderben. — Anna! — meine Tochter Anna! — vernimm es — herausgebracht hatte ich, daß ein Gnome dir seine Gunst zugewandt, der, nach der Beschaffenheit des Ringes zu urtheilen, ein reicher, vornehmer, und dabei vorzüglich fein gebildeter Mann seyn muß. Aber, meine theure Anna, mein vielgeliebtes herziges Dümmchen, wie willst du es anfangen, dich ohne die entsetzlichste Gefahr mit einem solchen Elementargeist in irgend eine Verbindung einzulassen? Hättest du den Cassiodorus Remus gelesen, so könntest du mir zwar entgegnen, daß nach dessen wahrhaftigem Bericht die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtissin eines Klosters zu Cordua in Spanien, dreißig Jahre mit einem kleinen Gnomen in vergnügter Ehe lebte, daß ein gleiches sich mit einem Sylphen

und der jungen Gertrud, die Nonne war im Kloster Nazareth bei Cöln, zutrug, aber denke an die gelehrten Beschäftigungen jener geistlichen Damen und an die deinigen. Welch ein Unterschied! statt in weisen Büchern zu lesen, fütterst du sehr oft Hühner, Gänse, Enten und andere jeden Kabbalisten molestirende Thiere; statt den Himmel, den Lauf der Gestirne zu beobachten, gräbst du in der Erde; statt in künstlichen horoskopischen Entwürfen die Spur der Zukunft zu verfolgen, stampfest du Milch zu Butter und machest Sauerkraut ein, zu schnödem winterlichen Bedürfniß, wiewohl ich selbst dergleichen Speisung ungern vermisse. Sage! kann das alles einem feinfühlenden philosophischen Elementargeist auf die Länge gefallen? — Denn, o Anna! durch dich blüht Dapsulheim, und diesem irdischen Beruf mag und kann dein Geist sich nimmer entziehen. Und doch empfandest du über den Ring, selbst da er dir jähen bösen Schmerz erregte, eine ausgelassene unbesonnene Freude! — Zu deinem Heil wollt' ich durch jene Operation die Kraft des Ringes brechen, dich ganz von dem Gnomen befreien, der dir nachstellt. Sie mißlang durch die Tücke des kleinen Studenten in der Nußschale. Und doch! — mir kommt ein Muth, den Elementargeist zu bekämpfen, wie ich ihn noch nie gespürt! — Du bist mein Kind — das ich zwar nicht mit einer Sylphide, Salamandrin oder sonst einem Elementargeist erzeugt, sondern mit jenem armen Landfräulein aus der besten Familie, die die gottvergessenen Nachbarn mit dem Spottnamen: Ziegenfräulein, verhöhnten, ihrer idyllischen Natur halber, die sie vermochte, jeden Tages eine kleine Heerde weißer schmucker Ziegen selbst zu weiden auf grünen Hügeln, wozu ich, damals ein verliebter Narr, auf meinem Thurm die Schallmey blies. — Doch du bist und bleibst mein Kind, mein Blut! — Ich rette dich, hier diese mystische Feile soll dich befreien von dem verderblichen Ringe!"

Damit nahm Herr Dapsul von Zabelthau eine kleine Feile zur Hand, und begann an dem Ringe zu feilen. Kaum hatte er aber einigemal hin und her gestrichen, als Fräulein Aennchen vor Schmerz laut aufschrie: „Papa — Papa, Sie feilen mir ja den Finger ab!" So rief sie, und wirklich quoll dunkles dickes Blut unter dem Ringe hervor. Da ließ Herr Dapsul die Feile aus der Hand fallen, sank halb ohnmächtig in den Lehnstuhl und rief in aller Verzweiflung: „O! — o! — o! — es ist um mich geschehn! Vielleicht noch in

dieser Stunde kommt der erzürnte Gnome und beißt mir die Kehle ab, wenn mich die Sylphide nicht rettet! — O Anna — Anna — geh — flieh!“ —

Fräulein Aennchen, die sich bei des Papas wunderlichen Reden schon längst weit weg gewünscht hatte, sprang hinab mit der Schnelle des Windes. —

Drittes Kapitel.

Es wird von der Ankunft eines merkwürdigen Mannes in Dapsulheim berichtet und erzählt, was sich dann ferner begeben. —

Der Herr Dapsul von Zabelthau hatte eben seine Tochter unter vielen Thränen umarmt und wollte den Thurm besteigen, wo er jeden Augenblick den bedrohlichen Besuch des erzürnten Gnomen befürchtete. Da ließ sich heller lustiger Hörnerklang vernehmen, und hinein in den Hof sprengte ein kleiner Reiter von ziemlich sonderbarem possirlichen Ansehen. Das gelbe Pferd war gar nicht groß und von feinem zierlichen Bau, deshalb nahm sich auch der Kleine trotz seines unförmlich dicken Kopfs gar nicht so zwergartig aus, sondern ragte hoch genug über den Kopf des Pferdes empor. Das war aber bloß dem langen Leibe zuzuschreiben, denn was an Beinen und Füßen über den Sattel hing, war so wenig, daß es kaum zu rechnen. Uebrigens trug der Kleine einen sehr angenehmen Habit von goldgelbem Atlas, eine eben solche hohe Mütze mit einem tüchtigen grasgrünen Federbusch und Reitstiefel von schön polirtem Mahagoniholz. Mit einem durchdringenden Prrrrrr! hielt der Reiter dicht vor dem Herrn von Zabelthau. Er schien absteigen zu wollen, plötzlich fuhr er aber mit der Schnelligkeit des Blitzes unter dem Bauch des Pferdes hinweg, schleuderte sich auf der andern Seite zwei, dreimal hintereinander zwölf Ellen hoch in die Lüfte, so daß er sich auf jeder Elle sechsmal überschlug, bis er mit dem Kopf auf dem Sattelknopf zu stehen kam. So galoppirte er, indem die Füßchen in den Lüften Trochäen, Pyrrhichien, Daktylen u. s. w. spielten, vorwärts, rückwärts, seitwärts in allerlei wunderlichen Wendungen und Krümmungen. Als der zierliche Gymnastiker und Reitkünstler endlich still stand und höflich grüßte, erblickte man auf dem Boden des Hofes die Worte: Seyn Sie mir schönstens gegrüßt sammt Ihrem Fräulein Tochter, mein hochverehrtester Herr Dapsul von Zabelthau! Er hatte diese Worte mit schönen römischen

Unzial-Buchstaben in das Erdreich geritten. Hierauf sprang der Kleine vom Pferde, schlug dreimal Rad und sagte dann, daß er ein schönes Compliment auszurichten habe an den Herrn Dapsul von Zabelthau, von seinem gnädigen Herrn, dem Herrn Baron Porphyrio von Ockerodastes, genannt Corduanspitz, und wenn es dem Herrn Dapsul von Zabelthau nicht unangenehm wäre, so wolle der Herr Baron auf einige Tage freundlich bei ihm einsprechen, da er künftig sein nächster Nachbar zu werden hoffe. —

Herr Dapsul von Zabelthau glich mehr einem Todten als einem Lebendigen, so bleich und starr stand er da an seine Tochter gelehnt. Kaum war ein: Wird — mir — sehr — erfreulich seyn, mühsam seinen bebenden Lippen entflohen, als der kleine Reiter sich mit denselben Ceremonien wie er gekommen, blitzschnell entfernte.

„Ach meine Tochter, rief nun Herr Dapsul von Zabelthau heulend und schluchzend, ach meine Tochter, meine arme unglückselige Tochter, es ist nur zu gewiß, es ist der Gnome, welcher kommt dich zu entführen und mir den Hals umzudrehen! — Doch wir wollen den letzten Muth aufbieten, den wir etwa noch besitzen möchten! Vielleicht ist es möglich, den erzürnten Elementargeist zu versöhnen, wir müssen uns nur so schicklich gegen ihn benehmen als es irgend in unserer Macht steht. — Sogleich werde ich dir, mein theures Kind, einige Kapitel aus dem Laktanz oder aus dem Thomas Aquinas vorlesen über den Umgang mit Elementargeistern, damit du keinen garstigen Schnitzer machst." — Noch ehe aber der Herr Dapsul von Zabelthau den Laktanz, den Thomas Aquinas oder einen andern elementarischen Knigge herbeischaffen konnte, hörte man schon ganz in der Nähe eine Musik erschallen, die beinahe der zu vergleichen, die hinlänglich musikalische Kinder zum lieben Weihnachten aufzuführen pflegen. Ein schöner langer Zug kam die Straße herauf. Voran ritten wohl an sechszig, siebzig kleine Reiter auf kleinen gelben Pferden, sämmtlich gekleidet wie der Abgesandte in gelben Habiten, spitzen Mützen und Stiefeln von polirtem Mahagoni. Ihnen folgte eine mit acht gelben Pferden bespannte Kutsche von dem reinsten Krystall, der noch ungefähr vierzig andere minder prächtige, theils mit sechs, theils mit vier Pferden bespannte Kutschen folgten. Noch eine Menge Pagen, Läufer und andere Diener schwärmten neben her auf und nieder in glänzenden Kleidern angethan, so daß das Ganze einen eben so lustigen als

seltsamen Anblick gewährte. Herr Dapsul von Zabelthau blieb versunken in trübes Staunen. Fräulein Aennchen, die bisher nicht geahnt, daß es auf der ganzen Erde solch niedliche schmucke Dinger geben könne, als diese Pferdchen und Leutchen, gerieth ganz außer sich und vergaß alles, sogar den Mund, den sie zum freudigen Ausruf weit genug geöffnet, wieder zuzumachen. —

Die achtspännige Kutsche hielt dicht vor dem Herrn Dapsul von Zabelthau. Reiter sprangen von den Pferden, Pagen, Diener eilten herbei, der Kutschenschlag wurde geöffnet, und wer nun aus den Armen der Dienerschaft herausschwebte aus der Kutsche, war Niemand anders, als der Herr Baron Porphyrio von Ockerodastes, genannt Corduanspitz. — Was seinen Wuchs betraf, so war der Herr Baron bei weitem nicht dem Apollo von Belvedere, ja nicht einmal dem sterbenden Fechter zu vergleichen. Denn außerdem, daß er keine volle drei Fuß maß, so bestand auch der dritte Theil dieses kleinen Körpers aus dem offenbar zu großen dicken Kopfe, dem übrigens eine tüchtige lang gebogene Nase, so wie ein Paar große kugelrund hervorquellende Augen keine üble Zierde waren. Da der Leib auch etwas lang, so blieben für die Füßchen nur etwa vier Zoll übrig. Dieser kleine Spielraum war aber gut genutzt, denn an und vor sich selbst waren die freiherrlichen Füßchen die zierlichsten, die man nur sehen konnte. Freilich schienen sie aber zu schwach, das würdige Haupt zu tragen; der Baron hatte einen schwankenden Gang, stülpte auch wohl manchmal um, stand aber gleich wieder wie ein Stehaufmännchen auf den Füßen, so daß jenes Umstülpen mehr der angenehme Schnörkel eines Tanzes schien. Der Baron trug einen enge anschließenden Habit von gleißendem Goldstoff und ein Mützchen, das beinahe einer Krone zu vergleichen mit einem ungeheuren Busch von vielen krautgrünen Federn. So wie der Baron nun auf der Erde stand, stürzte er auf den Herrn Dapsul von Zabelthau los, faßte ihn bei beiden Händen, schwang sich empor bis an seinen Hals, hing sich an diesen, und rief mit einer Stimme, die viel stärker dröhnte als man es hätte der kleinen Statur zutrauen sollen: O mein Dapsul von Zabelthau — mein theurer, innigst geliebter Vater! Darauf schwang der Baron sich eben so behende und geschickt wieder herab von des Herrn von Dapsuls Halse, sprang oder schleuderte sich vielmehr auf Fräulein Aennchen los, faßte die Hand mit dem beringten Finger, bedeckte sie mit laut

schmatzenden Küssen und rief eben so dröhnend als zuvor: „O mein allerschönstes Fräulein Anna von Zabelthau, meine geliebteste Braut!“ Darauf klatschte der Baron in die Händchen und alsbald ging die gellende lärmende Kindermusik los, und über hundert kleine Herrlein, die den Kutschen und den Pferden entstiegen, tanzten wie erst der Courier zum Theil auf den Köpfen, dann wieder auf den Füßen, in den zierlichsten Trochäen, Spondäen, Jamben, Pyrrhichien, Anapästen, Tribrachen, Bachien, Antibachien, Choriamben und Daktylen, daß es eine Lust war. Während dieser Lust erholte sich aber Fräulein Aennchen von dem großen Schreck, den ihr des kleinen Barons Anrede verursacht und gerieth in allerlei wohlgegründete ökonomische Bedenken. „Wie, dachte sie, ist es möglich, daß das kleine Volk Platz hat in diesem kleinen Hause? — Wäre es auch mit der Noth entschuldigt, wenn ich wenigstens die Dienerschaft in die große Scheune bettete, hätten sie auch da wohl Platz? Und was fange ich mit den Edelleuten an, die in den Kutschen gekommen und gewiß gewohnt sind, in schönen Zimmern sanft und weich gebettet zu schlafen? — Sollten auch die beiden Ackerpferde heraus aus dem Stall, ja wäre ich unbarmherzig genug, auch den alten lahmen Fuchs herauszujagen ins Gras, ist dennoch wohl Platz genug für alle diese kleinen Bestien von Pferden, die der häßliche Baron mitgebracht? Und eben so geht es ja mit den ein und vierzig Kutschen! — Aber nun noch das Aergste! — Ach du lieber Gott, reicht denn der ganze Jahresvorrath wohl hin, all' diese kleinen Kreaturen auch nur zwei Tage hindurch zu sättigen?“ Dies letzte Bedenken war nun wohl das allerschlimmste. Fräulein Aennchen sah schon alles aufgezehrt, alles neue Gemüse, die Hammelheerde, das Federvieh, das eingesalzene Fleisch, ja selbst den Runkelrüben-Spiritus und das trieb ihr die hellen Thränen in die Augen. Es kam ihr vor, als schnitte ihr eben der Baron Corduanspitz ein rechtes freches, schadenfrohes Gesicht und das gab ihr den Muth, ihm, als seine Leute noch im besten Tanzen begriffen waren, in dürren Worten zu erklären, daß, so lieb dem Vater auch sein Besuch seyn möge, an einen längern als zweistündigen Aufenthalt in Dapsulheim doch gar nicht zu denken, da es an Raum und an allen übrigen Dingen, die zur Aufnahme und zur standesmäßigen Bewirthung eines solchen vornehmen reichen Herrn nebst seiner zahlreichen Dienerschaft nöthig, gänzlich mangle. Da sah aber der kleine Cor-

duanspitz plötzlich so ungemein süß und zart aus wie ein Marzipan-brödchen und versicherte, indem er mit zugedrückten Augen Fräulein Aennchens etwas rauhe und nicht zu weiße Hand an die Lippen drückte, daß er weit entfernt sey, dem lieben Papa und der schönsten Tochter auch nur die mindeste Ungelegenheit zu verursachen. Er führe alles mit sich, was Küche und Keller zu leisten habe, was aber die Wohnung betreffe, so verlange er nichts als ein Stückchen Erde und den freien Himmel darüber, damit seine Leute den gewöhnlichen Reisepallast bauen könnten, in dem er mit sammt seiner ganzen Dienerschaft und was derselben noch an Vieh anhängig, hausen werde.

Ueber diese Worte des Baron Porphyrio von Ockerodastes wurde Fräulein Aennchen so vergnügt, daß sie, um zu zeigen, es käme ihr auch eben nicht darauf an, ihre Leckerbissen Preis zu geben, im Begriff stand, dem Kleinen Krapfkuchen, den sie von der letzten Kirchweih aufgehoben und ein Gläschen Runkelrübengeist anzubieten, wenn er nicht doppelten Bitter vorziehe, den die Großmagd aus der Stadt mitgebracht und als magenstärkend empfohlen. Doch in dem Augenblick setzte Corduanspitz hinzu, daß er zum Aufbau des Pallastes den Gemüsegarten erkoren, und hin war Aennchens Freude! — Während aber die Dienerschaft um des Herrn Ankunft auf Dapsulheim zu feiern, ihre olympischen Spiele fortsetzte, indem sie bald mit den dicken Köpfen sich in die spitzen Bäuche rannten und rückwärts überschlugen, bald sich in die Lüfte schleuderten, bald unter sich kegelten, selbst Kegel, Kugel und Kegler vorstellend u. s. w., vertiefte sich der kleine Baron Porphyrio von Ockerodastes mit dem Herrn Dapsul von Zabelthau in ein Gespräch, das immer wichtiger zu werden schien, bis beide Hand in Hand sich fortbegaben und den astronomischen Thurm bestiegen.

Voller Angst und Schreck lief nun Fräulein Aennchen eiligst nach dem Gemüsegarten, um zu retten, was noch zu retten möglich. Die Großmagd stand schon auf dem Felde und starrte mit offnem Munde vor sich her, regungslos, als sey sie verwandelt in eine Salzsäule wie Loths Weib. Fräulein Aennchen neben ihr erstarrte gleichermaßen. Endlich schrien aber beide, daß es weit in den Lüften umherschallte: Ach mein Herr Jemine, was ist denn das für ein Unglück! — Den ganzen schönen Gemüsegarten fanden sie verwandelt in eine Wüstenei. Da grünte kein Kraut, blühte keine Staude; es schien ein

ödes verwüstetes Feld. „Nein, schrie die Magd ganz erboßt, es ist nicht anders möglich, das haben die verfluchten kleinen Creaturen gethan, die so eben angekommen sind — in Kutschen sind sie gefahren? wollen wohl vornehme Leute vorstellen? — Ha ha! — Kobolde sind es, glauben Sie mir, Fräulein Aennchen, nichts als unchristliche Hexenkerls, und hätt' ich nur ein Stückchen Kreuzwurzel bei der Hand, so sollten Sie ihre Wunder sehen. — Doch sie sollen nur kommen, die kleinen Bestien, mit diesem Spaten schlage ich sie todt!" Damit schwang die Großmagd ihre bedrohliche Waffe in den Lüften, indem Fräulein Aennchen laut weinte.

Es nahten sich indessen jetzt vier Herren aus Corduanspitzes Gefolge mit solchen angenehmen zierlichen Mienen und höflichen Verbeugungen, sahen auch dabei so höchst wunderbar aus, daß die Großmagd statt wie sie gewollt, gleich zuzuschlagen, den Spaten langsam sinken ließ, und Fräulein Aennchen einhielt mit Weinen.

Die Herren kündigten sich als die den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodastes, genannt Corduanspitz, zunächst umgebenden Freunde an, waren, wie es auch ihre Kleidung wenigstens symbolisch andeutete, von vier verschiedenen Nationen und nannten sich: Pan Kapustowicz aus Polen, Herr von Schwarzrettig aus Pommern, Signor di Broccoli aus Italien, Monsieur de Roccambolle aus Frankreich. Sie versicherten in sehr wohlklingenden Redensarten, daß sogleich die Bauleute kommen und dem allerschönsten Fräulein das hohe Vergnügen bereiten würden, in möglichster Schnelle einen hübschen Pallast aus lauter Seide aufbauen zu sehen.

„Was kann mir der Pallast aus Seide helfen, rief Fräulein Aennchen laut weinend im tiefsten Schmerz, was geht mich überhaupt Euer Baron Corduanspitz an, da ihr mich um alles schöne Gemüse gebracht habt, ihr schlechten Leute, und alle meine Freude dahin ist." Die höflichen Leute trösteten aber Fräulein Aennchen und versicherten, daß sie durchaus gar nicht Schuld wären an der Verwüstung des Gemüsegartens, daß derselbe im Gegentheil bald wieder in einem solchen Flor grünen und blühen werde, wie ihn Fräulein Aennchen noch niemals und überhaupt noch keinen in der Welt gesehen.

Die kleinen Bauleute kamen auch wirklich und nun ging ein solches tolles wirres Durcheinandertreiben auf dem Acker los, daß Fräulein Aennchen sowohl als die Großmagd ganz erschrocken davon

rannten bis an die Ecke eines Busches, wo sie stehen blieben und zuschauen wollten, wie sich dann alles begeben würde.

Ohne daß sie aber auch nur im mindesten begriffen, wie das mit rechten Dingen zugehen konnte, formte sich vor ihren Augen in wenigen Minuten ein hohes prächtiges Gezelt aus goldgelbem Stoff mit bunten Kränzen und Federn geschmückt, das den ganzen Raum des großen Gemüsegartens einnahm, so daß die Zeltschnüre über das Dorf weg bis in den nahgelegenen Wald gingen und dort an starken Bäumen befestigt waren.

Kaum war das Gezelt fertig, als der Baron Porphyrio von Ockerodastes mit dem Herrn Dapsul von Zabelthau hinabkam von dem astronomischen Thurm, nach mehreren Umarmungen in die achtspännige Kutsche stieg, und nebst seinem Gefolge in derselben Ordnung wie er nach Dapsulheim gekommen, hineinzog in den seidenen Pallast, der sich hinter dem letzten Mann zuschloß.

Nie hatte Fräulein Aennchen den Papa so gesehen. Auch die leiseste Spur der Betrübniß, von der er sonst stets heimgesucht, war weggetilgt von seinem Antlitz, es war beinahe als wenn er lächelte und dabei hatte sein Blick in der That etwas verklärtes, das denn wohl auf ein großes Glück zu deuten pflegt, das jemandem ganz unvermuthet über den Hals gekommen. — Schweigend nahm Herr Dapsul von Zabelthau Fräulein Aennchens Hand, führte sie hinein in das Haus, umarmte sie dreimal hintereinander und brach dann endlich los: Glückliche Anna — überglückliches Kind! — glücklicher Vater! — O Tochter, alle Besorgniß, aller Gram, alles Herzeleid ist nun vorüber! — Dich trifft ein Loos, wie es nicht so leicht einer Sterblichen vergönnt ist! Wisse, dieser Baron Porphyrio von Ockerodastes, genannt Corduanspitz, ist keinesweges ein feindseliger Gnome, wiewohl er von einem dieser Elementargeister abstammt, dem es aber gelang, seine höhere Natur durch den Unterricht des Salamanders Oromasis zu reinigen. Aus dem geläuterten Feuer ging aber die Liebe zu einer Sterblichen hervor, mit der er sich verband und Ahnherr der illüstersten Familie wurde, durch deren Namen jemals ein Pergament geziert wurde. — Ich glaube Dir, geliebte Tochter Anna, schon gesagt zu haben, daß der Schüler des großen Salamanders Oromasis, der edle Gnome Tsilmenech — ein Chaldäischer Name, der in ächtem reinen Deutsch so viel heißt, als Grützkopf — sich in

die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtissin eines Klosters zu Cordua in Spanien, verliebte, und wohl an die dreißig Jahre mit ihr in einer glücklichen vergnügten Ehe lebte. Ein Sprößling der sublimen Familie höherer Naturen, die aus dieser Verbindung sich fortpflanzte, ist nun der liebe Baron Porphyrio von Ockerodastes, der den Zunamen Corduanspitz angenommen, zur Bezeichnung seiner Abstammung aus Cordua in Spanien, und um sich von einer mehr stolzen, im Grunde aber weniger würdigen Seitenlinie zu unterscheiden, die den Beinamen Saffian trägt. Daß dem Corduan ein Spitz zugesetzt worden, muß seine besonderen elementarisch astrologischen Ursachen haben; ich dachte noch nicht darüber nach. Dem Beispiel seines großen Ahnherrn folgend, des Gnomen Tsilmenech, der die Magdalena de la Croix auch schon seit ihrem zwölften Jahre liebte, hat dir auch der vortreffliche Ockerodastes seine Liebe zugewandt, als du erst zwölf Jahre zähltest. Er war so glücklich von dir einen kleinen goldnen Fingerreif zu erhalten, und nun hast du auch seinen Ring angesteckt, so daß du unwiderruflich seine Braut geworden! „Wie, rief Fräulein Aennchen voll Schreck und Bestürzung, wie? — seine Braut? — den abscheulichen kleinen Kobold soll ich heirathen? Bin ich denn nicht längst die Braut des Herrn Amandus von Nebelstern? — Nein! — nimmermehr nehme ich den häßlichen Hexenmeister zum Mann, und mag er tausendmal aus Corduan seyn oder aus Saffian!“ „Da, erwiderte Herr Dapsul von Zabelthau ernster werdend, da sehe ich denn zu meinem Leidwesen, wie wenig die himmlische Weisheit deinen verstockten irdischen Sinn zu durchdringen vermag! Häßlich, abscheulich nennst du den edlen elementarischen Porphyrio von Ockerodastes, vielleicht weil er nur drei Fuß hoch ist, und außer dem Kopf an Leib, Arm und Bein und anderen Nebensachen nichts erkleckliches mit sich trägt, statt daß ein solcher irdischer Geck wie du ihn dir wohl denken magst, die Beine nicht lang genug haben kann, der Rockschöße wegen? O meine Tochter, in welchem heillosen Irrthum bist du befangen! — Alle Schönheit liegt in der Weisheit, alle Weisheit in dem Gedanken, und das physische Symbol des Gedankens ist der Kopf! — Je mehr Kopf, desto mehr Schönheit und Weisheit, und könnte der Mensch alle übrigen Glieder als schädliche Luxusartikel, die vom Uebel, wegwerfen, er stände da als höchstes Ideal! Woraus entsteht alle Beschwerde, alles Ungemach, alle

Zwietracht, aller Hader, kurz alles Verderben des Irdischen, als aus der verdammten Ueppigkeit der Glieder? — O welcher Friede, welche Ruhe, welche Seeligkeit auf Erden, wenn die Menschheit existirte ohne Leib, Steiß, Arm und Bein! — wenn sie aus lauter Büsten bestünde! — Glücklich ist daher der Gedanke der Künstler, wenn sie große Staatsmänner oder große Gelehrte als Büste darstellen, um symbolisch die höhere Natur anzudeuten, die ihnen inwohnen muß vermöge ihrer Charge oder ihrer Bücher! — Also! meine Tochter Anna, nichts von Häßlichkeit, Abscheulichkeit oder sonstigem Tadel des edelsten der Geister, des herrlichen Porphyrio von Ockerodastes, dessen Braut du bist und bleibst! — Wisse, daß durch ihn auch dein Vater in kurzem die höchste Stufe des Glücks, dem er so lange vergebens nachgetrachtet, ersteigen wird. Porphyrio von Ockerodastes ist davon unterrichtet, daß mich die Sylphide Nehahilah (Syrisch, so viel als Spitznase) liebt, und will mir mit allen Kräften beistehen, daß ich der Verbindung mit dieser höheren geistigen Natur ganz würdig werde. — Du wirst, mein liebes Kind, mit deiner künftigen Stiefmutter wohl zufrieden seyn. — Möge ein günstiges Verhängniß es so fügen, daß unsere beiden Hochzeiten zu einer und derselben glücklichen Stunde gefeiert werden könnten!" — Damit verließ der Herr Dapsul von Zabelthau, indem er der Tochter einen bedeutenden Blick zugeworfen, pathetisch das Zimmer. —

Dem Fräulein Aennchen fiel es schwer aufs Herz, als sie sich erinnerte, daß ihr wirklich vor langer Zeit, da sie noch ein Kind, ein kleiner Goldreif vom Finger weg abhanden gekommen auf unbegreifliche Weise. Nun war es ihr gewiß, daß der kleine abscheuliche Hexenmeister sie wirklich in sein Garn verlockt, so daß sie kaum mehr entrinnen könne, und darüber gerieth sie in die alleräußerste Betrübniß. Sie mußte ihrem gepreßten Herzen Luft machen und das geschah mittelst eines Gänsekiels, den sie ergriff und flugs an den Herrn Amandus von Nebelstern schrieb in folgender Weise.

Mein herzliebster Amandus!

Es ist alles rein aus, ich bin die unglücklichste Person auf der ganzen Erde und schluchze und heule vor lauter Betrübniß so sehr, daß das liebe Vieh sogar Mitleid und Erbarmen mit mir hat, viel mehr wirst du davon gerührt werden; eigentlich geht das Unglück auch dich eben so gut an als mich, und du wirst dich eben so be-

trüben müssen! Du weißt doch, daß wir uns so herzlich lieben als nur irgend ein Liebespaar sich lieben kann, und daß ich deine Braut bin und daß uns der Papa zur Kirche geleiten wollte? — Nun! da kommt plötzlich ein kleiner garstiger gelber Mensch in einer achtspännigen Kutsche, von vielen Herren und Dienern begleitet, angezogen und behauptet, ich hätte mit ihm Ringe gewechselt und wir wären Braut und Bräutigam! — Und denke einmal wie schrecklich! der Papa sagt auch, daß ich den kleinen Unhold heirathen müsse, weil er aus einer sehr vornehmen Familie sey. Das mag seyn, nach dem Gefolge zu urtheilen und den glänzenden Kleidern die sie tragen, aber einen solchen greulichen Namen hat der Mensch, daß ich schon deshalb niemals seine Frau werden mag. Ich kann die unchristlichen Wörter, aus denen der Namen besteht, gar nicht einmal nachsprechen. Uebrigens heißt er aber auch Corduanspitz und das ist eben der Familienname. Schreib mir doch, ob die Corduanspitze wirklich so erlaucht und vornehm sind, man wird das wohl in der Stadt wissen. Ich kann gar nicht begreifen, was dem Papa einfällt in seinen alten Tagen, er will auch noch heirathen und der häßliche Corduanspitz soll ihn verkuppeln an eine Frau, die in den Lüften schwebt. — Gott schütze uns! — Die Großmagd zuckt die Achseln und meint, von solchen gnädigen Frauen, die in der Luft flögen und auf dem Wasser schwämmen, halte sie nicht viel, sie würde gleich aus dem Dienst gehen und wünsche meinetwegen, daß die Stiefmama wo möglich den Hals brechen möge bei dem ersten Luftritt zu St. Walpurgis. — Das sind schöne Dinge! — Aber auf dich steht meine ganze Hoffnung! — Ich weiß ja, daß du derjenige bist, der da soll und muß, und mich retten wirst aus großer Gefahr. Die Gefahr ist da, komm, eile, rette

deine bis in den Tod betrübte aber
getreueste Braut
Anna von Zabelthau.

N. S. Könntest du den kleinen gelben Corduanspitz nicht herausfordern? Du wirst gewiß gewinnen, denn er ist etwas schwach auf den Beinen.

N. S. Ich bitte dich nochmals, ziehe dich nur gleich an und eile zu deiner unglückseligsten, so wie oben aber getreuesten Braut, Anna von Zabelthau.

Viertes Kapitel.

In welchem die Hofhaltung eines mächtigen Königs beschrieben, nächstdem aber von einem blutigen Zweikampf und andern seltsamen Vorfällen Nachricht gegeben wird.

Fräulein Aennchen fühlte sich vor lauter Betrübniß wie gelähmt an allen Gliedern. Am Fenster saß sie mit übereinander geschlagenen Armen und starrte hinaus ohne des Gackerns, Krähens, Mauzens und Piepens des Federviehs zu achten, das, da es zu dämmern begann, wie gewöhnlich von ihr zur Ruhe gebracht werden wollte. Ja, sie ließ es mit der größten Gleichgültigkeit geschehen, daß die Magd dies Geschäft besorgte und dem Haushahn, der sich in die Ordnung der Dinge nicht fügen, ja sich gegen die Stellvertreterin auflehnen wollte, mit der Peitsche einen ziemlich derben Schlag versetzte. Der eigne Liebesschmerz, der ihre Brust zerriß, raubte ihr alles Gefühl für das Leid des liebsten Zöglings ihrer süßesten Stunden, die sie der Erziehung gewidmet ohne den Chesterfield oder den Knigge zu lesen, ja ohne die Frau von Genlis oder andere seelenkennerische Damen zu Rathe zu ziehen, die auf ein Haar wissen, wie junge Gemüther in die rechte Form zu kneten. — Man hätte ihr das als Leichtsinn anrechnen können. —

Den ganzen Tag hatte sich Corduanspitz nicht sehen lassen, sondern war bei dem Herrn Dapsul von Zabelthau auf dem Thurm geblieben, wo sehr wahrscheinlich wichtige Operationen vorgenommen seyn mußten. Jetzt aber bemerkte Fräulein Aennchen den Kleinen, wie er im glühenden Schein der Abendsonne über den Hof wankte. Er kam ihr in seinem hochgelben Habit garstiger vor als jemals und die possirliche Art, wie er hin und her hüpfte, jeden Augenblick umzustülpen schien, sich wieder empor schleuderte, worüber ein anderer sich krank gelacht haben würde, verursachte ihr nur noch mehr Gram. Ja sie hielt endlich beide Hände vors Gesicht, um den widerwärtigen Popanz nur nicht ferner zu schauen. Da fühlte sie plötzlich, daß jemand sie an der Schürze zupfe. „Kusch, Feldmann!" rief sie, meinend es sey der Hund, der sie zupfe. Es war aber nicht der Hund, vielmehr erblickte Fräulein Aennchen, als sie die Hände vom Gesicht nahm, den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodastes, der sich mit einer beispiellosen Behendigkeit auf ihren Schooß schwang und sie mit beiden Armen umklammerte. Vor Schreck und Abscheu schrie

Fräulein Aennchen laut auf und fuhr von dem Stuhl in die Höhe. Corduanspitz blieb aber an ihrem Halse hängen und wurde in dem Augenblick so fürchterlich schwer, daß er mit einem Gewicht von wenigstens zwanzig Centnern das arme Aennchen pfeilschnell wieder herabzog auf den Stuhl, wo sie gesessen. Jetzt rutschte Corduanspitz aber auch sogleich herab von Aennchens Schooß, ließ sich so zierlich und manierlich, als es bei einigem Mangel an Gleichgewicht nur in seinen Kräften stand, nieder auf sein rechtes kleines Knie und sprach dann mit einem klaren etwas besonders aber nicht eben widerlich klingenden Ton: „Angebetetes Fräulein Anna von Zabelthau, vortrefflichste Dame, auserwählteste Braut, nur keinen Zorn, ich bitte, ich flehe! — nur keinen Zorn, keinen Zorn! — Ich weiß, Sie glauben, meine Leute hätten Ihren schönen Gemüsegarten verwüstet, um meinen Pallast zu bauen? O Mächte des Alls! — Könnten Sie doch nur hineinschauen in meinen geringen Leib und mein in lauter Liebe und Edelmuth hüpfendes Herz erblicken! — Könnten Sie doch nür alle Kardinaltugenden entdecken, die unter diesem gelben Atlas in meiner Brust versammelt sind! — O wie weit bin ich von jener schmachvollen Grausamkeit entfernt, die Sie mir zutrauen! — Wie wär' es möglich, daß ein milder Fürst seine eignen Unterthа — doch halt! — halt! — Was sind Worte, Redensarten! — Schauen müssen Sie selbst o Braut! ja schauen selbst die Herrlichkeiten, die Ihrer warten! Sie müssen mit mir gehen, ja mit mir gehen auf der Stelle, ich führe Sie in meinen Pallast, wo ein freudiges Volk lauert auf die angebetete Geliebte des Herrn!"

Man kann denken, wie Fräulein Aennchen sich vor Corduanspitzes Zumuthung entsetzte, wie sie sich sträubte dem bedrohlichen Popanz auch nur einen Schritt zu folgen. Corduanspitz ließ aber nicht nach, ihr die außerordentliche Schönheit, den grenzenlosen Reichthum des Gemüsegartens, der eigentlich sein Pallast sey, mit solchen eindringlichen Worten zu beschreiben, daß sie endlich sich entschloß, wenigstens etwas hineinzukucken in das Gezelt, welches ihr denn doch ganz und gar nicht schaden könne. — Der Kleine schlug vor lauter Freude und Entzücken wenigstens zwölfmal hinter einander Rad, faßte dann aber sehr zierlich Fräulein Aennchens Hand und führte sie durch den Garten nach dem seidnen Pallast.

Mit einem lauten: Ach! blieb Fräulein Aennchen wie in den

Boden gewurzelt stehen, als die Vorhänge des Einganges aufrollten und sich ihr die Aussicht eines unabsehbaren Gemüsegartens erschloß von solcher Herrlichkeit, wie sie auch in den schönsten Träumen von blühendem Kohl und Kraut, keinen jemals erblickt. Da grünte und blühte alles, was nur Kraut und Kohl und Rübe und Sallat und Erbse und Bohne heißen mag, in funkelndem Schimmer und solcher Pracht, daß es gar nicht zu sagen. -- Die Musik von Pfeifen und Trommeln und Cymbeln ertönte stärker und die vier artigen Herrn, die Fräulein Aennchen schon kennen gelernt, nämlich der Herr von Schwarzrettig, der Monsieur de Roccambolle, der Signor di Broccoli und der Pan Kapustowicz, nahten sich unter vielen zeremoniösen Bücklingen.

„Meine Kammerherrn," sprach Porphyrio von Ockerodastes lächelnd, und führte, indem die genannten Kammerherrn voranschritten, Fräulein Aennchen durch die Doppeltreihe, welche die rothe Englische Carottengarde bildete, bis in die Mitte des Feldes, wo sich ein hoher prächtiger Thron erhob. Um diesen Thron waren die Großen des Reichs versammelt, die Sallatprinzen mit den Bohnenprinzessinnen, die Gurkenherzoge mit dem Melonenfürsten an ihrer Spitze, die Kopfkohlminister, die Zwiebel- und Rübengeneralität, die Federkohldamen 2c. alle in den glänzendsten Kleidern ihres Ranges und Standes. Und dazwischen liefen wohl an hundert allerliebste Lavendel- und Fenchelpagen umher und verbreiteten süße Gerüche. Als Ockerodastes mit Fräulein Aennchen den Thron bestiegen, winkte der Oberhofmarschall Turneps mit seinem langen Stabe und sogleich schwieg die Musik und alles horchte in stiller Ehrfurcht. Da erhob Ockerodastes seine Stimme und sprach sehr feierlich: „Meine getreuen und sehr lieben Unterthanen! Seht hier an meiner Seite das edle Fräulein Anna von Zabelthau, das ich zu meiner Gemahlin erkoren. Reich an Schönheit und Tugend, hat sie euch schon lange mit mütterlich liebenden Augen betrachtet, ja euch weiche, fette Lager bereitet und gehegt und gepflegt. Sie wird euch stets eine treue würdige Landesmutter seyn und bleiben. Bezeigt jetzt den ehrerbietigen Beifall, so wie ordnungsmäßigen Jubel über die Wohlthat, die ich im Begriff stehe euch huldvoll zufließen zu lassen!" Auf ein zweites Zeichen des Oberhofmarschalls Turneps ging nun ein tausendstimmiger Jubel los, die Bollenartillerie feuerte ihr Geschütz ab und die Musiker der Ca-

rottengarde spielten das bekannte Festlied: Sallat-Sallat und grüne Petersilie! — Es war ein großer erhabener Moment, der den Großen des Reichs, vorzüglich aber den Federkohldamen Thränen der Wonne entlockte. Fräulein Aennchen hätte beinahe auch alle Fassung verloren, als sie gewahrte, daß der Kleine eine von Diamanten funkelnde Krone auf dem Haupte, in der Hand aber ein goldnes Szepter trug. „Ei, sprach sie, indem sie voll Erstaunen die Hände zusammenschlug, ei du mein Herr Jemine! Sie sind ja wohl viel mehr als Sie scheinen, mein lieber Herr von Corduanspitz?" — „Angebetete Anna, erwiederte Ockerodastes sehr sanft, die Gestirne zwangen mich, bei Ihrem Herrn Vater unter einem erborgten Namen zu erscheinen. Erfahren Sie, bestes Kind, daß ich einer der mächtigsten Könige bin und ein Reich beherrsche, dessen Grenzen gar nicht zu entdecken sind, da sie auf der Karte zu illuminiren vergessen worden. Es ist der Gemüsekönig Daucus Carota der Erste, der Ihnen, o süßeste Anna, seine Hand und seine Krone darreicht. Alle Gemüsefürsten sind meine Vasallen und nur einen einzigen Tag im Jahre regiert, nach einem uralten Herkommen, der Bohnenkönig." „Also, rief Fräulein Aennchen freudig, also eine Königin soll ich werden und diesen herrlichen prächtigen Gemüsegarten besitzen?" König Daucus Carota versicherte nochmals, daß dies allerdings der Fall sey und fügte hinzu, daß seiner und ihrer Herrschaft alles Gemüse unterworfen seyn werde, das nur emporkeime aus der Erde. So was hatte nun Fräulein Aennchen wohl gar nicht erwartet und sie fand, daß der kleine Corduanspitz seit dem Augenblick, als er sich in den König Daucus Carota den Ersten umgesetzt, gar nicht mehr so häßlich war als vorher und daß ihm Krone und Szepter so wie der Königsmantel ganz ungemein artig standen. Rechnete noch Fräulein Aennchen sein artiges Benehmen und die Reichthümer hinzu, die ihr durch diese Verbindung zu Theil wurden, so mußte sie wohl überzeugt seyn, daß kein Landfräulein hienieden eine bessere Parthie zu machen im Stande als eben sie, die im Umsehen eine Königsbraut geworden. Fräulein Aennchen war deshalb auch über alle Maaßen vergnügt und fragte den königlichen Bräutigam, ob sie nicht gleich in dem schönen Pallast bleiben, und ob nicht morgenden Tages die Hochzeit gefeiert werden könne. König Daucus erwiederte indessen, daß, so sehr ihn die Sehnsucht der angebeteten Braut entzücke, er doch gewisser Constellationen hal-

der sein Glück noch verschieben müsse. Der Herr Dapsul von Zabelthau dürfe nämlich für jetzt den königlichen Stand seines Eidams durchaus nicht erfahren, da sonst die Operationen, die die gewünschte Verbindung mit der Sylphide Nehahilah bewirken sollten, gestört werden könnten. Ueberdem habe er auch dem Herrn Dapsul von Zabelthau versprochen, daß beide Vermählungen an einem Tage gefeiert werden sollten. Fräulein Aennchen mußte feierlich geloben, dem Herrn Dapsul von Zabelthau auch nicht eine Silbe davon zu verrathen, was sich mit ihr begeben, sie verließ dann den seidnen Pallast unter dem lauten lärmenden Jubel des durch ihre Schönheit, durch ihr leutseliges herablassendes Betragen ganz in Wonne berauschten Volks.

Im Traume sah sie das Reich des allerliebsten Königs Daucus Carota noch einmal und schwamm in lauter Seeligkeit. —

Der Brief, den sie dem Herrn Amandus von Nebelstern gesendet, hatte auf den armen Jüngling eine fürchterliche Wirkung gemacht. Nicht lange dauerte es, so erhielt Fräulein Aennchen folgende Antwort:

Abgott meines Herzens, himmlische Anna!

Dolche, spitze, glühende, giftige, tödtende Dolche waren mir die Worte deines Briefes, die meine Brust durchbohrten. O Anna! du sollst mir entrissen werden? Welch ein Gedanke! Ich kann es noch gar nicht begreifen, daß ich nicht auf der Stelle unsinnig geworden bin und irgend einen fürchterlichen grausamen Spektakel gemacht habe! — Doch floh ich ergrimmt über mein todbringendes Verhängniß die Menschen, und lief gleich nach Tische ohne wie sonst Billard zu spielen, hinaus in den Wald, wo ich die Hände rang und tausendmal deinen Namen rief! — Es fing gewaltig an zu regnen und ich hatte gerade eine ganz neue Mütze von rothem Sammt mit einer prächtigen goldnen Trobbel aufgesetzt. Die Leute sagen, daß noch keine Mütze so mir zu Gesicht gestanden, als diese. — Der Regen konnte das Prachtstück des Geschmacks verderben, doch was frägt die Verzweiflung der Liebe nach Mützen, nach Sammt und Gold! — So lange lief ich umher, bis ich ganz durchnäßt und durchkältet war und ein entsetzliches Bauchgrimmen fühlte. Das trieb mich in das nahgelegene Wirthshaus, wo ich mir exzellenten Glühwein machen ließ und dazu eine Pfeife deines himmlischen Virginiers rauchte. — Bald fühlte ich mich von einer göttlichen Begeisterung erhoben, ich

riß meine Brieftasche hervor, warf in aller Schnelle ein Dutzend herrliche Gedichte hin und, o wunderbare Gabe der Dichtkunst! — beides war verschwunden, Liebesverzweiflung und Bauchgrimmen. — Nur das letzte dieser Gedichte will ich dir mittheilen und auch dich, o Zierde der Jungfrauen, wird, wie mich, freudige Hoffnung erfüllen!

Winde mich in Schmerzen,
Ausgelöscht im Herzen
Sind die Liebeskerzen,
Mag nie wieder scherzen!
Doch der Geist, er neigt sich,
Wort und Reim erzeugt sich,
Schreibe Verslein nieder.
Froh bin ich gleich wieder,
Tröstend in dem Herzen,
Flammen Liebeskerzen,
Weg sind alle Schmerzen,
Mag auch freundlich scherzen.

Ja, meine süße Anna! — bald eile ich, ein schützender Ritter herbei, und entreiße dich dem Bösewicht, der dich mir rauben will! — Damit du indessen bis dahin nicht verzweifelst, schreibe ich dir einige göttliche troſtreiche Kernsprüche aus meines herrlichen Meisters Schatzkästlein her; du magst dich daran erlaben.

Die Brust wird weit, dem Geiste wachsen Flügel?
Sey Herz, Gemüth, doch lust'ger Eulenspiegel!

Liebe kann die Liebe hassen,
Zeit auch wohl die Zeit verpassen.

Die Lieb ist Blumenduft, ein Sehn ohn' Unterlaß,
O Jüngling, wasch den Pelz, doch mach' ihn ja nicht naß!

Sagst du, im Winter weht frostiger Wind?
Warm sind doch Mäntel, wie Mäntel nun sind!

Welche göttliche, erhabene, überschwengliche Maximen! — Und wie einfach, wie anspruchslos, wie körnigt ausgedrückt! — Nochmals also, meine süßeste Maid! Sey getrost, trage mich im Herzen wie sonst. Es kommt, es rettet dich, es drückt dich an seine im Liebessturm wogende Brust

dein getreuester

Amandus von Nebelstern.

N. S. Herausfordern kann ich den Herrn von Corduanspitz auf keinen Fall. Denn, o Anna! jeder Tropfen Bluts, der deinem Amandus entquillen könnte bei dem feindlichen Angriff eines verwogenen Gegners, ist herrliches Dichterblut, der Ichor der Götter, der nicht verspritzt werden darf. Die Welt hat den gerechten Anspruch, daß ein Geist wie ich sich für sie schone, auf alle mögliche Weise conservire. — Des Dichters Schwert ist das Wort, der Gesang. Ich will meinem Nebenbuhler auf den Leib fahren mit tyrtäischen Schlachtliedern, ihn niederstoßen mit spitzen Epigrammen, ihn niederhauen mit Dithyramben voll Liebeswuth — das sind die Waffen des ächten wahren Dichters, die immerdar siegreich ihn sicherstellen gegen jeden Angriff, und so gewaffnet und gewappnet werde ich erscheinen und mir deine Hand erkämpfen o Anna!

Lebe wohl, nochmals drücke ich dich an meine Brust! — Hoffe alles von meiner Liebe und vorzüglich von meinem Heldenmuth, der keine Gefahr scheuen wird, dich zu befreien aus den schändlichen Netzen, in die dich allem Anschein nach ein dämonischer Unhold verlockt hat! —

Fräulein Aennchen erhielt diesen Brief, als sie gerade mit dem bräutigamlichen König Daucus Carota dem Ersten auf der Wiese hinter dem Garten Haschemännchen spielte und große Freude hatte, wenn sie sich in vollem Lauf schnell niederduckte und der kleine König über sie wegschoß. Aber nicht wie sonst, steckte sie das Schreiben des Geliebten ohne es zu lesen in die Tasche und wir werden gleich sehen, daß es zu spät gekommen.

Gar nicht begreifen konnte Herr Dapsul von Zabelthau, wie Fräulein Aennchen ihren Sinn so plötzlich geändert und den Herrn Porphyrio von Ockerodastes, den sie erst so abscheulich gefunden, liebgewonnen hatte. Er befragte darüber die Gestirne, da diese ihm aber auch keine befriedigende Antwort gaben, so mußte er dafürhalten, daß des Menschen Sinn unerforschlicher sey als alle Geheimnisse des Weltalls und sich durch keine Constellation erfassen lasse. — Daß nämlich blos die höhere Natur des Bräutigams auf Aennchen zur Liebe gewirkt haben solle, konnte er, da es dem Kleinen an Leibesschönheit gänzlich mangelte, nicht annehmen. War, wie der geneigte Leser schon vernommen, der Begriff von Schönheit, wie ihn Herr Dapsul von Zabelthau statuirte, auch himmelweit von dem Begriff

verschieden, wie ihn junge Mädchen in sich tragen, so hatte er doch wenigstens so viel irdische Erfahrung, um zu wissen, daß besagte Mädchen meinen, Verstand, Witz, Geist, Gemüth, seyen gute Miethsleute in einem schönen Hause, und daß ein Mann, dem ein modischer Frack nicht zum besten steht, und sollte er sonst ein Shakspeare, ein Göthe, ein Tieck, ein Friedrich Richter seyn, Gefahr läuft, von jedem hinlänglich angenehm gebauten Husarenlieutenant in der Staatsuniform gänzlich aus dem Felde geschlagen zu werden, sobald es ihm einfällt, einem jungen Mädchen entgegen zu rücken. — Bei Fräulein Aennchen hatte sich nun zwar das ganz anders zugetragen und es handelte sich weder um Schönheit noch um Verstand, indessen trifft es sich wohl selten, daß ein armes Landfräulein plötzlich Königin werden soll und konnte daher von dem Herrn Dapsul von Zabelthau nicht wohl vermuthet werden, zumal ihn auch hier die Gestirne im Stich ließen.

Man kann denken, daß die drei Leute, Herr Porphyrio von Ockerodastes, Herr Dapsul von Zabelthau und Fräulein Aennchen ein Herz und eine Seele waren. Es ging so weit, daß Herr Dapsul von Zabelthau öfter als sonst jemals geschehn, den Thurm verließ, um mit dem geschätzten Eidam über allerlei vergnügliche Dinge zu plaudern und vorzüglich pflegte er nun sein Frühstück jedesmal unten im Hause einzunehmen. Um diese Zeit kam denn auch Herr Porphyrio von Ockerodastes aus seinem seidenen Pallast hervor, und ließ sich von Fräulein Aennchen mit Butterbrod füttern! „Ach ach, kickerte Fräulein Aennchen ihm oft ins Ohr, ach ach, wenn Papa wüßte, daß Sie eigentlich ein König sind, bester Corduanspitz.“ — „Halt dich Herz, erwiederte Daucus Carota der Erste, halt dich, Herz, und vergeh' nicht in Wonne. — Nah', nah' ist dein Freudentag!“ —

Es begab sich, daß der Schulmeister dem Fräulein Aennchen einige Bund der herrlichsten Radiese aus seinem Garten verehrt hatte. Dem Fräulein Aennchen war das über alle Maaßen lieb, da Herr Dapsul von Zabelthau sehr gern Radiese aß, Aennchen aber aus dem Gemüsegarten, über den der Pallast erbaut war, nichts entnehmen konnte. Ueberdem fiel ihr aber auch jetzt erst ein, daß sie unter den mannigfaltigsten Kräutern und Wurzeln im Pallast, nur allein Radiese nicht gewahrt hatte.

Fräulein Aennchen putzte die geschenkten Radiese schnell ab, und

trug sie dem Vater auf zum Frühstück. Schon hatte Herr Dapsul von Zabelthau mehreren unbarmherzig die Blätterkrone weggeschnitten, sie ins Salzfaß gestippt und vergnüglich verzehrt, als Corduanspitz hereintrat. „O mein Ockerodastes, genießen Sie Radiese!" so rief ihm Herr Dapsul von Zabelthau entgegen. Es lag noch ein großer, vorzüglich schöner Radies auf dem Teller. Kaum erblickte Corduanspitz aber diesen, als seine Augen grimmig zu funkeln begannen und er mit fürchterlich dröhnender Stimme rief: „Was, unwürdiger Herzog, ihr wagt es noch, vor meinen Augen zu erscheinen, ja euch mit verruchter Unverschämtheit einzudrängen in ein Haus, das beschirmt ist von meiner Macht? Habe ich euch, der mir den rechtmäßigen Thron streitig machen wollte, nicht verbannt auf ewige Zeiten? — Fort, fort mit euch, verrätherischer Vasall!" Dem Radies waren plötzlich zwei Beinchen unter dem dicken Kopf gewachsen, mit denen er schnell aus dem Teller hinabsprang, dann stellte er sich dicht hin vor Corduanspitz und ließ sich also vernehmen: „Grausamer Daucus Carota der Erste, der du vergebens trachtest, meinen Stamm zu vernichten! Hat je einer deines Geschlechts einen solchen großen Kopf gehabt als ich und meine Verwandten? — Verstand, Weisheit, Scharfsinn, Courtoisie, mit allem dem sind wir begabt, und während ihr euch herumtreibt in Küchen und in Ställen und nur in hoher Jugend etwas geltet, so daß recht eigentlich der diable de la jeunesse nur euer schnell vorüberfliehendes Glück macht, so genießen wir des Umgangs hoher Personen und mit Jubel werden wir begrüßt, so wie wir nur unsere grünen Häupter erheben! — Aber ich trotze dir, o Daucus Carota, bist du auch gleich ein ungeschlachter Schlingel wie alle deines gleichen! — Laß sehen, wer hier der stärkste ist!" — Damit schwang der Radiesherzog eine lange Peitsche und ging ohne weiteres dem König Daucus Carota dem Ersten zu Leibe. Dieser zog aber schnell seinen kleinen Degen und vertheidigte sich auf die tapferste Weise. In den seltsamsten tollsten Sprüngen balgten sich nun die beiden Kleinen im Zimmer umher, bis Daucus Carota den Radiesherzog so in die Enge trieb, daß er genöthigt wurde, mit einem kühnen Sprung durchs offne Fenster das Weite zu suchen. König Daucus Carota, dessen ganz ungemeine Behendigkeit dem geneigten Leser schon bekannt ist, schwang sich aber nach und verfolgte den Radiesherzog über den Acker. — Herr Dapsul von Zabelthau hatte dem schrecklichen

Zweikampf zugeschaut in dumpfer lautloser Erstarrung. Nun brach er aber heulend und schreiend los: „O Tochter Anna! — o meine arme unglückselige Tochter Anna! — verloren — ich — du — beide sind wir verloren, verloren.“ — Und damit lief er aus der Stube und bestieg so schnell als er es nur vermochte den astronomischen Thurm. —

Fräulein Aennchen konnte gar nicht begreifen, gar nicht vermuthen, was in aller Welt den Vater auf einmal in solch gränzenlose Betrübniß versetzt. Ihr hatte der ganze Auftritt ungemeines Vergnügen verursacht und sie war noch in ihrem Herzen froh, bemerkt zu haben, daß der Bräutigam nicht allein Stand und Reichthum sondern auch Tapferkeit besaß, wie es denn wohl nicht leicht ein Mädchen auf Erden geben mag, die einen Feigling zu lieben im Stande. Nun sie eben von der Tapferkeit des Königs Daucus Carota des Ersten überzeugt worden, fiel es ihr erst recht empfindlich auf, daß Herr Amandus von Nebelstern sich nicht mit ihm schlagen wollen.

Hätte sie noch geschwankt den Herrn Amandus dem Könige Daucus dem Ersten aufzuopfern, sie würde sich jetzt dazu entschlossen haben, da ihr die ganze Herrlichkeit ihres neuen Brautstandes einleuchtete. Sie setzte sich flugs hin und schrieb folgenden Brief:

Mein lieber Amandus!

Alles in der Welt kann sich ändern, alles ist vergänglich, sagt der Herr Schulmeister und er hat vollkommen Recht. Auch du, mein lieber Amandus, bist ein viel zu weiser und gelehrter Student, als daß du dem Herrn Schulmeister nicht beipflichten und dich nur im mindesten verwundern solltest, wenn ich dir sage, daß auch in meinem Sinn und Herzen sich eine kleine Veränderung zugetragen hat — du kannst es mir glauben, ich bin dir noch recht sehr gut und kann es mir recht vorstellen, wie hübsch du aussehn mußt in der rothen Sammtmütze mit Gold, aber was das Heirathen betrifft — sieh lieber Amandus, so gescheut du auch bist und so hübsche Verslein du auch zu machen verstehst, König wirst du doch nun und nimmermehr werden, und — erschrick nicht, Liebster — der kleine Herr von Corduanspitz ist nicht der Herr von Corduanspitz, sondern ein mächtiger König, Namens Daucus Carota der Erste, der da herrscht über das ganze große Gemüsreich und mich erkoren hat zu seiner Königin! — Seit der Zeit, daß mein lieber kleiner König das Inkognito

abgeworfen, ist er auch viel hübscher geworden und ich sehe jetzt erst recht ein, daß der Papa Recht hatte, wenn er behauptete, daß der Kopf die Zierde des Mannes sey und daher nicht groß genug seyn könne. Dabei hat aber Daucus Carota der Erste — du siehst, wie gut ich den schönen Namen behalten und nachschreiben kann, da er mir ganz bekannt vorkommt — ja, ich wollte sagen, dabei hat mein kleiner königlicher Bräutigam ein so angenehmes allerliebstes Betragen, daß es gar nicht auszusprechen. Und welch' einen Muth, welche Tapferkeit besitzt der Mann! Vor meinen Augen hat er den Radies-herzog, der ein unartiger, auffässiger Mensch zu seyn scheint, in die Flucht geschlagen und hei! wie er ihm nachsprang durchs Fenster! du hättest das nur sehen sollen! — Ich glaube auch nicht, daß mein Daucus Carota sich aus deinen Waffen etwas machen wird, er scheint ein fester Mann, dem Verse, sind sie auch noch so fein und spitzig, nicht viel anhaben können. — Nun also, lieber Amandus, füge dich in dein Schicksal wie ein frommer Mensch und nimm es nicht übel, daß ich nicht deine Frau, sondern vielmehr Königin werde. Sey aber getrost, ich werde immer deine wohlaffektionirte Freundin bleiben und willst du künftig bei der Carottengarde, oder da du nicht sowohl die Waffen als die Wissenschaften liebst, bei der Pastinakakademie oder bei dem Kürbisministerium angestellt seyn, so kostet dichs nur ein Wort und dein Glück ist gemacht. Lebe wohl und sey nicht böse auf deine

sonstige Braut, jetzt aber wohlmeinende
Freundin und künftige Königin
Anna von Zabelthau
(bald aber nicht mehr von Zabelthau, sondern bloß Anna.)

N. S. Auch mit den schönsten virginischen Blättern sollst du gehörig versorgt werden, du kannst dich darauf festiglich verlassen. So wie ich beinahe vermuthen muß, wird zwar an meinem Hofe gar nicht geraucht werden, deshalb sollen aber doch sogleich nicht weit vom Thron unter meiner besondern Aufsicht einige Beete mit Virginischem Taback angepflanzt werden. Das erfordert die Kultur und die Moral und mein Daucuschen soll darüber ein besonderes Gesetz schreiben lassen.

Fünftes Kapitel.

In welchem von einer fürchterlichen Katastrophe Nachricht gegeben und mit dem weitern Verlauf der Dinge fortgefahren wird.

Fräulein Aennchen hatte gerade ihr Schreiben an den Herrn Amandus von Nebelstern fortgesendet, als Herr Dapsul von Zabelthau hereintrat und mit dem weinerlichsten Ton des tiefsten Schmerzes begann: „O meine Tochter Anna! auf welche schändliche Weise sind wir beide betrogen! Dieser Verruchte, der dich in seine Schlingen verlockte, der mir weißmachte, er sey der Baron Porphyrio Ockerodastes, genannt Corduanspitz, Sprößling jenes illüstren Stammes, den der überherrliche Gnome Tsilmenech im Bündniß schuf mit der edlen corduanischen Aebtissin, dieser Verruchte — erfahr es und sinke ohnmächtig nieder! — er ist selbst ein Gnome, aber jenes niedrigsten Geschlechts, das die Gemüse bereitet! — Jener Gnome Tsilmenech war von dem edelsten Geschlecht, nämlich von dem, dem die Pflege der Diamanten anvertraut ist. Dann kommt das Geschlecht derer, die im Reich des Metallkönigs die Metalle bereiten, dann folgen die Blumisten, die deshalb nicht so vornehm sind, weil sie von den Sylphen abhängen. Die schlechtesten und unedelsten sind aber die Gemüsegnomen, und nicht allein daß der betrügerische Corduanspitz ein solcher Gnome ist, nein er ist König dieses Geschlechts und heißt Daucus Carota!" —

Fräulein Aennchen sank keinesweges in Ohnmacht, erschrack auch nicht im allermindesten, sondern lächelte den lamentirenden Papa ganz freundlich an; der geneigte Leser weiß schon warum! — Als nun aber der Herr Dapsul von Zabelthau sich darüber höchlich verwunderte und immer mehr in Fräulein Aennchen drang, doch nur um des Himmelswillen ihr fürchterliches Geschick einzusehen und sich zu grämen, da glaubte Fräulein Aennchen nicht länger das ihr anvertraute Geheimniß bewahren zu dürfen. Sie erzählte dem Herrn Dapsul von Zabelthau, wie der sogenannte Herr Baron von Corduanspitz ihr längst selbst seinen eigentlichen Stand entdeckt und seit der Zeit ihr so liebenswürdig vorgekommen sey, daß sie durchaus gar keinen andern Gemahl wünsche. Sie beschrieb dann ferner all' die wunderbaren Schönheiten des Gemüsreichs, in das sie König Daucus Carota der Erste eingeführt, und vergaß nicht die seltsame Anmuth der mannigfachen Bewohner dieses Reichs gehörig zu rühmen.

Herr Dapsul von Zabelthau schlug einmal über das andere die Hände zusammen und weinte sehr über die tückische Bosheit des Gnomenkönigs, der die künstlichsten, ja für ihn selbst gefährlichsten Mittel angewandt, die unglückselige Anna hinabzuziehen in sein finsteres dämonisches Reich. —

„So herrlich, erklärte jetzt Herr Dapsul von Zabelthau der aufhorchenden Tochter, so herrlich, so ersprießlich die Verbindung irgend eines Elementargeistes mit einem menschlichen Prinzip seyn könne, so sehr die Ehe des Gnomen Tsilmenech mit der Magdalena de la Croix davon ein Beispiel gebe, weshalb denn auch der verrätherische Daucus Carota ein Sprößling dieses Stammes zu sein behauptet, so ganz anders verhalte es sich doch mit den Königen und Fürsten dieser Geistervölkerschaften. Wären die Salamanderkönige bloß zornig, die Sylphenkönige bloß hoffärtig, die Undinenköniginnen bloß sehr verliebt und eifersüchtig, so wären dagegen die Gnomenkönige tückisch, boshaft und grausam; bloß um sich an den Erdenkindern zu rächen, die ihnen Vasallen entführt, trachteten sie darnach irgend eines zu verlocken, das dann die menschliche Natur ganz ablege und eben so mißgestaltet wie die Gnomen selbst, hinunter müsse in die Erde und nie wieder zum Vorschein komme.“

Fräulein Aennchen schien all' das Nachtheilige, dessen Herr Dapsul von Zabelthau ihren lieben Daucus beschuldigte, gar nicht recht glauben zu wollen, vielmehr begann sie noch einmal von den Wundern des schönen Gemüsreichs zu sprechen, über das sie nun bald zu herrschen gedenke.

„Verblendetes, rief aber nun Herr Dapsul von Zabelthau voller Zorn, verblendetes thörichtes Kind! — Trauest du deinem Vater nicht so viel kabbalistische Weisheit zu, daß er nicht wissen sollte, wie alles, was der verruchte Daucus Carota dir vorgegaukelt hat, nichts ist, als Lug und Trug? — Doch du glaubst mir nicht, um dich mein einziges Kind zu retten, muß ich dich überzeugen, diese Ueberzeugung verschaffe ich dir aber durch die verzweifeltsten Mittel. — Komm mit mir!“ —

Zum zweitenmal mußte nun Fräulein Aennchen mit dem Papa den astronomischen Thurm besteigen. Aus einer großen Schachtel holte Herr Dapsul von Zabelthau eine Menge gelbes, rothes, weißes und grünes Band hervor, und umwickelte damit unter seltsamen Ge-

remonien Fräulein Aennchen von Kopf bis zu Fuß. Mit sich selbst that er ein gleiches und nun nahten beide, Fräulein Aennchen und der Herr Dapsul von Zabelthau sich behutsam dem seidnen Pallast des Königs Daucus Carota des Ersten. Fräulein Aennchen mußte auf Geheiß des Papas mit der mitgebrachten feinen Scheere eine Nath auftrennen und durch die Oeffnung hineinkucken.

Hilf Himmel! was erblickte sie statt des schönen Gemüsegartens statt der Carottengarde, der Plümagedamen, der Lavendelpagen, der Sallatprinzen und alles dessen, was ihr so wunderbar herrlich erschienen war? — In einen tiefen Pfuhl sah sie hinab, der mit einem farblosen ekelhaften Schlamm gefüllt schien. Und in diesem Schlamm regte und bewegte sich allerlei häßliches Volk aus dem Schooß der Erde. Dicke Regenwürmer ringelten sich langsam durcheinander, während käferartige Thiere ihre kurzen Beine ausstreckend schwerfällig fortkrochen. Auf ihrem Rücken trugen sie große Zwiebeln, die hatten aber häßliche menschliche Gesichter und grinsten und schielten sich an mit trüben gelben Augen und suchten sich mit den kleinen Krallen, die ihnen dicht an die Ohren gewachsen waren, bei den langen krummen Nasen zu packen und hinunterzuziehen in den Schlamm, während lange nackte Schnecken in ekelhafter Trägheit sich durcheinander wälzten und ihre langen Hörner emporstreckten aus der Tiefe. — Fräulein Aennchen wäre bei dem scheußlichen Anblick vor Grauen bald in Ohnmacht gesunken. Sie hielt beide Hände vor's Gesicht und rannte schnell davon. —

„Siehst du nun wohl, sprach darauf der Herr Dapsul von Zabelthau zu ihr, siehst du nun wohl, wie schändlich dich der abscheuliche Daucus Carota betrogen hat, da er dir eine Herrlichkeit zeigte, die nur ganz kurze Zeit dauert? — O! Festkleider ließ er seine Vasallen anziehen und Staatsuniformen seine Garden, um dich zu verlocken mit blendender Pracht! Aber nun hast du das Reich im Negligé geschaut, das du beherrschen wirst und bist du nun einmal die Gemahlin des entsetzlichen Daucus Carota, so mußt du in dem unterirdischen Reiche bleiben und kommst nie mehr auf die Oberfläche der Erde! — Und wenn — ach — ach! was muß ich erblicken, ich unglückseligster der Väter!“ —

Der Herr Dapsul von Zabelthau gerieth nun plötzlich so außer sich, daß Fräulein Aennchen wohl errathen konnte, es müsse noch ein

neues Unglück im Augenblick hereingebrochen seyn. Sie fragte ängstlich, worüber denn der Papa so entsetzlich lamentire; der konnte aber vor lauter Schluchzen nichts als stammeln: — O — o — To — ch — ter — wie — si — ehst — d — u — a — u — s! Fräulein Aennchen rannte ins Zimmer, sah in den Spiegel und fuhr zurück von jähem Todesschreck erfaßt. —

Sie hatte Ursache dazu, die Sache war diese: eben als Herr Dapsul von Zabelthau der Braut des Königs Daucus Carota die Augen öffnen wollte über die Gefahr, in der sie schwebe nach und nach ihr Ansehen, ihre Gestalt zu verlieren und sich allmälig umzuwandeln in das wahrhafte Bild einer Gnomenkönigin, da gewahrte er, was schon Entsetzliches geschehen. Viel dicker war Aennchens Kopf geworden und safrangelb ihre Haut, so daß sie jetzt schon hinlänglich garstig erschien. War nun auch Fräulein Aennchen nicht gar besonders eitel, so fühlte sie sich doch Mädchen genug, um einzusehen, daß Häßlichwerden das allergrößeste entsetzlichste Unglück sey, das einen hienieden treffen könne. Wie oft hatte sie an die Herrlichkeit gedacht, wenn sie künftig als Königin mit der Krone auf dem Haupte in atlassenen Kleidern, mit diamantnen und goldnen Ketten und Ringen geschmückt in der achtspännigen Karosse an der Seite des Gemahls Sonntags nach der Kirche fahren und alle Weiber, des Schulmeisters Frau nicht ausgenommen, in Erstaunen setzen, ja auch wohl der stolzen Gutsherrschaft des Dorfs, zu dessen Kirchsprengel Dapsulheim gehörte, Respekt einflößen werde; ja! — wie oft hatte sie sich in solchen und andern exzentrischen Träumen gewiegt! — Fräulein Aennchen zerfloß in Thränen! —

„Anna — meine Tochter Anna, komme sogleich zu mir herauf!“ So rief Herr Dapsul von Zabelthau durch das Sprachrohr herab. —

Fräulein Aennchen fand den Papa angethan in einer Art von Bergmannstracht. Er sprach mit Fassung: „Gerade wenn die Noth am größten, ist die Hülfe oft am nächsten. Daucus Carota wird, wie ich so eben ermittelt, heute, ja wohl bis morgen Mittag nicht seinen Pallast verlassen. Er hat die Prinzen des Hauses, die Minister und andere Große des Reichs versammelt, um Rath zu halten über den künftigen Winterkohl. Die Sitzung ist wichtig und wird vielleicht so lange dauern, daß wir dieses Jahr gar keinen Winterkohl bekommen werden. Diese Zeit, wenn Daucus Carota in seine

Regierungsarbeit vertieft auf mich und meine Arbeit nicht zu merken vermag, will ich benutzen, um eine Waffe zu bereiten, mit der ich vielleicht den schändlichen Gnomen bekämpfe und besiege, so daß er entweichen und dir die Freiheit lassen muß. Blicke, während ich hier arbeite, unverwandt durch jenen Tubus nach dem Gezelt und meld' es mir ungesäumt, wenn du bemerkst, daß jemand hinausschaut oder gar hinausschreitet." — Fräulein Aennchen that wie ihr geboten, das Gezelt blieb aber verschlossen; nur vernahm sie, unerachtet Herr Dapsul von Zabelthau wenige Schritte hinter ihr stark auf Metallplatten hämmerte, oft ein wildes verwirrtes Geschrei, das aus dem Gezelt zu kommen schien und dann helle klatschende Töne, gerade als würden Ohrfeigen ausgetheilt. Sie sagte das dem Herrn Dapsul von Zabelthau, der war damit sehr zufrieden und meinte, je toller sie sich dort drinnen unter einander zankten, desto weniger könnten sie bemerken, was draußen geschmiedet würde zu ihrem Verderben. —

Nicht wenig verwunderte sich Fräulein Aennchen, als sie gewahrte, daß der Herr Dapsul von Zabelthau ein Paar ganz allerliebste Kochtöpfe und eben solche Schmorpfannen aus Kupfer gehämmert hatte. Als Kennerin überzeugte sie sich, daß die Verzinnung außerordentlich gut gerathen, daß der Papa daher die den Kupferschmieden durch die Gesetze auferlegte Pflicht gehörig beobachtet habe und fragte, ob sie das feine Geschirr nicht mitnehmen könne zum Gebrauch in der Küche? Da lächelte aber Herr Dapsul von Zabelthau geheimnißvoll und erwiederte weiter nichts, als: zur Zeit, zur Zeit, meine Tochter Anna, gehe jetzt herab, mein geliebtes Kind! und erwarte ruhig, was sich morgen weiteres in unserm Hause begeben wird. —

Herr Dapsul von Zabelthau hatte gelächelt und das war es, was dem unglückseligen Aennchen Hoffnung einflößte und Vertrauen.

Andern Tages, als die Mittagszeit nahte, kam Herr Dapsul von Zabelthau herab mit seinen Kochtöpfen und Schmorpfannen, begab sich in die Küche und gebot dem Fräulein Aennchen nebst der Magd hinauszugehen, da er allein heute das Mittagsmahl bereiten wolle. Dem Fräulein Aennchen legte er es besonders ans Herz, gegen den Corduanspitz, der sich wohl bald einstellen werde, so artig und liebevoll zu seyn als nur möglich.

Corduanspitz oder vielmehr König Daucus Carota der Erste kam auch wirklich bald und hatte er sonst schon verliebt genug gethan, so

schien er heute ganz Entzücken und Wonne. Zu ihrem Entsetzen bemerkte Fräulein Aennchen, wie sie schon so klein geworden, daß Daucus sich ohne große Mühe auf ihren Schooß schwingen und sie herzen und küßen konnte, welches die Unglückliche dulden mußte trotz ihres tiefen Abscheus gegen den kleinen abscheulichen Unhold.

Endlich trat Herr Dapsul von Zabelthau ins Zimmer und sprach: O mein vortrefflichster Porphyrio von Ockerodastes, möchten Sie sich nicht mit mir und meiner Tochter in die Küche begeben, um zu beobachten, wie schön und wirthlich Ihre künftige Gemahlin alles darin eingerichtet hat?

Noch niemals hatte Fräulein Aennchen in des Papas Antlitz den hämischen schadenfrohen Blick bemerkt, mit dem er den kleinen Daucus beim Arm faßte und beinahe mit Gewalt hinauszog aus der Stube in die Küche. Fräulein Aennchen folgte auf den Wink des Vaters.

Das Herz kochte dem Fräulein Aennchen im Leibe, als sie das herrlich knisternde Feuer, die glühenden Kohlen, die schmucken kupfernen Kochtöpfe und Schmorpfannen auf dem Heerde bemerkte. So wie der Herr Dapsul von Zabelthau den Corduanspitz dicht heran führte an den Heerd, da begann es stärker und stärker in den Töpfen und Pfannen zu zischen und zu brodeln und das Zischen und Brodeln wurde zu ängstlichem Winseln und Stöhnen. Und aus einem Kochtopfe heulte es heraus: O Daucus Carota! o mein König, rette deine getreuen Vasallen, rette uns arme Mohrrüben! — Zerschnitten, in schnödes Wasser geworfen, mit Butter und Salz gefüttert zu unserer Qual schmachten wir in unnennbarem Leid, das edle Petersilienjünglinge mit uns theilen! Und aus der Schmorpfanne klagte es: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vasallen, rette uns arme Mohrrüben! — In der Hölle braten wir und so wenig Wasser gab man uns, daß der fürchterliche Durst uns zwingt unser eignes Herzblut zu trinken. Und aus einem andern Kochtopf wimmerte es wieder: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vasallen, rette uns arme Mohrrüben! — Ausgehöhlt hat uns ein grausamer Koch, unser Innerstes zerhackt und es mit allerlei fremdartigem Zeug von Eiern, Sahne und Butter wieder hineingestopft, so daß alle unsere Gesinnungen und sonstige Verstandeskräfte in Konfusion gerathen und wir selbst nicht mehr wissen, was wir denken!

Und nun heulte und schrie es aus allen Kochtöpfen und Schmorpfannen durcheinander: O Daucus Carota, mächtiger König, rette o rette deine getreue Vasallen, rette uns arme Mohrrüben! Da kreischte Corduanspitz laut auf: „Verfluchtes dummes Narrenspiel!“ schwang sich mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit auf den Heerd, schaute in einen der Kochtöpfe und plumpte plötzlich hinein. Rasch sprang Herr Dapsul von Zabelthau hinzu und wollte den Deckel des Topfs schließen, indem er aufjauchzte: „Gefangen!“ Doch mit der Schnellkraft einer Spiralfeder fuhr Corduanspitz aus dem Topfe in die Höhe und gab dem Herrn Dapsul von Zabelthau ein Paar Maulschellen, daß es krachte, indem er rief: „Einfältiger naseweiser Kabbalist, dafür sollst du büßen! — Heraus, heraus ihr Jungen allzumal!“

Und da brauste es aus allen Töpfen, Tiegeln und Pfannen heraus wie das wilde Heer und hundert und hundert kleine fingerlange garstige Kerlchen hakten sich fest an dem ganzen Leibe des Herrn Dapsul von Zabelthau und warfen ihn rücklings nieder in eine große Schüssel und richteten ihn an, indem sie aus allen Geschirren die Brühen über ihn ausgossen und ihn mit gehackten Eiern, Muskatenblüthen und geriebener Semmel bestreuten. Dann schwang sich Daucus Carota zum Fenster hinaus und seine Vasallen thaten ein gleiches.

Entsetzt sank Fräulein Aennchen bei der Schüssel nieder, auf der der arme Papa angerichtet lag; sie hielt ihn für todt, da er durchaus nicht das mindeste Lebenszeichen von sich gab. Sie begann zu klagen: „Ach mein armer Papa — ach nun bist du todt, und nichts rettet mich mehr vom höllischen Daucus!“ Da schlug aber Herr Dapsul von Zabelthau die Augen auf, sprang mit verjüngter Kraft aus der Schüssel und schrie mit einer entsetzlichen Stimme, wie sie Fräulein Aennchen noch niemals von ihm vernommen: „Ha verruchter Daucus Carota, noch sind meine Kräfte nicht erschöpft! — Bald sollst du fühlen, was der einfältige naseweise Kabbalist vermag!“ — Schnell mußte Fräulein Aennchen ihm mit dem Küchenbesen die gehackten Eier, die Muskatenblüthen, die geriebene Semmel abkehren, dann ergriff er einen kupfernen Kochtopf, stülpte ihn wie einen Helm auf den Kopf, nahm eine Schmorpfanne in die linke, in die rechte Hand aber einen großen eisernen Küchenlöffel und sprang so gewaffnet und gewappnet hinaus ins Freie. Fräulein Aennchen gewahrte, wie Herr Dapsul von Zabelthau im gestrecktesten Lauf nach Corduanspitzes Gezelt

rannte und doch nicht von der Stelle kam. Darüber vergingen ihr die Sinne.

Als sie sich erholte, war Herr Dapsul von Zabelthau verschwunden und sie gerieth in entsetzliche Angst als er den Abend, die Nacht, ja den andern Morgen nicht wiederkehrte. Sie mußte den noch schlimmern Ausgang eines neuen Unternehmens vermuthen.

Sechstes Kapitel.

Welches das letzte und zugleich das erbaulichste ist von allen.

In tiefes Leid versenkt saß Fräulein Aennchen einsam in ihrem Zimmer als die Thüre aufging und niemand anders hineintrat, als der Herr Amandus von Nebelstern. Ganz Reue und Schaam vergoß Fräulein Aennchen einen Thränenstrom und bat in den kläglichsten Tönen: „O mein herzlieber Amandus, verzeihe doch nur, was ich dir in meiner Verblendung geschrieben! Aber ich war ja verhext und bin es wohl noch. Rette mich, rette mich mein Amandus! — Gelb seh' ich aus und garstig, das ist Gott zu klagen, aber mein treues Herz habe ich bewahrt und will keine Königsbraut seyn!" —

„Ich weiß nicht, erwiderte Amandus von Nebelstern, ich weiß nicht, worüber Sie so klagen, mein bestes Fräulein, da Ihnen das schönste, herrlichste Loos beschieden." — „O spotte nicht, rief Fräulein Aennchen, ich bin für meinen einfältigen Stolz, eine Königin werden zu wollen, hart genug bestraft!" —

„In der That, sprach Herr Amandus von Nebelstern weiter, ich verstehe Sie nicht, mein theures Fräulein? — Soll ich aufrichtig seyn, so muß ich bekennen, daß ich über Ihren letzten Brief in Wuth gerieth und Verzweiflung. Ich prügelte den Burschen, dann den Pudel, zerschmiß einige Gläser — und Sie wissen, mit einem racheschnaubenden Studenten treibt man keinen Spaß! Nachdem ich mich aber ausgetobt, beschloß ich hierher zu eilen, um mit eignen Augen zu sehen, wie, warum und an wen ich die geliebte Braut verloren. — Die Liebe kennt nicht Stand nicht Rang, ich wollte selbst den König Daucus Carota zur Rede stellen und ihn fragen, ob das Tusch seyn solle oder nicht, wenn er meine Braut heirathe. — Alles gestaltete sich hier indessen anders. Als ich nämlich bei dem schönen Gezelt vorüberging, das draußen aufgeschlagen, trat König Daucus Carota aus

demselben heraus und bald gewahrte ich, daß ich den liebenswürdigsten Fürsten vor mir hatte, den es geben mag, wiewohl mir bis jetzt noch eben keiner vorgekommen: denn denken Sie sich, mein Fräulein, er spürte gleich in mir den sublimen Poeten, rühmte meine Gedichte, die er noch nicht gelesen, über alle Maaßen und machte mir den Antrag, als Hofpoet in seine Dienste zu gehen. Ein solches Unterkommen war seit langer Zeit meiner feurigsten Wünsche schönstes Ziel, mit tausend Freuden nahm ich daher den Vorschlag an. O mein theures Fräulein! mit welcher Begeisterung werde ich Sie besingen! Ein Dichter kann verliebt seyn in Königinnen und Fürstinnen, oder vielmehr es gehört zu seinen Pflichten, eine solche hohe Person zur Dame seines Herzens zu erkiesen und verfällt er darüber in einigen Aberwitz, so ergiebt sich eben daraus das göttliche Delirium, ohne das keine Poesie bestehen mag und niemand darf sich über die vielleicht etwas seltsamen Gebehrden des Dichters wundern, sondern vielmehr an den großen Tasso denken, der auch etwas am allgemeinen Menschenverstande gelitten haben soll, da er sich verliebt hatte in die Prinzessin Leonore d'Este. — Ja, mein theures Fräulein, sind Sie auch bald eine Königin, so sollen Sie doch die Dame meines Herzens bleiben, die ich bis zu den hohen Sternen erheben werde in den sublimsten göttlichsten Versen!" —

„Wie, du hast ihn gesehen, den hämischen Kobold und er hat" — so brach Fräulein Aennchen los im tiefsten Erstaunen, doch in dem Augenblick trat er selbst, der kleine gnomische König hinein, und sprach mit dem zärtlichsten Ton: „O meine süße liebe Braut, Abgott meines Herzens, fürchten Sie ja nicht, daß ich der kleinen Unschicklichkeit halber, die Herr Dapsul von Zabelthau begangen, zürne. Nein! — schon deshalb nicht, weil eben dadurch mein Glück befördert worden, so daß, wie ich gar nicht gehofft, schon morgen meine feierliche Vermählung mit Ihnen, Holdeste! erfolgen wird. Gern werden Sie es sehen, daß ich den Herrn Amandus von Nebelstern zu unserm Hofpoeten erkoren und ich wünsche, daß er gleich eine Probe seines Talentes ablegen und uns eins vorsingen möge. Wir wollen aber in die Laube gehen, denn ich liebe die freie Natur, ich werde mich auf Ihren Schooß setzen und Sie können mich, geliebteste Braut, während des Gesanges etwas im Kopfe krauen, welches ich gern habe bei solcher Gelegenheit!" —

Fräulein Aennchen ließ erstarrt vor Angst und Entsetzen alles geschehen. Daucus Carota setzte sich draußen in der Laube auf ihren Schooß, sie kratzte ihn im Kopfe und Herr Amandus von Nebelstern begann, sich auf der Guitarre begleitend, das erste der zwölf Dutzend Lieder, die er sämmtlich selbst gedichtet und komponirt und in ein dickes Buch zusammengeschrieben hatte.

Schade ist es, daß in der Chronik von Dapsulheim, aus der diese ganze Geschichte geschöpft, diese Lieder nicht aufgeschrieben, sondern nur bemerkt worden, daß vorübergehende Bauern stehen geblieben und neugierig gefragt, was für ein Mensch denn in der Laube des Herrn Dapsul von Zabelthau solche Qualen litte, daß er solch entsetzliche Schmerzeslaute von sich geben müsse.

Daucus Carota wand und krümmte sich auf Fräulein Aennchens Schooß und stöhnte und winselte immer jämmerlicher, als litte er an fürchterlichem Bauchgrimmen. Auch glaubte Fräulein Aennchen zu ihrem nicht geringen Erstaunen zu bemerken, daß Corduanspitz während des Gesanges immer kleiner und kleiner wurde. Endlich sang Herr Amandus von Nebelstern (das einzige Lied steht wirklich in der Chronik) folgende sublime Verse:

Ha! wie singt der Sänger froh!
Blüthendüfte, blanke Träume,
Ziehn durch ros'ge Himmelsräume,
Seelig, himmlisch Irgendwo!
Ja du goldnes Irgendwo,
Schwebst im holden Regenbogen,
Hausest dort auf Blumenwogen,
Bist ein kindliches so so!
Hell Gemüth, ein Herz so so,
Mag nur lieben, mag nur glauben,
Tändeln, girren mit den Tauben,
Und das singt der Sänger froh.
Seel'gem fernem Irgendwo
Zieht er nach durch goldne Räume,
Ihn umschweben süße Träume
Und er wird ein ew'ges So!
Geht ihm auf der Sehnsucht wo,
Lodern bald die Liebesflammen,
Gruß und Kuß, ein traut Zusammen
Und die Blüthen, Düfte, Träume,
Lebens, Liebens, Hoffens Keime
Und —

Laut kreischte Daucus Carota auf, schlüpfte zum kleinen, kleinen Mohrrübchen geworden, herab von Aennchens Schooß und in die Erde hinein, so daß er in einem Moment spurlos verschwunden. Da stieg auch der graue Pilz, der dicht neben der Rasenbank in der Nacht gewachsen schien, in die Höhe, der Pilz war aber nichts anders als die graue Filzmütze des Herrn Dapsul von Zabelthau und er selbst steckte darunter und fiel dem Herrn Amandus von Nebelstern stürmisch an die Brust und rief in der höchsten Extase: „O mein theuerster, bester, geliebtester Herr Amandus von Nebelstern! Sie haben mit Ihrem kräftigen Beschwörungsgedicht meine ganze kabbalistische Weisheit zu Boden geschlagen. Was die tiefste magische Kunst, was der kühnste Muth des verzweifelnden Philosophen nicht vermochte, das gelang Ihren Versen, die wie das stärkste Gift dem verrätherischen Daucus Carota in den Leib fuhren, so daß er trotz seiner gnomischen Natur vor Bauchgrimmen elendiglich umkommen müssen, wenn er sich nicht schnell gerettet hätte in sein Reich! Befreit ist meine Tochter Anna, befreit bin ich von dem schrecklichen Zauber der mich hier gebannt hielt, so daß ich ein schnöder Pilz scheinen und Gefahr laufen mußte, von den Händen meiner eignen Tochter geschlachtet zu werden! — Denn die Gute vertilgt schonungslos mit scharfem Spaten alle Pilze in Garten und Feld, wenn sie nicht gleich ihren edlen Charakter an den Tag legen wie die Champignons. Dank, meinen innigsten heißesten Dank und — nicht wahr mein verehrtester Herr von Nebelstern, es bleibt alles beim Alten Rücksichts meiner Tochter? — Zwar ist sie, dem Himmel sey es geklagt, um ihr hübsches Ansehn durch die Schelmerei des feindseligen Gnomen betrogen worden, Sie sind indessen viel zu sehr Philosoph um —" „O Papa, mein bester Papa, jauchzte Fräulein Aennchen, schauen Sie doch nur hin, schauen Sie doch nur hin, der seidne Pallast ist ja verschwunden. Er ist fort, der häßliche Unhold mit sammt seinem Gefolge von Sallatprinzen und Kürbisministern und was weiß ich sonst alles!" — Und damit sprang Fräulein Aennchen fort nach dem Gemüsegarten. Herr Dapsul von Zabelthau lief der Tochter nach so schnell es gehen wollte und Herr Amandus von Nebelstern folgte, indem er für sich in den Bart hinein brummte: Ich weiß gar nicht, was ich von dem allem denken soll, aber so viel will ich fest behaupten, daß der kleine garstige Mohrrübenkerl ein unverschämter prosaischer Schlingel ist, aber kein dichte-

rischer König, denn sonst würde er bei meinem sublimsten Liede nicht Bauchgrimmen bekommen und sich in die Erde verkrochen haben.

— Fräulein Aennchen fühlte, als sie in dem Gemüsegarten stand, wo keine Spur eines grünenden Hälmchens zu finden, einen entsetzlichen Schmerz in dem Finger, der den verhängnißvollen Ring trug. Zu gleicher Zeit ließ sich ein herzzerschneidender Klagelaut aus der Tiefe vernehmen und es kuckte die Spitze einer Mohrrübe hervor. Schnell streifte Fräulein Aennchen, von ihrer Ahnung richtig geleitet, den Ring, den sie sonst nicht vom Finger bringen können, mit Leichtigkeit ab, steckte ihn der Mohrrübe an, diese verschwand und der Klagelaut schwieg. Aber o Wunder! sogleich war auch Fräulein Aennchen hübsch wie vorher, wohlproportionirt und so weiß, als man es nur von einem wirthlichen Landfräulein verlangen kann. Beide, Fräulein Aennchen und Herr Dapsul von Zabelthau jauchzten sehr, während Herr Amandus von Nebelstern ganz verduzt da stand, und immer noch nicht wußte, was er von allem denken sollte. —

Fräulein Aennchen nahm der herbeigelaufenen Großmagd den Spaten aus der Hand und schwang ihn mit dem jauchzenden Ausruf: „Nun laß uns arbeiten!" in den Lüften, aber so unglücklich, daß sie den Herrn Amandus von Nebelstern hart vor den Kopf (gerade da, wo das Sensorium commune sitzen soll) traf, so daß er wie todt niederfiel. Fräulein Aennchen schleuderte das Mordinstrument weit weg, warf sich neben dem Geliebten nieder und brach aus in verzweifelnden Schmerzeslauten, während die Großmagd eine ganze Gießkanne voll Wasser über ihn ausgoß und Herr Dapsul von Zabelthau schnell den astronomischen Thurm bestieg, um in aller Eil die Gestirne zu befragen, ob Herr Amandus von Nebelstern wirklich todt sey. Nicht lange dauerte es indessen, als Herr Amandus von Nebelstern die Augen wieder aufschlug, aufsprang, so durchnäßt wie er war, Fräulein Aennchen in seine Arme schloß und mit allem Entzücken der Liebe rief: „o mein bestes theuerstes Aennchen! nun haben wir uns ja wieder!" —

Die sehr merkwürdige, kaum glaubliche Wirkung dieses Vorfalls auf das Liebespaar zeigte sich sehr bald. Beider Sinn war auf eine seltsame Weise geändert.

Fräulein Aennchen hatte einen Abscheu gegen das Handhaben des Spatens bekommen und herrschte wirklich wie eine ächte Königin

über das Gemüsreich, da sie dafür mit Liebe sorgte, daß ihre Vasallen gehörig gehegt und gepflegt wurden, ohne dabei selbst Hand anzulegen, welches sie treuen Mägden überließ. Dem Herrn Amandus von Nebelstern kam dagegen alles, was er gedichtet, sein ganzes poetisches Streben, höchst albern und aberwitzig vor, und vertiefte er sich in die Werke der großen, wahren Dichter der ältern und neuern Zeit, so erfüllte wohlthuende Begeisterung so sein Inneres ganz und gar, daß kein Platz übrig blieb für einen Gedanken an sein eignes Ich. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß ein Gedicht etwas anderes seyn müsse, als der verwirrte Wortkram, den ein nüchternes Delirium zu Tage fördert, und wurde, nachdem er alle Dichtereien, mit denen er sonst sich selbst belächelnd und verehrend, vornehm gethan, ins Feuer geworfen, wieder ein besonnener, in Herz und Gemüth klarer Jüngling, wie er es vorher gewesen. —

Eines Morgens stieg Herr Dapsul von Zabelthau wirklich von seinem astronomischen Thurm herab, um Fräulein Aennchen und Herrn Amandus von Nebelstern nach der Kirche zur Trauung zu geleiten.

Sie führten nächstdem eine glückliche vergnügte Ehe, ob aber später aus Herrn Dapsuls ehelicher Verbindung mit der Sylphide Nehahilah noch wirklich etwas geworden, darüber schweigt die Chronik von Dapsulheim.

Die Freunde hatten, während Vinzenz las, mehrmals hell aufgelacht und waren nun darin einig, daß, wenn die Erfindung des Mährchens auch nicht eben besonders zu rühmen, doch das Ganze sich nicht sowohl im wahrhaft Humoristischen als im Drolligen rein erhalte ohne fremdartige Beimischung und eben daher ergötzlich zu nennen sey.

Was die Erfindung betrifft, sprach Vinzenz, so hat es damit eine besondere Bewandtniß. Eigentlich ist der Stoff mir gegeben, und ich darf euch nicht verschweigen, wie sich das begab. Nicht gar zu lange ist es her, als ich mich an der Tafel einer geistreichen fürstlichen Frau befand. Es war eine Dame zugegen, die einen goldnen Ring mit einem schönen Topas am Finger trug, dessen ganz seltsame altväterische Form und Arbeit Aufmerksamkeit erregte. Man glaubte, es sey

ein altes ihr werthes Erbstück und erstaunte nicht wenig, als die Dame versicherte, daß man vor ein Paar Jahren auf ihrem Gute eine Mohrrübe ausgegraben, an der jener Ring gesessen. Tief in der Erde hatte also wahrscheinlich der Ring gelegen, war bei dem Umgraben des Ackers heraufgekommen ohne gefunden zu werden und so die Mohrrübe durchgewachsen. Die Fürstin meinte, das müsse ja einen herrlichen Stoff geben zu einem Mährchen und ich möge nur gleich eins ersinnen, das eben auf den Mohrrübenring basirt sey. Ihr seht, daß mir nun der Gemüskönig mit seinen Vasallen, dessen Erfindung ich mir zuschreibe, da ihr im ganzen Gabalis oder sonst in einem andern Buche der Art, keine Spur von ihm finden werdet, ganz nahe lag. —

Nun, nahm Lothar das Wort, an keinem Serapionsabend ist wohl unsre Unterhaltung krauser und bunter gewesen, als eben heute. Gut ist es aber, daß wir aus dem graulichen Dunkel, in das wir, selbst weiß ich nicht wie hineingeriethen, uns wieder hinaus gerettet haben in den klaren heitern Tag, wiewohl uns ein etwas zu ernster, zu vorsichtiger Mann mit Recht den Vorwurf machen würde, daß all das von uns hinter einander fortgearbeitete phantastische Zeug den Sinn verwirren, ja wohl gar Kopfschmerz und Fieberanfälle erregen könne.

Mag, sprach Ottmar, mag jeder tragen was er kann, jedoch nur nicht das Maaß seiner Kraft für die Norm dessen halten, was dem menschlichen Geist überhaupt geboten werden darf. Es giebt aber sonst ganz wackre Leute, die so schwerfälliger Natur sind, daß sie den raschen Flug der erregten Einbildungskraft irgend einem krankhaften Seelenzustande zuschreiben zu müssen glauben und daher kommt es, daß man von diesem, von jenem Dichter bald sagt, er schriebe nie anders, als berauschende Getränke genießend, bald seine phantastischen Werke auf Rechnung überreizter Nerven und daher entstandenen Fiebers setzt. Wer weiß es denn aber nicht, daß jeder auf diese jene Weise erregten Seelenzustand zwar einen glücklichen genialen Gedanken, nie aber ein in sich gehaltenes, geründetes Werk erzeugen kann, das eben die größte Besonnenheit erfordert.

Theodor hatte die Freunde mit einem sehr edlen Wein bewirthet, den ihm ein Freund vom Rhein her gesendet. Er schenkte den Rest ein in die Gläser und sprach dann: Ich weiß in der That nicht, wie mir die wehmüthige Ahnung kommt, daß wir uns auf lange Zeit

trennen, vielleicht niemals wiedersehen werden, doch wird wohl das Andenken an diese Serapionsabende in unserer Seele fortleben. Frei überließen wir uns dem Spiel unsrer Laune, den Eingebungen unsrer Phantasie. Jeder sprach wie es ihm im Innersten recht aufgegangen war, ohne seine Gedanken für etwas ganz besonderes und außerordentliches zu halten oder dafür ausgeben zu wollen, wohl wissend, daß das erste Bedingniß alles Dichtens und Trachtens eben jene gemüthliche Anspruchslosigkeit ist, die allein das Herz zu erwärmen, den Geist wohlthuend anzuregen vermag. Sollte das Geschick uns nun wirklich trennen, so laßt uns auch geschieden die Regel des heiligen Serapion treu bewahren und dieß einander gelobend, das letzte Glas leeren. —

Es geschah wie Theodor geboten. —

Ende des vierten und letzten Bandes.

Inhalt des vierten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Vierter Band.

Siebenter Abschnitt.

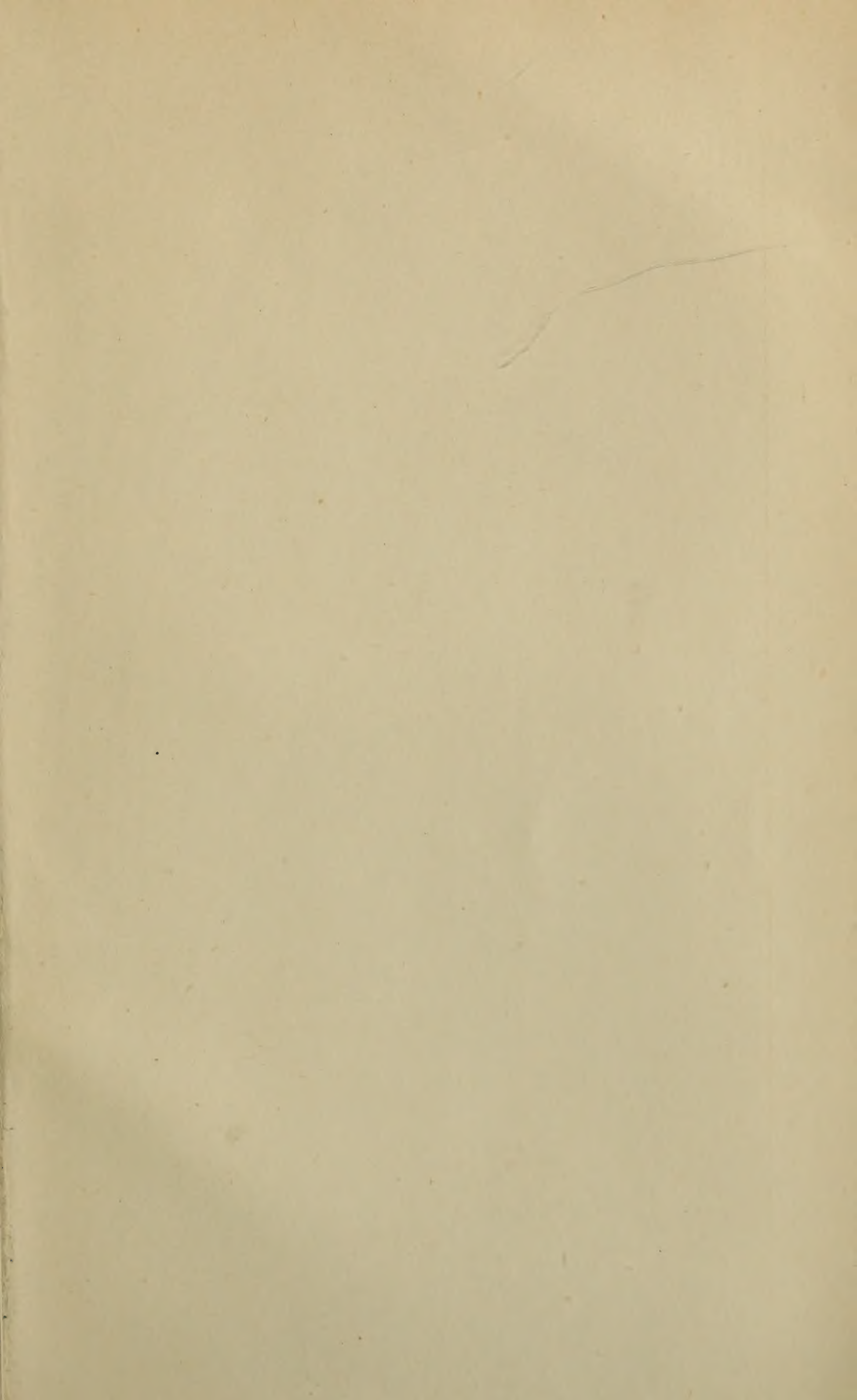
Seite

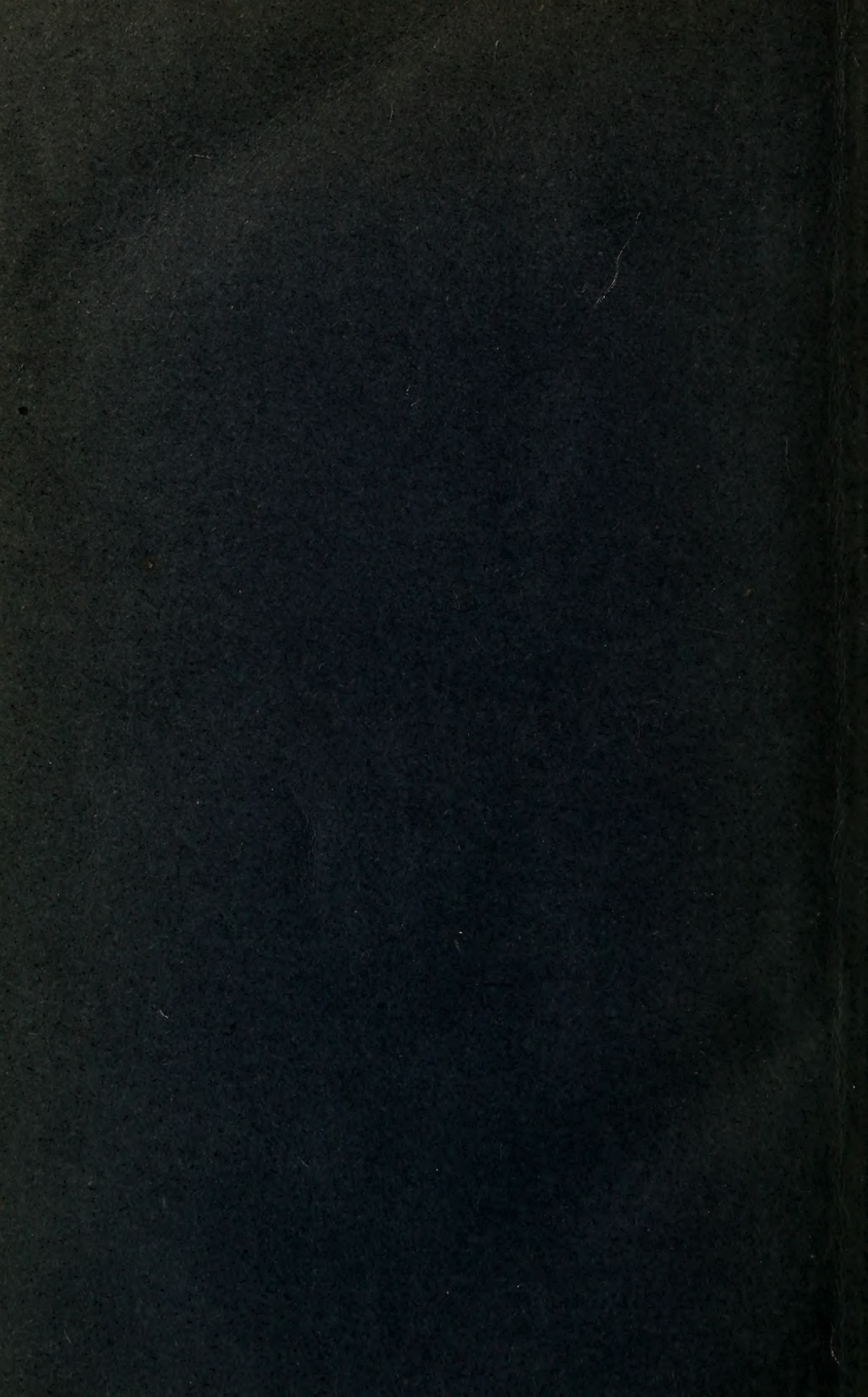
Achter Abschnitt.













BERLINER BUCHBINDEREI WÜBBEN & Co G.m.b.H. BERLIN S.W. 48.